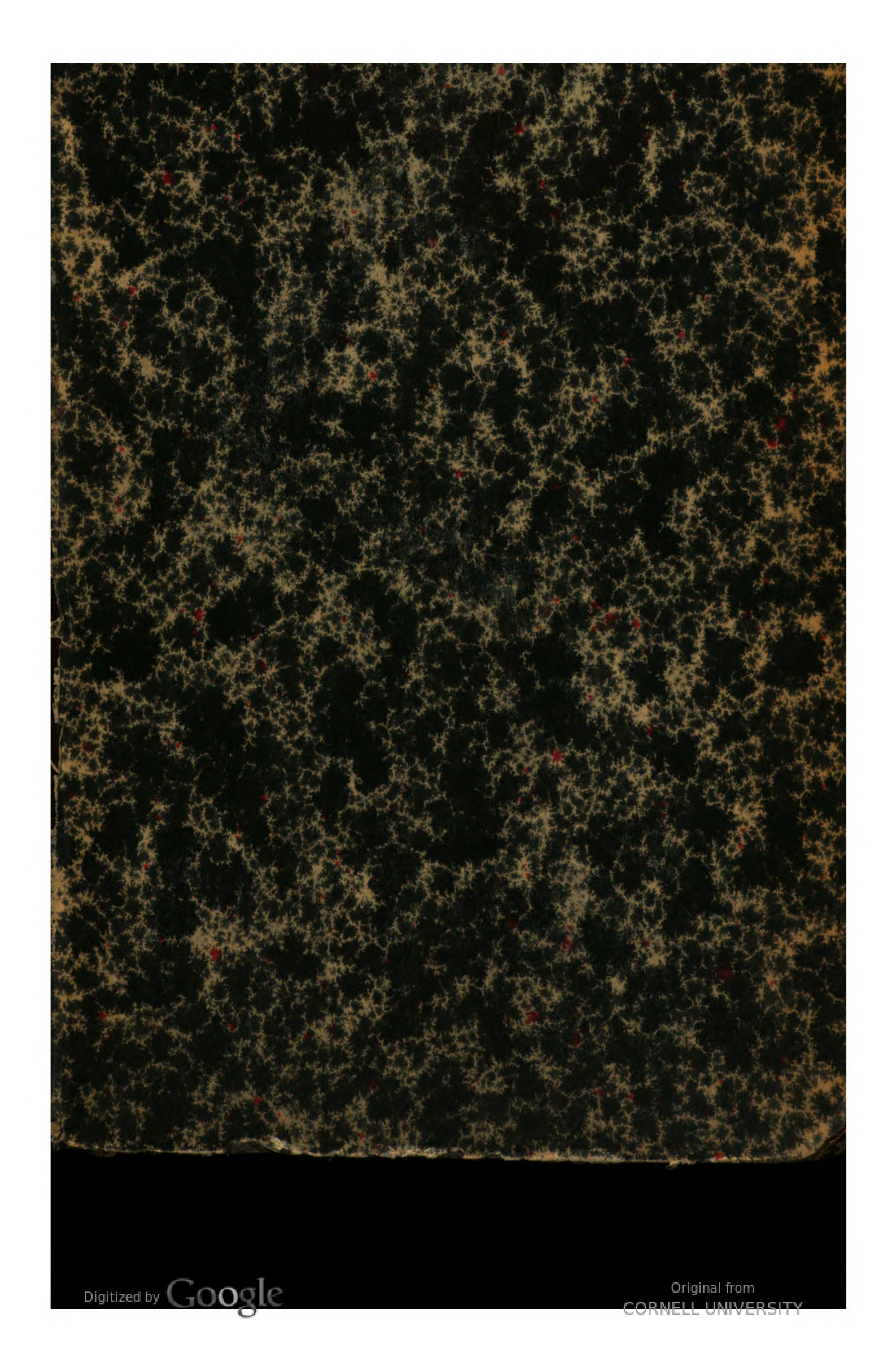
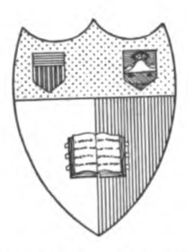





CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 366 101

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE



ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E. V.)

DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E. V.) UND DER

WIENER BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

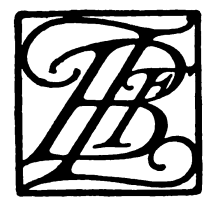
HERAUSGEGEBEN

VON

CARL SCHÜDDEKOPF UND GEORG WITKOWSKI

FÜNFTER JAHRGANG

ERSTE HÄLFTE



VERLAG UND DRUCK VON W. DRUGULIN IN LEIPZIG

1913



Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.



II. Beiblatt.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Seite 141.

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Seite 49.

Briefe.

Rundschau der Presse.

Von Prof. Dr. *Adalbert Hortzschansky.*

Seite 11, 61, 104, 155.

Von den Auktionen.

Neue erschienene und angekündigte Bücher.







Kleine Mitteilungen.

Kataloge.





Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 1913/1914

Band I.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

C

D

E

F

G

H



M

T

U

V



W

X

Z

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 1913/1914.

Band I.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

B

C

D

E

F

G

H

I

J

K

L

M





Alte Stammbücher im Besitz des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg.

Von

Dr. Heinrich Höhn in Nürnberg.

Mit 31 Abbildungen.

Die Sitte, Stammbücher zu führen, können wir in Deutschland bis in die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts zurückverfolgen. Sie wurde wahrscheinlich zuerst von den Fürsten und Edelleuten gepflegt. Diese gingen häufig darauf aus, neben dem Wappen ihres eigenen Geschlechts auch die Wappen von Freunden und Bekannten in dazu angelegten Büchern zu sammeln.[1] Patrizier, Staatsmänner, Krieger, Künstler, Gelehrte und Studenten, ja auch die Bürger und Handwerker griffen den Brauch auf, und alsbald erweiterten sich die zunächst ziemlich unpersönlich gehaltenen Wappensammlungen zu freundschaftlichen Gedenkbüchern wirklich persönlichen Charakters. Luther, Bugenhagen und Melanchthon sollen Stammbücher geführt haben. Das Stammbuch Lucas Cranachs ist noch erhalten. Von Melanchthon sind Aussprüche auf uns gekommen, die beweisen, wie lieb und wert ihm die Stammbuchsitte war, und Martin Zeiller sagt: „Das Gedächtnis der Menschen ist hinfällig; wenn man aber alle Jahre nur einmahl ein solches Stamm-Buch durchgehet, so kan man sich der an weit entlegenen Orten gemachten Freundschafft wieder erinnern, und wird auch dadurch offtmahls manche Traurigkeit vertrieben."

Schon in ihrem Äußeren wiesen die alten Stammbücher meist auf den seelischen Wert hin, den man ihnen beilegte. Feste, oft fein ornamentierte Holz-, Leder- oder Pergamenteinbände, denen sich zuweilen auch Einbände aus Seide gesellten, bildeten das Gewand, Lederbänder oder zierlich geformte Metallschließen sorgten für gute Verwahrung, und dem gleichen Zweck dienten die dauerhaften Pappkapseln. Das Papier im Innern, das mit Pergamenteinlagen zu wechseln pflegte, war gewöhnlich klar und haltbar.

Blättern wir nun in den handlichen Bänden, so erwacht uns aus ihren Sprüchen, Gedichten und Liedern, ihren bunten Wappenschildereien, ihren Landschafts- und Blumenmalereien, ihren Bildnissen, sinnvollen Allegorien und humoristischen Darstellungen gemeinsamer Erlebnisse, ihren kalligraphischen Spielereien und Stickereien, ihren Papierschnitt- und Klebearbeiten das Leben der Vergangenheit in schöner Fülle und spricht wie mit vielen hellen Stimmen auf uns ein. Mancher Wesenszug irgendeines bedeutenden Mannes, manch' Ereignis seines Lebens erscheint uns plötzlich in klarerem Licht. Wir erfahren aufs unmittelbarste, wie man sein geselliges Leben daheim und draußen führte. Moral und Unmoral enthüllen sich. Das Leben der Studenten ersteht uns in all' seinen guten und schlimmen Regungen neu. Die vielfarbige Geschichte der Tracht und der Heraldik wartet mit unterhaltsamen Varianten auf. Die Entwickelung der Sprache und Orthographie zeigt sich in charakteristischen Proben. Die Formen der Schrift entrollen ihre wandlungsreiche Historie. Dichtkunst und Musik, Graphik und Malerei spiegeln ihre zeitlichen Eigentümlichkeiten wieder und lassen zuweilen auch etwas von ihrem ewigen Gehalt ahnen, und ein mit Geist und Laune geübter Kunstdilettantismus, der so recht

[1] Vgl. Robert und Richard Keil, Die deutschen Stammbücher des XVI. bis XIX. Jahrhunderts. Berlin 1893, Seite 5.



schlagend beweist, wie sehr künstlerische Kultur einst Allgemeinbedürfnis war, läßt sein anmutiges Feuerwerk spielen. Tiefe Gläubigkeit, formfroher Humanismus, vernünftelnder Rationalismus, philosophische Denkerfreude kommen zu Wort, und Vaterlandsgefühl und Weltbürgertum lösen einander ab. Große Zeitereignisse aber wie die Reformation, der Dreißigjährige Krieg und die Freiheitskriege wirken in all' die so unendlich mannigfaltigen Äußerungen menschlichen Empfindens, Denkens und Gestaltens vielbedeutend herein. —

Aus der Erkenntnis heraus, wie wertvoll Stammbücher als Kulturdokumente sein können, hat das Germanische Museum zu Nürnberg schon seit geraumer Zeit solche Bücher gesammelt. In den letzten Jahren wurde eine Anzahl besonders gehaltreicher deutscher Stammbücher erworben. Wir wollen hier ein wenig von ihnen plaudern. Mit den frühesten unter ihnen, mit denen aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, sei begonnen.

Da ist zunächst das *Stammbuch des Ulrich Johannes Starck* aus Nürnberg mit Eintragungen von Tübingen und Nürnberg aus den Jahren 1568—1572. Es entpuppt sich bei näherem Zusehen als eine reich mit Holzschnitten ausgestattete Ausgabe der Emblemata des Andrea Alciati (Lugduni apud Guliel. Rovilium) von 1550. Die Namen angesehener Nürnberger Patriziergeschlechter wie der Haller von Hallerstein, Pfinzing, Holzschuher usw. und von Edelleuten wie der Grafen von Castell, der von Stetten, von Sperberseck, von der Leyen, von Stiber und eine stattliche Reihe von nicht weniger als 38 flott von Berufs-Stammbuchmalern gearbeiteten Wappen geben ihm das Gepräge. Die Einzeichnungen bringen in der erdrückenden Mehrzahl Sentenzen aus antiken Dichtern: Euripides, Aristoteles und Hesiod, Virgil, Sallust, Seneca und Cicero werden zitiert. Ein jeder, der im Zeitalter des Humanismus eine Universität besuchte, beeilte sich bei allen möglichen Gelegenheiten von seiner Kenntnis der Alten Kunde zu geben und in mehr oder weniger elegantem Griechisch oder Latein sein sprachliches Wissen zu bezeugen. Persönliche Empfindungen treten da natürlicherweise zurück, und es ist eine Seltenheit, wenn einer wie hier in den Worten „Non omnibus amico" individuelleres Fühlen erkennen läßt. Inmitten all' der anempfundenen antiken Weisheit aber, die sich namentlich in der Feder junger Studentlein wunderlich genug ausnimmt, leuchten dann die wenigen Beiträge in deutscher Sprache um so heller auf. Michael Epner, „fürstlicher Wirtzburgischer Kantzlei: Verwalther" zum Beispiel schreibt 1570 die kernigen Worte:

Gottes vnd guter gesellen Freund bin ich,
Aller Fuxschwentzer Feind schreib ich mich,
Wen es verdreuss, der rechnne [= räche] sich:
Kan in [= ihn] auch besten [= bestehn] zu der Frist.
Mit Gottes Hilf vnd meiner Klingen
Trau ich mir all mein Feindt zu zwingen.

Und ein Balthasar Peurl von Lonerstadt läßt neben sein Wappen ein auf einem ungemein stachlichen Igel reitendes splitternacktes hübsches Weiblein malen und setzt darüber die schelmisch moralisierenden Zeilen:

Das macht fürwiz
Das ich auff den Igel siz.

Einen Beitrag ohne jedes Wort lieferte Martin Seyfried Pfinzing: er steuerte ein trachtengeschichtlich sehr interessantes Bildchen mit zwei vornehmen Kavalieren bei, die auf einer Höhe vor blauem Himmel und im Schmucke goldgelber Hutfedern mit Würde hintereinanderherreiten (Abb. 1). — Männer, die eine besondere persönliche Beachtung verdienen, fehlen auch nicht: mit einem in Antiqua kalligraphisch schön geschriebenen Eintrag, der ein Zitat aus den Schriften des Hieronymus bringt, erscheint unter dem Datum des 9. Mai 1568 der „Modist" *Johannes Neudörffer* (1543—1581) von Nürnberg. Er ist der Sohn des berühmten Schreibmeisters Johann Neudörffer des Älteren. Zwar kann er sich mit seinem Vater nicht messen, hat aber in der Fortbildung der Kurrentschrift und der „aufrechten und geschobenen Schrift" immerhin seine Verdienste. Die Schreibmeister, deren es damals viele gab, denn Neudörffers Schule verbreitete





Abb. 1. Reitende Kavaliere. 1568. Stammbuch Starck.

sich weithin über Deutschland, müssen angesichts der Stammbücher deshalb unsere Aufmerksamkeit haben, weil in den weit ausgreifenden, elegant geschwungenen, ornamental reizvollen Schriftzügen so manchen Eintrages der Zeit der Einfluß Neudörfferscher Schulung deutlich hervortritt. — Schließlich begegnet uns aus dem Jahre 1570 noch ein Heinrich Lutherus aus Nordhausen, dessen Wappen außer zwei goldenen Äpfeln in blauem Feld eine Rose führt. „Ex musis bona gloria" hat er hinzugeschrieben.

Bedeutendere Männer noch sind allerdings in dem *Stammbuch* des Nürnberger Pfarrers an der Sebalduskirche, des Magisters *Georg Werner* (1563—1624) vertreten. Den Unterschriften vornehmer Herrn wie der Herzöge Ernst und August von Braunschweig (1585), der Grafen Ernst und Friedrich Christoph von Mansfeld (1580) und des Erbschenken Carl Freiherrn von Limpurg schließt sich eine lange Kette von Einzeichnungen bekannter Universitätsprofessoren an. Wir nennen von den Wittenberger Gelehrten: Johann Major, Georg Mylius, Aegidius Hunnius und vor allem *Polycarp Leyser* (1552—1610), den Jugendfreund des berühmten Humanisten Nicodemus Frischlin. Leyser, der Professor der Theologie und Superintendent in Wittenberg war, wurde vom Kurfürsten Christian I. entlassen. Bald danach aber erhielt er einen Ruf als Superintendent nach Braunschweig. Hier nun verschaffte er seinem aus Württemberg ausgewiesenen und in Wittenberg als Dozent tätigen Freunde Frischlin eine Stelle als Leiter der Martinsschule. — Auch *Frischlin* (1547—1590) selbst aber kommt in unserem Stammbuch vor. In zierlichen etwas unruhigen Schriftzügen erblicken wir von seiner Hand die Verse:

Non uni dat cuncta Dens: tibi munera tetra,
Ingenium huic, alii robur inane dedit,
Cui sanum sano tribuit cum corpore mentem,
Huic uni certe munera summa dedit.

und darunter den vollen Namen und: „ultimo die anni 87 Vuitebergo scripsi". Er, als Mensch wie als Gelehrter und Dichter, der typische Vertreter des ausgehenden Humanismus, konnte natürlich nicht anders als in der von ihm virtuos gehandhabten lateinischen Sprache sich verewigen.[1] Man schämte sich damals in Deutschland, in der Muttersprache zu dichten. Einige

[1] Sagt er doch selbst: „. . . Nam in hac re omnis virtus oratoris perfecti consistit, ut apte possit verba et phrasin veterum auctorum imitari" und schildert er doch (1578) in seinem „Priscianus vapulans" satirisch, welche Qualen ein römischer Grammatiker beim Anhören schlechten Lateins auszustehen hat.



deutsche Dichtungen hat Frischlin zwar auch verfaßt, aber sie fallen wenig ins Gewicht, und er dachte nicht im geringsten daran, daß der heimischen Literatur nur dann eine neue Blüte beschieden sein konnte, wenn man die lateinische Versschmiede ein für allemal schloß ... Der geistreiche Mann stand, als er noch in der Heimat weilte, als gewandter Causeur, froher Zecher und witzsprühender Hofdichter beim Herzog von Württemberg in hoher Gunst. Seine Dramen und Komödien wurden 1576—80 sämtlich am Stuttgarter Hofe aufgeführt. 1577 krönte ihn der Kaiser zum poëta laureatus und verlieh ihm die Pfalzgrafenwürde. Schließlich aber machten ihn seine unbezähmbare Streit- und Lästerlust und sein allzu lockeres Leben in Württemberg unmöglich. Nach vielem Herumirren gelangte er endlich nach Wittenberg, hier aber erhielt er sich kümmerlich durch Privatvorlesungen und sah sich genötigt, sehr dürftig zu leben. Der Student Johann Menta berichtete damals an Professor Crusius in Tübingen, den Todfeind Frischlins, bisweilen beweine der Verbannte bei Gastereien (zu denen er eingeladen wurde) in angetrunkenem Zustand sein Geschick und schreibe sich in die Stammbücher der Studenten als „seltsamer Spielball des Glückes" ein. 1588 ging er, wie erwähnt, nach Braunschweig. Bekannt ist, daß seine Tübinger Feinde es durchzusetzen wußten, daß er 1590 in Mainz ergriffen und auf Hohenurach eingekerkert wurde. Noch im selben Jahre kam er bei einem nächtlichen Fluchtversuch elend ums Leben.[1] — Zur gleichen Zeit wie er weilte der geniale Giordano Bruno als Dozent in Wittenberg. Allein ihn finden wir nicht in Werners Stammbuch. Dagegen stoßen wir unter den Wittenberger Eintragungen auf einen eingefügten Autograph *Luthers*, den Werner im Mai 1588 vom Sohn Melanchthons zum Geschenk erhalten hatte. *Melanchthon der Jüngere* hat sich auch selbst eingeschrieben, auf die gegenüberliegende Seite aber ein Blättchen mit 17 Zeilen seines berühmten Vaters geklebt. – Unter den Altdorfer Professoren, die Werner in seiner Studienzeit hörte, muß hier des hervorragenden Mathematikers und Astronomen *Johannes Praetorius* (1537—1616) gedacht werden. Sein Eintrag lautet:

Male geritur, quicquo geritur fortunae fide.
Johannes Praetorius Joachimicus
scribebat Altdorfii Mense Martio 1584.

Praetorius war, wie Will in seinem „Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon" (1757) schreibt, ein „Orakel seiner Zeit", denn bedeutende Wissenschaftler gaben viel auf sein Urteil, und selbst ein Kepler bekannte, ihm zu Dank verpflichtet zu sein. Ehe er sich der akademischen Laufbahn zuwendete, hatte er sich in Nürnberg — den dort durch Regiomontan geschaffenen Traditionen folgend — mit der Herstellung mathematischer Instrumente beschäftigt und dadurch einen Namen gemacht.[2] Nach einem Aufenthalt am Hofe Kaiser Maximilians II. und nach fünfjähriger Dozententätigkeit in Wittenberg ward er 1576 nach Altdorf berufen. Viermal war er Rektor der aufblühenden Universität. Durch die Erfindung eines Meßtisches („Mensula Praetoriana") erwarb er sich neue Verdienste. Ihm auch war es zu verdanken, daß das Städtlein, das häufig an Wassermangel litt, eine Wasserleitung bekam und daß es mit Nürnberg durch eine neuangelegte Straße direkt verbunden ward. — In Nürnberg scheint der Inhaber unseres Stammbuches mit den gesellschaftlich wie geistig führenden Männern in Verkehr gestanden zu haben. So fehlt denn auch der seit 1601 als Organist an der Frauenkirche wirkende Komponist und Hofmusikus Kaiser Rudolfs II. *Hans Leo Haßler* (1564—1612) nicht. Seine künstlerische Bedeutung reicht freilich über den Umkreis der Lokalgeschichte Nürnbergs weit hinaus. Er brachte in den protestantischen Gemeindegesang frisches Leben (vgl. vor allem seine „Kirchengesäng' und geistliche Lieder" von 1608) und entwickelte, wie unter anderem sein „Lustgarten Neuer Teutscher Gesäng" (1601) lehrt,[3]

[1] Vgl. D. F. Strauß, Leben und Schriften des Dichters und Philologen N. Frischlin. Frankfurt a. M., 1855.

[2] Eine Anzahl dieser auch rein künstlerisch sehr interessanten, fein gearbeiteten Instrumente, ein Torquetum, ein Astrolabium und ein Quadrant, befindet sich heute im Germanischen Museum. — Ein Verzeichnis von Instrumenten des Praetorius bei Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnberg. Mathematicis und Künstlern, 1730, Saite 83. — Vgl. F. Klee, Die Geschichte der Physik an der Universität Altdorf ..., 1908, Seite 83 ff.

[3] Neu herausgegeben in den Publikationen der Gesellschaft für Musikforschung, Band XV. Leipzig, 1887.



das deutsche mehrstimmige weltliche Lied, das ganz in die Fesseln niederländischer Kunstübung geraten war, durch geistreiche, durchaus selbständige Verwertung italienischer Anregungen zu neuer Schönheit. In Werners Stammbuch nun hat er sich sein Andenken auf eine für ihn sehr bezeichnende Weise gesichert. Er schrieb am 2. August 1608 eine Vertonung der Worte „Vanitas vanitatum et omnia vanitas“ und den Spruch: „Vive Deo, despice mundum, disce mori“ hinein. Jedenfalls litt er damals schon stark an der Schwindsucht — bereits im Jahre 1604 war er, wahrscheinlich damit er sich erholen könne, für ein volles Jahr zu seiner verheirateten Schwester nach Ulm beurlaubt worden —, und so gewinnt sein die Eitelkeit alles Irdischen so betonender, wie von Todesahnung erfüllter Stammbucheintrag eine ganz besondere persönliche Bedeutung. Im gleichen Jahre 1608 wurde er als Kammerorganist an den kursächsischen Hof nach Dresden berufen. Da mag ihn denn nicht lange vor seinem Weggang Werner um ein Gedenkblatt für sein Stammbuch gebeten haben.

Im Grundcharakter ist das zeitlich nun folgende, in einen mit sehr geschmackvoller Ornamentpressung gezierten Pergamenteinband gebundene, kleine *Stammbuch des Hieronymus Kreß* den bisher erwähnten Stammbüchern nahe verwandt. Auch hier viele aus Altdorf datierte Beiträge, auch hier eine Unmenge von Zitaten aus den Schriften der Alten, auch hier mancher Adelige und Patrizier mit seinem hübsch gemalten Wappen. Einige Malereien aber, die Szenen aus dem Studentenleben farbenfreudig nachschildern, gereichen dem Bändchen zu pikantem Schmuck. Eine naive Frische und Unmittelbarkeit macht die von froher Laune zeugenden Bilder bei allen Mängeln doch anziehend. Einmal wird ein humoristischer Studentenaufzug vorgeführt, das andere Mal eine in heiterer Gartenlandschaft zechende Gesellschaft dargestellt. Der Wein spukt schon bedenklich in den Köpfen der Trinkenden, denn das am Tisch sitzende Pärchen ist sehr zärtlich, einer der Pokulierenden wird von den Folgen übermäßigen Genusses arg geplagt, und zwei andere sind beim Brettspiel in Streit geraten und stechen mit ihren Degen aufeinander los (Abb. 2). Auf einem dritten Blättchen sehen wir, wie in einem Zimmer ein geputztes Weib von vier in reicher Kavalierkleidung einherstolzierenden jungen Männern umschwärmt wird (Abb. 3). Dabei steht:

Mit Handreichen, wincken, fusstreten vndt lachen
Kan ihr diese hir zugleich vier bulen machen.

Nach solchen „Bekenntnissen“ aus dem damaligen Studentendasein finden wir es nur begreiflich, wenn einer der Studiosen in unser Stammbuch mit dem Stoßseufzer sich einträgt: „Difficilis via virtutis!“

Daß es um die Wende vom XVI. zum XVII. Jahrhundert in der Nürnbergischen Universitätsstadt recht hoch herging, ist uns überliefert.[1] Einer, der in jener Zeit zu Altdorf beim Randalieren und Zechen am allerkräftigsten mittat, war der junge *Albrecht von Wallenstein*. Führten die wilden Streiche des sechzehnjährigen Feuerkopfes schließlich doch sogar dazu, daß der Nürnberger Magistrat ihn nötigte, Altdorf zu verlassen. Er hat sich, vielleicht kurz vor seiner Abreise, ebenfalls in das Kreßsche Gedenkbüchlein eingezeichnet. Wir bilden seinen Eintrag hier ab (Abb. 4). Die



Abb. 2. Gelage. Stammbuch Hieronymus Kreß.

[1] Siehe namentlich: B. Hartmann, Kulturbilder aus Altdorfs akademischer Vergangenheit, Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg, VI. Heft, 1886, und E. Reinhard, Die Universität Altdorf, Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, XXXIII. Band, 4. Heft, Seite 758 ff. München, 1912.



Abb. 3. Geputztes Weib mit Kavalieren. Stammbuch Hieronymus Kreß.

Schreibweise seines Namens darf nicht befremden, denn sie findet sich ebenso in der Altdorfer Universitätsmatrikel[1] und in Urkunden, auf Siegeln und Grabmälern der Familie und auch in Glockeninschriften. Daß er und nicht irgendein anderer Baron Wallenstein es war, der von Ende August 1599 bis ins Frühjahr 1600 als Student in Altdorf sich aufhielt, kann auf Grund dieses Stammbuchbeitrags, der, wie Vergleichungen mit beglaubigten Briefen Wallensteins lehren, deutlich den Charakter seiner klaren, bestimmten Handschrift trägt, als unbedingt sicher angenommen werden. Eine Autorität wie Ranke hat sich zwar schon 1869 für die traditionelle Anschauung ausgesprochen, daß Wallenstein wirklich in Altdorf gewesen sei.[2] Auch wurden von anderer Seite vor und nach Ranke gute Wahrscheinlichkeitsgründe für Wallensteins Aufenthalt in der fränkischen Universitätstadt geltend gemacht.[3] Allein es fehlte bisher immer an einem Beleg, der volle Gewißheit über diese Frage brachte. — Lesen wir nun des jugendlichen Wallenstein vorsichtig-altkluges „Trau, schau, wem?“ so berührt uns das gerade bei ihm, der mit infolge allzugroßer Vertrauensseligkeit seinen Untergang finden sollte, wie tragische Ironie.

Das Stammbuch der *Georg Siegfried Pfinzing von Henfenfeld,* das wir jetzt aufschlagen, und das uns ins Jahr 1600 führt, glänzt zwar nicht mit Namen von Klang und Ruhm, bietet dafür aber eine fast ununterbrochene Reihe von Gedenksprüchen, die kulturhistorisch wertvoll sind und durch Originalität und Humor über den Durchschnitt sich erheben. Dafür, wie groß der Einfluß italienischer Kultur im damaligen Deutschland war, liefert so mancher Sinnspruch in italienischer Sprache den Beweis. Hinzu kam noch gerade für Nürnberg, woher alle Einträge dieses Stammbuches rühren, daß die Handelsverbindung mit dem Süden eine sehr intensive war. Und vielleicht war jener Geronimo Paticello aus Bologna, der unter Pfinzings Freunden steht, ein Kaufmann, der irgendwelcher Handelsgeschäfte halber in der blühenden Frankenstadt sich aufhielt. Er schreibt:

Ama dio, non falire, fa lire.
Fa pur ben e lasa dire.
Ama dio con bon core [= cuore]
E lassa dir chi uole [= vuole].

Die deutsche Sprache wird in diesem Stammbuch verhältnismäßig oft angewendet. Einige der Einträge fallen durch einen eleganten kalligraphischen Charakter auf. Jedenfalls sind die, die sie schrieben, Schüler der Neudörfferschen oder einer anderen Schreibschule gewesen. In elastischem Schwung umspielen zart gezogene Linien die Worte und füllen manchmal den noch leeren Raum des Blattes mit ihrem zierlichen Spiel ganz aus. Einer setzt zum Beispiel seinem Sprüchlein:

Wer etwas kan hat lobens vil.
Ein Schandt ist, der nichts lernen will.

ein „in scola Neudorferiana“ hinzu. — Wie stark noch immer die gewaltigen religiösen Kämpfe,

[1] Vgl. E. v. Steinmeyer, Die Matrikel der Universität Altdorf, Würzburg, 1912, Band I, Nr. 2046, Seite 71.

[2] Geschichte Wallensteins, Seite 7.

[3] J. Baader, Wallenstein als Student an der Universität zu Altdorf, Nürnberg, 1860 und K. Patsch, Albrecht von Waldsteins Studentenjahre, Prag, 1889.

die das XVI. Jahrhundert erschüttert hatten, nachwirkten, beweisen die Reime:

Gott allein die Ehr.
Der Bapst gilt nicht mehr,
Der Luther ist geradenn,
Den Calvinum sol man an spis braden.

Neben der himmlischen Liebe, der in mancherlei Ermahnungen zu festem Glauben ihr Recht wird, spielen die liebe irdische Liebe und das leidige Geld eine große Rolle. Einer ruft aus:

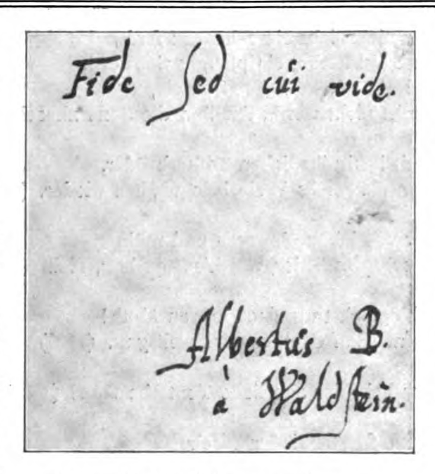


Abb. 4. Eintrag Wallensteins. Stammbuch Hieronymus Kreß.

Herr Gott Vatter in Deinem saal,
Giff das ich meine schulden zal—,
Ich kan wol ander machen!

ein zweiter klagt:

Aller Welt sinn vnd muth
Trachtet nur nach zeitlichem Guth,
Vnd wenn sie das erwerben
So legen sie sich nieder vnd sterben.

Und ein dritter läßt sich pessimistisch vernehmen:

Amor vincit omnia.
Du leuchst!, spricht pecunia;
Denn wo ich, pecunia, nit bin,
Da kumstu Amor selten hin.

Wieder ein anderer seufzt unmutig:

Lieb haben vnd nicht geniessen
Möcht wol den Teuffel verdriessen.

Einer aber, der in der Arbeit Trost gefunden hat, tischt das drastische Sprüchlein auf:

Lernst du woll,
So wirstu bratner Hühner voll.
Lernst Du aber vbel,
So mustu mit der Sau vber die Kübel.

Mit dem Stammbuch des *Gebhard Gerdner* (Gertner), der unter anderem auch die Altdorfer Universität besucht hat, rücken wir dann um ein gut Stück ins XVII. Jahrhundert hinein. Es ist, wie das *Stammbuch des Johann Hieronymus Oelhafen von Schöllenbach,* der gleichfalls eine Zeitlang Student zu Altdorf war, gefüllt mit den Namen Altdorfer Professoren und mit vielen Kernworten befreundeter Studiengenossen.

Von den Altdorfer Universitätsprofessoren seien erwähnt: der tüchtige Mediziner *Georg Noeßler* (1591—1650), der von Wallenstein gezwungen wurde, als Armeearzt mit nach Sachsen zu gehen, und der erst nach der Schlacht bei Lützen die Freiheit sich wiedergewann, und der rührige Botaniker *Ludwig Jungermann* (1572—1653), der den in Fachkreisen seinerzeit vielgerühmten Altdorfer botanischen Garten anlegte und denen, die ihn zum Heiraten zu bewegen suchten, erklärt haben soll, er werde diesem Rate folgen, sobald man ihm eine Pflanze bringe, die er noch nicht kenne. Viel mehr aber als die steifen lateinischen Sentenzen all der gelahrten Herren und die Einträge hoher Persönlichkeiten, wie zum Beispiel der verwitweten Pfalzgräfin Hedwig, geborenen Herzogin von Schleswig-Holstein (1646), des Grafen Joachim Albert von Hohenlohe-Langenburg („Pugna pro patria", 1634) und des Gottfried von Berlichingen, Canonicus in Regensburg, sagen uns die herzhaften Widmungen der Studenten. Wir führen als Proben an:

Sors mihi primus Deus,
Sors alter fidus amicus.
Haec duo sunt vitae
Gaudia summa meae. (1624)

Freunde in der Noth
Freunde in dem Tott,
Freunde hinter Rücken:
Dass seindt drei starcke Brücken. (1629)



Wer nicht liebt ein schönes Pferdt,
Ein bar Pistolln, ein planges Schwerdt
Und ein schöness Jungfrawlein,
Der ist nicht werdt, daz ihm die Sone ahnschein. (1639)

Seydt lustig ihr lieben Todtesbrüder,
Denn ein reichs Weib bringts allen wieder. (1623)

Wer will leben ohn sorg und müh,
Derselb das Thier, welch's Zöpf hatt, flieh. (1625)

In Unglück trag eines Löwen Muth!
Vertrau auff Gott, es wird woll gutt. (1624)

Unss helff der alte liebe Teutsche Gott! (1623)

Frisch, frisch, wieder frisch
Ist gutt studentisch. (o. J.)

Zwischen den lebensfrischen Reimen und gravitätischen Zitaten sorgen in dem Gerdnerschen Stammbuch sorgsam gepinselte Malereien für Augenlust. Gleich die dreizehn ersten Seiten sind mit den Wappen der sieben Kurfürsten und der sogenannten Quaterionen des heiligen römischen Reiches dicht bedeckt. Viele Freundeswappen folgen. Den Preis verdienen aber die zierlichen, für den gern in verzwickten halb verhüllten Gedankenspielen sich ergehenden Geschmack der Zeit recht charakteristischen Miniaturen sinnbildlicher Art: Eine Kerze, die trotz der sie anblasenden Winde ruhig weiterbrennt, illustriert das „In adversis constanter" und ein Herz, das auf der Spitze einer mit dem Monogramm J. H. S. (= Jesus, Heiland, Seligmacher) beschriebenen Pyramide balanziert, empfiehlt unter Assistenz des Spruches: „Non hac, non illac: Qui ruit a norma, currit in exitium" den goldenen unter dem Segen Christi stehenden Mittelweg. Das XVII. Jahrhundert, in dem der Symbolismus blühte und ein Logau seine Sinngedichte schuf, liebte es eben, Epigramme der Lebensweisheit auch mit den Mitteln der Graphik und Malerei zu formen.

Auch beim Durchblättern des *Stammbuches des Georg Andreas Harsdörffer* locken sinnbildliche Darstellungen zu näherer Betrachtung, und das um so mehr, als sie die durch den dreißigjährigen Krieg erzeugte Lebensstimmung hindurchfühlen lassen. Ein Johann Jakob Welser dediziert die hier abgebildete sinnreiche Miniatur mit dem halb als Geistlichen, halb als kampfbereiten Kavalier geschilderten jungen Studio (Abb. 5), und der Maler *Johann Carl von Thill* bringt ein Jahr nach dem westfälischen Frieden das ebenfalls hier reproduzierte Memento mori mit dem Schädel und der geknickten Ähre und dazu die melancholisch gefärbte Weisheit:



Abb. 5. Sinnbildliche Malerei aus dem Stammbuch G. A. Harsdörffer.

Hoggi (= Oggi) in figura, doman in sepoltura.
Beato quel corpo, che per l'anima lavora. (Abb. 6)

Thill, der seine Kunst mehr als Liebhaberei, als „um davon Profession machen zu wollen", betrieben zu haben scheint, hielt sich längere Zeit in Rom auf und lebte da mit dem

bekannten Kupferstecher M. Merian zusammen. Er war, wie unsere delikate kleine Zeichnung auch erkennen läßt, Miniaturmaler und Kupferstecher. Hauptsächlich arbeitete er auf dem Gebiet des Bildnisses. Er malte aber auch Stilleben. Unsere geistvolle Vignette ist nach seiner Rückkehr aus Italien in Nürnberg geschaffen. Hier starb er 1676 im Alter von 52 Jahren.[1] — Der Altdorfer Studienzeit Harsdörffers verdankt sein Büchlein unter anderem die Namen der Herzöge von Württemberg Silvius Nimrod und Manfred (1639), des Professors Georg König mit dem Verslein: „Drei und Einr, erbarm Dich meinr" und manchen hübschen Reim von guten Jugendfreunden. Bezeichnend ist, daß viele dieser Reime, wie es in jener schweren Zeit nur zu begreiflich erscheint, Geduld, Freundestreue, den Degen und festes Gottvertrauen als bestes Rüstzeug im Lebenskampf preisen. So lesen wir:

Ehrlich von Geblüth
Redlich von Gemüth
Vnd von Herzen trew:
Dass ist meine Lieberey. (1638)

Ich will mich noch was gedulden,
Gehet mich das Wetter an —
Freude alles enden kann —
Vnd mein Leiden wol verschulden.
Honig schmeckhet jeder Zeit
Süsser nach der Bitterkeit. (1638)

En Dieu mon esperence
Et mon espée pour ma defense. (1639)

Nach Abschluß seiner Studien unternahm Harsdörffer eine große Fahrt ins Ausland. 1642 schrieb in Wien ein kaiserlicher Kammermusikus die Worte ein: „Amor docet musicam" und „Assai ben balla, a chi la fortuna sona". Und ebenda fing Harsdörffer das kernige Diktum auf:

Wer mit der Jugend zürnt,
Dass sye liebt Lieb vnd Wein,
Der muss an Cräfften dürr
Vnd an Verstand ganz mager sein.

Wir können seinen Reiseweg dann weiter nach Konstantinopel und Smyrna und wieder westwärts nach Venedig und von da nach Rom verfolgen.

Impara l'arte
E metti la da parte;
Il tempo verra,
Quanto la bisognera,

mahnt ihn 1644 ein Freund in der ewigen Stadt. Ein anderer sorgt mit dem farbenstrahlenden Bildchen einer „Gentildonna di Venezia" dafür, daß Harsdörffer die Anmut italienischer Frauen späterhin gut im Gedächtnis behält. Aus den Tagen eines zweiten römischen Aufenthaltes rührt die von routinierter Hand gemalte Ansicht der Engelsburg her. Nachdem er auch Padua, Mantua, Genua und schließlich Neapel gesehen hatte, scheint er 1647 in die Heimat zurückgekehrt zu sein.

Ungefähr in die gleiche Zeit mit



Abb. 6. J. C. von Thill, Memento mori. 1649. Stammbuch G. A. Harsdörffer.

[1] Vgl. Doppelmayer, a. a. O., I, Seite 334/35, Nagler, Künstlerlexikon, XVIII, Seite 483 und Müller-Singer, Künstlerlexikon, IV, Seite 404.

dem eben charakterisierten Stammbuch fällt das des *Hans Ferdinand Speidl von und zu Vattersdorf*. Wir greifen aus dem Büchlein, das viele zierlich-schwungvoll gemalte, goldglänzende Wappen deutscher Adeliger und Stellen aus Homer, Hesiod, Ovid, Seneca, Tertullian, Tacitus und anderen antiken Schriftstellern enthält und von einem Studienaufenthalt Speidls im Haag und in Amsterdam (1643—46) erzählt, zunächst die Eintragungen heraus, deren Inhalt ganz offenbar durch den dreißigjährigen Krieg mitbestimmt oder doch auf die schwere Kriegszeit zu beziehen ist:

Geduldig in Verfolgung vnd Trübsal. (1642)

Gott gib Friede in Deinem Lande, dass Gütte
vnd Trewe einander begegnen, Gerechtigkeit
vnd Friede sich küssen. (1647)

Dann die köstlichen, von einem Soldaten eingeschriebenen, auch anderwärts damals häufig verwendeten Verse:

Auf brauner Haiden vnd truckner Erdt
Hot mir Gott offt mein Beth bescherth. (1648)

und das in den Stammbüchern jener Jahre oft vorkommende Soldatenliedlein:

In Waffen vndt Lieb
Ich mich stets üb;
In Lieb vnd Freudt,
In Gottseeligkeit,
In Wehr vnd Waffen
Will ich entschlaffen. (1648)

Hätt mich Hoffnung nich ernert,
Hätt mich Trawren längst verzert

bekennt einer im Jahre des Friedensschlusses, und ein anderer zur selben Zeit klagt:

Passando il male, sperando il bene,
Il tempo passa et la morte viene.

Zuweilen mochten in den Stürmen des furchtbaren Krieges selbst treueste Liebe und Freundschaft ins Wanken geraten. Solch' bittrer Erfahrung gibt ein Freund Speidls mit den ergreifenden Worten des Martin Opitz Ausdruck:

Als das leichte Glücke mich
Schien ein wenig zu erheben,
Wolte der vnd jener sich
In den Todt auch für mich geben:
Nun ein kleiner rawer Wind
Nur zu wintern sich beginnt,
Ist niemand der sich findt.

So mußte denn wahrer Seelenadel doppelt hoch im Werte stehen:

Von oben kommt es zwar, vom Himmel selbst geflossen,
Auss hohen Stamme seyn, von Helden her entsprossen:
Doch wer wie Hercules tritt auff der Tugend Bahn,
Der ist in Wahrheit recht ein rechter Edelmann. (1647)

Ähnliches sagt das treuherzige Sprüchlein:

Nichts Edlers auf Erden hab' ich gefunden,
Alss threu von Hertzen vndt stil von Munden. (1648)

Fortuna, die spröde, vielbegehrte, war damals besonders launisch, und schwer zu fassen und zu halten. Einer ruft sie an:

Hui Glückh, tumel dich,
Schlag umb dich, tref mich! (1647)



Nur ein Mittel aber gibt es, die Flüchtige an sich zu fesseln:

A courageux et magnanime
Fortune approche et s'avoisine. (1646)

Neben diesen Versen erblicken wir Frau Fortuna auch im Bilde. Als liebliches nacktes Weib steht sie auf einer schwimmenden Muschel und läßt sich mit Hilfe eines goldgelben Segels, das sie in den Händen hält, auf den Wogen dahintreiben, während am fernen Ufer Gewitterstürme brausen und auf dem Land eine Feuersbrunst wild emporlodert. — Den Beschluß des reichhaltigen Stammbüchleins macht ein subtil gearbeitetes kalligraphisches Kunststück: auf dem knappen Raum einer Blattseite sind da nämlich in winziger, nur mit dem Vergrößerungsglas leicht lesbarer Goldschrift die sieben Gebote, das Glaubensbekenntnis, die Einsetzung des Abendmahls, der Missionsbefehl und andere Bibelstellen zusammengedrängt und zwar so, daß die ganze virtuose Ameisenarbeit ein Ensemble von ornamentalem Reiz ergibt. Solche Spielereien waren in diesem Zeitalter, das Virtuosentum mit dem seltenen, eigentlich schöpferischen Vermögen so oft und gern verwechselte, sehr beliebt. (Fortsetzung folgt.)

Einband-Makulatur.

Ein Blick in eine Buchbinderwerkstatt des XVI. Jahrhunderts.

Von

Oberbibliothekar Dr. G. Kohfeldt in Rostock.

Unter den alten Corpus-Juris-Ausgaben der Rostocker Universitätsbibliothek befindet sich auch die „apud Joan. Hervagium, Basileae 1541" in fünf Foliobänden veröffentlichte. Das Exemplar ist der Bibliothek der Rostocker Philosophischen Fakultät im Jahre 1577 von „Johannes Cyriacus liber baro in Polhaim et Wartenburg" laut handschriftlicher Eintragung geschenkt worden. Auch die alten Einbanddeckel mit gepreßtem Schweinsleder tragen in großen Lettern den aufgedruckten Namen dieses Schenkers und früheren Besitzers, der, zu den aus Salzburg vertriebenen Protestanten gehörig, von 1576 an in Rostock studiert und dort auch im Winter 1576/77 das Rektorat geführt hatte.

Das damals recht kostbare Werk ist noch heute in bestem Zustande. Nur eine leichte Ausbesserung der Einbände war nötig geworden. Bei dieser Arbeit stellte sich heraus, daß die Einbanddeckel — wie das bei Bänden des XV. und XVI. Jahrhunderts oft der Fall ist — von dem alten Buchbinder mit einer großen Masse von Druckmakulatur angefüllt worden waren. Von einer solchen Tatsache nimmt man in Bibliotheken immer wieder gern Notiz. Ein Band, der in seinem alten Buchbinderkleide in so geheimnisvoller Weise noch handschriftliche oder gedruckte Zeugnisse einer längst vergangenen Zeit birgt, gewinnt natürlich an Ehrwürdigkeit und Wert. Ein wenig getrübt wird die Freude des Bücherfreundes über einen solchen Band nur dadurch, daß er in manchen Fällen keinen Ausweg aus dem Dilemma finden kann: Ist es besser, die alten Literaturreste in dem Einband stecken zu lassen und das alte Buchindividuum als Ganzes zu respektieren, oder soll man sie herauslösen und der Benutzung zugänglich machen? K. Haebler ist — besonders im Interesse der Inkunabelforschung — im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" (25. 1908. S. 535ff.) dafür eingetreten, das Herauslösen der alten Drucke in möglichst systematischer Weise in den Bibliotheken vorzunehmen. Er wird, soweit es sich um die äußerst seltenen Zeugnisse aus den ältesten Druckwerkstätten, weiter um wertvolle Einblattdrucke, Flugschriften und dergleichen handelt, wohl kaum Gegner seiner Vorschläge finden. Aber auch darüber wird wohl weithin Übereinstimmung herrschen, daß man auch in solchen Fällen nur mit Bedauern und nur nachdem alle nötigen Bemerkungen in das Buch eingetragen worden sind, dem herausgelösten Stück einen neuen Platz anweisen, daß man aber bei nicht für

wichtig gehaltenen Handschriften und Drucken zunächst lieber von einer Entfernung aus dem alten Einband absehen wird.

Bei den Bänden des Rostocker Corpus Juris sprachen für das Herausnehmen der Druckreste mehrere Umstände: vor allem die große Masse der anscheinend aus einer oder doch aus wenigen Druckereien stammenden Stücke, weiter die Tatsache, daß sich schon auf den ersten Blick einige Seltenheiten erkennen ließen, dann die Wahrscheinlichkeit, daß das Ganze einen Beitrag zur Beurteilung der vor- und frühreformationsgeschichtlichen Literatur liefern würde, und zuletzt die Gewißheit, daß die alten stattlichen Lederbände trotz der Herausnahme der Deckelfüllungen nichts von ihrem altehrwürdigen Aussehen einbüßen würden.

Das Ergebnis war dann auch derartig, daß es den Eingriff in die alten Einbände als gerechtfertigt erscheinen lassen mußte. Erstaunlich war zunächst schon die Masse der herausgelösten Drucksachen. Der Umfang des Ganzen bleibt kaum hinter dem eines Bandes des Corpus Juris selbst zurück. Nicht weniger als 43 vollständige und unvollständige Druckschriften steckten in den zehn zirka 38 cm langen und 25 cm breiten Deckeln der fünf Bände, darunter zum Beispiel ein Heiligenleben in Folio von fast 200 Blättern Umfang, die Summula Raymundi von anderthalbhundert Blättern in einem vollständigen und einem halben Exemplar.

Aber nicht bloß ihrer beträchtlichen Anzahl, sondern auch ihrer Seltenheit wegen verdienten die herausgelösten Stücke Beachtung. Sämtlich den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts angehörend, verkörpern sie ein gutes Stück der Kirchen- und Schulliteratur kurz vor und nach dem ersten Auftreten des Wittenberger Reformators und geben zugleich eine Vorstellung davon, was alles um 1540 herum in den Werkstätten der Buchbinder als Makulatur zusammenzuströmen pflegte.

Es mag deshalb den Bücherfreunden ein Verzeichnis der Schriften, die dem alten Buchbinder bei einer und derselben Arbeit als Material zur Verfügung standen, nicht unerwünscht sein, um so weniger als er auch ein paar wenig oder gar nicht bekannte Drucke darin finden wird. Ich lasse die Schriften in chronologischer Anordnung hier folgen. Die ausführlichen Titel sind in den meisten Fällen bei Panzer, Weller, Goedeke und in anderen Nachschlagewerken leicht zu finden.

1. Manuale beati *Augustini* de aspiratione hominis ad deum. Stimulus amoris beati *Anshelmi*. Soliloquium Jubileum beati *Anshelmi*. Anshelmus super resolutione . . an missam celebrare expediat aut non. *Bonaventura* de praeparatione ad missam. Coloniae, Mart. de Werdena 1507. 8°. 8 Bll. mit Schluß.

2. *Antonius de Rampigollis*, Figurarum bibliae opus. Coloniae, apud Praedicatores. 1511. 8°. 24 Bll. Lage F—H.

3. *Hymni et sequentiae* (de tempore et de sanctis.) Colon., Mart. de Werdena 1513. 4°. 4 Bll. (z III—VI).

4. *Prognosticon*. Argent., Wilh. Schaffener. 1513. 4°.

5. Der *heiligen leben* winterteil (u. sommerteil). Straßburg, Joh. Knoblauch, 1517. fol. Fast vollständig, 189 Bll.

6. Missale Itinerantium. Argent. (H. Schott?) 1517. 8°. 8 Bll. (Bg. A).

7. *Raymundi* Summula . . brevissimo compendio sacramentorum alta complectens mysteria. Argentor., Joan. Knoblauch 1518. 4°. Ein fast vollst. Expl. mit 142 (von 145) Bll. u. ein Expl. von 78 Bll.

8. *Papae Leonis X*. Consultationes pro expeditione contra Thurcum. s. l. 1518. 4°. 2 Bll.

9. *Ulr. Hutteni* ad Principes Germanos ut bellum Turcis inferant exhortatoria. Mogunt. (1519). 8°. 8 Bll.

10. *Des. Erasmus*, Paraclesis, id est adhortatio ad sanctissimum ac saluberrimum Christianae philosophiae studium . . Argent. 1519. 8°. Die ersten 8 Bll.

11. *Andr. Carlstadt*, Von vermügen des Ablas: wider Bruder Franciscus Seyler Barfusser ordens. s. l. e. a. [Straßburg, M. Flach. 1520]. 4°. Die ersten 4 Bll.

12. *Mart. Dorpius*, Oratio in praelectionem epistolarum divi Pauli . . Basil., Jo. Froben. 1520. 4°. 4 Bll.

13. *Tractatus* quidam solennis de Arte et Modo inquirendi quoscunque Hereticos . . compositus a quodam Legal. Magistro Nostro Fratre Ordinis Praedicatorum dicto. in fine: Datum Coloniae, ex Bursa Kneck. (Unter diesem Titel tritt die AA_1—BB_4 signierte Schrift auch in der Kgl. Bibl. in Berlin selbständig auf.) Vollständig, 8 Bll.

14. *Des. Erasmus*, Familiarium colloquiorum formulae. Et alia quaedam. Basil. apud Pamph. Gengenbechium 1520. 8°. Die 4 letzten Bll.

15. *Epicteti* Enchiridion. Argent. apud Joan. Knoblouchium 1520. 4°. Die 4 letzten Bll.

16. *Büchlein*, wie man schreiben soll (Kanzleibuch). Straßburg, J. Knoblauch 1520. 4°. Die 4 letzten Bll.



17. (*Ludw. Binder*) Diss lied sagt von Lucretia, wie sie umb ir ere kam, vnnd sich selbs ertödtet. Straßburg [ca. 1520]. 8°. Vollst., 4 Bll.

18. *Ludw. Vives*, Adversus pseudodialecticos. Pompejus fugiens. Selestadii apud Laz. Schurer. 1520. 4°. 4 Bll.

19. *Aristoteles*, Libri physicorum. (ca. 1520.) 2 Bll.

20. *Mart. Luther*, Auf das ubirchristl . . Buch Bock Emsers zu Leipzig . . Antwort. Straßburg, H. Schott. 1521. 4°. 10 Bl.

21. *Des. Erasmus*, Collectanea Adagiorum. Argent. M. Schürer. 1521. 8°. 8 Bll.

22. *Arnold de Nova Villa*, Tractat von bereitung der Wein zur gesundheit . . des menschen. Straßburg, M. Flach. 1522. 4°. Die 4 letzten Bll.

23.[1] Ein hübsch / *Euangelisch lied* in d' / tag wyss ond thon, Wach / vff meins hertzens / schöne. / Item ein Euangelisch lied / von Euangelischer leer, / im thon. Der vnfal reit / (Diese Einzelausgabe der beiden von H. Sachs und A. Blaurer verfaßten Lieder, die jedenfalls in Straßburg bei Grüninger ca. 1524 gedruckt worden ist, scheint bisher unbekannt geblieben zu sein.) Vollständig, 8 Bll.

24. Uon der *Euangeli/schen Messz*. Mit schönen / Gebettē, vor vn nach d' entpfahūg / des Sacraments. Straßburg, M. Flach 1524 (?). 8°. (Verf. *Casp. Cantz?*). Vollständig, 8 Bll. Impressum abgeschnitten.

25. *Sendtbrieff* des Guardians / zu Margburg obseruantzer, Bar/fusser ordens, an herrn Phi-/lipssen, Lantgraffen zu / Hessen etc. / o. O. u. J. 4° [1525]. (Verf. *Nik. Ferber Herborn*). Vollständig, 4 Bl.

26. Die ander Ge/schrifft *Zuing-/lins* An Doctor Johansen Faber, . . . o. O. u. J. 8°. [Straßburg, M. Flach 1526 oder etwas später.] Die 8 ersten Bll.

27. *Prognostikon*. Straßburg, Schott. 1531. 4°. 2 Bll.

28 *Prognostikon*. ibid. 1532. 4°. 2 Bl.

29. *Prognostikon* von *Dionysius Sibembürger* . . auf das Jahr 1541. (Augsburg?) 6 Bll.

Hierzu kommen noch die folgenden Stücke, die vorläufig nicht mit genügender Sicherheit bestimmten Ausgaben zugewiesen werden konnten, nämlich:

30. *Cicero*, De senectute. 4°. (Wahrscheinlich Köln, ca. 1510). 4 Bll.

31. *Joh. Aegidius Corboliensis*, De pulsibus. 8°. (Basil. 1529?) 16 Bll.

32. *Livius*. fol. (ca. 1520). 2 Bll.

33. *Heiligenleben* oder *Passionale*. Straßburg 1521? (Drucker M. Flach). fol. 1 Bl. m. Holzschnitt.

34. *Geiler v. Keisersberg*, Das buoch Arbore humana. Straßburg, J. Grüninger 1521 (?). fol. 1 Bl. m. Holzschnitt.

35. *Donatus*, De octo partibus orationis. 4°. Straßburg (H. Schott?) ca. 1510. 2 Bll.

36. Unbekannte lateinische *Schulgrammatik*. 4°. (ca. 1510). 8 Bll.

37. *Lateinische epische Dichtung* der Humanistenzeit (u. a. die Eroberung Neapels durch Alfons betreffend). 4°. (ca. 1520). 2 Bl.

38. *Tractatus de Judaeis* (?). 4°. (ca. 1510, aus dem Pfefferkornschen Kreis?) 2 Bll.

39. *Lateinische Gebete* nach Bibelstellen. (Alphabetisch geordnet.) (Straßburg, Schott?) ca. 1510. 4.° 2 Bll.

40. Lateinische Schrift über die *Reformation des Dominikanerordens* (?). Köln, ca. 1505? 8°. 8 Bll.

41. *Deutscher Katechismus*. Straßburg, M. Flach. ca. 1524 (?). 8°. 8 Bll.

42. Schrift über die *Ordnung des Kirchenregiments*. ca. 1524. 8°. 8 Bll.

43. *Libri Rhetorices* etc. (mit Epitaphium Hermanni Comitis de Neuenar) nach 1530. 8°. 8 Bll.

Die Liste dieser Büchertitel ist wohl etwas lang geworden. Sie scheint mir aber doch eines Plätzchens in einer Zeitschrift für Bücherfreunde wert zu sein. Nicht bloß deswegen, weil sie unbekannte (wie Nr. 23) und wenig bekannte oder seltene Drucke aufweist, sondern auch deswegen, weil sie in vorzüglicher Weise anschaulich macht, was alles in einer alten Buchbinderwerkstatt an Makulatur sich anzusammeln pflegte, und was man heute noch aus den alten Einbänden ans Licht zu ziehen hoffen kann. Nach unserem Fundverzeichnis sind es hauptsächlich Schriften, die den folgenden Literaturgruppen angehören: Erbauungsbücher, religiöse und wissenschaftliche Schulbücher, Bücher für volkstümliche Belehrung und Unterhaltung, Gelegenheits- und Flugschriften, Kalender und Prognostiken. In diese und verwandte Gebiete fallen tatsächlich die meisten alten Einbandfunde, wenn natürlich auch hier und da Drucke und Handschriften aus allen möglichen anderen Literaturgebieten dem Buchbinder Papier- und Pergamentmaterial geliefert haben. Gerade aber die Literaturdenkmäler der genannten Gruppen sind dadurch bemerkenswert, daß sie ihrer ganzen Natur nach zu der Kategorie der seltenen Bücher gehören. Es sind durchweg Schriften, die auf sofortige Wirkung, auf sofortigen Gebrauch und auch Verbrauch berechnet sind, Schriften, die zum Teil vielleicht in großer Menge auf den

[1] Dieser und die folgenden Titel sind hier in der genauen Fassung unserer Exemplare gegeben.



Markt und unter die Leute ihrer Zeit, selten aber in die Bibliotheken und an die Menschen der Zukunft gelangt sind. Es sind dies aber zugleich auch Schriften, die von hohem kulturgeschichtlichen Wert sind und die in besonderer Weise zum Verständnis des Volkslebens und -denkens beitragen können. Man wird deshalb heute keine Gelegenheit vorübergehen lassen dürfen, alte Literaturdenkmäler dieser Art ans Licht zu ziehen und zugänglich zu machen. Leider bietet sich nicht mehr allzu oft Gelegenheit dazu. Um so mehr sollte man die Aufmerksamkeit auf die Stelle richten, an der bis heute noch diese Kleinliteratur den besten Schutz gefunden hat: auf die alten Bucheinbände. In ihnen ist in den großen Bibliotheken, obgleich das Wertvollste vielleicht dem aufmerksamen Auge der Bücherfreunde nicht mehr verborgen geblieben ist, doch noch mancherlei aufgespeichert, was sowohl für unsere Kultur- und Literaturgeschichte wie für die Geschichte unseres ältesten Buchdrucks von Bedeutung ist. Möchte man überall versuchen, das Wichtigere von diesen bisher verborgenen Schätzen nutzbar zu machen und dabei doch so wenig wie möglich die ehrwürdige Hülle, mit der sie der alte Handwerksmeister umgeben hat, zu verändern und zu schädigen.

Michael Koswick, Roswick genannt.

Von

Oberbibliothekar Paul Emil Richter in Dresden.

Im Jahre 1516 erschien in Leipzig: Compendiaria Mu-/sice artis aeditio, cũcta q̄ ad practicã/ attinẽt mira quadã breui-/tate complectens. (Folgt ein Holzschnitt mit der Überschrift: PITAGORAS, darunter:) Si paucis cu'pias habere verbis/Me paruum, facito, legas libellum/ Et paruo redimas, vale viator/M K. (M K. als Monogramm, der ganze Titel schwarz auf weißem Papier.)

Der Umfang des mit Notenbeispielen versehenen Schriftchens ist drei Bogen in Kleinquart, Bogen A und C haben je sechs, Bogen B nur vier Blatt, das letzte Blatt ist leer. Auf dem Rücken des Titelblattes findet sich folgende Widmung:

Reuerendo ... Balthasari coenobij Dobrilucẽ. Abbati, ... dño Patrueliqȝ suo, Michael Koswick artium ac phie magr̃. S. P. D.

und am Schlusse der Widmung:

Lipsi Calẽdis Aprilibus Anno ... Millesimoquingentesimosextodecimo ...

endlich am Schlusse des Textes:

Lipsi Vuolffgangus Monacẽ impressit. Anno 1516.

Ein Exemplar dieser Ausgabe befindet sich in der Königlichen Universitätsbibliothek zu Breslau, in deren Hauptkatalog der Verfasser des Werkchens richtig als Koswick eingetragen ist, während Bohn in seiner Bibliographie nach dem Vorgange unzähliger anderer ihn Roswick nennt.

Schon im Jahre 1517 erschien eine neue Auflage, welche nach dem in der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen Exemplare folgende Titelform hat:

Compendiaria Musice/ artis aeditio, cuncta q̄ ad practicam attinent / mira quadam breuitate complectens. /
¶ Cum quibusdam nouis additionibus.

Darunter der Holzschnitt und der vierzeilige Vers; die Worte des Titels bis einschließlich des Zeichens ¶ sind rot, der Holzschnitt und der Vers aber schwarz gedruckt, während bei der unter dem Verse stehenden Zeile

¶ Lipsi impressit Vuolffgangus Monacẽ. 1517.

das Anfangszeichen schwarz, die Worte aber rot sind. Auf der Rückseite des Titelblattes



geht es sodann so weiter, wie bei der ersten Auflage von 1516, am Schlusse des Bandes steht aber in schwarzer Schrift:

Lipsi Vuolffgangus Monaceñ. impressit. Anno 1517.
Et in vigilia visitationis Marie foeliciter finiuit.

Damit nicht genug, erschien schon im Jahre 1518 abermals eine neue Auflage, von welcher die Breslauer Stadtbibliothek, die Wiener Hofbibliothek, die Zwickauer Ratsschulbibliothek in dem Miszellanband XXIV, VII, 12 (und noch andere Bibliotheken nach Eitners „Quellen-Lexikon" Band 5, Seite 418), je ein Exemplar besitzen. Bohn führt das Breslauer wie folgt auf:

Compendium ... bis complectens. / ¶ Magister Michael Roswick ... / ... viator. / ¶ Lipsi Wolffgangus Monaceñ. impressit. Anno 1518 / Et in vigilia Laurentii martiris foeliciter finiuit.

Das wäre nun ganz schön, aber in Wirklichkeit zeigen die Bohnschen Angaben nur, wie flüchtig bibliographische Werke gemacht werden können. Das Titelblatt der Ausgabe von 1518 enthält nämlich gar nicht das Wort „Compendium", sondern „Compendiaria" usw., auch nicht Magister, und ist mit Ausnahme des andersgeformten ersten großen C und der durch

¶ Magister Michael Koswick [in Rotdruck]

ersetzten Zeile

¶ Cum quibusdam nouis additionibus [in Schwarzdruck]

mit dem der Ausgabe von 1517 ganz übereinstimmend. Daher ist die Bohnsche Angabe des Druckortes irreführend, denn Druckort und Druckjahr stehen, wie sie Bohn anführt, gar nicht auf dem Titelblatte, sondern am Schlusse des Bandes. Daß auf der Rückseite des Titelblattes die an den Vetter Balthasar gerichtete Widmung des Verfassers weggelassen und der Text dieser Seite in der Ausgabe von 1518 mit den Worten beginnt:

Cum varijs ac pene infinitis curis ac pturbationibus, Miserū hoc / mortale genus / quatitur / ...

davon erfährt man in jener Angabe auch nichts, was aber die Hauptsache ist, der Verfasser hieß gar nicht Roswick, sondern Koswick. Eitner „Quellenlexikon" Band 5, führt noch eine Ausgabe von 1520 an, die im Besitz der Leipziger Universitätsbibliothek und des British Museum sein soll. — Als ich die Ausgabe von 1517, die mit denselben Typen wie die von 1518 gedruckt und mit Ausnahme weniger Zeilen mit der von 1516 gleich ist, in die Hand bekam und den angeblichen Namen Roswick las, wurde ich sofort mißtrauisch, nahm mir die Mühe die im Texte verstreuten K und R aufzusuchen um Buchstabenvergleichungen anzustellen, die bekanntlich bei bibliographischen Untersuchungen von größter Wichtigkeit sind, und bald fand ich einige R, aber sie hatten ganz andere Form als der Anfangsbuchstabe des armen, Jahrhunderte lang um seinen ehrlichen Namen gebrachten Koswick. Während nämlich jener Anfangsbuchstabe Ecken im Oberteile aufwies, 𝕶, waren die R abgerundet, 𝕽. Wenn die im Texte verstreuten in Betracht kommenden Buchstaben aber etwa noch nicht genug bewiesen hätten, daß der Name Koswick und nicht Roswick zu lesen, so brauchte man nur die letzten drei Seiten der Ausgabe von 1517 oder von 1518 anzusehen. Daselbst stehen regule quedam Contrapuncti generales, und zwar fortlaufend numeriert mit A bis S, und es folgt dort auf das J das oben beschriebene eckige 𝕶, dagegen auf das Q das runde 𝕽.

Zum Überfluß ist für denjenigen, welcher an K und R des Koswickschen Buches noch nicht genug hat, das im Jahre 1497 in Leipzig gleichfalls bei Wolffgang Stöckel (oder Monacensis) erschienene, mit denselben Lettern wie das Koswicksche gedruckte Buch des Conrad Koch genannt Wimpina: Illustrissimi ... Alberti Saxonie ducis Bellorum illustriumq; actorum Epithoma id est Breuiuscula commentatio zu vergleichen, das zahlreiche oben beschriebene K und R aufweist. Als stark muß man es daher bezeichnen, daß sich in den angesehensten Werken, deren Verfasser, wie zum Beispiel Fétis, doch nicht alle voneinander abgeschrieben haben sollten, stets derselbe Fehler und nicht ein einziges Mal die Möglichkeit auch nur angedeutet findet, der Mann könne überhaupt Koswick und nicht Roswick geheißen haben. Bei meinen Forschungen nach biographischen Notizen über ihn durchsuchte ich, was an gedruckten Universitäts-Matrikeln zu finden, um festzustellen, wo er sich den Magistertitel geholt habe, aber weder in Leipzig, noch in



Erfurt, noch in Rostock noch in Heidelberg ist dies geschehen und auch Robert Eitner, der die damals noch ungedruckte Leipziger Matrikel durchgesehen hatte, teilt in dem „Katalog der Musiksammlung in der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Bearbeitet von R. Eitner und R. Kade". Leipzig, Breitkopf & Härtel 1890. Seite 120 mit, daß sich der Gesuchte dort nicht finde. Glücklicher war ich in „Ältere Universitäts-Matrikeln. I. Universität Frankfurt a. O. Band 1, Seite 19. Leipzig 1887". Denn da findet man, daß im Jahre 1507 inskribiert wurde Michael Koswick de Finsterwalde, und zwar in der natio Slesitarum. Nachdem er sodann einige Jahre vermutlich in einem Kloster gelebt, — die letzte Ausgabe seines Werkes bezeichnet ihn als frater, — taucht er in Wittenberg auf. Denn im „Album Academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII. usque ad a. MDLX. ex autographo edidit C. E. Foerstemann". Lipsiae 1841. Seite 127 steht, daß unter dem Rektorat des Hermann Tulich zwischen festum Luce a. 1525 und dem festum Philippi et Jacobi 1526 in Wittenberg inskribiert worden ein Michael Kosweck. Da nun in der Wittenberger Matrikel, wie auch in anderen, der Vorname Michael äußerst selten vorkommt, und die Schreibung Kosweck für Koswick in einer Zeit nicht stören kann, in der Namen willkürlich behandelt wurden, so würde man nicht irren, wenn man annähme, daß unser Mann, der 1517 artium liberalium magister war, von 1525 an in Wittenberg zum zweiten Male studierte, wie es zu jener Zeit unzählige Magistri taten. Leider aber gehört der Name des Gesuchten und Gefundenen zu denjenigen, bei welcher der Geburtsort nicht angegeben ist! Zum Glück für meine Behauptung finde ich aber in der „Matrikel der Universität Leipzig herausgegeben von G. Erler", Leipzig 1895, Band 1 Seite 424, im Sommersemester 1498 als immatrikuliert angegeben: frater Balthasar Kosweck professus in Doberilock, also denselben, den unser Michael als patruelis, seinen Vetter, bezeichnet!

Eitner ist in dem oben genannten Kataloge so freundlich gewesen, mir das Verdienst zuzuschreiben, den Namen Koswick zuerst richtig gelesen zu haben, aber leider muß ich gestehen, daß mir nachträglich der Zufall ein altes Buch in die Hand geführt hat, in dem der Name richtig wiedergegeben war, nämlich des oben angeführten Conradi Wimpinae „Scriptorum insignium ... centuria quondam ab J. J. Madero edita, ex mspto autographo emendata a J. F. L. Th. Merzdorf. Lipsiae 1839". An dieser Stelle findet man zu Nr. LXXI. „Michael Muzis alias Meuerer natione Theutonicus ex Heine [notabene Hainichen, nicht Großenhain!] oppido oriundus ordinis Cisterciensis Cellensis Coenobii Monachus", . . . in der Anmerkung folgende Angabe „Extat editio compendiaria musicae artis a Fratre Michaele Kosswick Lips. Wolfg. Monac. 4. Noster Michael [nämlich Muris] ex oppido Hayno (Großenhayn) exortus profertur, in cujus oppidi confinio pagus Cosswig situs est, quapropter fortassis ille Michael Kosswick noster Muris esse videtur". Unterstützt wird diese Vermutung, wie zugegeben werden mag, dadurch, daß Muris oder Meurer ein Compendium Musicae lib. I. verfaßte, aber daß sich der aus Hainichen gebürtige (oriundus) nach dem leider ganz wo anders gelegenen Dorfe Koswig genannt habe, fällt sofort weg, da Mader eben aus Großenhain nicht stammte, von dem Koswig bei Meißen immerhin auch weit entfernt ist. Vielleicht nannte er sich überhaupt nach dem anhaltischen Orte desselben Namens.

Geradezu erheiternd wirkt auf den an bibliographische Genauigkeit Gewöhnten, wie die verschiedensten Lexiko- und Historiographen mit dem Michael Koswick umgesprungen sind. Da heißt es in *J. G. Walthers* „Musikalischem Lexikon", Leipzig 1732, übrigens der ältesten mir bekannten Quelle: „Michael Roswick, ein Magister, gab an. *1519* (statt 1516) seine compendiariam Musicae editionem (statt aeditionem) ... zu Leipzig in 4to von $3^1/_2$ Bogen heraus". — *Zedlers* „Universal-Lexikon". Band 32. Leipzig und Halle 1742 sagt dasselbe. — „*Essai* sur la musique ancienne et moderne" T. 3 p. 363 schreibt: „Roswick, Michael, Compendiaria musicae, à Leipzig 1516" anstatt „compendiaria musicae artis aeditio." — *J. N. Forkel*, „Allgemeine Literatur der Musik" Leipzig 1792 schreibt: „Roswick, Michael, ein Magister; Compendiaria Musicae (statt Musicae artis) editio (statt aeditio), cuncta quae ad practicam attinet ... complectens (statt attinent). Lips. 1516 und 1519. 4° Beträgt $3^1/_2$ Bogen. Statt Musicae editio finde ich bey einigen Musicae eruditio". Leider gibt er die „Einigen" nicht an, er hat aber offenbar andere



als die mir bekannt gewordenen Werke befragt. — *E. L. Gerber*, „Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler", Th. 3. Leipzig 1813 gibt wörtlich dasselbe, nur mit dem Zusatze ein Magister ‚in Sachsen' und der Verbesserung des attinet in attinent. — *Ch. Burney*, „A general History of Music," Vol. 3. p. 247, London 1789 schreibt: „M. Roswick, in 1519, published likewise at Leipzic, Compendium Musicae, a Musical Compendium, which was too short and superficial to afford much Assistance to the Student." Burney verzichtet offenbar auf bibliographische Genauigkeit, denn das „Compendium musicae" hatte nicht Michael Koswick, sondern den Zisterziensermönch Michael Meurer genannt Muris aus Altenzelle zum Verfasser; dasselbe soll verloren gegangen sein. Im Jahre 1517 erschien übrigens auch die von Michael Schmeltzer, dem Altenzeller Prior, neu herausgegebene „Isagoge in musicam" des heiligen Bernhard bei Lotter in Leipzig, die ihm fälschlich zugeschrieben worden. — *Th. Busly*, „Allgemeine Geschichte der Musik", aus dem Englischen übersetzt ... von C. F. Michaelis", Band 2. Leipzig 1822. Seite 121 erwähnt nur den „dunkeln und oberflächlichen Mich. Roswick" als „teutschen Theoristen". — *C. F. Becker*, „Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Literatur" ... Lief. 1. S. 278. Leipzig 1836, schreibt „Rosswick (Michael); Compendiaria Musicae editio" ... ‚Eine andere Ausgabe, die ich besitze, führet den Titel: Compendiaria Musicae artis aeditio ... Frater Michael Rosswick. Lipsi, impressi Wolfgangus Monacensis. Anno 1520. 4°. 30 Seiten. Enthält in zwei Abschnitten 14 Kapitel. Nach Forkels Literatur soll eine Ausgabe auch 1519 erschienen sein. Da aber nirgends die von 1520 angeführt wird, so beruht diese Angabe wahrscheinlich auf einem Druckfehler". Das auf dem Titel unter dem Holzschnitt befindliche Motto „Inventum etc." verdirbt Becker in „Juventum etc."! — *F. J. Fetis*, in seiner „Biographie universelle des musiciens" ... T. 7, p. 489, Bruxelles 1841, verschlimmert die Angaben noch. Da heißt es nämlich: „Rosswick (Michel), maître d'école, et probablement moine d'un convent de la Saxe [vermutlich, weil in der Widmung der Abt von Dobrilugk vorkommt,] vécut dans les premières années du 16e siècle. Il a publié un abrégé de plusieurs traités de musique, à l'usage des écoles primaires, sous ce titre: Compendiaria musicae [statt musicae artis] editio, cuncta quae attineat [statt quae attinent] ... Lipsiae 1516. La deuxième édition a été imprimée à Leipsick en 1520, in 4° de 30 pages. La date de 1519 indiquée par Forkel, ... est une erreur". — *J. G. Th. Grässe*, „Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeschichte", Band 3, Abteilung 1, Seite 959, Leipzig 1852, sagt nur „ein gewisser Mich. Roßwick". — Auch sogar O. Kade irrt sich in seinem Artikel: „Noch einmal die musikalischen Schätze des XV. und XVII. Jahrhunderts auf der Ratsschulbibliothek in Zwickau" in „Monatshefte für Musikgeschichte" Jahrgang 8. 1876. Seite 23. Er führt das Werk falsch als „Compendium musicae artis", Lipsiae 1518. 4° auf. Die Ausgabe von 1517 kannte er damals so wenig wie alle angeblich oder wirklich existierenden andern.

In *Mendels* „Musikalischem Conversationslexikon" Band 8, Seite 488, Berlin 1877, steht gar „Roswick, Schulmeister eines Dorfes in Sachsen", vermutlich, weil Koswick sich Magister, aber artium et philosophiae, tituliert, was mit einem Dorfschulmeister nichts zu tun hat. — Der „*Catalogue* de la bibliothèque de F. J. Fetis", Bruxelles 1877, p. 621 gibt an: „Lipsi, impr. Wolffgangus, 1518", man findet also 1516, 1517, 1518, 1519 und 1520 als Druckjahre angegeben, und ein angeblich so oft erschienenes Werkchen ist nicht einmal in W. C. Printz, „Historische Beschreibung der edlen Sing- und Kling-Kunst", Dresden 1690, zu finden. Die scheinbar genaueste bibliographische Beschreibung des Koswickschen Buches und zwar der ersten Ausgabe von 1516 und der dritten von 1518, gibt E. Bohn in seiner „Bibliographie der Musik-Druckwerke bis 1700, welche ... zu Breslau aufbewahrt werden". Berlin 1883. Seite 25, aber selbst er, der die Titel diplomatisch genau wiederzugeben scheint und die Drucke in der Hand gehabt haben muß, hat sich den so in die Augen springenden Unterschied zwischen K und R der Stöckelschen Druckerei entgehen lassen. — Daß Eitner in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", Leipzig 1889, eine falsche Angabe macht, ist nicht zu verwundern, weil er bis dahin eben nur einen Roswick kannte und von mir erst auf den Irrtum aufmerksam gemacht wurde, als sein Artikel gedruckt war. Dagegen ist ebenso unbegreiflich wie bei Bohn, da auch dem folgenden Katalogisierenden



doch der Band vorgelegen hat und er nicht wie mehrere der oben angeführten unzuverlässigen Werkmacher einfach abschreiben und mit andern Worten dasselbe sagen konnte, wie die Vorläufer, daß Roswick enthält der von G. Gaspari begonnene „Catalogo della biblioteca del Liceo Musicale di Bologna" Vol. 1, p. 252, Bologna 1890. In diesem wird die Ausgabe von 1516 aufgeführt.

Eines Besseren belehrt schrieb Eitner dann, wie schon oben erwähnt, im Katalog der Dresdner Musikalien den Namen richtig, und demgemäß steht auch in der von R. Vollhardt bearbeiteten „Bibliographie der Musikwerke in der Ratsschulbibliothek zu Zwickau". Leipzig 1896 (Beilage zu den „Monatsheften für Musikgeschichte") nun richtig Koswick. Leider wäre die von Eitner in diesem wie im Dresdner Kataloge beigefügte, auf Maders, des ersten Herausgebers der Wimpinaschen Centuria, gestützte Angabe über Meurer und Koswick besser weggeblieben, da sie nur irre führt. Daß Eitner, „Quellen-Lexikon" Band 5, Seite 418, Leipzig 1901, die Dresdner Ausgabe von 1517 zur ältesten bekannten und zwar von 1514 macht, ist recht zu bedauern. Daß Koswick überhaupt in Altenzelle Mönch gewesen, ist nicht nachweisbar, wie der Bearbeiter der Altenzelleschen Geschichte, Bibliothekar Prof. Dr. Ludwig Schmidt in Dresden, bestätigt hat.

Die französische Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie der Barbou (1524—1820).

Von

Bernhard Kabuse in Paris.

Bei der erstaunlichen Menge hervorragend schöner Ausgaben, die von Dichtungen aller Zeiten und Sprachen im Laufe der letzten fünf Jahre veranstaltet worden sind, ist es verwunderlich, daß noch kein Verleger es unternommen hat, die Schriften der Griechen und Lateiner in einer schönen, ihrer würdigen Form herauszugeben, die neben schöner typographischer Ausstattung auch in jeder anderen Hinsicht den modernen Bücherfreund und -Leser befriedigt. Abgesehen davon, daß die Aldinen, die Elzeviere und die Plantindrucke in schönen gut erhaltenen Exemplaren teuer sind, stellen sie auch kaum das Buch dar, das man zur Hand nimmt, um oft darin zu lesen, wie man in seinem Lieblingsschriftsteller liest; darin hindert zumeist schon das Format, das entweder zu groß oder zu klein ist. Diese Ausgaben haben in erster Linie wohl nur noch Sammlerwert.

Eine Ausgabe, allerdings nur der lateinischen Klassiker, die, mit größter Sorgfalt gedruckt, zusammengestellt und ausgestattet, durchaus wie ein modernes Buch anmutet, in Deutschland aber nicht so bekannt ist, wie sie es verdient, haben die *Barbou*, Buchdrucker und Buchhändler, im XVIII. Jahrhundert in Paris herausgegeben. Diese Buchdruckerfamilie, die an drei verschiedenen Orten — Lyon, Limoges, Paris — ihr Kunst in verdienstvollster Weise durch nahezu drei Jahrhunderte ausübte, hat sich schon allein durch diese schöne Sammlung in die Reihe der bedeutendsten Buchdrucker gestellt. Ja, wenn man in der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels auch eine Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit machen wollte, dergestalt, daß man das Altertum mit dem Niedergange der Elzeviere enden und die Neuzeit mit Firmin-Didot oder erst mit Pan und Insel beginnen ließe, so wäre es kaum übertrieben, zu sagen, daß die Barbous im Mittelalter einen der ersten Ehrenplätze beanspruchen dürfen, und daß ihre Werke auch im Altertum einen Vergleich mit den andern hervorragenden Druckerzeugnissen aushalten.

Ein in den Jahren 1894 bis 1896 erschienenes Werk von Ducourtieux „Les Barbou. Lyon-Limoges-Paris" befaßt sich ziemlich eingehend mit der Geschichte dieser Buchdruckerfamilie, die wie kaum eine andere die Buchdruckerkunst fast von ihren Anfängen gepflegt und ihr bis zu



Beginn des XIX. Jahrhunderts treugeblieben ist. In den älteren französischen Werken über die Geschichte des Buchdrucks und in den großen Enzyklopädien sind die Barbous nur sehr nebenbei erwähnt, und selbst das „Bulletin du Bibliophile" hat sich mit ihnen nur sehr kurz befaßt, indem es einmal ein Verzeichnis der Barbouschen lateinischen Klassikerausgaben und ein anderes Mal eine kurze Besprechung der Monographie von Ducourtieux brachte.

Gegründet wurde die erste Barbousche Druckerei von Jean Barbou in Lyon im Jahre 1524, also in einer Zeit, wo die Buchdruckerkunst in höchster Blüte stand und an Druckereien durchaus kein Mangel war. Im Jahre 1500 besaß Lyon schon 50 Druckereien, im Jahre 1520 mehr als hundert, unter ihnen auch die der Deutschen Syroben und Trechsel und von 1497 bis 1500 Jacques de Junte. Daß unter diesen Umständen Jean Barbou Erfolg hatte, ist ein Zeichen, daß auch seine Zeitgenossen die Gediegenheit und den Wert seiner Arbeiten vollkommen anerkannten. Jean Barbou hatte denn auch bald gute Verbindungen, sowohl mit Verlegern wie auch mit Autoren. Er druckte auch fast nur auf Rechnung ihm befreundeter Lyoneser Verleger, für Fradin, Jean und François Frelle, Philippe Rhoman und andere. Von Dichtern seiner Zeit waren ihm befreundet Voulté, Nicolas Bourbon, Rabelais und Clément Marot, dessen Werke er im Jahre 1539 für François Juste in Lyon meisterhaft druckte. Das Titelblatt ist in Antiqua gedruckt und trägt die Devise, die wahrscheinlich sowohl Drucker wie auch Verleger auf sich beziehen wollten: „La mort n'y mord", ein Vers aus einem Marotschen Epigramm. Am Schluß des Buches auf dem letzten Blatt befindet sich die Angabe des Druckers in drei Zeilen in großen lateinischen Lettern. Das Buch selbst ist mit einer schönen, starken gotischen Type sehr sauber gedruckt. Sein Format ist 16°. Auf der Rückseite des Titels ist ein Marotsches Begleitwort abgedruckt, und auf dem zweiten Blatt beginnt die Vorrede Marots, die zum Teil recht interessant ist. Sie lautet:

> Le tort que vous m'auez faict, vous aultres qui par cy deuant auez imprimé mes Oeuures, est si grand et si oultrageux qu'il a touché mon honneur et mis en dager ma personne: car par auare conuoitise de vendre plus cher et plustost, ce qui se vendoit assez, auez adiousté à icelles miennes oeuures plusieurs aultres, qui ne me sont rien, dont les unes sont froidement, et de mauuaise grace composées mettant sur moy l'ignorance d'aultruy: et les aultres pleines de scandale et sedition: de sorte qu'il n'a tenu à vous que durant mon absence, les ennemys de Vertu n'ayent gardé la Frãce de moy.

Marot beklagt sich in diesem Ton zwei Seiten lang über die Entstellung seiner Werke durch gewinnsüchtige Verleger und Drucker. Übrigens hat wenige Jahre darauf ein Drucker in Paris diesen Marot mitsamt dieser Vorrede abgedruckt.

Daß auch diese Reinheit und Sorgfalt des Textes dem Drucker und nicht nur dem Verleger zu verdanken ist, geht aus der Beliebheit hervor, deren sich Jean Barbou bei den Autoren erfreute. Nicolas Bourbon ehrte ihn und den Lyoneser Drucker Rhoman durch folgende Verse:

De Joanne Barbou et Philippo Rhomano.

Quod tersus meus exeat libellus,
Quod purus, nitidus, careusq; naevis
Quod raris obelis venit notandus,
Non debet mihi, sed meis amicis
Qui curam exhibuere qui laborem
Summum quiq; operam modo inchoato
Nunquam sponte operis suam negarunt,
Ut purus, nitidus foret libellus.

Man sieht, Jean Barbou wurde von Dichtern seiner Zeit besungen, wie in unserer Zeit etwa der Hyperion-Verlag in München durch Hermann Hesse. Und Jean Barbou hatte mit dem Verleger Hans von Weber noch eines gemeinsam: so wie dieser im vierten Heft des ersten Jahrganges des „Zwiebelfisch" den Lesern seine „Editorensünden" beichtet, so setzte Jean Barbou z. B. an das Ende der von ihm gedruckten Werke Voultés folgende Bitte: „Barbous Lectori. Si tu praeter haec repereris Lector quae / oculos nostros fugerint, corrigito / et Autori nobisq; veniam dato. / Vale." Außer Voulté, Marot und den Werken Nicolai Bourbonii druckte er unter

anderen Büchern im Jahre 1537 „Dialecticae / Philippi Me / lanchtonis / libri / III /" auf eigene Rechnung und 1539 „De civitate / morum pueri / lium / per Desiderium Erasmum Roterodamum libellus / ab autore reco / gnitus. /" für die Gebrüder Frelle. Im ganzen hat Jean Barbou nach Paul Ducourtieux in dem Zeitraum von 1536 bis 1543, seinem Todesjahre, ungefähr 40 Werke gedruckt, darunter auch eine Anzahl wissenschaftliche, sowohl medizinische, wie auch juristische, theologische und sprachwissenschaftliche. Erwähnenswert ist auch sein Evangelienbuch „Sanctum Jesu Christi Euangelium Secundem Matthaeum ... Acta Apostolarum", das er 1540 in Schrägschrift mit sehr feinen Lettern außerordentlich schön druckte. Mit dem Tode Jean Barbous im Jahre 1543 erlosch die Glanzperiode der Lyoneser Barbouschen Druckerei.

Während der Druckertätigkeit Jean Barbous in Lyon war auch in Paris ein Barbou mit Vornamen Nicolas als Buchdrucker etabliert, dessen Zugehörigkeit zu der hier in Frage stehenden Familie nicht erwiesen, aber nicht unmöglich ist, da Nicolas Barbou aus derselben Ortschaft stammt wie Jean. Doch erwähnen weder Jean noch sein Sohn Hugues in ihren Familienbüchern einen Nicolas Barbou, der mit ihnen verwandt und in Paris etabliert sei. Von Nicolas Barbou sind nur wenige Drucke bekannt, unter anderen: „Vérard, St. Bernard ou l'art d'aimer Dieu" aus dem Jahre 1542 und aus demselben Jahre: „Celestine en laquelle est traicté des déceptions des serviteurs envers leurs maîtres et des macquerelles envers les amoureux," auf Parchemin in gotischen Lettern gedruckt und mit mehreren Holzschnitten versehen. —

Jean Barbou hatte in seinem Testamente aus dem Jahre 1542 seinen Sohn Hugues zum Universalerben eingesetzt und, da dieser erst 5 Jahre alt war, den Buchhändler Frelle und den Buchdrucker Jacques Myt zu Testamentsvollstreckern ernannt. Da Jeans Tochter Denise mit einem Lyoneser Drucker, Balthasar Arnoullet, verheiratet war, wurde diesem die Verwaltung der Barbouschen Druckerei übertragen; dafür wurde ihm ein Drittel des Gewinnes zugesprochen, während das zweite Drittel die Witwe Jeans und den Rest Hugues erhielt. Da jedoch Balthasar Arnoullet von seinem Vater Olivier eine eigene Druckerei geerbt hatte, die durch ihre Ritterromane sehr bekannt geworden war, stellte er die meisten Bücher in seiner eigenen Druckerei her, so daß ihm dadurch der ganze Gewinn blieb. Nur dadurch ist es wohl zu erklären, daß, als Hugues majorenn wurde, er sich nicht auch als Buchdrucker halten konnte, sondern sich nur als Buchhändler niederließ. — Balthasar Arnoullet geriet übrigens mit den Gerichten in Konflikt wegen des im Jahre 1552 in Vienne in der Dauphiné auf Kosten des Autors in 800 Exemplaren gedruckten Buches „Servetus, De christianismi restitutione", das auf Betreiben der Geistlichkeit verbrannt wurde. Es sind heute davon nur noch drei Exemplare vorhanden, eines in Privatbesitz, ein anderes in der Bibliothèque Nationale in Paris und das letzte in Lyon. – Die Bücher, die Arnoullet für Rechnung der Barbouschen Erben ausführte, tragen die Bezeichnung „cum haeredibus Joannis Barbous". Unter ihnen befindet sich die 1546 begonnene „Epitome gestorum regum Franciae", die von Guillaume Guerault herausgegeben wurde und von der 1552 und 1554 eine französische Übersetzung erschien.

Hugues Barbou wurde 1558 großjährig, hat sich, wie schon erwähnt, druckerisch jedoch nur sehr wenig betätigt. Paul Ducourtieux kennt aus der Lyoneser Zeit in seiner Monographie nur zwei Drucke aus dem Jahre 1562, die äußerst selten und selbst in der Pariser Nationalbibliothek nicht vorhanden sind: „La fleur des sentences morales par Gille Corrozet" und „„La Fontaine des devis amoureux". Im Jahre 1566 lernte Hugues auf einer Reise nach Paris Jeanne Bridier, die Tochter eines Pariser Druckers und zweite Witwe des Buchdruckers Nouaille aus Limoges kennen, mit der er sich 1568 verheiratete, wodurch es ihm möglich wurde, sich in Limoges als Buchdrucker niederzulassen. Die Druckerei in Limoges überdauerte dann sogar die erst 1704 gegründete Druckerei in Paris. Erste bestand bis 1820. Sie brachte von den drei Barbouschen Druckereien ihren Inhabern auch den größten Gewinn, ist aber druckerisch die bedeutungsloseste, da sie in erster Linie Schulbücher herausgab, die zwar überall gekauft und eingeführt waren, aber in Druck und Ausstattung nicht über das Mittelmaß hinausragten. Erwähnenswert sind vielleicht die 1580 noch von Hugues gedruckten „M. Tulii Ciceronis epistolae ad Atticum", deren textiche Bearbeitung von den Gelehrten der Zeit sehr günstig beurteilt wurde und die auch noch

sorgfältig und schön gedruckt waren, während Ende des XVI. Jahrhunderts und im XVII. Jahrhundert die Druckerei fast nur noch zur Fabrikation wissenschaftlicher Lehrbücher diente.

Doch ermöglichte es wohl nur der Reichtum, zu dem die Barbous in Limoges gelangten, daß sich ein Mitglied ihrer Familie im Jahre 1704 in Paris als Buchhändler niederlassen konnte, wo ohne ein vom Staate erteiltes Privilegium den Buchhandel niemand mehr mit Erfolg betreiben konnte. Dieses erhielt Jean Joseph Barbou im Jahre 1704, indem er mit einer größeren Summe der Stadt Paris über Schwierigkeiten hinweghalf. Die Gründung der Pariser Niederlassung der Barbous behandelt gleichfalls Paul Ducourtieux in seinem Buche „Comment on devenait libraire à Paris au 18e-siècle". Jean Joseph war bis 1717 nur Buchhändler und erst in diesem Jahre, in dem er sich mit seinem jüngeren Bruder Joseph verband, ward es ihm möglich, eine Druckerei zu errichten, die er seit dem Tode seines Bruders im Jahre 1736 allein innehatte. Die Brüder Jean Joseph und Joseph verkehrten in Paris in den vornehmsten Kreisen, in denen Kunst und Wissenschaft gepflegt wurden, und in denen die Barbous für ihren Beruf nicht zu unterschätzende Anregungen empfingen. Dort sahen sie auch wohl bald, daß schöne, gute Ausgaben der Klassiker des Altertums viel begehrt waren, und daß man bedauerte, immer zu den teuren Elzevier- und Plantindrucken greifen zu müssen; die Brüder Barbou beginnen deshalb bald mit Versuchen, die Lateiner in schönen neuen Ausgaben herauszubringen. Doch erst dem Nachfolger des Jean Joseph, seinem Neffen Joseph Gérard, gelang es, so meisterhafte Ausgaben — meisterhaft nicht nur in typographischer Beziehung — herzustellen, daß sie auch heute jedem, der den Dichter in einer schönen Form genießen will, zu empfehlen sind. Nach dem Tode Joseph Gérards im Jahre 1790 bestand die Barbousche Druckerei und Verlagsbuchhandlung nur noch 18 Jahre unter der Leitung seines Neffen Joseph Hugues, der sie 1808 an die heute noch bestehende und bekannte Verlagsbuchhandlung Delalain verkaufte. Leider begann die bald, die schönen Barbouschen Textausgaben, die nur denen dienen sollten, die aus Freude am Autor in ihnen lasen, in kommentierte Schulausgaben zu verwandeln.

Im Jahre 1743 begann neben einigen Versuchen anderer Verleger auch Antoine Urban II Coustelier, dessen Vater bereits Plinius und Catullus herausgegeben hatte, auf Anregung des Abbé Lauglet-Dufresnoy, weitere Werke herauszugeben. Neben ihm arbeiteten außer den Barbous Simon Bénard und Mabre-Cramoisy. Alle diese Drucker gaben die Lateiner in Duodezformat 16:10 heraus. Als in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts der Eifer der Verleger nachließ, kaufte Joseph Gérard 1754 die noch neben den seinen existierenden Ausgaben der Lateiner auf und verwandte seine ganze Kraft darauf, die Sammlung zu verbessern und zu vervollständigen, die Drucke Simon Bénards und von Mabre-Cramoisy waren schon von seinen Vorgängern erworben worden, die ebenso wie auch Joseph Gérard die Signete dieser Drucker weiterverwandten, am häufigsten das der Cramoisy, in dem eine Schlange zwei über einer hügeligen Landschaft fliegende Schwäne kreisförmig einschließt; auch die Elzeviermarke „Non solus" ist in einigen Werken zu finden. Doch gebrauchten sie auch ein eigenes Signet, das schon in Limoges verwandt wurde und das eine Druckerwerkstätte darstellt, unter dem sich eine Schleife mit dem Barbouschen Wahlspruche „Meta laboris honor" befindet. Jean Joseph gab mit seinem Bruder und nach dessen Tode allein besonders kommentierte Ausgaben heraus, während es Joseph Gérard nur darauf ankam, eine schöne Ausgabe für Bücherliebhaber herzustellen. Er verwandte die Wissenschaft der Philologie wohl in weitestem Maße, doch nur, um einen klaren einwandfreien Text zu erhalten und eventuell eine biographische, zuweilen auch kritische Abhandlung über den Autor am Schluß des Werkes abzudrucken. Im übrigen war es sein Grundsatz, die Philologie nur hinter der Szene, dem Publikum unsichtbar, arbeiten zu lassen und nach Möglichkeit von „Buchdeckel zu Buchdeckel" nur den Autor zu Worte kommen zu lassen, wie es sich heute der Tempelverlag mit unseren Klassikern zur Aufgabe gemacht hat. Auch das Äußere seiner Ausgaben suchte Joseph Gérard auf jede Weise zu vervollkommnen; das Papier für seine Klassiker, das zuerst aus Limoges von seiner eigenen Familie, die dort auch damit handelte, bezogen worden war, ließ er bald aus den Landschaften Angoumois und Vivarais kommen, die noch heute ihrer Papierfabrikation wegen geachtet werden, und für den Druck

ließ er sich eigens Typen von Fournier le jeune schneiden. Von Cochin, Eisen und anderen bedeutenden Künstlern seiner Zeit ließ er Titelbilder und Vignetten entwerfen und sie von Longueil usw. stechen. Auch eigene schöne Lederbände stellte er her, und den Preis setzte er bei dieser schönen sorgfältigen Ausstattung mit 6 livres pro Band fest. Daß die Ausgaben da auch viel gekauft wurden, ist begreiflich; verschiedene Autoren wurden sogar drei- und viermal neu aufgelegt. Bei dem Tode Joseph Gérards umfaßte die Sammlung der Lateiner außer dem „Novum Jesu Christi testamentum" 34 Werke in 68 Bänden, und verschiedene Autoren waren in derselben sorgfältigen Weise auch in französischer Übersetzung erschienen.

Das Verzeichnis der Sammlung, das dem „Bulletin du Bibliophile" entnommen ist, mag hier folgen:

Catullus, Tibullus, Propertius (1 Band 1754)
Horatius (1 Band 1775)
Juvenalis et Persius (1 Band 1776)
Lucretius (1 Band 1754)
Lucani Pharsalia (cum suppl. Maii, 1 Band 1767)
Martialis Epigrammata (2 Bände 1754)
Ovidius Naso (3 Bände 1793)
Phaedri Fabulae (cum notis, 1 Band 1783)
Plauti Comoediae (3 Bände 1759)
Terentius (2 Bände)
Virgilius (2 Bände)
Amoenitates poeticae sive Theodore Bezae, M. A. Mureti et Secundi Juvenalia: tum Joannis Bonefonii Paucharis (1 Band 1779)
Sarcotis et Caroli V. Imp. Panag. Carmina; tum de Heroica Poesi tractatus. Auct. Masenio (1 Band 1771)
Sarbievi (Casimir) carmina (1 Band 1791)
Desbillons Fabulae Aesopiae (1 Band 1778)
Vanierii Praedium rusticum (1 Band 1786)
Rapin de Hortis (1 Band 1780)
Caesaris Commentaria (2 Bände 1754)
Cornelius Nepos (1 Band 1767)
Qu. Curtius (1 Band 1757)
Eutropius, Aurelius Victor et Rufus (1 Band 1793)
Justinus (1 Band 1770)
Titus Livius (7 Bände 1775)
C. Plinii Historia Naturalis (6 Bände 1779)
Sallustius (1 Band 1774)
Cornelius Tacitus (3 Bände 1793)
Velleius Paterculus et Florus (1 Band 1776)
Encomium Moriae ab Erasmo et Mori Utopia (1 Band 1776)
Plinii Epist. et Panegyricus Trajano dictus (1 Bd. 1788)
Selecta Senecae opera (cum interpr. Gallica) (1 Bd. 1790)
Ciceronis Opera omnia (14 Bände 1768) recensuit Lallemand

Außer den lateinischen Klassikern gab Joseph Gérard Barbou im Jahre 1757 die „Poésies" von Malherbe in sehr geschmackvoller Anordnung und bis auf das „Avertissement" sehr schön gedruckt heraus und konnte auch dieses Werk zweimal neu auflegen. Auch des J. Meursii „elegantiae latini sermonis" von Nicolas Chorrier, das außer dem Elzeviersignet auch als Verlagsangabe „Lugdunum Batavorum, ap. Elzevirium" zeigt, soll nach „Brunet, Manuel de l'amateur de livre" von Barbou gedruckt und verlegt sein.

Zum Schluß seien noch drei typographische Werke der Pariser Barbous genannt: „Modelles des caractères de l'imprimerie et des autres choses nécessaires au dit art, gravées par Simon Fournier le jeune" aus 1742, „Manuel typographique par Fournier le jeune" aus 1764 und „Essai d'une nouvelle typographie" aus 1771. Sie zeigen, daß die Barbous ihre Kunst nicht nur auszuüben verstanden, sondern daß ihnen auch an ihrer Weiterentwicklung gelegen war.

Ein Fehler im Urfaust und seine Folgen.

Von

Dr. Georg Schaaffs in St. Andrews.

I.

Bei der Ordnung und Abschrift der ihr von Goethe übergebenen Faustszenen hat Luise v. Göchhausen einen folgenschweren Fehler begangen: Die achtzehnte Szene des „Urfaust" (Vers 1398—1435) gehörte zwischen die vierzehnte und fünfzehnte (Vers 1277 und 1278).

Der Fehler hatte nahegelegen. Überblickt man die sämtlichen Szenen, so bemerkt man, daß siebzehn eine Überschrift tragen: 1. Nacht. In einem hochgewölbten engen gotischen Zimmer. 3. Auerbachs Keller in Leipzig. 4. Land Strase. 5. Strase. 6. Abend. Ein kleines reinliches Zimmer. 7. Allee. 8. Nachbarinn Haus. 10. Garten. 11. Ein Gartenhäusgen. 12. Gretgens Stube. 13. Marthens Garten. 14. Am Brunnen. 15. Zwinger. 16. Dom. 17. Nacht. Vor Gretgens Haus. 20. Nacht. Offen Feld. 21. Kerker. Es waren also vier ohne Angabe von Ort oder Zeit oder beiden geblieben. Wohin 19 (später: Trüber Tag. Feld) gehörte, war ohne weiteres aus dem Inhalt ersichtlich. Dasselbe traf auf 9 (später: Straße) zu, vgl. Vers 877f. und 882. Und wohin anders als zwischen die Eingangsszene und Auerbachs Keller hätte Szene 2 (später: Studierzimmer, von Vers 1868 ab) gestellt werden können? sie gehörte noch nicht zu Fausts „neuem Lebenslauf": dem *Professor* glaubt der Schüler seine Aufwartung zu machen! Ganz anders stand es mit Szene 18. Sie begann mit den Versen

Wie von dem Fenster dort der Sakristey
Der Schein der ewgen Lampe aufwärts flämmert,
Und schwach, und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniss drängt rings um bey;
So siehts in diesem Busen nächtig,

spielte also nicht *in*, sondern *bei Anbruch* der Nacht. Dies war der Göchhausen entgangen; dagegen hatte sie ganz richtig beobachtet, daß die Szenen allemal dann keine eigenen Überschriften aufwiesen, wenn diejenigen der unmittelbar vorhergehenden sich auf sie mitbezogen, Zeit oder Schauplatz oder beide sich nicht verändert hatten, oder die Zeit nur vorgerückt, auf demselben Schauplatz nur eine andere Stelle eingenommen war — und so nahm sie die gleiche Sachlage bei Szene 18 an und fügte diese, vielleicht bestärkt durch die zahlreichen literarischen Beispiele, wo dem Minnebruder von einem andern aufgelauert wird, sicherlich aber durch Mephistos Worte „Ihr geht *nach eures Liebgens Kammer*" — sie fügte diese Szene der nach ihrer Meinung einzig dafür in Betracht kommenden, mit der Überschrift „Nacht. *Vor Gretgens Haus*", an. In Wirklichkeit gehörte sie hinter die Szene „Am Brunnen". Am Abend stellen sich dort die Mädchen ein, um zu schwatzen und Wasser zu holen; der Brunnen steht auf der Straße, durch welche Gretchen (1267ff.) schließlich „heime geht"; beim Hereinbrechen völliger Dunkelheit passieren sie auch Faust und Mephistopheles: Wenn da neue Angaben gemacht wären — etwa: Anbruch der Nacht. Straße — so würde damit ein doppelter Fehler begangen und der Eindruck entstanden sein, als ob es sich um einen ganz neuen Schauplatz und einen ganz anderen Zeitpunkt handelte, während es tatsächlich nur eine Gretchens Hause näher oder ferner gelegene Stelle auf derselben Straße und eine etwas spätere Stunde desselben Abends war.

Sehen wir nun zu, wie sich Szene 18 an der neuen Stelle einfügt. In Szene 13 hatten sich die Liebenden auf die Nacht verabredet, und mit den, bezeichnenderweise dem Güntherschen Gedicht (1742, 294) „Als Leonore sich endlich zum Lieben bewegen ließ" entnommenen[1] Worten

---

[1] Man vergleiche:

Drauf schwieg sie mit verwandten Bilcken,
Und strich des Dichters Angesicht . . .
Ach! wird auch dieses mein Verbinden
Dein Herz beständig rein empfinden?

Bedencke nur, wie viel ich wage,
Und was ich deinetwegen thu,
Ich eile mit Gefahr und Plage
Nach deinen schönen Lippen zu,
Und breche dir allein zu Liebe
Die Ketten meiner ersten Triebe.

Ich habe nichts als dein Gemüthe,
Worauf ich mich verlassen kann:
Verläßt mich jemahls dessen Güte,
So ist es gantz um mich gethan,
So werd ich allen auf der Erden
Ein Mährchen und ein Greuel werden . . .



Was thu ich nicht um deinet willen . . .
Seh ich dich bester Mann nur an
Weis nicht was mich nach deinem Willen treibt,
Ich habe schon für dich so viel gethan,
Daß mir zu thun fast nichts mehr überbleibt

war Gretchen gegangen. Eins blieb noch, womit sie ihm ihre ganze Liebe zeigen konnte, und ein Mädchen, das dem Liebsten ein nächtliches Selbander verspricht, weiß, daß sie ihm gegebenenfalls auch das letzte nicht weigern wird. Gretchen jedenfalls, die sich in erschreckendem Erkennen jüngst gestanden hatte „Mein Schoos! Gott! drängt sich nach ihm hin Ach dürft' ich fassen Und halten ihn", hat sich schon darein ergeben, und das zeigt sie gleich in dem Gespräch mit Lieschen, das am selben Abend stattfindet. Die Freundin, Günthers *nächstes* Gedicht (296)[1] vor Augen, spricht über Bärbelchen:

Wenn unser ein's am Spinnen war
Uns Nachts *die Mutter nicht n'abe lies*
Stand sie bey ihrem Bulen süs
Auf der Thürbanck und dem dunckeln Gang
Ward ihnen keine Stund zu lang;

was dann gekommen war, erzählt sie nicht noch einmal, das machte sich, nach ihrer aposteriorischen Weisheit, von selbst. Und so empfindet Gretchen, sich bei Lieschens Worten an des Liebsten betörendes Bitten, „Ach kann ich nie, *Ein Stündgen* ruhig *dir am Busen hängen*" und an ihre Antwort erinnernd, „Ach wenn ich nur alleine schlief Ich lies dir gern heut Nacht den Riegel offen. Doch *meine Mutter schläfft nicht* tief. Und würden wir von ihr betroffen Ich wär gleich auf der Stelle todt" — so empfindet sie ihre nächtliche Verabredung schon ganz vom Standpunkte des gefallenen Bärbelchen aus, obwohl sie lediglich sagen kann, sie sei nun selbst „der Sünde blos", was nichts anderes bedeutet als: sie sei der Sünde gegenüber, wenn diese an sie herantrete, wehrlos, nicht länger in der wehrhaften Spröde wie vordem, da sie hart und selbstgefällig über die Schwächeren den Stab gebrochen! Eine vollere Bedeutung des mit dem Dativ verbundenen „bloß" ist schlechterdings ausgeschlossen; man müßte denn unter „Sünde" nicht den ersten, entscheidenden Fehltritt wie in Bärbelchens Falle, sondern einen dauernden Zustand, ja eine Beschäftigung verstehen, — was jedoch niemals mit einer der Fechtkunst entlehnten Wendung ausgedrückt worden wäre.

Nachdem Gretchen heimgegangen ist und völlige Dunkelheit hereinzubrechen beginnt, macht sich Faust auf seinen Weg. Der Gefährte weiß, warum er bis ans Haus mitgeht: er fürchtet, Fausten werde wie bei jenem ersten Besuch von Gretchens Kammer (582. 590) so auch heute wieder Scham und Reue packen, und diesmal *wirklich* davonführen. Es leidet nicht den geringsten Zweifel, daß er heute zum ersten Male zu Gretchen *selbst* geht. Wenn Mephisto, sich an Günthers *zweitfolgendes* Gedicht (300) erinnernd,[2] zu ihm sagt:

---

[1] Strophe 3 davon lautet:

Die *Nacht* ist niemands Freund. Sie ist vielleicht erschrocken;
Verliebte ficht kein Blendwerk an,
Die Mutter ist nicht schuld daran,
Denn *jetzo ruhn Gestrick und Rocken* . . . .

[2] Die betreffenden Verse lauten:

Ja, ja! ich fühle schon die Rückkunft erster Triebe,
Mein Blut erinnert sich . . .
Es wallt und jauchzt vor Lust . . .

noch näher stehen diesen aber die später an 1407 geschlossenen:

So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder
Da weiß man doch warum man wacht.



Und mir ists wie dem Käzlein schmächtig
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis so an die Mauern streicht.
Wär mir ganz tugendlich dabey,
Ein bissgen Diebsgelüst ein bissgen Rammeley.
1408 Nun frisch dann zu! Das ist ein Jammer
Ihr geht nach eures Liebgens Kammer
Als gingt ihr in den Todt.

und zur Antwort erhält:

Was ist die Himmels Freud in ihren Armen
Das durch erschüttern durcherwarmen?
Verdrängt es diese Seelen Noth.
Ha bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste,
1415 Der Unmensch ohne Zweck und Ruh
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu
Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen
Im Hüttgen auf dem kleinen Alpenfeld
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich der Gott verhasste
Hatte nicht genug
Daß ich die Felsen fasste
1425 Und sie zu Trümmern schlug!
Sie! Ihren Frieden musst ich untergraben,
Du Hölle wolltest dieses Opfer haben!
Hilf Teufel mir die Zeit der Angst verkürzen,
Mags schnell geschehn was muss geschehn.
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen.
1431 Und sie mit mir zu Grunde gehn,

so konnte eben nur die sinnlos falsche Stelle, die die Szene im „Urfaust" einnimmt, den Interpreten das naheliegende Verständnis dieser Verse verbauen. Wir haben das Argument, das sich aus dem Aufeinanderfolgen der drei Güntherschen Gedichte für dasjenige unserer Szenen 13, 14, 18 ergibt, angesichts des inneren Zusammenhangs der letzten davon mit der sechsten nicht mehr nötig: Wenn Mephisto, in Erinnerung an jene *erste* ihm gar nicht in den Kram passende gute Regung seines Herrn, den ganzen Weg mitzugehn für richtig hält, so zeigen Fausts Worte deutlich, daß ihn jetzt, da er zum *zweitenmal* — und ist sein Vorhaben diesmal wirklich besser? — in das kleine Haus eindringen will, die Erinnerung an jenen ersten brutalen Eingriff in ein still bescheidenes Leben und damit auch seinerseits an das Sichaufbäumen seines besseren Ichs mächtig überkommt (vgl. 1414f.: 569, 1415: 572, 1418: 550ff., 1419: 560, 1420f.: 543ff. 554ff.). Aber alles verschlingend, hat die Finsternis auch den armen Glanz des Lämpchens bedeckt, der sich in ihren Weg gewagt, alles zerstörend der wütende Bergstrom den Grund untergraben, auf dem das friedliche Hüttchen, zu nahe seinem Bette, gebaut war,[1] und nun muß es sich vollenden: Kein Halten, kein Besinnen gibt es mehr. Auch Faust nimmt das Bild zur Hälfte wieder auf, wenn er sagt „Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen, und sie mit mir zugrunde gehn", der Berg, auf dem das Hüttchen steht, stürzt in den Strom und bricht seine Kraft — man vergleiche die erste Hälfte des Sonetts „Mächtiges Überraschen". Nichts fehlt an dem Auftritt, nicht einmal eine szenische Bemerkung: Man *soll* die beiden Passanten, die jetzt vor Gretchens Türe angekommen sind, nicht mehr sehen, damit, aus dem Dunkeln heraus, Fausts Worte erschütternder, Mephistos Schlußpointen höhnischer

[1] Die beiden Bilder stehen, wie das doppelte „seitwärts" andeutet, in Beziehung, aber das zweite ist wohl zuerst entstanden, denn im ersten ist *die* Hälfte, die modifiziert im zweiten wiederkehrt, falsch: Die Verlängerung des Lichtscheins nach oben geschieht nicht auf Kosten eines seitlichen Scheins.



wirken,[1] und die paar Schritte, die Faust noch zu machen hat, nicht zugleich vom furchtbaren Ernst zum Lächerlichen zu führen brauchen.

Natürlich lassen Fausts Worte „Was ist die Himmels Freud in ihren Armen Das durch erschüttern durcherwarmen?[2] Verdrängt es diese Seelen Noth“ deutlich erkennen, daß er nach dem gegenseitigen Liebesgeständnis (Szene 11) sich noch oft, in Marthens Garten oder anderswo auf neutralem Gebiet, mit Gretchen getroffen hatte; unter solchem inniger und inniger Sichkennenlernen war die Leidenschaft emporgelodert, wie Gretchens erschreckendes Erkennen in jener einsamen Stunde am Spinnrad, Fausts drängendes Bitten im Garten, und jetzt sein all der ehrlichen Seelennot der letzten Zeit Herr werdendes, alle Schranken durchbrechendes Begehren zeigen. Der Faust scheint noch nicht mehr als ein Zyklus von Szenen, zwischen denen Gefühl und Verstand die verbindenden Linien zu ziehen haben.

Eine derartige Tätigkeit verlangt in erhöhtem Maße die Zwingerszene, die man bei der Aufführung hoffentlich nicht länger mit der Brunnenszene verknüpfen wird. Gretchens Worte „Schien hell in meine Kammer Die Sonne früh herauf, Saß ich in allem Jammer In meinem Bett schon auf“ und vorher schon „Wohin ich immer gehe . . . Ich bin ach kaum alleine Ich wein ich wein ich weine . . .“ beweisen, daß diese Szene nicht etwa schon am Tage nach ihrem Fehltritt stattfindet: Solche Worte entringen sich dem normalen Menschen nicht nach einem halben Tage des Weinens, sondern nach tage- oder wochenlanger Qual, und die dazwischenstehenden, „Die Scherben vor meinem Fenster Bethaut ich mit Thränen ach! Als ich am frühen Morgen Dir diese Blumen brach“ bieten nur ein Beispiel, das nächstgelegene Beispiel, zu den vorhergehenden „Ich wein ich wein ich weine . . .“ Was aber ist jüngst geschehen, daß das Kind aus tiefster Not zur Gottesmutter ruft?

Gretschen schläft nicht alleine (1197), sondern mit der Mutter zusammen: Wenn Faust (561) in dem kleinen Zimmer „einen Bett Vorhang“ aufhebt, so wird damit nicht die eine Hälfte einer in der Mitte geteilten Gardine gemeint sein, noch weniger der über *einem* der Betten befindliche Vorhang, sondern der Ton liegt ganz allein auf Vorhang, und in dem Augenblick, da er ihn aufhebt, *ahnt* Faust allenfalls was dahinter verborgen ist. Ein Wandbett also muß es sein, und das ist immer ein geräumiges Stück: hier die gemeinsame Schlafstätte der beiden Frauen. Es will einem nicht ein, daß angesichts *zweier* offen dastehenden Betten, zumal in der drangvollen Enge, die durch sie und einen großen Lehnstuhl in dem kleinen Raum entstanden

[1] 1432 Wies wieder brozzelt! wieder glüht!
Geh ein und tröste sie du Thor
Wo so ein Köpfgen keinen Ausgang sieht,
Stellt es sich gleich das Ende vor.

Das Bild *am Schluß* ist ihm doch von der völligen Dunkelheit eingegeben, in die auch nicht der kleinste Lichtschimmer fällt, wie Faust *am Anfang* der Szene seinen innern Zustand mit der Finsternis um ihn herum verglichen hatte (1401 f.), nach Uzens Gedicht „Gott, ein Erretter“.

Finsterniß und schnelle Wetter
Brechen über mich herein;
Und ich sehe keinen Retter,
Keiner Hoffnung blassen Schein . . .

[2] Die Faustinterpreten, die mitunter Dinge erläutern, die jeder Leser versteht, scheinen den Ausdruck für völlig durchsichtig zu halten. Die Reime sind wohl eine Reminiszenz aus Bürgers Lenore. Faust nähert sich Gretchens Thüre, dem leise klopfenden Wilhelm hatte Lenore zugeraunt: „Herein, in meinen Armen, Mein Trauter, zu erwarmen!“ Auch Faust genießt in Gretchens Armen nicht das Glück, das Lenore dem Bräutigam zu schenken glaubt: „Wenn es mir jedesmal heiß zum Herzen strömt, so kommt das nur von der seelischen Erschütterung, die mich erfaßt, da ich fühle wie das arme Herz sich in Liebe zu mir Unmenschen und in Angst vor dem was kommen muß verzehrt — nicht von einem seeligen, alles vergessenden Gefühl des Besitzes“. Erschüttern ist hier intransitiv gebraucht und Goethen hatte eine (von Grimm 3, 976 als erster Beleg angeführte) Stelle im Buch Ruth vorgeschwebt: „Da Boas gegessen und getrunken hatte, ward sein Herz guter Dinge, und kam und legte sich hinter eine Mandel; und Ruth kam leise, und deckte auf zu seinen Füßen, und legte sich. Da es nun Mitternacht ward, erschrak der Mann und *erschütterte*, und siehe, ein Weib lag zu seinen Füßen.“ Freilich war das Wort hier nicht im seelischen Sinne gebraucht, aber Goethe dachte daran, daß auch Boas sich beherrscht und das arme Mädchen, das sich doch ganz in seine Hände gegeben hat, nicht berührt. Die seligen Stunden ihres Beisammenseins waren für Faust und Gretchen immer mehr ein stummer, aufreibender, ihre Naturen in den Grundtiefen erschütternder Kampf zwischen dem redlichen Wollen und dem leidenschaftlichen Begehren geworden.

wäre, Fausten ein solches Entzücken überkommen hätte. Ebensowenig aber würde er den Alkoven mit den Worten „Was faßt mich für ein Wonnegraus! Hier mögt ich volle Stunden säumen" apostrophiert haben, wenn er geahnt hätte, daß der Alten die größere Hälfte davon gehörte, und eher würde ihm in bezug auf *sie* der Gedanke gekommen sein: „. . . träte sie den Augenblick herein Wie würdest du für deinen Frevel büßen . . ." — Die nächtlichen Zusammenkünfte zwischen Faust und Gretchen müssen also etwa, wie in Bärbelchens Falle, auf der weniger bequemen „Thürbank oder dem dunkeln Gang" oder sonstwo im Hause stattgefunden haben, nachdem Gretchen leise wie Ruth „aufgedeckt", sich erhoben und die Mutter in ihrem schweren Schlafe allein gelassen hatte. Das Verbrecherische ihres Tuns kam ihnen nicht zum Bewußtsein: Damals, als Faust ihr das Narkotikum gegeben, hatte Gretchen ängstlich gefragt, es werde der Mutter doch wohl nicht schaden — jetzt, selbst wenn sie sah, wie die arme Alte mitunter in bleischwerer Müdigkeit dalag und doch nicht einschlafen konnte (wohl ein Zeichen, daß die Dosis nicht mehr kräftig genug gewesen), lag ihr der Gedanke, daß ihr Tun allmählich die völlige Erschöpfung der Kräfte herbeiführen müsse, denen sie das Dasein verdankte, völlig fern: „sie sollt schlafen daß wir können wachen und uns freuen beysammen" ist ihr einziges Sinnen (Kerker 86ff.). Und wenn sie an jenem Abend, obwohl noch rein, in banger Ahnung aus Bärbelchens Geschichte ihr eignes Geschick vernommen hatte, so war es jetzt, nachdem sie gefallen, umgekehrt: Die Seligkeiten, die sie in des Geliebten Armen heute genossen hatte und morgen genießen wollte, erfüllten alle ihre Gedanken. Dann kommt ein schreckliches Erwachen: Die Mutter geht auf einmal zusehends ihrer Auflösung entgegen; Faust ist schon seit mehreren Tagen nicht dagewesen, in ihrer Verzweiflung denkt Gretchen auch dabei gleich an das Schlimmste; und mit der Erinnerung an Bärbelchens davongegangenen Liebsten sieht sie in maßloser Angst die Schmach drohend heraufsteigen. Da fleht sie in ihrer Not zur Mutter Gottes, die *auch* um zweierlei, um des Sohnes Tod und um ihr eignes Leid, zum Himmel geseufzt hatte: Laß *mich* nicht der Schmach verfallen und rette mir der *Mutter* Leben! Das und nichts anderes bedeuten ihre Worte „Hilf retten mich vor Schmach und Tod": der Verlust der Ehre und der Verlust der Mutter bedrohen sie.

Die Domszene soll zeigen, daß ihr Gebet keine Erhörung gefunden hat: Die Mutter ist gestorben,[1] Gretchen weiß, daß sie selbst Mutter werden und schon vorher die Schmach über sie kommen wird. Dann wird sich alles, was sie geahnt, erfüllt haben.

---

[1] Der böse Geist raunt Gretchen zu: „Betest du für deiner Mutter Seele Die durch dich sich in die Pein hinüberschlief", und Minor 1, 198 bemerkt dabei, sie habe sich zur (höllischen) Pein (also in Sünden, ohne das letzte Sakrament; später zur „langen, langen Pein", vgl. Matth. 25, 46) hinübergeschlafen, ähnlich Schmidt (Jubil. 13, 326): „Pein, Fegefeuer nach dem Tod ohne Sakrament und Absolution". Diese Erklärungen würden meiner Auffassung des ganzen Zusammenhangs nicht im Wege stehen: ich habe ein allmähliches Hinüberschlafen, ohne Wiedererlangung des Bewußtseins angenommen. Trotzdem glaube ich, daß Goethe an Beichte, Absolution usw. nicht gedacht hat. Mit der langen Pein ist einfach das gemeint, was Valentin den Todesschlaf nennt: der Zeitraum zwischen dem irdischen Tod und dem Dies illa, von dem der Kirchengesang kündet. In Reitzensteins berühmtem Gedicht „Lotte bey Werthers Grabe" hieß es zuletzt:

Und der Richter wird Verschonung winken;
Ruh empfängst du nach der *langen Pein* . . .

zu ergänzen: die du bei dem bangen Warten auf den Spruch, der über das Schicksal deiner Seele entscheidet, hattest erleiden müssen. In diesem Gedicht ist auch der Anstoß zu erkennen, der Goethe zu der Einführung des Dies irae bestimmt hatte, man vergleiche die vorhergehenden Verse:

Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter unsre Tage wiegt.
Und nun offen auf der furchtbarn Wage
Deine Schuld und deine Liebe liegt . . .
Dann, o! dräng ich zu des Thrones Stufen
Mich an meines Alberts Seite zu,
Rufen wird Er selbst, versöhnet rufen:
Ich vergeb Ihm: O, verschone du!
Und der Richter wird Verschonung winken;
Ruh empfängst du nach der langen Pein . . .

Freilich war der Gedanke „Quem patronum rogaturus?" auch sonst bekannt, man vergleiche Luc. 16, 20ff. die Erzählung



Zwischen der Domszene und der Valentinszene liegt der längste Zeitraum in der Gretchenepisode des Urfaust. Wie sollte es auch anders sein: Dort konnte noch kein Mensch etwas von Gretchens Zustand bemerken oder ahnen — die Worte „unter deinem Herzen, Schlägt da nicht quillend *schon*, Brandschande Maalgeburt" zeigen, daß es sich um die erste Zeit handelt, wo die Empfängnis vermutet werden kann — Valentins Worte setzen voraus, daß schon die Leute ihre Beobachtungen gemacht haben[1]. Gretchen wird „das Märchen der Stadt", und aus des eignen Bruders Munde sollte sie es wohl zum ersten Male zu hören bekommen: denn jetzt wird sie noch weniger unter Leute gekommen sein als vordem (1237). In solcher Absicht muß er sich aufgemacht haben — vielleicht noch, um zu erfahren, wer ihr Verführer gewesen ist, und ihn dann zur Rechenschaft zu ziehen. Aus dem Gedicht „Verantwortung eines schwangeren Mädchen" (1, 186. 365)[2] mögen wir entnehmen, wie sie sich diesem Richter gegenüber verhalten haben würde. Doch kommt es nicht dazu.

Man muß sich hüten, aus dem Zusammenhang des Fragments oder des vollendeten Faust ohne weiteres Rückschlüsse auf Goethes ursprüngliche Intentionen zu ziehen. Warum in der achtzehnten Szene Mephisto Fausten bis vor Gretchens Hause begleitet, ist oben mit guten inneren Gründen gezeigt worden: aus ganz anderem Anlaß geschieht es in der Valentinszene des vollendeten Stücks, und ebenso in der projektierten des Urfaust.

In der Zeit, die seit Fausts Trennung von Gretchen verflossen ist, waren die beiden Gefährten *ihre* Wege gegangen. Wohin die geführt hatten, darüber habe ich meine besondere Meinung, doch kommt hier nichts darauf an: Man versetze sich lediglich in Fausts Lage bei der Rückkehr von der Exkursion. Er weiß nichts von dem, was in seiner Abwesenheit geschehen, vor allem nicht, daß Gretchens Mutter gestorben und sie selbst nunmehr alleine im Hause ist; dagegen weiß er, daß sie seine Rückkehr, die sich vielleicht weit länger hinausgezogen hat als ursprünglich beabsichtigt war, nicht ahnen kann. Infolgedessen muß ihm, solange sie davon nicht in Kenntnis gesetzt wird, ein Zusammentreffen unmöglich erscheinen. So will er gleich bei der Rückkehr an Gretchens Hause vorbeistreichen und dabei den Gefährten mitnehmen, in der Hoffnung, daß der Vielgewandte auch diesmal ein Mittel finden werde, Gretchen die Rückkunft, wenn nicht mitzuteilen, dann wenigstens merken zu lassen. Und hierbei treffen sie *zufällig* auf Valentin.

II.

Durch die Umordnung der achtzehnten Szene sind alle chronologischen Schwierigkeiten im „Urfaust" beseitigt worden; wir wenden uns nun zur Betrachtung des „Fragments" von 1790. Man findet hier die Verse 1408—1435 (siehe oben S. 25, 26) jener Szene in die neue Szene „Wald und Höhle" aufgenommen und notiert neben Kleinigkeiten *eine* in die Augen fallende Änderung:

Urfaust	Fragment
Was ist die Himmels Freud in ihren Armen	Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Das durch erschüttern durcherwarmen?	Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Verdrängt es diese Seelen Noth.	Fühl' ich nicht immer *ihre* Noth?
Ha bin *ich* nicht der Flüchtling . . .	Bin *ich* der Flüchtling nicht . . .
Und seitwärts *sie* . . .	Und seitwärts *sie* . . .

von Lazarus, wo es ebenfalls hieß „Vater Abraham, . . . sende Lazarum, . . . denn ich leide große Pein in dieser Flamme". Aber die Erinnerung an Reitzensteins Gedicht ist überzeugender: Einmal wissen wir seit Kettners Nachweis (Zs. f. d. Phil. 20, 230), daß im selben Bande des Teutschen Merkur, wo dies Gedicht steht, noch eine andere Quelle der Domszene zu finden ist, und dann spiegelt auch der Schluß des zweiten Faustteils die Erinnerung an das Gedicht wieder: Gretchen, „sich anschmiegend", wie Lotte, fleht um Erbarmen für den Geliebten, ihr Gebet vor der Domszene wiederholend. Übrigens staune ich, wenn ich bei Minor lese, die Worte 12066 „die sich einmal nur vergessen" bedeuteten, daß Gretchen sich nur ein einzigesmal hingegeben habe! Man wünschte dann wenigstens die Angabe „die sich dreimal nur vergessen", denn Mutter- und Kindesmord verdienten vielleicht *auch* Erwähnung. Über den „bösen Geist hinter Gretgen" ist viel geschrieben worden: Um festzustellen, was man sich darunter zu denken hat, braucht man sich nur wieder an Wielands oben berührtes Gedicht im Merkur zu wenden (1775, 2, 4 ff.) oder an die entsprechende Stelle im Urmeister.

[1] Also nicht, daß Gretchens Verkehr mit einem Fremden beobachtet wäre.

[2] Seine Quelle ist zugleich eine der wichtigsten Quellen der Gretchentragödie gewesen: Lenzens Zerbin.

Sie scheint nicht von großer Bedeutung zu sein: rechts steht dasselbe wie links, und nur die Anordnung der Gedankenfolge ist symmetrischer geworden. Doch gibt ein einzelnes Wort, und zwar in dem Vers, der völlig neugestaltet worden ist, zu denken. Warum heißt es zuerst „Was ist die Himmelsfreud' *in ihren Armen*" und danach „Laß mich *an ihrer Brust* erwarmen", zumal der Ton auf „Laß mich ... *erwarmen*" liegt ebenso wie im ersten Verse auf „*Was ist* die Himmelsfreud"? Denn eine Betonung von „Armen" und „Brust" schließt der Sinn der folgenden Verse aus. Meinem Gefühl nach dient die Wendung „an ihrer Brust" zur Vervollständigung des mit „in ihren Armen" angefangenen Bildes, und wenn wir uns erinnern, wie sowohl Gretchen als auch Faust dasjenige Selbander bezeichnen, das intimer ist als ein gewöhnliches in Marthens Garten und sonstwo — Gretchen: „*Mein Busen drängt* Sich nach ihm hin, Ach dürft' ich fassen Und *halten ihn*", Faust seinerseits: „Ach kann ich nie Ein Stündchen ruhig dir *am Busen hängen*, Und *Brust an Brust* und Seel' in Seele *drängen*"[1], — so werden wir annehmen, daß die neue Fassung unseres Verses in demselben Sinne gemeint ist. Faust will sagen: Obwohl ich nun so oft *so* bei Gretchen gewesen bin, wie ich es mir gewünscht hatte, Ruhe und Frieden habe ich doch nicht dabei gefunden! Anderseits bleibt die Situation, auf die *allein* man aus Fausts Schlußworten „Was muß geschehn, mag's gleich geschehn ..." zu schließen hat, unerschüttert bestehen: Gretchen ist noch nicht gefallen! Und so ergibt sich als einfache Folge: Faust ist nachts bei Gretchen gewesen, aber er hat sich zu beherrschen gewußt. Wenn ich den Hinweis, den ich bei Besprechung der ersten Fassung unseres Verses (oben S. 25) angebracht habe, den auf Boas und Ruth, bei der zweiten wiederhole, so geschieht dies mit ungleich größerer Berechtigung: denn diesmal hatte sich auch Faust *des Nachts* beherrscht! Man könnte fragen: Wozu diese ganze Beweisführung, da doch die Szene „Wald und Höhle" *nach* der nächtlichen Verabredung eingeschaltet ist? Nun, sie setzt Fausts Flucht voraus, und könnte die nicht auch vor der Ausführung der Verabredung erfolgt sein? Dieser an und für sich durchaus möglichen Auffassung widersprechen aber noch andere Züge. In erster Linie Fausts eignes Bekenntnis am Schluß des Eingangsmonologs:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht ich *nach* Begierde,

das von vielen Faustforschern ganz falsch verstanden wird.

Ich greife eine von den Interpretationen heraus. Minor (1, 359), nachdem er in Fausts Worten „Du gabst zu dieser Wonne ... Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr Entbehren kann ..." die Wörtchen *schon* und *mehr* unterdrückt hat, um die groteske Bemerkung anbringen zu können „vielleicht auch deshalb, weil er ihm wie in den Faustbüchern die Lebensmittel auf magischem Wege verschafft" — er umschreibt die Verse folgendermaßen: „So ist er durch die Verführung Gretchens von der Begierde zum Genuß fortgerissen worden; und unbefriedigt erwacht in ihm, von dem Teufel geschürt, wieder aufs neue die Begierde (3250, wo „*im* Genusse" natürlich „gleich *mit* dem Genusse" bedeutet, wie auch Schiller in den Künstlern die Sinnenfreuden als solche bezeichnet, die „*im* Genusse" schon verscheiden)". Ohne auf die angebliche Parallele einzugehen, setze ich einfach Minors Erklärung in den Vers ein: „So tauml' ich von Begierde zu Genuß, Und gleich *mit* dem Genusse verschmacht' ich nach Begierde." Vergleicht man das mit seiner Umschreibung, so wird man gewahr, daß er erstens das Wichtigste wieder unterdrückt hat: das „Verschmachten" geschieht „gleich mit dem Genuß"! Zweitens, daß er so tut, als ob im zweiten Verse dastände: „Ich verschmachte *vor* Begierde", während es in Wirklichkeit heißt „ich verschmachte *nach* Begierde". Und nun setze man auch für den ersten Vers die Umschreibung ein: „*So* bin ich durch die Verführung Gretchens von der

[1] Man beachte, daß die beiden in den sich korrespondierenden Urfaustpartien Szene 12, 1066—1105 und Szene 13, 1194—1212 stehenden Wendungen sich gegenseitig komplettieren: Sie hält, Er hängt, Beides drängt, sonst würde der Mann mit der hohen Gestalt sicherlich gesagt haben: „Ach kann ich dich nie an meinem Busen *halten*", wie Gretchen nachher im Kerker, wo sie nicht an das Sinnliche denkt, ruft: „An seinen Hals will ich fliegen, An seinem Busen liegen". Im Urfaust spricht Faust in Szene 18 ganz richtig, obwohl ohne Betonung, nur von „in ihren Armen", denn an ihrer Brust hatte er noch nicht gehangen!

Begierde zum Genuß fortgerissen worden", und blicke von hier aus auf den ganzen Zusammenhang des Monologs hin! Natürlich ist hier unter „Genuß" etwas ganz anderes zu verstehen: der erste Teil hat ihn ausführlich geschildert — vgl. dabei die Worte „genießen" 1894, „Lust" 1912, „Wonne" 1914, und wiederum „genießen" 1961 — aber es kommt in diesem Momente gar nicht mehr darauf an, *was* es für ein Genuß, sondern *daß* es ein solcher ist: Der *Genuß* ist etwas *erfülltes* (1890: „du gabst mir alles worum ich bat"), und diesem gegenüber steht das *begehrte*, dem Genuß die *Begierde*, bei der in den faustisch *resumierenden* Schlußzeilen wiederum das Objekt ganz gleichgültig ist. Nunmehr werden die Verse verständlich sein: Wenn Faust sagt, er taumle von Begierde zum Genuß, so denkt er dabei überhaupt noch nicht an Gretchen, sondern an die Erfüllung eines glühenden Wunsches — vgl. den Anfang des Monologs. Mitten im Genuß aber kommt es über ihn: er schmachtet wieder nach einer Änderung des jetzigen Zustandes der Erfüllung, also nach dem der Begierde. Daß der Durst in diesem Falle künstlich in ihm erregt wird, ist wiederum ganz gleichgültig: Faust konstatiert lediglich den Effekt[1]. Und er bekennt es selbst, wie er mit diesem Wesen so ganz anders als die übrigen Menschen sei: *Sie verschmachten* nach Genuß, *er taumelt* danach; sie taumeln, wenn sie genossen haben, er verschmachtet dann! Goethe hatte bei diesem Schluß und schon vorher an den drastischen Vergleich im Werther (19, 76) gedacht, der in ähnlicher Weise einen ähnlichen Passus abschloß: „Und so taumle ich beängstigt. Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich sehe nichts, als *ein ewigverschlingendes, ewig wiederkäuendes* Ungeheuer"[2].

Ich fasse alles zusammen: Wenn Faust gleich Prometheus[3] dem Genuß die Begier, dem Erreichten das Begehrte gegenüberstellt, und nachher noch einmal zu Mephisto sagt:

Verruchter, hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das schöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem süßen Leib
Nicht wieder vor die halbverrückten Sinnen.

so zeigt er damit so deutlich wie nur möglich, daß diese Begierde noch keine Erfüllung gefunden hatte! Es geht ihm und Gretchen wie dem Mönch und der Nonne in Wielands Gedicht:

Schon drey Aeonenlange Jahre
Unglückliche, bekämpfet ihr
Natur und Herz; casteyen, beten,
Die Geisel und das härne Kleid
Habt ihr versucht, den Feind zu tödten;
Umsonst, je hitziger ihr kämpft,
Je minder wird sein Troz gedämpft....

[1] Ich weise noch auf Mephistos *unmittelbar folgende* Worte hin:

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es ist wohl gut, daß man's einmal probirt!
Dann aber wieder zu was neuen.

dazu auf den Prolog im Himmel 340 ff.

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt ...

und wiederum auf den zweiten Abschnitt des Monologs: „Du gabst zu dieser Wonne ... Mir den Gefährten ..."

[2] Das übrige lese man selbst nach. Im Monolog zum Beispiel gehen die Worte vorher:

... wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt...

im Werther: „... kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet *Ein Fußtritt* die mühleligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab" usw.

[3] WA 39, 212: „Wenn alles — *Begier* und Freud' und Schmerz — Im stürmenden *Genuß* sich aufgelöst ...", vgl. auch in der Römischen Elegie: „folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier" — deutlich den ganzen oben aufgedeckten literarischen Zusammenhang widerspiegelnd, denn der Blick stammt aus Wielands Gedicht (T. M. 1775, 1, 298).



und darum nimmt Goethe gleich darauf ein paar Verse, etwas verändert, in seine Faustszene herüber:

...je minder läßt
Durch geiseln, fasten, wachen, beten,
Solch eine Liebe sich ertödten.
Im Tempel selbst, am höchten Fest,
Schwebt Sixtens theures Bild ihr immer
Vor ihrer Stirn...[1]

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch so fern,[2]
Ich kann sie nie vergessen und verlieren;
Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Der verdienteste unserer Faustforscher hat einmal[3] folgende bis auf einen Satz überaus treffende Bemerkungen gemacht: „Daß Mephisto den Faust kupplerisch zu Gretchen zurücklockt, muß doch eine starke Bedeutung haben, besonders da Gretchen in der 1790 vorausgehenden Brunnenszene schon verführt erscheint. Es kann sich nicht um den kleinen nichtigen Zweck handeln, zu früherem Liebesgenuß einen neuen, eine bloße Wiederholung zu fügen. Fausts Rückkehr zu Gretchen muß einen großen dramatischen Fortschritt geben, Faust und Gretchen durch Konsequenzen dieser Rückkehr stark belastet werden". Hätte Schmidt, der in der Jubiläumsausgabe das Wort „bloß" in Gretchens Geständnis vollkommen zutreffend umschreibt, daraus die gehörigen sachlichen Konsequenzen gezogen, dann hätten seine Schlußthesen: „Also: Faust folgt dem Mephisto, er stößt vor dem Hause des verlassenen Liebchens mit Valentin zusammen, lädt Blutschuld auf sich und macht Gretchen mitschuldig am Tode des Bruders. War es so geplant?" – nicht wiederholt zu werden brauchen. Indes glaube auch ich, für das Fragment die Brunnenszene etwas nach vorne rücken zu sollen: Sie findet meinem Gefühl nach nicht mehr am selben Tage wie die Verabredung, sondern gleichzeitig mit „Wald und Höhle" statt. Die Ausführung der nächtlichen Verabredung und ihre mehrfache Wiederholung geht jetzt vorher, so daß die fragmentarische Schilderung des Verkehrs zwischen Bärbelchen und ihrem Liebsten, wie sie Lieschen gibt (siehe oben S. 24) nunmehr *tatsächlich* auch auf das andere Paar zutrifft, und Gretchens Schlußworte, sie sei „nun selbst der Sünde bloß", zu Fausts Schlußworten, „Was muß geschehen..." in eine zweite wirkungsvolle Parallele treten, so zwar, daß wie in der andern die passive und die aktive Rolle bei dem, was Faust meint, gehörig verteilt bleiben. — In „Wald und Höhle" bliebe noch eine einzige Wendung zu überlegen. Die achtzehnte Szene des Urfausts führt uns die beiden Kumpane auf ihrem Wege nach Gretchens Hause vor, darum sagt der eine zum andern „Nun frisch dann zu... Ihr geht nach eures Liebgens Kammer...", denn Faust war allmählich immer langsamer gegangen; bis mit den Worten „Mags schnell geschehn..." gewiß auch die Gangart sich beschleunigt, und Gretchens Türe schnell erreicht ist: „Geh ein und tröste sie..." Im Fragment hat sich die Situation völlig geändert; man befindet sich weit von der Stadt weg, in Wald und Höhle. Darum lautet Mephistos Mahnung „Nur fort..." und die Worte „Ihr geht nach eures Liebchens Kammer" sind allgemeiner zu fassen als vorher. Dagegen durfte das „Geh ein" ruhig beibehalten werden: Erstens war es biblisch, und Faust geht den breiten Weg in sein Verderben hinein; zweitens gehörte es auch zu dem Witz „Wo so ein Köpfchen keinen *Ausgang* sieht".

Im ersten Druck seines Dramas hat Goethe dem Titel die Signatur „Ein Fragment" mitgegeben. Es war weniger und doch mehr als das, es war Fragment eines Fragments und doch derartig hergerichtet, daß die Hauptlinien des Baues völlig deutlich heraustraten und ein paar etwas weiter abliegende Blöcke das Ergebnis der ergänzenden Arbeit des Lesers bestätigen würden. Goethe hatte den Grundgedanken des Stücks in augenfälliger Weise bloßgelegt, indem er neben der Stelle, wo er ausgesprochen war, einfach eine Lücke riß — vielleicht in Erinnerung an fragmentarisch erhaltene römische Inschriften, wo durch die Bruchstelle die

[1] Vgl. Goethes Widmungsgedicht zu dem Exemplar der „Stella" für Lilli, „Im holden Thal...", wo es ebenfalls wie in den Faustversen heißt: „war stets dein Bild *mir nah*".

[2] Wie Goethe darauf gekommen ist, diesen Vers in dem Gedicht „Nähe des Geliebten" zu wiederholen, wird in meinen Fauststudien auseinandergesetzt werden. Überhaupt bitte ich, die volle Ausnutzung der in diesem Aufsatz nachgewiesenen Quellen erst abzuwarten: oben verwende ich nur das unmittelbar der Sache Dienende.

[3] Vgl. Seite LII Anmerkung 5 seines Abdrucks der Göchhausenschen Abschrift.



Augen des Beschauers auf Worte gelenkt wurden, über die er im kompletten Texte hinweggelesen hätte und auch hätte hinweglesen dürfen, da ja Inhalt und Zweck des Ganzen bekannt gewesen wären.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu Ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

den Drang nach dem Vollgenuß des Lebens will er befriedigen, mit allem was er mit sich bringe, dem Wohl und Wehe, das der Mensch auf seinem Lebenswege erfahre — und schließlich nicht anders enden, als solche Vollmenschen immer tun. Mephisto modifiziert das nachher in seiner Weise:

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit . . .
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Er weiß, Faust gehört ihm „schon unbedingt", und ganz überflüssig wäre es, erst noch Bedingungen zu vereinbaren! Er braucht seinen Mann nur auf dem Wege, den er jetzt selbst gehen will, weiterzuhetzen, ihn niemals zu Ruhe kommen zu lassen: dann wird er blindlings in sein Verderben hineinrennen, wird mit den Schranken, die dem Menschen im bürgerlichen Leben gesetzt sind, sehr bald kollidieren, d. h. mit den Gesetzen in Konflikt kommen, und so oder so sein Leben auf gewaltsame Weise endigen. Er kennt auch schon das Mittel, wie dies am sichersten herbeizuführen ist: Durch eine jener Liebesaffären, die, solange es eine Menschheit gibt, ihre Opfer gefordert haben und fordern werden. Wie tausend andere, *an einer trivialen Liebesgeschichte*, soll sich dieser Faust verbluten, nicht an einem faustischen Erlebnis!

Die beiden letzten Szenen des Fragments sollten nur bestätigen, was der Unbefangene nach allem, was er gehört und gesehen, erwarten mußte: Gretchen fällt, die Mutter stirbt an dem betäubenden Mittel, das die Liebenden ihr gereicht, und nun geht beider Verhängnis unaufhörlich der Katastrophe entgegen, einerlei wie. Ein Fragment läßt manche Fragen offen, aber eins, dessen Idee nicht völlig klar zu erkennen gewesen wäre, hätte Goethe nie und nimmer veröffentlicht. Die Gretchentragödie liegt schon im Urfaust fertig vor, sie war keine Episode auf Fausts Wege, keine von den Partien, die Goethe in solchen Momenten geschaffen hat, wo er — nach seinen Worten zu Humboldt — „die Absicht sachte *neben* seiner Arbeit hergehen ließ", sondern sie war von vornherein ein integrierender Bestandteil des Plans, nach welchem diese „Absicht", d. h. die Idee des Dramas, Gestaltung finden sollte. Ohne diese Bestimmung wäre sie nicht geworden, was sie schon im Urfaust ist, hätte sie nicht siebzehn von den einundzwanzig Szenen erfüllt. — (Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr 10.



Alte Stammbücher im Besitz des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg.

Von

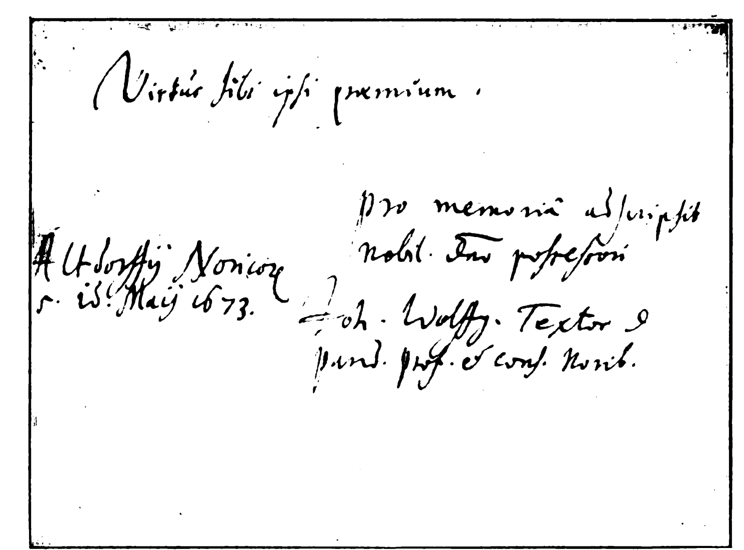
Dr. Heinrich Höhn in Nürnberg.

Mit 31 Abbildungen.

(Fortsetzung)

Der geistige Tiefstand deutscher Kultur, der die Zeit nach dem großen Kriege kennzeichnet, spiegelt sich auch in den Stammbüchern wieder. Das *Stammbuch des Johannes Grambs* zum Beispiel bietet kaum einen Beitrag von originalem, tiefer interessierendem Gehalt, dafür einen Wust von steifen Zitaten aus den Alten, die die innere Leere derer, die sie einschrieben, mit anspruchsvoller Philologenweisheit decken sollen. Ähnliches gilt vom Stammbuch des *Andreas Harsdörffer*, der in Altdorf und Padua seinen Studien oblag. Unter den Altdorfer Professoren, von denen er Widmungen erbat, war auch *Johann Wolfgang Textor* (1638—1701), Goethes Ahn von der Seite seiner Mutter her (Abb. 7). Dieser hochangesehene Gelehrte war 1666 als Professor der Institutionen nach Altdorf berufen worden. Hier las er unter großem Zulauf und Beifall. Ein hervorragendes Gedächtnis unterstützte ihn in seiner Lehr- und Forschertätigkeit. So sagte man ihm nach, daß er fast das ganze corpus juris auswendig gewußt habe. Das dichterische Genie seines großen Nachkommen zeigt sich bei ihm, wenn auch nur recht bescheiden, schon vorgebildet, denn er war ein gewandter Poëta auf dem Felde des lateinischen Gelegenheitsgedichtes. 1670 ernannte man ihn zum Konsulenten der Republik Nürnberg. Bis 1673 blieb er in Altdorf, dann berief ihn Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz als Assessor des Hof- und Ehegerichts und Professor primarius der Rechte nach Heidelberg. Sein Enkel Johann Wolfgang Textor (1693—1771), der 1717 in Altdorf promovierte und späterhin bis zur Würde eines Frankfurter Stadtschultheißen emporstieg, war der Großvater Goethes.

Der Wert des *Stammbuches des* Nürnberger Theologen *Friedrich Kordenbusch* ist in der Hauptsache ein rein lokalgeschichtlicher. Wer dem Leben der Nürnberger Geistlichen und Patrizier im zweiten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts nachgehen will, wird da seine Rechnung finden. Enthielte das Buch nicht eine flott hingeworfene Zeichnung *Joh. Daniel Preißlers* (1666 bis 1737), so würden wir es in diesem Zusammenhang kaum erwähnen. Die „Premio della Virtù“ überschriebene


Virtus sibi ipsi premium.

Pro memoria adscripsit nobil. Dno possessori

Altdorffij Noricor. d. 15. Maij 1673.

Joh. Wolfg. Textor D.
Pand. Prof. et Cons. Norib.

Abb. 7. Eintrag des Universitätsprofessors J. W. Textor. 1674. Stammbuch Andreas Harsdörffer.



Abb. 8. Daniel Preißler, Allegorie. Stammbuch Kordenbusch.

Allegorie von Preißlers Hand gibt einen ideal gewandeten, in eleganter Pose dasitzenden Jüngling wieder, der inmitten höchst beträchtlicher Folianten den Studien sich hingibt und zum Lohn von einem geflügelten Genius mit einem Lorbeerkranz bekrönt wird (Abb. 8). Schon die italienische Beischrift und Widmung verraten, wo Preißlers Kunst ihre Wurzeln hat, wenn nicht die Verve des Arrangements, der elegante Linienfluß und das etwas fadenscheinige Pathos der Zeichnung selbst noch viel klarer auf die italienischen und französischen Manieristen als auf die Väter solcher Kunstweise hindeuteten. Die 1688 nach Italien von Preißler unternommene Reise war für seine künstlerischen Anschauungen von richtunggebender Bedeutung geworden. Auch später noch blieb, wie unter anderem seine 1706 veranstaltete Neuausgabe der Anatomie des Carlo Cesio bekundet, sein Blick nach Italien gewendet. Als er unsere leider undatierte Zeichnung, der wir übrigens bei manchem Mangel einen feinen dekorativen Reiz durchaus nicht absprechen wollen, mit leichten Strichen formte, war er jedenfalls schon Direktor der durch ihn zu einem gewissen Ruf gelangenden Nürnberger Akademie, die ein anderer Eklektiker, der berühmte Joachim von Sandrat, 1662 gegründet hatte. Sein betriebsames Schaffen ist für die einem öden Akademismus und einer blinden Nachahmerei italienischer und französischer Muster verfallene deutsche Malerei der Jahrhundertwende typisch.

Allein die zweite Hälfte seiner Tätigkeit fällt doch schon in eine Epoche, die wieder neue große Werte hervorbrachte. Damals war es, als die oft von genialer Schöpferlust und großartigster Phantasie eingegebenen Bauten des Barock in üppiger Fülle dem deutschen Boden entstiegen. Damals war es, als Johann Sebastian Bach seine gewaltigen Tondichtungen schuf. Damals war es, als das gesamte geistige Leben überhaupt in Deutschland einen neuen Aufschwung zu nehmen begann. Man besann sich auf den Wert der Muttersprache. Die sprachreinigenden Gesellschaften des XVII. Jahrhunderts hatten bereits Vorarbeit getan, nun aber trat ein Ch. Wolff auf und machte die verpönte deutsche Sprache kathederfähig. Mehr und mehr mußte ihr an den Universitäten das Latein weichen. Der Pietismus eines Spener und Franke gab den Quellen tieferen seelischen Erlebens wieder freiere Bahn. Die überwiegend didaktische, gern in Formenspielen sich ergehende Dichtkunst fand sich zum Ausdruck unmittelbarer Empfindung zurück. Die von Lebensgefühl glühenden Dichtungen Joh. Chr. Günthers waren ein wundervolles Zeugnis dieser bedeutsamen Wandlung. Gottsched suchte dem deutschen Drama neue Wege zu bahnen. Und nicht lange, so traten Bodmer und Breitinger, die Schweizer Literaten, für die königlichen Rechte der Phantasie ein. Mehr und mehr wich das steife Perückenwesen auch in der allgemeinen Lebenshaltung einem freieren beweglicheren Geiste. Französische Einflüsse stellten sich abermals ein und förderten die neue Gesinnung. Ehe man sichs recht versah, wurden die schweren großartigen Formen des Barock von den leichten heiter-graziösen des Rokoko abgelöst. Die Anmut der Kunst Watteaus und Bouchers hielt überall ihren Einzug, der Geist der französischen Dichtkunst feierte seine Siege. Schließlich bemächtigte sich die französische Kultur auch des Gesellschaftslebens. Selbst ein Friedrich der Große, der der vaterländischen Geschichte doch einen neuen Inhalt gab, begünstigte das Eindringen französischen Wesens. Fast schien es nun, als ob die eben angebahnte nationale

Selbstbesinnung fremdem Geiste wieder unterliegen wolle. Da setzte um die Mitte des Jahrhunderts das Aufblühen unserer Literatur mit dem Wirken und Schaffen Klopstocks ein. Der endgültigen Befreiung deutscher Art auf literarischem Gebiet, wie sie am mächtigsten im Lebenswerk Lessings, Goethes und Schillers sich offenbarte, folgte endlich im Anfang des XIX. Jahrhunderts auch die Wiedergeburt im politischen Sinn. — Das alles müssen wir uns kurz vergegenwärtigen, wenn wir dem Inhalt der nun zu würdigenden Stammbücher gerecht werden wollen.



Abb. 9. Amor. Stammbuch Haase.

Wir greifen zunächst zum *Stammbuch des J. C. Haase*. Die deutsche Sprache herrscht in ihm entschieden vor. Ein starker Rokokoeinschlag aber ist für das 1738 angelegte Bändchen bestimmend. Den prägnantesten Ausdruck findet er in den heiteren Verschen:

Diese Welt ist viel zu schön,
Traurig in ihr hinzugehn;
Troz dem Leide
Soll die Freude
Ihren Thron in mir erhöhn
Und auf meinem Grabe stehn.

Auf die von französischer Lascivität beeinflußten, oft wenig rühmlichen sittlichen Zustände im damaligen Deutschland werfen die folgenden, ein bißchen frivol gefärbten Reime ein charakteristisches Schlaglicht:

Die Keuschheit wollte einst ihr Bild in Leipzig suchen.
Sie ging die Straßen durch und zwar bei dunkler Nacht,
Allein man hörte sie bald auf die Laster fluchen.
Sie sprach in vollem Grimm: Diess hätt' ich nicht gedacht!

Bei aller leichten Auffassung in Dingen der Liebesmoral aber nahm man in diesem gefühlseligen Jahrhundert den Freundschaftskult furchtbar ernst. Man gab ihm gern eine Wendung ins Sentimentalische. Denkmäler mit Freundschaftsversicherungen als Inschriften und Trauerweiden und Tränen werden mit Vorliebe aufgeboten. In enthusiastischen Beteuerungen weiß man sich kaum genug zu tun:

Schreib mein Kiel, denn Lieb und Pflicht
Wollen hier ein Denkmal setzen.
Schreib: Biss dieses Rund zerbricht,
Will ich Deine Freundschaft schätzen,
Wenn Dein Herz, hochwerther Freund,
So wie ich es redlich meynt.

Bildchen mit abgebrochenen Säulenstümpfen, Gedenktafeln und sich umarmenden Freunden und dann die nun aufkommende, oft sehr sorgfältig geschnittene Porträtsilhouette müssen solche Ergüsse unterstützen. Die empfindsame Weiblichkeit aber weiß ihren Gefühlen, die zwischen Freundschaft und Liebe manchmal seltsam hin und herschwanken mochten, in selbstgearbeiteten allerliebsten Seidenstickereien eine stumme und doch beredte Sprache zu verleihen. Eine derartige Stickerei, die unter manchem, aus einem schönen, nicht eben sorglich verhüllten Busen kommenden Seufzer entstanden sein mag, schmückt auch das Haasesche Stammbuch. Sie zeigt

ein Mädchen in bunten Seidenkleidern, blumengeschmücktem Mieder und roten Stöckelschuhen bei einer Säule mit der Inschrift: „par un ami“ und weiter den kleinen Hund der Schönen, einen vielsagenden Rosenstrauch und eine Palme, an der ein ovales Schild mit Monogramm lehnt. Die zierliche, in lichten Farben gehaltene, mit Goldbordüre eingefaßte Arbeit hat etwas von der Stimmung Haydnscher Musik. — Derber, aber darum ornamental nicht weniger reizvoll ist ein von Freundeshand eingezeichneter, rosenpflückender Amor ausgefallen (Abb. 9). — Schließlich zeigt uns das an vielartigem Leben reiche Büchlein noch eine menschlich und literargeschichtlich fesselnde Persönlichkeit der Zeit in einem wichtigen Augenblick ihres Lebens: *Ch. Mylius* (1722—1753), den vielgewandten Journalisten, scharfäugigen Naturforscher und freundschaftlichen Förderer des jungen Lessing. Mylius schreibt in Leipzig am 12. März 1753:

Bis nach America verfolg ich itzt mein Glück,
Doch meinen Freunden laß ich Herz und Hand zurück.

Er stand eben im Beginn jener großen Forschungsreise, die er im Auftrag einer von dem berühmten Schweizer Gelehrten und Dichter Albrecht von Haller geleiteten Gesellschaft nach Surinam in Südamerika und nach Nordamerika machen sollte. Schon in London aber ereilte ihn im März 1754 der Tod.[1] —

Ein wahres Juwel in der bedeutenden Stammbuchliteratur des XVIII. Jahrhunderts ist das *Stammbuch des Dr. Christoph Jakob Pfund.* Pfund, ein geborener Nürnberger und Sohn des angesehenen weitgereisten Juristen Martin Pfund, studierte in Altdorf. Die meisten Einträge in seinem Stammbuch rühren aus dieser seiner Studienzeit her. Sie geben vom damaligen Altdorfer Studentenleben eine höchst lebendige Anschauung. Namentlich sind es die heiteren, von geschickten Berufsmalern mit spitzem Pinsel und reichem Farbenaufwand eingefügten Guaschemalereien, die den Altdorfer Studiosen in allen möglichen Situationen schildern und zugleich die trauliche Schönheit dieser echt fränkischen Kleinstadt mit ihren aus rotem Sandstein und Fachwerk erbauten stattlichen Bürgerhäusern, ihrer behäbigen Hauptkirche und ihrer anmutvollen Umgebung verewigen. Den Anfang macht unter den Ansichten das Titelblatt. Es gibt einen Prospekt des ganzen Städtchens, das sich mit den schönen hochragenden Bau-

[1] Vgl. den Nachruf A. G. Kästners im 23. Stück der „Physikalischen Belustigungen“, Berlin 1754, und unter anderem Erich Schmidts Lessing-Biographie.



Abb 10. Ansicht von Altdorf. Stammbuch Pfund.



lichkeiten der Universität, der dicktürmigen Stadtkirche und den malerischen Befestigungsanlagen rot und weiß vom blauschimmernden Grund der nahen Höhenzüge abhebt. Am klaren Himmel schwimmen weiße Wölkchen hin. Von der Stadt her aber kommt auf geflügelter Kugel eine schlanke Fortuna mit rotem Mantel um die Schultern und einem Segel in den Händen herangerollt (Abb. 10). Galantes Straßenleben beobachten wir auf einer anderen frischen Malerei: Damen und Herren fahren in einer etwas schwerfälligen, diskret geschlossenen Karosse, auf deren Rückbrett ein Diener steht, an einem der anheimelnden Fachwerkhäuser der Stadt vorüber (Abb. 11). Imposanter mutet freilich ein Zug von elf Reitern und zwei stattlichen Wagen an, der gerade an der Längsseite der Hauptkirche vorüberprunkt und von einigen Bürgern bestaunt wird. Man glaubt die Räder rollen und die flinken Pferdehufe feine Staubwölkchen aufwirbeln zu sehen. Vielleicht hält hier irgendein vornehmer Student seinen Discessus und wird von einigen Komilitonen und Professoren — die gelahrten Herren mögen in den Galawagen sitzen — zum Abschied vors Tor begleitet (Abb. 12).[1] Auch eine winterliche Schlittenfahrt um die weihnachtlich beschneite Kirche herum bekommen wir zu schauen. In jedem der sieben Schlitten sitzt eine Dame und hinter ihr auf dem Kutscherbock ein das Gespann leitender Kavalier. Ein Bauer, der mit seinem mit einer Kuh bespannten Leiterwagen auf der Straße vorüberfährt, bildet einen wirksamen Kontrast zu dieser studentischen Herrlichkeit. Neben der wie eine saubere Porzellanmalerei wirkenden Darstellung stehen die kecken Verse:

Mein allerschönstes Kind, mein innigstes Vergnügen,
Ich seh den weißen Schnee auf deinen Bergen liegen,
Und wo er sich geballt, da ist er guter Art:
Erlaube meiner Hand nur eine Schlittenfahrt! (1742)

Natürlich beschränkte man sich bei solchen Fahrten nicht nur auf die Stadt, sondern man begab sich auch, etwa zum nachmittäglichen Imbiß oder zu fröhlicher Zecherei, hinaus aufs Land. So versetzt uns eines der feinsten Bildchen vor eine fränkische Dorfschänke der Um-

[1] Vgl. in J. G. Puschners „Amoenitates ..... der .... Universität Altdorff", Nürnberg, o. J., den Kupferstich Nr. 6, auf dem eine Ansicht der Altdorfer Kirche und „dabey etliche Studiosi zu sehen / welche einen vorbey passirenden Discedenten / zusammt denen ihn begleitenden Herren Professoribus und Studiosis, mit Anwünschung beglückter Reise / eine nochmalige Reverence zu guter letzte machen".

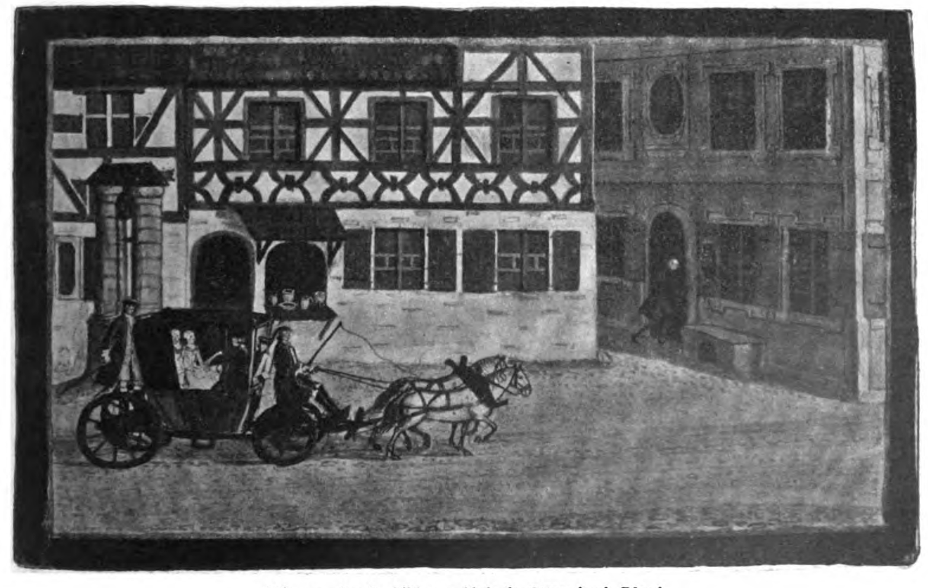


Abb. 11. Straßenbild aus Altdorf. Stammbuch Pfund.





Abb. 12. Wagenfahrt in Altdorf. Stammbuch Pfund.

gebung. Vielbedeutend winkt das Wirtshausschild. Zwischen dem Maibaum und dem überdachten Ziehbrunnen vor dem freundlichen Haus halten einige Reiter, wohl Studenten. Einer von ihnen grüßt die Damen und ihre Kavaliere, die auf der Straße in breitspurigen, buntbemalten Karossen vorüberrollen. Ein heller Himmel schwebt über dem sonntäglich-vergnüglichen Menschengetriebe (Abb. 13). — Mit dem schönen Geschlecht fand sich Bruder Studio natürlich vor allem beim Tanze zusammen. „Zuweilen giebt es auch freundschaftliche erbare Tänze", sagt der alte Will in seiner liebevoll gearbeiteten „Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf" (Altdorf, 1795). Wer Wert auf ein kavaliermäßiges gesellschaftliches Auftreten legte, nahm Unterricht bei einem Tanzmeister. Deren gab es in Altdorf schon im Jahre 1658. Sie waren häufig aus Frankreich. Einer namens Carl Christian Meese, ein guter Deutscher, hatte sogar Jus studiert und war poëta laureatus.[1] In unser Büchlein nun

[1] Will, „Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon", II, Seite 606.

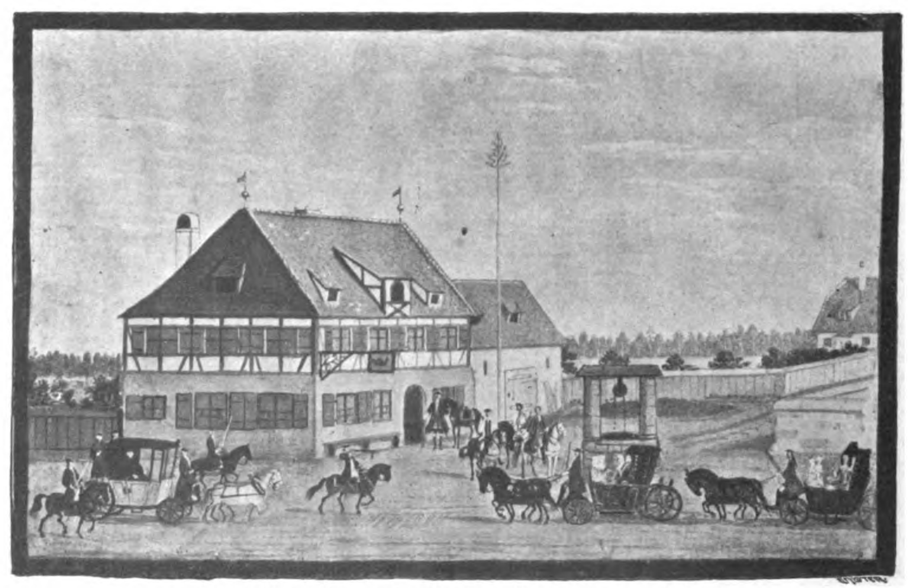


Abb. 13. Dorfwirtshaus in der Umgebung Altdorfs. Stammbuch Pfund.



Abb. 14. Tanzunterricht in Altdorf. Stammbuch Pfund.

hat sich der bei Will (a. a. O. Seite 130) genannte Tanzmeister und „Kaffeeschenk" Christoph Lauwetter mit einem überschwänglichen Verschen „als ein aufrichtiger Freund und Bruder" 1743 eingetragen. Und das nette von ihm dedizierte Deckfarbenbildchen schildert in naiver etwas ungelenker Weise eine Tanzstunde bei Streichmusik und — Tabaksqualm (Abb. 14).

Tänze sind häufig mit Schmausereien verbunden. Eine fröhliche Tafelei bei Kerzenlicht, zu der Blasmusik erklingt, führt denn auch ein weiteres buntes Blättchen vor. Auf all den bisher aufgeführten Bildern nun gehts recht würdig und brav zu. Daß das im XVIII. Jahrhundert in Altdorf bei den Herrn Studiosen keineswegs immer der Fall war, darüber belehrt uns in unserem Büchlein zum Beispiel die amüsante Verewigung eines tief im Keller in Szene gehenden Bieranstichs, zu dem das Liedchen erschallt:

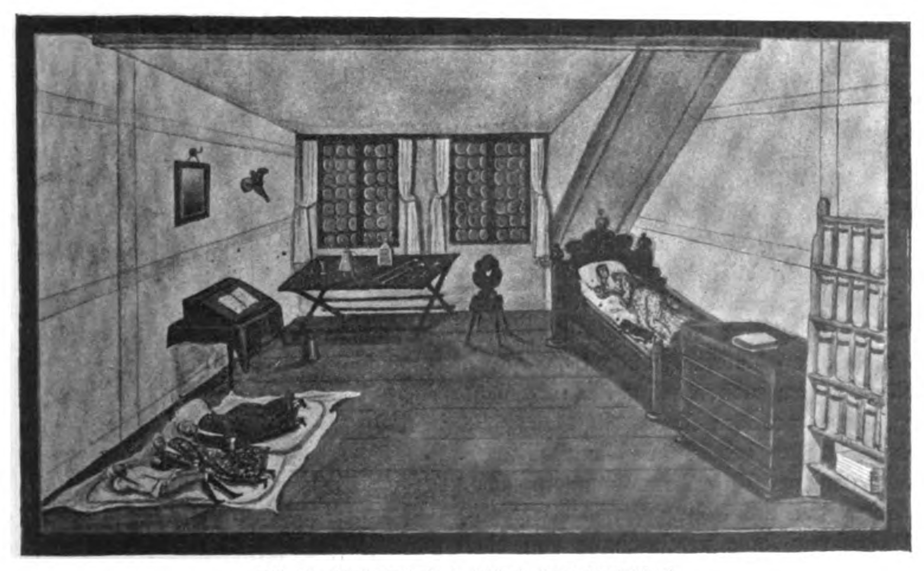


Abb. 15. Studentenbude in Altdorf. Stammbuch Pfund.



Abb. 16. Zwei junge Damen und ihr Anbeter. Stammbuch Pfund.

Bachus läßt den Zapfen schlagen,
Büttner öffne mir den Spundt,
Lass es auf ein Räuschgen wagen!
Brüder, brauchet Zeit und Stundt! (1742)

Sogar zu Zeugen eines Studentenstreiches werden wir gemacht: Studenten sind bei Nacht in einen Hof eingestiegen, haben sich über den Gänsestall hergemacht und „bekämpfen“ nun heroisch die zappelnden Tiere. — Weit friedlicher sieht es wieder in der Studentenbude aus, in die uns ein Einblick gegönnt wird. In der geräumigen Mansarde wird bei allem Studium, auf das ein Bücherbrett mit gewaltigen Schweinslederbänden und ein Stehpult mit aufgeschlagenem Buch zu deuten scheinen, doch auch angelegentlich dem Rauchen und Trinken und einem gründlichen Ausruhen gehuldigt, denn der Tisch trägt allerlei Trinkgerät und die geliebten langen Tonpfeifen, und im Vordergrund liegen in geblümten Schlafröcken drei Studenten auf Kissen an der Erde, während ein Vierter samt seinem schwarzen Hündchen in dem seitwärts stehenden Bett sich ausgestreckt hat (Abb. 15).

Ein paar andere Darstellungen, die Damen in weiten Reifröcken und schmachtende Herren mit Perücken und Degen vor hohen Sandsteinhäusern zeigen, geben Nürnberger Motive wieder. Eine dieser Miniaturen läßt uns Pfund vor dem rosengeschmückten Haus seiner Angebeteten sehen, während Amor mit Pfeil und Bogen hinter ihm hantiert. Dieses anmutvolle Scherzo ist vom besten Freunde Pfunds, seinem Altdorfer Stubengenossen Abraham Jakob Oertel, der sich in der zugehörigen Widmung als seinen „Achates“ bezeichnet, 1744 gestiftet (Abb. 16). — Ebenso haben wir wohl das Urbild des virtuos gemalten Bürgergartens, der in französischem Geschmack angelegt ist und mit seinen Orangenbäumen und Topfpflanzen, seinem Springbrunnen und seinen heiteren goldgelb gestrichenen Lusthäuschen vor uns so einladend sich auftut, in Nürnberg zu suchen. Für die Geschichte der Nürnberger Gartenkunst ist dieses Souvenir von 1743, dessen preziöse Staffagefigürchen auf ein bestimmtes, auf der benachbarten Buchseite als „Wasser-Bataille“ bezeichnetes komisches Abenteuer sich beziehen, sehr interessant (Abb. 17).

Unter den aus Altdorf stammenden bildlichen Gaben bleiben schließlich noch einige Blätter humoristischer und satirischer Art zu erwähnen. Da wird zum Beispiel auf einer Waldlichtung, in die Altdorf von ferne hereinschaut, von einer modisch gekleideten Diana ein Hirsch gerade in dem Augenblick tödlich getroffen, als er in vollen Zügen der Liebe sich hingibt. „O sanffter



Tod!“ liest man unter den beiden Tieren. Da wieder klärt der Arzt ein junges Mädchen über die bedenklichen Folgen ihrer Liebe zu einem Studio auf. Und da schleppt ein Mönch ein Strohbündel, dessen wahren Inhalt ein rotwangiges Frauenköpfchen verrät, eilig dem Kloster zu, wo ihn ein Genosse schon begierig erwartet. „Frisch Proviant vors Convent“ lautet hier die Devise (Abb. 18). Die Seite nebenan aber trägt die frivolen Verse Günthers:

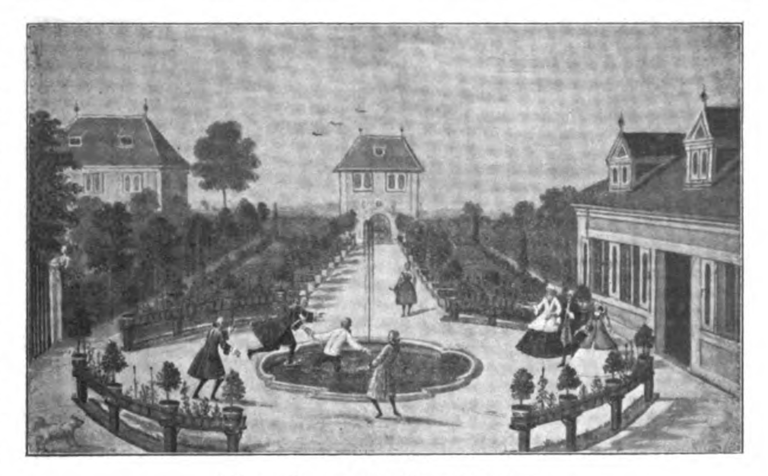


Abb. 17. Bürgergarten. Stammbuch Pfund.

Komm, laß dich in ein Kloster führen,
Wozu der Abt den Schlüssel trägt,
Wo Amor über alle Türen
Dies mit erhabner Schrift geprägt:
Zu unsrer lieben Frauen Orden
Ist dieser Ort gewidmet worden.

Auch sonst noch wird Günther häufig zitiert. Außer ihm von Zeitdichtern Voltaire, Gottsched und der das Studentenleben in seinen gepfefferten Lustspielen schildernde Picander (Christian Friedrich Henrici).[1] — Die eigentliche, von Literatur und Wissenschaft nicht angekränkelte Stammbuchpoesie überwiegt in der Zahl der Altdorfer Beiträge bei weitem. Wir können aus der Fülle dieser manchmal sentimentalen, manchmal derben, manchmal allerdings auch unverschämten, nur selten aber geistlosen Verse bloß einige wenige herausgreifen.

Unser treues Freundschafts-Band
Soll solang gebunden bleiben,
Biss die blasse Todes-Hand
Wird entzwey darüber schreiben. (1740)

Quitt von Sorgen, frey von Schmerzen
Froh am Muthe, rein im Herzen,
Aecht und ehrlich vom Geblüte,
Deutsch und redlich vom Gemüthe
Und ein guter Saft von Reben
Macht ein recht gewünschtes Leben. (1743)

Einer eifert:

Galanterie, Du schöne Tugend,
Nimm nur die deutsche Meinung hin:
Du bist ein Gift von unsrer Jugend
Und die bekannte Zauberin,
Die die Verwandlung des Naso wahr gemacht
Und tausend um den Witz und die Vernunft gebracht! (1742)

Ein anderer seufzt:

Pour un plaisir mille douleurs
Ont les amants et les chasseurs. (1744)

[1] Vgl. P. Floßmann, Picander. Diss. Leipzig, 1899.



Abb. 18. Satirische Darstellung. Stammbuch Pfund.

Eine Vertreterin des weiblichen Geschlechts bekennt schlau lächelnd:

Ich mach es wie im Lomber-Spiel,
Ich sage nichts und denke viel.

Und einer glaubt eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Juristen, Medizinern und Theologen feststellen zu können:

Juristen, Aerzte, Prediger
Sind alle drei beflissen,
Die Leute zu purgiren
Wohl an Beutel, Leib, Gewissen.

Die Altdorfer Einträge umfassen die Zeit vom Jahre 1739 bis ins Jahr 1743. Im Herbst dieses Jahres begab sich Pfund auf eine große Bildungsreise nach Norddeutschland und Holland. Sein Begleiter war sein Studienfreund A. J. Oertel dessen wir schon erwähnten und der bereits ein gut Stück Welt gesehen hatte. Zunächst reisten die beiden über Eisenach nach dem Harz. In Goslar zeigte ihnen der Berghauptmannn von Imhoff seine wertvolle Mineraliensammlung. Auch fuhren sie in ein Bergwerk ein. Über Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hannover gings dann nach Hamburg. Hier lernte Pfund den Bildnismaler *Balthasar Denner* (1685—1749) kennen. Der greise Künstler stand damals auf der Höhe seiner Erfolge. Seine Kunst, die im Grunde nur eine virtuose, ziemlich geistlose Feinmalerei war, hatte in ganz Nordeuropa Furore gemacht. Namentlich auch an den Höfen. Der bewegliche Mann war viel auf Reisen, die ihn bald nach England, bald nach Holland, bald nach Dänemerk führten und ihm Auftrag über Auftrag verschafften. Als er in unser Stammbuch sich eintrug, war er des Wanderlebens und des vielen Menschenverkehrs schon etwas müde, denn er schrieb am 15. Januar 1744:

Man ist auf dieser Welt
Mit Unruh stets umbgeben
Und sucht allso umbsonst
Die Ruh in diesem Leben.

Auch seine Frau Esther, die ihn auf vielen Reisen treulich begleitete, und seine Kinder, die gar manchmal die hohen Herren, welche ihm saßen, mit Vokal- und Instrumentalmusik unterhalten mußten, haben ihr Scherflein beigesteuert. — Außer Denner schmückte noch eine andere Hamburger Berühmtheit Pfunds Stammbuch mit ihrem Namen: *Friedrich von Hagedorn* (1708 bis 1754), der Dichter froher leichtbeflügelter Wein- und Liebeslieder und anmutiger Fabeln. Leider hat er sich nicht mit einem selbstverfaßten Spruch oder Gedicht, sondern mit einem Zitat aus Ciceros Reden verewigt (am 2. Januar 1744). Auf den übrigen in Hamburg gesammelten Erinnerungsblättern begegnen wir unter anderem dem folgenden tiefen Stoßseufzer eines Antiliteraten:

Ich bin ein Freund der güldnen Zeit,
Ein Feind papierner Ewigkeit.
Des Bücher-Schreibens wird kein Ende,
Vulkan, erlös' uns vom Elende!

Ein fürstlich braunschweigischer Kammermusikus empfiehlt die Weisheit der allgemeinen Beherzigung:

Wer mit den Ohren redt
Und mit dem Munde höret,
Der liebet die Music
Und wird von ihr verehret.



In Hamburg kehrten die Freunde wieder nach dem Süden um, sahen sich Berlin an und schlugen von der preußischen Hauptstadt ihren Weg nach der sächsischen ein. In Dresden nun haben einige Verwandte Pfunds ein paar wunderhübsche Beiträge dargebracht. Sie, wie auch die beiden fleißigen Rosenstickereien, die wir in dem Stammbuch antreffen, spielen auf den Namen seiner Braut und nachmaligen Frau *Anna Susanna Röslin* in Nürnberg in anmutiger Weise an. Eine fürsorgliche Base gibt ihm die Mahnung mit auf den Weg:

Leb wohl, Cousin, leb wohl! Das Glück begleite Dich,
Wenn dies nach Wunsche geht, so denke auch an mich;
Siehstu die *Rosen* blühn, so wisse dis darbey,
Daß nur in Nüremberg die beste Gattung sey.

Diesem Gedichtlein folgt auf der benachbarten Seite des Buches eine mit sicherem Geschmack und geistvoller Freiheit hingeworfene Malerei. Bei einem Obelisken, dem die Worte: „Denckmal trever Freundschaft“ eingemeißelt sind, nimmt unser Pfund, der gar stattlich zu Pferde sitzt, von einem gleichfalls berittenen Verwandten, der ihm eine Strecke Weges vor die im Hintergrund verdämmernde Stadt das Geleit gab, bei gezogenem Hut mit herzlichem Händedruck Abschied. Das empfindungsvolle Sichzueinanderneigen der beiden ein wenig wehmütig gestimmten jungen Männer ist in ihrer Haltung ungemein feinfühlig ausgedrückt (Abb. 19). Noch schöner freilich will uns ein zweites Bildchen, das, wohl vom gleichen Maler, im Auftrage einer anderen Verwandten geschaffen wurde, erscheinen. Es führt einen elegant gekleideten jungen Kavalier vor, der inmitten eines Parks vor einem üppig blühenden Rosenstrauch steht und den süßen Duft einer der vollen Blüten beseligt einzieht. Natürlich ist mit dem Blumenfreund wieder unser Stammbuchinhaber gemeint. Die ganze unaussprechliche Anmut des Rokoko liegt über diesem delikat gemalten Solo. Da ist Geist von Mozarts Geist (Abb. 20). Leider hat der Maler ebensowenig wie bei der vorher erwähnten Schöpfung mit seinem Namen gezeichnet. Unter dem zugehörigen schriftlichen Eintrag stehen als „Symbolum“ die bedeutsamen Worte: Cui fortuna favet, sponsa petita manet. — Von Dresden ritten die Freunde nach Leipzig und wendeten sich von da nach Halle, Jena und Kassel und weiter nach Marburg, Gießen, Wetzlar und Frankfurt. Hier spielt ein Freund mit schelmischen Versen auf Pfunds geplante Verehelichung an:

Wenn wir nach vollbrachten Reisen
Wiederumb nach Hausse gehen,
Wird Cupido wohl uns heissen
Bey Amors Pforte stille stehen.



Abb. 19. Abschied. Stammbuch Pfund.


Abb. 20. Kavalier vor einem Rosenstrauch. Stammbuch Pfund.

Der Rheinstrom trug die Reisegenossen nun nach Köln. Über Cleve strebten sie dann geradenwegs nach dem gesegneten Holland hinein, wo sie alle bedeutenderen Städte durchstreiften. Eigentlich sollte die Reise nach Frankreich fortgesetzt werden, allein die Kriegsgefahr vereitelte dieses Vorhaben. So kehrten sie durch Nymwegen nach Deutschland zurück und langten noch im Juni 1744 wieder in der Heimat an.

Im darauffolgenden Jahre promovierte Pfund in Altdorf. Eine Anna Maria Röslin, vielleicht die Mutter oder Schwester seiner Braut, hat dann 1746 sein Stammbuch mit einer originellen Papierschnitt-Arbeit von ungemein subtiler Ausführung zieren lassen. Inmitten einer Landschaft, deren Sträuche und Bäume unzählige Male korallengleich sich verästeln, sehen wir den Kampf Jakobs mit dem Engel des Herren geschildert. Links im Hintergrund tauchen zwei Reiter auf, durchschreitet eine Viehherde das Wasser, werden Schafe, Kamele und ein Hirt sichtbar. Vögel und ein Eichhörnchen beleben zwei der Bäume, am Himmel treiben Wolken und erglänzen Mond und Sterne. J. G. M. Kellner hat diese höchst virtuose, von einem zierlichen Ornament eingefaßte und auf rote Seide aufgelegte Kleinarbeit geschnitten. —

Gleichzeitig mit Pfund war ein *Georg Dehler* in Altdorf Student. Sein Stammbuch ist bei weitem nicht so reichhaltig wie das Pfunds, aber darum in der Grundstimmung nicht minder heiter. Zwischen lebensfrohen Versen aus den Gedichten des wildgenialen Günther und steifbeinig einherkommenden Sentenzen aus den Werken der Alten erschallt der Ruf:

Semper lustig,
Nunquam traurig!

oder erklingt die Absage an alle Hypochondrie und alles Strebertum:

Beständig hinterm Herd und in der Stube sitzen,
Sich in die Bücher scharr'n, dabey die Kraft verschwitzen,
Der Menschen Umgang fliehn, ein Misantrope seyn,
Tritt bey Pedanten nur, nicht bey Studenten ein. (1742)

Dicht neben den Büchern liege der Degen schlagbereit:

Will Dir Minerva nicht, so mag Bellona rathen;
Ich liebe Wissenschaft, doch auch dabey Soldaten. (1744)

Selbst im Karzer verliert ein echter „praver Pursch“ die gute Laune nicht. Ja, einer der Freunde Dehlers singt 1744 ein langes gereimtes Loblied auf den „Bärenkasten“, wie man das Altdorfer Karzer nannte.

Ich heg' in dem Logis die edelsten Gedanken.
Bey einer Pfeif Toback kan ich mit frohem Sinn
Im Beysein meines Buchs am besten repetieren,
Was mir des Lehrers Witz zu lernen anvertraut,
Und in der großen Still darüber meditieren,

bekennt er dankbar und behauptet sogar, daß ihm diese Behausung „so lieb wie Moguls Gold“ sei! Wer aber die Karzerhaft um jeden Preis meiden wolle, der verdiene nie und nimmer ein rechter lebenslustiger Studio genannt zu werden, sondern sei und bleibe ein langweiliger Pinsel. —

Freilich kann ein schadenfroher Kommilitone sich's nicht verkneifen, neben diesen Karzerhymnus die Worte an den Rand zu schreiben: „Je vous felicite de vôtre nouvel logis!" —

An charakteristischer Studentenweisheit gibt das Stammbuch des Altdorfer Studenten *Hieronymus Kaiser* dem Dehlers kaum etwas nach. Einige Proben aus dem in den Jahren 1745—1765 geführten Buch mögen den geneigten Leser davon überzeugen.

Ex oculo, loculo, pocculo, ex ludo
Cognoscitur quivis homo. (1748)

Einen frischen Muth, ein schönes Pferd,
Eine wackere Dame und blankes Schwert,
Darzu ein gutes Paar Pistohlen —,
Hiermit das Andere Gott befohlen. (1745)

Wenn ein Jurist eifert:

Weg Romainen,
Die zur Lieb' uns nur gewöhnen,
Eure Titel sind mir Tand!
Dir, o Codex, bin ich hold, euren Titeln, ihr Pandekten,
Bleiben künfftig die Affecten
Meiner Sinnen zugewandt!

so werden wir gut tun, das nicht allzu ernst zu nehmen. Um so eher werden wir dem hübschen Sprüchlein des Universitätsprofessors Joh. Georg Doederlein, das da besagt: „Lutherus, oratio, meditatio ac tentatio: tria haec verum faciunt Theologum" (1750), zugestehen, daß es wirklich aus innerer Überzeugung kommt.

Andere um die Mitte des Jahrhunderts begonnene Stammbücher, wie das des *Paulus Christoph Gugel von Diepelsdorf* (1746 ff.) und das des *Benedikt Wilhelm Zahn* (1754 ff.) sind wiederum voll von froher Laune. Die ganze genußfreudige Lebensstimmung des Rokoko lebt in diesen Blättern. Die Liebe trägt überall den Preis davon. An Zweideutigkeiten und Schlüpfrigkeiten ist kein Mangel. Nicht immer werden sie mit Geist vorgebracht. Wir lassen derartige platte Zynismen beiseite und wenden uns den Einträgen zu, die wirklich Witz und Humor haben. Ein Skeptiker, dem persönliche Erfahrung zur Seite steht, äußert sich:

Pro forma pflegst Du Dich am Tisch zu excusieren,
Dass Du seyst engelrein vom Spiel und Caressieren,
Jedoch ich glaub' es nicht! Ich sehe es an mir:
Mir kame nichts so süss, als Spiel und Liebe für. (1765)

Ein anderer huldigt frischweg der Anschauung:

Ein Buch, ein Glass, ein angenehmes Weib
Sind der gelehrten Welt erwünschter Zeitvertreib. (1751)

Und ein Dritter weiß die „zwei Seelen", die in eines jeden Menschen Brust wohnen, auf die bequemste Weise durch folgendes Rezept in Einklang miteinander zu bringen:

Dem Himmel schenke Dein Gemüthe
Und Deinen Leib der klugen Welt.
Des morgens denk' an Gottes Güte,
Des nachts an das, so Dir gefällt.
So kannst Du ohne Heuchel-Schein
Halb geistlich und halb weltlich sein. (1756)

Mancher allerdings huldigt nicht so ohne weiteres der Liebe; er ist wählerisch und stellt seine Bedingungen. So zum Beispiel spricht sich einer gegen die eifrig gepflegte Zeitmode des Puderns und Schminkens, die ihn schon mehr als einmal im wahren Genuß eines Kusses gestört zu haben scheint, voll flammender Entrüstung also aus:



Ein Mädchen, welches roth und weiss
Und nicht des Pinsels Gnade lebet
Noch Farben auf die Wangen klebet,
Behält bey mir allein den Preiss.
Wie kann ein solcher Kuss mir schmecken,
Den ich nicht frisch bekommen kann?!
Die Farben erstlich abzulecken
Steht Hunden, aber mir nicht an! (1750)

Ja, einer hält es am liebsten sogar mit den „Schäferinnen", die gottesfürchtig, sittsam, artig und fleißig sind. (1755) — Der Einfluß französischer Kultur, ohne den das deutsche Rokoko nun einmal nicht zu denken ist, erhellt aus Zitaten, die Dichtern wie Molière und Boileau entnommen wurden. In dem Zahnschen Stammbuch tun dann noch die amüsanten malerischen Beiträge das ihre, um die vom Geist der Schwere gänzlich freie Heiterkeit, die uns schon aus den schriftlichen Widmungen allenthalben entgegenlacht, noch heller strahlen zu lassen.

Sie spielt und glänzt jugendlich herzhafter noch in den Bildern und Versen des Stammbuches des Erlanger Studenten und späteren preußischen Kriminalrates *Carl Doerfler*[1]. Wein und Liebe werden in vielen Variationen unermüdlich gefeiert. Die Hypochondrie erhält manche scharfe Abfuhr. Den Philistern und ihren aufgeblasenen heiratsgierigen Töchtern wird lachend der Krieg erklärt. Studentengesang, Mädchenlachen, Gläsergeklirr, Freundschaftsschwüre und Liebesworte, ein Duft von Wein und Rosen, in den wohl auch einmal beizender Tabaksgeruch sich mischt, alle Frische und Frechheit, aller Humor und alle Ungebundenheit, alles Feuer und alle Schönheit gesunder Jugend sind in diesem Buche. Tändelnde, wein- und liebeglühende Lieder aus den „Bremer Beiträgen", von den Anakreontikern wie Hagedorn und Uz, Stellen aus Ovid, Horaz und anderen klassischen Lobsängern der Lebensfreude leuchten als schimmernde Blüten in den frischgrünen Girlanden, mit denen hier viele Frohgesinnte die Opferaltäre des Pan, des Bachus und der Venus geschmückt haben. — Mitten in dem hochgemuten Leben und Weben taucht einmal auch das Heldenantlitz Friedrichs des Großen auf:

Ein Friedrich ficht, siegt, denkt beym Siegen
Auch Land und Musen zu vergnügen
Und Friedrich ist ein — Geld!

deklamiert einer übermütig. Neben dem großen König aber erblicken wir zwei literarische

[1] Das inhaltreiche Stammbuch wurde dem Germanischen Museum als Depositum überwiesen.



Abb. 21. Der Schloßplatz in Erlangen. 1760. Stammbuch Doerfler.



Berühmtheiten der Zeit: *Gottsched* und *Gellert.* Beide haben sich im Jahre 1763 und beide mit moralisierender lateinischer Spruchweisheit eingetragen. In den Augen der damaligen literarisch gebildeten Welt galten sie schon nicht mehr gleich viel. Der dreiundsechzigjährige *Gottsched* hatte die Höhe seines Ruhmes längst überschritten. Die junge Generation betrachtete den einstigen Diktator auf dem Felde der Dichtkunst, den Friedrich der Große noch 1757 als „cygne saxon" besungen hatte, eigentlich nur mehr als eine Art komisches Kuriosum. Das geht ja besonders deutlich aus dem bekannten Bericht hervor, den Goethe über seinen Besuch als Leipziger Student bei dem „gravitätischen Altvater" in „Wahrheit und Dichtung" [II, 7. Buch] gibt[1]. Der viel unbedeutendere *Gellert* dagegen hatte sich einer unverminderten, eher zunehmenden Wertschätzung zu erfreuen. Seine Vorlesungen waren überlaufen. Prinzen belegten ein Privatissimum bei ihm. Als Seelenarzt und Ratgeber in allen Fragen einer wohlgeordneten moralischen Lebensführung genoß er einen beispiellosen Ruf. Der rührselige, gesellschaftlich gewandte Mann, der ebenso sanft war wie der Schimmel, auf dem er spazierenritt, wußte eben alle Welt für sich zu gewinnen. Und die dem Durchschnitt angepaßte, spießbürgerlich gefärbte Moral seiner leicht verständlichen, oft anmutigen und schelmischen Fabeln und Lustspiele mußte ihn vollends populär machen. Die Studentschaft freilich ließ sich, so gern sie seine Vorlesungen auch aufsuchte, durch die mahnende Stimme des liebenswürdigen Alten keineswegs von frohem derbem Lebensgenuß abhalten. Aus unserem Stammbuch hier einige Beispiele für viele:

Oderunt hilarem tristes, tristesque jocosi. (1761)

Alte Hirsche und Studenten leyden gleiches Ungemach:
Jenen jagen Jägerhunde, diesen die Philister nach. (1763)

Stolzen Burger-Prinzessinnen
Durch Verachtung zu entrinnen,
Diess bleibt meine Pflicht;
Um ihretwillen Titel kaufen
Und doch hernach mit Hörnern laufen,
Das mag ich nicht. (1760)

Wer schöne Mädgen hast und auf Studenten schilt,
Der ist mit Leib und Seel des Teuffels Ebenbild. (1763)

[1] Zu Gottsched vgl.: E. Reichel, Gottsched. Berlin, 1908 und 1912.

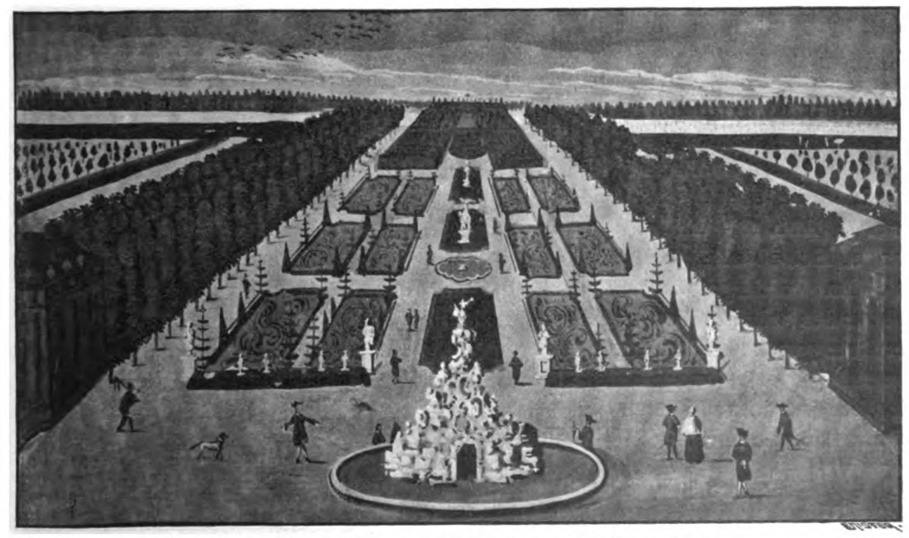


Abb. 22. Der Schloßpark in Erlangen. 1761. Stammbuch Doerfler.

Ein Mädgen muss wie Rheinscher Wein
Halb sauer und halb lieblich sein.
Halb lieblich, dass man sich bemühe,
Halb sauer, dass man an sich ziehe. (1761)

Ein schalkhaft Mädgen, braun von Haaren,
Von schönem Geist und siebzehn Jahren,
Macht Lust die Fülle.
Doch eine Gurre mit fünf Zähnen,
Vor der selbst alte Greise gähnen,
Die macht mich stille. (1763)

O wie beglückt ist der, der seinen Morgen brauchet
Und früh beym klugen Buch sein sichres Pfeifgen rauchet,
Der Thee des Nachmittags, Café des Morgens trinket
Und früh sein Mädgen sieht, wenn es sich nicht geschminket. (1760)

Wenn Iris mich verachtet,
Weil ich die steife Weste
Mit Dressen nicht besetze,
Kein Hütgen unterm Arm
Und keinen Stutzer-Degen
Und keine Repetieruhr
Und keine Dose führe —,
Darüber solt' ich seufzen?
Das lasse ich wohl bleiben! (1761)

Vivant, die Studenten ehren,
Mädgen, die sich sanfte wehren,
Die nicht küssen aus Gewinn! (1760)

Es lebe zum Beweiss von dieser besten Welt
Ein Freund, ein Philosoph, ein Mädgen und ein Held! (1761)

So müssen Pursche sich vom Pöbel unterscheiden:
Sie gehn per Post zu Fuss und das mit grössten Freuden. (1760)

Im Himmel brauchen wir nur einen Advocaten,
Wo werden künftig denn die antern hingerathen? (1769)

Steh Schildwacht mein Hertz,
Frag', wer da sey.
Ist's Kumer und Schmertz,
Ruf: Ronde vorbey! (1763)

Die Zeit macht alle Sachen stumpf
Cudendum est dum durat,
Ein altes Kleid, ein Loch im Strumpf
Politicus non curat. (1760)

Von den hübschen Bildchen dieses Stammbuchs reproduzieren wir die Schilderung eines Aufzugs mit Musik, einem Wagen und Reitern auf dem Erlanger Schloßplatz, die im Jahre 1760 gemalt wurde (Abb. 21), und die gartengeschichtlich bemerkenswerte Darstellung von 1761, die den Erlanger Schloßpark noch ganz im strengen Stil des französischen Geschmackes zeigt[1] (Abb. 22). Im Vordergrund des gleichzeitig mit dem 1700 begonnenen Schloß angelegten Gartens erkennen wir den von den Refugiés dem Markgrafen Christian Ernst zum Dank für die ihnen bereitete gute Aufnahme gestifteten, 1700—1706 errichteten Brunnen mit den Figuren von dem Bayreuther Hofbildhauer Elias Ränz. Der seltsame Brunnen ist noch heute unverändert, der Park aber wurde 1786 nach den Prinzipien der inzwischen zur Herrschaft gelangten englischen Gartenkunst umgestaltet[2].

(Fortsetzung folgt)

[1] Vgl. die Abbildung bei Stein und Müller, Die Geschichte von Erlangen, Seite 120/121. Erlangen, 1898.
[2] Siehe: F. Lammers, Geschichte der Stadt Erlangen. Erlangen, 1834. Seite 88f.



Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Leipzig.

1. Büchernarren und gelehrte Bücherdiebe.

Die Bücherliebhaberei (Bibliophilie) der Gelehrten kann in Büchernarrheit und Bücherwut (Bibliomanie) ausarten, und letztere kann sich sogar bis zu verbrecherischen Taten steigern.

„Mancher will es gern dem *Aldus Manutius* [gelehrter Buchdrucker in Venedig, gestorben 1515] nachtun" — heißt es in Johann Adam Bernhards „Curieuser Historie derer Gelehrten", Frankfurt a. M., 1718, S. 318 — „und sich eine große Bibliothek anschaffen, ohnerachtet er das Geld an hundert Orten in seiner Haushaltung anzuwenden hat. Und insoweit kommt er dem Aldus auch bei, daß, ob er schon in so großer Menge sich die Bücher nicht anschaffen kann, gleichwohl durch sein vieles Kaufen seine Haushaltung in einen erbarmungswürdigen Zustand setzet. Denn Manutius entblößte sich, wie Erythräus versichert, durch sein übermäßiges Kaufen so sehr, daß er nachmals einige hundert Kronen aufzunehmen gezwungen worden (siehe mehr solche Exempel bei Morhof im Polyhistor, I, S. 22)."

„Die Bibliothek ist manchem lieber als Weib und Kinder;" schreibt Bernhard weiter in dem Kapitel „Von Gelehrten, die ihre Bücher sehr geliebet", S. 591 ff. — „ja welches abscheulich ist, so ziehet wohl einer dieselbe Gott selbsten und seinem Anteil am Himmel vor. Von dem verfinsterten *[Antonius] Urceus* [mit dem Beinamen Codrus, gestorben als Professor des Griechischen und Lateinischen in Bologna 1500] wird berichtet, daß er Himmel und Erden zusammen gefluchet, als durch seine eigne Nachlässigkeit ihm seine Bibliothek im Rauch aufging. Aller Trost und Ermahnung guter Freunde war umsonst bei ihm, der Verlust wollte ihm nicht aus dem Sinn; er fing ein recht närrisch Leben an: des Tags ging er in den Wald und hielt sich daselbst auf, bis die Nacht einbrach, da er die Stadt wieder suchte; kam er wenn die Tore schon verschlossen waren, so nahm er sein Nachtlager im Gesträuch und Gebüsch. Der berühmte Jurist *[Johannes] Corasius* [1572 in Toulouse ermordet] sagte auch einsmals, seine größte Lust und Freude bestünde in seinen Büchern, und würden ihm dieselben allen Trost mit hinwegnehmen, wenn er dieses Schatzes beraubet würde. Allein dieses ist eine närrische Liebe ... *Konrad Gesner* [Naturforscher, gestorben 1565 als Professor in Zürich] wußte seine Bibliothek wohl zu gebrauchen, darum ging es ihm nahe, als es an dem war, daß er derselben gute Nacht geben sollte. Als er merkte, daß er von der Pest angesteckt war und es zum End mit ihm ging, ließ er sich in seine Studierstube tragen und gab darinnen unter denen Büchern seinen Geist auf. Welches Verfahren der Patin (Patiniana, S. 43) nicht mißbilliget, sondern an diesem Mann lobet .... *Cälius Calcagninus* [neulateinischer Dichter, Kanonikus in Ferrara, gestorben 1540] hatte seinen Büchern eine solche Liebe zugeworfen, daß er ohne dieselben auch nach seinem Tod nicht vermeinte ruhig schlafen zu können. Er vermachte dieselben der Stadt Ferrara, als dem Ort seiner Geburt, doch mit dem expressen Vorbehalt, daß sie ihm in derselben ein Grabmal aufrichten, welches auch nach seinem Tod erfolget. Die Bibliothek wird noch heutzutag in dem Jakobinerkloster daselbst verwahret. Über der Tür desselben lieset man diese Worte: Index Tumuli Caelii Calcagnini, qui ibidem sepeliri voluit, ubi semper vixit [das heißt: Grabmal des C. C., der ebenda begraben werden wollte, wo er immer lebte]."

Diesen von Bernhard angeführten älteren Bibliomanen ließen sich noch mehrere hinzufügen. Zunächst der Gelehrte *Johannes Harius* aus Gorkum, der durch seine Bibliothek, als er sie nach dem Haag brachte, die Leute in das größte Erstaunen setzte, da sie nicht geglaubt, daß es so viele Bücher in der Welt gebe, und der daher den Beinamen Johannes de libris (das ist Johann von den Büchern, Bücherhans) erhielt (J. B. Mencke, „Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten", Leipzig 1716, S. 74, Anmerkung des Themistius); er soll seinen Bücherschatz beim Tode (1532) dem Kaiser Karl V. vermacht haben (Jöchers Gelehrten-



Lexikon 1733). Sodann der lutherische Theolog *Georg Calixtus* (Professor in Helmstedt, gestorben 1656), der in seinen Verhandlungen mit dem Landgrafen Ernst von Hessen von sich sagt, daß er sich an Büchern, die er von überallher zusammentrage, kaum sättigen könne. Ferner der lutherische Theolog und Dichter geistlicher Lieder *Johann Michael Dilherr* (gestorben als Pfarrer in Nürnberg 1669), von dem erzählt wird, daß er von Jena nach Nürnberg mit einer Bibliothek umgezogen sei, die 104 Zentner gewogen und 14 Fuhren bedurft habe („Das Reich der Meinungen unter den Gelehrten und Ungelehrten", Zwickau und Leipzig 1806, S. 57). Hierher gehört auch der Begründer der Literaturgeschichte in Deutschland, *Jakob Friedrich Reimmann* (gestorben als Superintendent in Hildesheim 1743). „Er hatte das Unglück, daß seine von ihm fast gar zu sehr geliebte Bibliothek zu Ermsleben 1710 in der Nacht vor Lichtmessen mehrenteils im Feuer aufging oder doch von dem zur Löschung gebrauchten Wasser verdorben ward. Das Feuer entstand in seiner Studierstube; wie es aber zugegangen, weiß er selbst nicht. Er mutmaßet, daß er mit dem Lichte geschriebenen Sachen zu nahe kommen, in welche einige Funken gefallen und unvermerkt geblieben, bis sie gegen Morgen in die volle Flamme ausgeschlagen. Er verlor darin viele geschriebene und gedruckte Bücher, die er hernach niemals hat wieder erlangen können: ob er gleich sonst mehr Bücher nach der Zeit sich angeschafft, als er vorher gehabt." (G. W. Götten, „Das Jetzt-lebende Gelehrte Europa", Braunschweig 1735 S. 788.) Dieses Unglück nun sah Reimmann, nach Carl Julius Weber („Deutschland", Band IV, Stuttgart 1828, S. 40), „als eine gerechte Strafe Gottes an, weil er sein Herz allzusehr an diesen Götzen gehängt habe".

„Es ist ein komisches Ding um einen echten Bibliomanen (was feiner klingt als Büchernarr)," — sagt der ebenzitierte C. J. Weber in seinem „Demokritos", Band VI, Kapitel 6 — „trotz aller Kienrußsudeleien und des Löschpapiers, die dem Auslande gar sehr unsere Literatur verleiden; jede Auktion ist ihm ein Christmarkt, und jeder zugeschickte Auktionskatalog, wenn es auch nicht mehr franko geschieht, ein Weihnachtsgeschenk. Sie geben Kommissionen, und mancher Kommissär nimmt es nicht so genau mit seinem Gewissen und weiß, daß der Biblioman doch nicht von ihm bleibt, sonst wäre er ja kein Biblioman. . . . Gelehrte sammeln alte Bücher, weil solche wohlfeil sind, die Großen aber Prachtwerke und viele kaufen bloß, um zu tapezieren . . . Briten treiben die Bücherwut wohl am weitesten. In einer Versteigerung zu London bot 1815 Sir J. Blandford für einen Decamerone Venet. 1471, Fol., 2260 Pfund Sterling; Lord Spencer hatte 2250 geboten; er war willens, bis auf 5000 Pfund zu gehen, denn er hatte bereits dasselbe Exemplar, aber es fehlten darin fünf Blätter."

Carl Julius Weber selbst, der „lachende Philosoph" (gestorben 1832 in Kupferzell), ist gewissermaßen zu den Büchernarren zu zählen. Er „lebte seit einer Reihe von Jahren wie ein Einsiedler nur unter und für seine Bücher" („Neuer Nekrolog der Deutschen", Jahrgang X, S. 566). „Ich gehörte einst unter die helluones librorum [das heißt Büchernarren]," — bekennt er im „Demokritos", Band VI, Kapitel 5 — „und noch kostet mich Zurückhaltung Selbstüberwindung." Vgl. auch: „Mich hat schon oft ein ein Jahr lang gesuchtes Buch, wenn ich es endlich aus einer Auktion um 24 Kreuzer erhielt, unendlich glücklich gemacht" (ebenda Band II, Kapitel 7) und: „Meine Büchersammlung ist wahrscheinlich das einzige, was mir einst das letzte Stündlein sauer machen dürfte, wie dem reichen Geizhals seine Obligationen und Geldsäcke" (ebenda Band I, Kapitel 10) sowie die ausführlicheren Mitteilungen im 6. Kapitel des VI. Bandes seines „Demokritos": „Entfernt von öffentlichen Bibliotheken, einsam den Wissenschaften lebend, habe ich nach und nach einen Papierschatz (mein einziger Schatz) zusammengebracht, den ich nicht verantworten könnte, wenn ich Frau und Kinder hätte, da nichts so teuer eingekauft und nichts so wohlfeil verkauft wird als Bücher. In diesem letztern Umstande liegt aber gerade wieder das Vielkaufen, so daß mir schon vor meinen Vorräten geekelt hat . . . Ich habe mich nicht selten über Unredlichkeit ärgern müssen, meinem nun heimgegangenen Freunde, einem zweiten Vicar of Wakefield, aber nie übelgenommen, wenn er mir in den Kriegszeiten sagte: ‚Kaufen Sie statt der alten Schunken Hafer und Früchte; hätten Sie so viele Maltersäcke Hafer oder Mehl gekauft, als Folianten und Quartanten, so wären Sie vielleicht Millionär!' . . . In



meinem vierundsechzigsten Jahre mußte ich leider ausziehen und fand mich reicher, als ich selbst wußte. Mein Bücherreichtum erforderte zwei Zweispänner, während mein übriges Eigentum auf einigen Schubkarren hätte fortgebracht werden können. Ich entledigte mich des vierten Teils dieses Reichtums, vorzüglich aller schweren Kavallerie, und fand mich so leicht wie ein Dintenhusar. Klinger sagt: ‚Müßte ich meinen Bücherüberfluß abschaffen, so beschränkte ich mich auf Nathan, Musarion, Oberon, Goethes Tasso und Iphigenie, Schillers Don Karlos, Voß' Luise und Thümmels Reisen.' Das könnte ich doch nicht. Dachte Klinger nicht an die Bibel und Homer und andere würdige Alte, wie Plutarch oder Lucian? Dachte er nicht an Ossian oder Shakespeare, an Ariosto und Tasso, an Montaigne, Montesquieu, Rousseau und Voltaire? an Hume und Kant? an Hippel und Lichtenberg? an einige treffliche Historiker und Naturforscher, und an so manche herrliche Reisen und an Romane wie Cervantes, Fielding und Sterne? So leicht könnte ich mir's nicht machen, und verlöre ich durch eine Feuersbrunst meine Sammlung mit meinen Papieren, so würde ich schwerlich so gleichmütig bleiben können, wie zum Beispiel Heyne, [Martyni]-Łaguna, Perlet, Millin usw., die wirklich Feuerproben bestanden haben. Einen neuen, gleich starken Ausschuß getraue ich mir noch zu machen, wenn ich nach dem Grundsatz handle: ‚Was nicht wert ist mehr als einmal gelesen zu werden, verdient gar nicht gelesen zu werden.' Aber unter tausend Bänden sehe ich nicht ein, wie ich bestehen soll .... Ein rechter Bücherwurm von guter Konstitution, wenn er frühzeitig, vom zehnten bis siebenzigsten Jahr, von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends an Büchern genagt hat, und ein rechter Literator, der im Buchstaben- und Namenfeuer lag, wie ein Nürnberger Rotschmied in seiner Esse Tag und Nacht, kann alles wissen, was zu wissen möglich ist; aber ich weiche aus! Biedern, vollen Handschlag hingegen dem Manne, der sich aus den Stürmen der Welt in die Stille seiner Bücherei flüchten, sich hier trösten und stärken kann für neue Kämpfe, oder — gelingt es wieder nicht — seine Heiterkeit darum nicht verliert, Geist und Herz zu veredeln sucht unter seinen Toten und Mißgeschick und Verkanntsein darüber rein vergißt."

Einen solchen Läuterungsprozeß, wie ihn der „lachende Philosoph" durchmachte, finden wir aber nicht oft bei Büchernarren. Gewöhnlich betrachten sie die Bücher nicht als Mittel zu einem Zweck, sondern vielmehr als Selbstzweck. Um ihre Büchergier zu befriedigen, lassen sie sich mitunter zu verwerflichen Handlungen hinreißen, ja schrecken nicht vor einem Bücherdiebstahl zurück, wie mehrere Beispiele zeigen. Hierzu schreibt J. A. Bernhard (a. a. O., S. 447 ff.) im Jahre 1718: „Die Heidelbergische Bibliothek machte zu ihrer Zeit allen andern den Ruhm strittig; und ist es ewig schade, daß dieser kostbare Vorrat dem Teutschen Reich hat müssen entzogen werden. Denn als der Kurfürst in der Pfalz Friedrich V. 1621 von dem Kaiser in die Reichsacht erkläret und im Jahr darauf Heidelberg von denen Bayern erobert wurde, verschenkte der Bayerfürst aus gewissen Ursachen diese kostbaren Bücher an den Papst Gregorius XV. (XIII.). Der Autor Monumentorum Pietatis et Literariorum gedenket in der Vorrede, daß die Jesuiten zu Cöln darum gebuhlet und eine große Summe Golds davor ausgeboten; aber Daniel Tossanus versichert in einer handschriftlichen Oration, er habe mit seinen Augen gesehen, wie der abgeschickte Handelsmann von denen Bayern deswegen übel mit Schlägen seie empfangen worden. Der Papst wollte sich diese Kostbarkeit nicht aus denen Händen reißen lassen. Er schickte seinen Bibliothekar, den *Leo Allatius,* ab, diesen Schatz nach Rom zu transportieren. Aber dieses war ein so getreuer Diener, daß er sich selbst nicht vergessen wollte. Denn man gibt ihm schuld, daß er sehr vieles davon entwendet, welches gar leicht angehen konnte. [Schon Jöcher bemerkt in seinem Gelehrten-Lexikon 1733, Sp. 116, daß Allatius zwar beschuldigt worden sei, die besten Bücher entwendet zu haben und deswegen sich habe verhaften lassen müssen, später aber von dieser Anklage losgesprochen und auf freien Fuß gesetzt worden sei.] Nachdem hat diese Bibliothek, da sie schon zu Rom aufgestellet worden, Anfechtung gnug gehabt. Die Teutschen, welche ihr zu Gefallen gereiset, wollten ihre Reis' nicht vergeblich getan haben und machten als Landsleute derselben heimlich Ansprach dazu. Denn so will man von einem gelehrten Mann wissen, daß er von denen Blättern, die er ausgeschnitten, sich ganze Bände soll gesammlet haben. Heutzutag mag der Betrug wohl schwerlich mehr angehen, weilen man die unrechten



Griffe gewahr worden und auf die Finger als Instrumente dieses Unterfangens fleißiger Achtung gibt [?]. Der Pariser Bibliothek soll sich *[Friedrich] Lindenbrog* [gestorben 1648 in seiner Vaterstadt Hamburg als angesehener Rechtsgelehrter] mit ihrem größten Schaden bedient haben, weilen von ihm vorgegeben wird, daß er alle Tage ein Manuskript aus derselben mit sich genommen. [Vgl. Jöcher a. a. O., Sp. 1817 f.: „Er hat unter dem Prätext, als wenn er in der Bibliothek zu St. Victor zu Paris studieren wollte, fast täglich etliche Manuskripte heimlich mitgenommen und entführet; als man es aber gemerket, hat man ihn an einem gewissen Tage des Morgens in einer Schlafmütze und Pantoffeln in Arrest genommen, bis endlich Mons. du Puy vor ihn gut gesagt: wiewohl andere dieses von Heinrich Lindenbrog erzählen. — Letzterer, des ersteren älterer Bruder, gestorben 1642 als Bibliothekar in Gottorp.] *Isaak Vossius* [aus Leiden, gestorben 1689 als Kanonikus in Windsor] hat denen Schweden auch einen schlechten Dienst erzeiget, da er viele Manuskripte aus selbigem Reich mit sich soll weggebracht haben. Nach seinem Tod wurde seine Bibliothek in die Leidische gekauft, darunter sich viele Schriften befinden sollen, welche durch das Königlich Schwedische Wappen noch kennbar sind, aber ebendarum verborgen gehalten werden (cf. Struv. de doctis impostoribus, S. 74). Das Bücherstehlen wird von einigen nicht zum siebenten Gebot gerechnet; sie meinen, daß dieses Entwenden denen Umständen nach nicht sündlich seie. *[Matthias] Flacius* [streitbarer lutherischer Theolog, gestorben 1575 in Frankfurt a. M.] muß wohl diese Exzeption im Kopf gehabt haben, denn das Flacianische Messer ist allzu bekannt. Er pflegte seine Person zu verstellen und außer seinem gewöhnlichen Habit einen ganz andern anzunehmen, damit er auf seinem Parteigehen nicht erkannt würde. Also reiste er in denen Klöstern herum; was er kommod mitnehmen konnte, hieß er mit sich gehen. Wo es aber wegen der Größe der Bücher und genauern Aufsicht nicht geschehen konnte, schnitt und riß er aus, was ihm am besten anstund; und aus dieser Beute ist nachmals sein Catalogus testium veritatis verfertigt worden."

Flacius wird als Bücherdieb auch von C. J. Weber in seinem „Deutschland", Band IV, S. 414 genannt, wo es heißt: „Die echten Liebhaber haben ihre eigene Moral. Bücherfreunde machen es wie Flacius Illyricus, der in Bibliotheken die ihm anständigen Handschriften in seine weiten Mönchsärmel fallen ließ oder einzelne Blätter ausschnitt, wie Kupferstiche, daher der cultellus Flacianus [das heißt das Flacianische Messer, vgl. oben] Sprichwort wurde. Die Mode der Schanzläufer [weiter Überzieher] war auch sachförderlich, und so schoß [studentisch für: stahl] der berühmte *Pallas* [Peter Simon, Naturforscher, gestorben 1811 in Berlin] als Göttinger Student aus Büttners Kabinett ein Krokodilei, wo das Junge eben auskriechen wollte: Büttner war untröstlich; Schlözer, sein Stubenbursche, schaffte es wieder bei! Unser in geschnittene Steine verliebter *[Philipp Baron von] Stosch* [Kunsthistoriker, gestorben 1757 in Florenz] verliebte sich zu Paris in den Siegelring des Michelangelo und verschluckte ihn, wie die Juden bei Jerusalems Zerstörung Goldmünzen; die barbarischen Römer schnitten diesen die Bäuche auf, die artigern Pariser aber zwangen Stosch bloß — zu laxieren."

An den seiner Obhut unterstellten Münzen und Medaillen vergriff sich *Rudolf Erich Raspe*, der englische Bearbeiter der Münchhauseniaden (Oxford 1786), die Bürger wieder unter dem Titel „Wunderbare Reisen" usw. ins Deutsche übertrug. Raspe, im Jahre 1737 zu Hannover geboren, war seit 1767 in Kassel als Professor der Altertümer am Collegium Carolinum und Oberaufseher der Kunst- und Münzsammlung mit dem Titel eines Rates angestellt und hatte dazu noch das Amt eines zweiten Hofbibliothekars erhalten. Er stand in vertrauterem Verhältnisse zu seinem Fürsten und in Beziehung zu bedeutenden Männern des In- und Auslandes. Sein Name war zuerst bei den Streitigkeiten zwischen Klotz und Lessing genannt worden. Obgleich Raspe ein Gehalt von 1000 Talern hatte, steckte er doch in Schulden; denn er, der glücklich verheiratet war, machte ein glänzendes Haus. Am 15. März 1775 entfloh er, in einem hinterlassenen Schriftstücke seine Diebereien eingestehend. Zwar wurde er steckbrieflich verfolgt und verhaftet, doch gelang es ihm bald, aus dem Klausthaler Gefängnisse nach England zu entweichen. Er war eine Zeitlang bei den Bergwerken in Cornwallis beschäftigt und starb zu Mucreß in Irland im Juli 1794. Außer obigem Werk ist aus seiner letzten Zeit noch eine Übersetzung



von Lessings „Nathan" ins Englische erwähnenswert. (Vgl. Ebeling, „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland", III, 1869, S. 601 ff.)

Nicht solches Glück wie Raspe hatte einige Jahre nach dessen Flucht der frühere Zürcher Pfarrer *Johann Heinrich Waser*, der Verfasser eines „Historisch-diplomatischen Jahrzeitbuchs" (Zürich 1779, in Folio). Er wurde wegen Veruntreuung von Urkunden, besonders einem für den Kanton wichtigen österreichischen Pfandbrief über die Grafschaft Kiburg, am 27. Mai 1780, 38 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Zürich enthauptet. (Näheres siehe in den Bützower „Kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit", Band VII, 1782, S. 142 ff. und 730 ff. und in der „Allgemeinen Deutschen Biographie".)

Christian Friedrich Matthaei, ein gründlicher Kenner des Griechischen (geboren 1744 in Gröst bei Freyburg an der Unstrut, gestorben 1811 als Professor in Moskau), bestahl die Moskauer Bibliotheken, die er, mit der Abfassung eines Handschriftenkatalogs beauftragt, sehr bequem benutzen konnte. Er begann mit dem Entwenden einzelner Teile von Handschriften, besonders um damit einflußreichen Persönlichkeiten und angesehenen Gelehrten Geschenke zu machen, und ging dann, durch Straflosigkeit kühner geworden, an das Stehlen von ganzen Bänden, bis er die Sammlung zusammengebracht hatte, die er im Jahre 1788 an die Kurfürstliche Bibliothek in Dresden verkaufte. Hierüber veröffentlichte O. v. Gebhardt: „Ch. F. Matthaei und seine Sammlung griechischer Handschriften", Leipzig 1898 (Separatabdruck aus dem „Zentralblatt für Bibliothekswesen", XV. Jahrgang).

Im Jahre 1860 wurde der Leipziger Theologe *Wilhelm Bruno Lindner* wegen Entwendung seltener Drucke aus der dortigen Universitätsbibliothek seiner Professur enthoben und zu sechsjähriger Gefängnisstrafe verurteilt, aber nach drei Jahren begnadigt. Ein Sohn des Professors der Pädagogik Friedrich Wilhelm Lindner in Leipzig, wo er am 20. März 1814 geboren war, hatte er sich 1839 in der theologischen Fakultät daselbst habilitiert und war 1846 zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Er schrieb ein dreibändiges „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte" (1848—1854) und „Maria und Martha: Die Kirche und die innere Mission" (1852), auch „Erzählungen" in vier Bänden (1852). Er starb am 18. Mai 1876 in seiner Vaterstadt. Über ihn ist erschienen: „Der Prozeß gegen Dr. W. B. Lindner ... wegen Diebstahls. Nach den Ergebnissen der vor dem Königl. Bezirksgericht zu Leipzig vom 27. bis 29. Februar 1860 stattgefundenen öffentlichen Hauptverhandlung zusammengestellt. Nebst den vollständigen Reden der Königl. Staatsanwaltschaft und der Verteidigung nach stenographischer Aufzeichnung", Leipzig 1860.

Ein Pendant zu diesem evangelischen Kirchenhistoriker bildet der katholische Kirchenhistoriker *Alois Pichler*, der im Jahre 1871 wegen in St. Petersburg begangenen Diebstahls von zirka 4000 Bänden dazu verurteilt wurde, nach Sibirien deportiert zu werden, nachdem ihm die besonderen Standesrechte und der Stanislausorden II. Klasse aberkannt worden waren, während seine sechsunddreißigjährige Cousine wegen Hehlerei vier Monate Arbeitshaus erhielt. Er war im Jahre 1833 zu Burgkirchen in Oberbayern geboren, hatte 1859 die Priester-, 1861 die theologische Doktorwürde in München erlangt und sich 1862 daselbst habilitiert, von wo er 1868 als Kaiserlicher Bibliothekar nach St. Petersburg berufen wurde. Ein Anhänger Döllingers, aber weit über den Altkatholizismus hinausgehend, hatte er mehrere kirchengeschichtliche Schriften, darunter „Die wahren Hindernisse und die Grundbedingungen einer Reform der katholischen Kirche" (München 1870), verfaßt und das Leben des Polybios beschrieben. Im Jahre 1873 wurde er durch Vermittlung des Prinzen Leopold von Bayern begnadigt, starb aber schon am 2. Juni 1874 in Siegsdorf bei Traunstein. Vgl.: „Dr. Alois Pichler und der Bücherdiebstahl aus der Kaiserl. öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Bericht über die Verhandlungen vor den Geschworenen am 24. und 25. Juni 1871 nach stenographischen Aufzeichnungen von J. Ch. Marcuse", St. Petersburg 1871.

Die Mediziner sind neuerdings geneigt, zu Diebstahl sich steigernde Bibliomanie als eine Art Geisteskrankheit anzusehen und unter die Kleptomanie (das heißt Stehlsucht) zu rechnen.

Vereinzelt steht der Fall da, daß ein den Gelehrtenkreisen Angehöriger in seiner Bibliomanie zum mehrfachen Raubmörder geworden ist. So weit trieb die Bücherwut den Pfarrer von Seumes Geburtsort Poserna bei Weißenfels, Magister *Johann Georg Tinius*, geboren am

22. Oktober 1764 im Flecken Stanko in der Niederlausitz. Er hatte die kostbare Bibliothek des Dr. Nosselt gekauft und sich gerühmt, dafür 400 Taler mehr gezahlt zu haben, als der König von Preußen geboten habe. Im Jahre 1814 wurde er angeklagt, in einer Postkutsche auf der Fahrt nach Leipzig zwei Männer, nachdem er sie durch präparierten Schnupftabak betäubt, und dann auf dem Neumarkt in Leipzig eine alte Frau mit einem Beile erschlagen und hierauf beraubt zu haben, um mit dem Gelde seine Bücherwut zu befriedigen. Er war, als er die Treppe des Hauses am Neumarkt hinuntergestiegen, von einem Dienstmädchen als Bekannter der Herrschaft erkannt worden, und das Mordbeil hatte man in seiner Wohnung aufgefunden. Der Prozeß zog sich, infolge der Abtretung des zuständigen Gebietes von Sachsen an Preußen, sehr in die Länge. Das Gericht verurteilte ihn trotz seines Leugnens zum Tode; diese Strafe wurde aber schließlich in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. Die gerichtliche Versteigerung seiner Bücherschätze fand am 5. November 1821 in Leipzig statt; es gibt ein für diesen Zweck gedrucktes Verzeichnis. Tinius wurde später wegen guter Führung völlig begnadigt und starb erst um das Jahr 1848 in Gräbendorf bei Mittenwalde. Über ihn veröffentlichte Johann Georg Rosenmüller: „Lebensgeschichte des M. Tinius und die bei seiner Absetzung und Entkleidung gehaltenen Reden“, Leipzig 1814. Tinius selbst hatte sein „merkwürdiges und lehrreiches Leben“ (aus Johann Georg Ecks „Biographischen und literarischen Nachrichten von den Predigern im Kurfürstlich sächsischen Anteile der Grafschaft Henneberg“ besonders abgedruckt, Halle 1813) beschrieben, und von ihm erschien noch 1820 in einem Zeitzer Verlage eine „Biblische Prüfung von Brenneckes Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre auf Erden gelebt“.

Gelegenheitsdrucke von 1749—1832.[1]

Von

Flodoard Freiherrn von Biedermann in Steglitz.

Von den ältesten Zeiten der Buchdruckerkunst an erregen die Drucke kleinen Umfanges ein besonderes Interesse; als Einblattdrucke bilden sie heute eine Spezialität des Sammeleifers und der Forschung. Man zweifelt, zum Teil wohl mit Recht, daran, daß die ältesten Blätter dieser Art, wie der heilige Christophorus und andere Holztafeldrucke als Vorläufer des Gutenbergschen Werkes angesehen werden können, aber unter den ältesten Arbeiten des Altmeisters selbst finden wir Ablaßbriefe und die Mahnung wider die Türken, die beweisen, wie man von vornherein die Kunst der Presse nicht allein zur Herstellung eigentlicher Bücher verwenden wollte, sondern sie auch in den Dienst der Gegenwart und ihrer vorübergehenden Bedürfnisse zu stellen gedachte. Der Drucker von heute nennt solche Arbeiten im Gegensatze zum Werkdruck, die ihm Brotarbeiten sind, Akzidenzdrucke; nicht immer mit Recht, da sie in manchen Offizinen, die sich deshalb wohl auch direkt Akzidenzdruckereien nennen, zur Hauptarbeit geworden sind. Es liegt nun in der Natur der Sache begründet, daß alle Arten von Gelegenheitsarbeiten sich seltener erhalten, als Bücher, welche mit der Prätension eines Ewigkeitswertes geschaffen werden, während jene kleinen Werke meist mit der Gelegenheit, für die sie entstanden sind, wieder verschwinden. „Wer hätt' auf fliegende Blätter acht“. In vielen Fällen wird trotzdem der Untergang solcher Eintagsfliegen zu bedauern sein, weil sie als historische und kulturhistorische Dokumente oft die einzigen Zeugnisse für Ereignisse bilden, die dem Forscher diesen oder jenen Aufschluß oder Einblicke in Lebensverhältnisse und Anschauungen geben können, die sonst verschlossen bleiben. Daher ist der Eifer, mit dem heutzutage solchen Blättern nachgespürt wird, durchaus berechtigt und wird nicht ohne Nutzen bleiben.

Wer als Privatmann mit Erfolg sammeln will, wird sich immer auf gewisse begrenzte Gebiete beschränken müssen, und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der bibliophilen Ziele auch für jede Art spezieller Liebhaberei seine Rechnung finden. Es scheint mir sogar zweifelhaft, ob es empfehlenswert ist, der Spezialisierung so weite Grenzen zu setzen, wie etwa der verstorbene Graf Leiningen mit seiner Exlibris-Sammlung getan hat. Ich denke mir, daß ein so bedingungsloses Einheimsen von Dingen, die nur durch ein äußerliches Merkmal miteinander verbunden sind, bald den intimen Reiz des Sammelns verlieren muß.

Abgesehen von den Geldmitteln, die ja mehr oder weniger unerwünschte Grenzen ziehen, gibt die Art, wie man zur Bibliophilie kommt, die Stimmung, die man dazu mitbringt, das, was einem

[1] Vortrag gehalten am Berliner Bibliophilen-Abend.



sonst im Leben und Studium interessiert, eine Richtung für die besonderen Wege, die man einschlagen soll, um Freude an einer, seinen Verhältnissen entsprechenden Sammlung zu gewinnen.

So werde ich Sie auch heute auf ein eng umzirktes Gebiet führen, das mir persönlich nahe liegt und für das ich Ihr Interesse zu erwecken versuchen werde. Es ist ja überhaupt die Voraussetzung unserer Vereinigung, daß wir uns gegenseitig für die Liebhabereien eines jeden interessieren, wenn dieser sie nur interessant zu machen und sub specie aeterni selbst zu betrachten versteht, und es wäre nur zu wünschen, daß unsere verehrten Mitglieder öfters das Zutrauen hätten, uns etwas aus ihren stillen Winkeln zum Mitgenießen vorzuführen. Was mich betrifft, so hat auf meinen, in bescheidenem Umfange geübten Sammeleifer immer das mit dem Objekt zusammenhängende *Erlebte* den stärksten Reiz ausgeübt, der persönliche Duft, möchte ich sagen, der den Büchern und Blättern anhaftet, und ich empfinde ein gewisses Behagen darin, zu sehen, wie sich Dinge, Bücher und Menschen zusammenfinden. So freut es mich, die Biographie Kosciuszkos von Falkenstein mit eigenhändiger Widmung des Verfassers an Elisa v. d. Recke zu besitzen und daneben dem verständnisvollen Besucher eine von dem polnischen Nationalhelden gedrechselte Dose aus Buchsholz zeigen zu können, worein er eine Widmung an einen meiner Vorfahren geschrieben hat. Wenn ich dann aus der Sammlung, von der ich heute sprechen will, ein Blättchen dazulege, das Elisa den beiden Kurländer Dorotheen gewidmet hat, und ferner aus meiner Autographensammlung Briefe dieser schönen Frauen an eben jenen Verehrer des Kosciuszko, so empfinde ich jene Freude, die mir als ein guter Wertteil der Sammlertätigkeit erscheint. Knüpfen sich für den Sammler so die Dinge zusammen, so tritt er zu seinem Besitz in ein besonders enges Verhältnis, das für ihn ein nicht zu unterschätzender ethischer Lebensfaktor werden kann.

Solche intime Gesichtspunkte sind es denn auch, die ich Sie bitte, bei Betrachtung der Ihnen vorzulegenden Gelegenheitsdrucke von 1749--1832 sich gegenwärtig zu halten und weniger auf den geringen Wert zu achten, der diesen Dingen an sich zukommt, als den Spaß, den sie ihrem Besitzer machen, auf eine kleine Weile mitzuempfinden.

Die Jahreszahlen, welche die Grenzsteine unserer Betrachtung bilden, umschließen eine der wichtigsten Perioden der deutschen Kultur: die Lebenszeit Goethes, die Zeit, in der unsere klassischen Schriftsteller von Klopstock bis zu Jean Paul ihre Tätigkeit begannen und zu Ende führten. Von diesen Größen der Geisteswelt findet sich allerdings nichts in dieser Sammlung. Diese Blätter und Blättchen stammen aus einer Welt, die im ganzen abseits oder nur wenig von ihnen äußerlich berührt sich des Lebens freute oder trauerte. Und dennoch ist es auch von dem Standpunkte dessen, der in Goethe lebt, gewiß nicht ohne Interesse, hier Proben einer Kulturentwicklung zu überschauen, die das Leben unseres Dichters begleitet, in der sich doch schließlich auch widerspiegelt, was er von ihm kennt, und er wird sich zu Betrachtungen angeregt finden, die diese kleine Welt mit der großen des Frankfurter Jünglings und des Alten von Weimar verbinden.

Beginnend bei dem fünfzigjährigen Priesterjubiläum in einem evangelischen Pfarrhause, endigend bei der goldenen Hochzeit eines einfachen Schulmeisters einer kleinen Gebirgsstadt werden wir dazwischen eines Fluges in höhere Lebenssphären nicht entbehren bis zur Begegnung mit dem größten politischen Genie dieser beiden Jahrhunderte. In der Hauptsache ist es aber ein enger Kreis von verwandtschaftlichen, freundschaftlichen und landsmannschaftlichen Beziehungen, welcher diese Blätter zusammenhält und ihnen in ihrem Beisammensein einen gewissen Wert verleiht, und wer dafür keinen Sinn hat, wird doch herausfinden, was hier als Kennzeichen eigenartiger Zustände und Lebensanschauungen zutage tritt, die zwischen Anfang und Ende, zwischen 1749 und 1832 eine tiefgehende Wandelung durchgemacht haben.

Betrachten wir zunächst das Äußere:

Das älteste Blatt aus Goethes Geburtsjahr scheint noch ganz dem Geist des derben XVII. Jahrhunderts zu entsprechen. Ein würdiges Folioformat, festes gelbliches Papier, in riesengroßer Schrift ein mit Ehrenbezeugungen überhäufter Titel, die grobe Fraktur des Textes; so recht und schlecht, wie es der Drucker in dem Bergstädtchen machen konnte; das erinnert so an die Allongenperücken, die ja damals noch zu den unentbehrlichen Toilettestücken eines Wohlehrwürdigen, Großachtbaren, Wohlgelahrten und Wohlgeordneten Herren gehörte. Das als Kopfstück der ersten Textseite verwendete Ornament ist nicht von schlechter Arbeit, ein Zeugnis, daß es mit der zeichnenden Kunst damals besser bestellt war, als mit der Poesie. Das Mittelstück zeigt einen Palmbaum mit der sinnigen Umschrift: Quae natura dedit, reddo. Ein hübsches Beispiel der damals beliebten Bild- und Spruchsymbolik, das auf das segensreiche Wirken eines langen Lebens gewiß geistreich angewendet ist. In gleicher Art sind einige weitere Blätter aus den folgenden Jahren ausgeführt, wobei allerdings in der Ornamentik die gute Tradition der Renaissancezeit verschwindet und an deren Stelle teilweise recht entartete Barok- und Rokokoformen treten; mitunter herzlich schlechte Arbeiten, die so etwa dem Standpunkt unserer heutigen Lithographen entsprechen. Es fehlt aber auch nicht an ansprechenden Zierstücken, wie zum Beispiel der hübsche Kupferstich auf einer Gedächtnisschrift vom Jahre 1782 noch aus einer etwas älteren Zeit zu stammen scheint. Anfangs der siebziger Jahre beginnt sich ein



Geschmacksumschwung zu vollziehen. Die Blätter werden kleiner, die Schrift zierlicher, das Papier dünner, die Ornamente zarter und sparsamer. Dann beginnt die Verwendung der Antiquaschrift für deutsche Verse einen entschiedeneren Wechsel anzukündigen, klassisch werden die Schmuckstücke; Ernst und Zurückhaltung treten an die Stelle einer etwas überquellenden Kraftproduktion der älteren und weichlichen Eleganz der vorigen Zeit; das Ornament verschwindet dann fast ganz und schließlich kündigt das Auftreten der gotischen Schrift und geschmacklose Ornamentierung das Eindringen des XIX. Jahrhunderts an, dessen gleichartige Produkte immer mehr an Reiz verlieren. Das Jahr 1832 scheint auch auf diesem Geschmacksgebiete einen entschiedenen Verfall anzukündigen.

Bei Betrachtung der Einzelheiten wird es auffallen, daß die Ornamentik, auch da, wo es die Gelegenheit zu fordern scheint, aller christlichen Symbolik sich fernhält. Nur bei einer Totenklage vom Jahre 1762 findet sich eine Kopfleiste, die das Lamm Gottes und ein Paar kreuztragender Engel in einer an Maeterlincksche Mystik erinnernden Tiefsinnigkeit verwendet. Allerdings ist dies der miserabelste Holzschnitt, der in der ganzen Sammlung vorkommt, von geradezu erbarmungswürdiger Unbeholfenheit. Im übrigen verwenden diese von Frömmigkeit triefenden guten Leute ausschließlich heidnische Embleme, Urnen, Sense, Sanduhr, Tempelchen und dergleichen; nirgends aber ein Kreuz oder Kelch, höchstens erinnert einmal ein kleiner Palmenzweig an christliche Ideen. Ja bei dem Hochzeitsgedicht für einen veritablen Pastor scheut man sich nicht vollkommene Nuditäten, sowohl tanzende allerliebste Putten, als sogar ganz ausgewachsene zierliche Mädchen zur Verschönerung und Erläuterung der Meinung des Dichters anzubringen. Ich meine, dies ist ein Zeichen guten Geschmackes und einer hohen künstlerischen Kultur, deren Verlust uns sofort klar wird, wenn wir eine Totenklage aus dem Jahre 1829 daneben halten, wo Grab, Kranz und Kreuz eine unerbauliche Zugabe bilden.

Die Leisten und Vignetten, die zur Ausschmückung der Drucksachen dienen, sind wohl fast ohne Ausnahme nicht für den besonderen Zweck gezeichnet, geschnitten oder gestochen, sondern dem Magazine des jeweiligen Druckers entnommen. Es sind zumeist Holzschnitte, die älteren von etwas derber, die späteren von zarterer und teilweise recht reizvoller Ausführung, gewiß nach Vorlagen guter Künstler von tüchtigen Xylographen geschnitten. Mehrere der Holzschnitte finden wir wiederholt, nicht nur auf gleichzeitigen und aus der gleichen Offizin stammenden Blättern, sondern in Pausen nach vielen Jahren und bei verschiedenen Druckern. Denselben Stöcken begegnet man aber auch in dem vor einigen Jahren von Breitkopf & Härtel herausgegebenen Hefte von Zierstücken aus der guten alten Zeit. Vermutlich sind diese wohl bei Breitkopf hergestellt, gezeichnet und in Holz geschnitten und an die Druckereien im Lande weitervertrieben worden. Andere, die sich in jenem Hefte nicht finden, zeigen doch eine so enge Verwandtschaft, daß man sie der gleichen Künstlerhand zuschreiben möchte. Andere Vignetten sind aber wieder von ganz anderer Art und vielleicht speziell von Dresdner Künstlern für die Bedürfnisse der sächsischen Residenzdrucker entworfen worden. Etwa diesen Künstlern weiter nachzuspüren, hatte ich keine Gelegenheit. Bezüglich des Äußeren nur noch ein kurzer Hinweis auf die für eine kleinere Anzahl der Blätter benutzten Umhüllungen, die aus glattem oder gepreßtem Gold- oder auch Silberpapier bestehen, innen meist mit kräftigem Buntpapier gefüttert, das der bessere Teil dieser Buchbinderkünste ist. Ein eigentümliches Verfahren ist bei einem Überzug eines steifen Deckels angewendet. Auf dem Grunde eines Silberpapieres ist eine grau-braune Marmorierung aufgelegt, die den metallenen Grund leicht durchscheinen läßt. Mit einem Überzug von Atlas mit goldenem Rändchen hat die Bürgerschaft von Marienberg einen Lehrer ihrer weiblichen Jugend zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum besonders geehrt.

Die Gelegenheiten, für welche diese Drucke hergestellt sind, sind zumeist familiärer und persönlicher Natur: Hochzeiten, Silber- und Golden-Hochzeiten, Geburtstage, Trauerfälle, alsdann Promotionen, Beförderungen, Amtsjubiläen und sonstige einzelne Erlebnisse, die dem engeren Kreise der Familie, der Freunde und Amtsgenossen Anlaß geben, ihrer Verehrung einen besonders deutlichen Ausdruck zu verleihen. Aber auch allgemeine und politische Begebenheiten spiegeln sich hier wieder, Fürstenbesuche, Jubelfeiern usw., worauf ich im einzelnen noch werde zu sprechen kommen.

Was die *literarische Seite* dieser Blätter anlangt, so sind poetische Überraschungen davon nicht zu erwarten. Es war damals schon unter den gebildeten Deutschen Sitte, wie Scheffel singt: „Seinen Hausbedarf an Liedern schafft ein jeder selbst sich heute." Demgemäß ist hier eben auch nur ein Extrakt des allgemeinen Bildungs- und Geschmacksniveaus zu finden, das der eine besser, der andere schlechter in poetische Formen zu gießen verstand, wobei Anklänge an die Dichter der Zeit, wenigstens in der allgemeinen Art der Auffassung und Formgebung, sich aus natürlicher Wechselwirkung ergeben.

Für die ältesten Blätter wüßte ich allerdings einen solchen direkten Zusammenhang nicht herauszufinden. Sie geben ihre redlichen Gedanken in einer naiven Nüchternheit, ohne Schwung und tiefere Gedanken. Der Verfasser des Gedichtes aus Goethes Geburtsjahr ist etwa ein Altersgenosse von Bodmer und Gottsched, ob er deren literarisches Wirken verfolgt hat, läßt sich nicht entnehmen; doch zeugen die klapprigen Alexandriner dafür, daß der Dichter aus seiner Zeit nicht hervorstrebte.

Was man damals für erlaubt hielt, in gebundene Form zu bringen, darf ich vielleicht durch Mitteilung einiger Verse vor Augen führen. Der kursächsische Akziseinspektor und Senator zu Annaberg redet da seinen Vater, den Wohlverordneten Diakonus zu Geyer, unter anderem so an:

Und ein verlebtes Haupt fängt wieder an zu leben
Wenn ihm das Alter kann auch Ruhm und Ehre geben.
Dies trifft bei Dir nun ein, o hochgeehrter Greiß!
Da Du, dem höchsten Gott sey davor Dank und Preiss!
Dein Amt nun funffzig Jahr mit vielen Ruhm verwaltet,
Und, was uns höchst erfreut, dabey noch nicht veraltet.

Und dann:

Hier heißt es nur gelallt, was von des Höchsten Treu
Der Mund auch immer sagt, die nun so offte neu
An Dir geworden ist, Herr Vater sieh, noch heute
Trägst Du des Höchsten Wort. O übergroße Freude!

Oder:

Ja wohl! es stockt der Kiel, wenn er das große Heer
Erwiesner Wohlthat sieht, denn ein so weites Meer,
Als Gottes Wohlthat zeigt, in diesen Reim zu bringen,
Das hieße einen Wald in Blumen-Näpffe zwingen.

Und so fort. In diesem Tone sind auch andere dieser Reimereien gehalten, wo es manchmal heißt: Reim dich oder ich freß' dich.

Leichtere Töne sind natürlich in den Hochzeitscarminibus angeschlagen; es tritt da mitunter eine naive Lüsternheit zutage, wie in einem solchen vom Jahre 1752, wo es heißt:

Alles liebt,
Alles läßt sich lieben,
Ein vertrautes Schätzchen küssen
Kann der Arbeit Schweiß versüßen;
Diesen wird kein Leid betrüben,
Welcher sich darinnen übt.
Wie, schnäbeln nicht die Tauben auf den Feldern?
Wie, gehen nicht zu Paar und Paar,
In dick belaubten Wäldern,
Der wilden Thiere große Schaar?
Thut dies ein jedes Thier,
Und sucht sich bey vollkommnen Jahren,
Nach angeschaffener Begier,
Dem Triebe nach zu paaren.
Warum soll nicht *der Mensch* was Liebes haben,
An dem er sich erfreulich möge laben?
Damit er, wenn er sich vergnügt,
Auch neue Lust zu seiner Arbeit kriegt.
Ja der Calender zeugt davon,
Planeten selbst stehn in Conjunction,
Drum ist der Liebe Wort
Ein rechter anmuthsvoller Thon.

Einundzwanzig Jahre später werden demselben Hochedelgebohrenen, Hochachtbaren und Hochweisen Kauf- und Handelsherrn von demselben Freunde und Schwager Thränen bey seiner Asche geweiht, als er „auf der Leipziger Messe in seinem Erlöser selig entschlief". Die Zeit ist an dem Dichter nicht spurlos vorübergegangen, Klopstock scheint auf ihn eingewirkt zu haben und sowohl in der Wahl des Hexameters als in der nicht ungeschickten Komposition der etwa 150 Verse umfassenden Dichtung zeigt sich ein zeitgemäßer Fortschritt und Aufschwung. Nach Schilderung des schmerzlichen Eindruckes der unvermuteten Trauernachricht wird derselbe in einer bildlichen Erzählung umschrieben, dann erneut der Schmerz recht deutlich ausgemalt und den nächsten Hinterbliebenen immer eindringlicher die Größe ihres Verlustes vorgestellt. Dieses Wühlen in der Empfindung ist bezeichnend für die Zeitbestimmung, aus der heraus auch Goethes im selben Jahre erschienener Werther geschrieben ist. Einige Verse aus diesem Carmen funebre werden Ihnen auch andere klassische Erinnerungen wachrufen:

So wie ein einziger Sohn, die Stütze des keichenden Alters,
Welchen der eiserne Krieg den Armen der schwächlichen Mutter
Grausamer Weise entriß, das Wohl des Landes zu schützen,
Nach dem geschlossenen Frieden voller Vergnügen zurückkehrt.
Wenn er von weitem die sonst bekannten Thürme erblikket,
Eilt der ermüdete Fuß: sein Herz klopft kindliche Regung.
Trunken vor Freude, sieht er im Geiste die Wonne der Mutter,
Die sie verjüngt, wenn sie ihn, den Trost des Alters, umarmet,
Und in seiner Umarmung ihm, Willkommen! zujauchzet.
Jetzo stellet er sich der Mutter geschäftige Liebe
In Gedanken für, die sie treibet, den Sohn zu bewirthen.
Jetzo zeiget er ihr die nahen Gefahren des Krieges,
Welche ihn öfters bedrohten, und siehet ihr heftiges Schrekken;
Jetzo erzählet er ihr, wie er glücklich dem Tode entgangen,



Wie die göttliche Hand ihn oft für Gefahren gedekket;
Und nun lieset er wieder in ihren gläsernen Augen
Dankbare Thränen der Freude. So denket er seine Vergnügung
Lange voraus, und schmecket zu zeitig die künftige Freude.
Aber, o Schrekken! Sie lebet nicht mehr, die geliebteste Mutter.
Bey den Eintritt des Hauses zittern die wankenden Kniee,
Da er das Ziel seiner Reise, die Mutter im Sarge erblicket.
Staunen befällt das Gemüth mit mehr empfindlichen Schmerzen,
Als ihn zuvor die süßen Gedanken der Freude ergötzten.
Ganz unempfindlich bey der Bemühung dienstbarer Freunde,
Starr von Schrekken, gleichsam versteinert, steif von Entsetzen,
Steht er als betäubt, und fast der Sinnen beraubet:
Bis sich nach und nach das Herz durch ängstliche Seufzer,
Und durch zitternde Thränen und laute Klagen erleichtert.
Dies ist völlig das Bild, hier ist mein Zustand geschildert usw.

Sie sehen daraus, wie der Dichter bemüht ist, sich über das Niveau der bloßen Gelegenheitspoesie zu erheben, die ja sonst sich in einem oft recht flachen Fahrwasser bewegt. Häufig werden dazu wohl berufsmäßige Versemacher herangezogen worden sein, die auf Bestellung und gegen guten oder schlechten Lohn für Jeden Freuden- oder Trauerthränen bereit hatten und ihre Machwerke mit den banalsten Gedanken und Formen ausstatteten. Anderes stammt von subalternen Leuten und unterscheidet sich dann nur durch einen stärkeren Wust von Ergebenheitsbezeugungen.

Ein Beispiel dieser Art aus einem Trauergedicht vom Jahre 1762:

Die Grabschrift, so wir allhier schreiben
Die heißt: Hier ruht ein solcher Mann,
Des Ruhm wird unvergeßlich bleiben
Weil er viel Gutes hat gethan.
Hier ruht ein Bild der ächten Tugend,
Hier trifft man viel Gelahrheit an,
Er war in Alter und in Jugend
Ein rechter guter Biedermann.

In einem Hochzeitsgedicht vom gleichen Jahre heißt es:

Wirf heute Buch und Feder hin!
Verlaß das Zählen, Rechnen, Schreiben
Und geh' zu deiner Seyfriedin!

und am Schluß:

Ihr feiert heut ein frohes Fest,
Den Anfang fernrer Lust und Freude,
Das Euch die Liebe feyern läßt!
Begeht es oft, vergnügte Beyde!
Begeht es noch in später Zeit
Begeht es so beglückt als heut'.

Das war in der Zeit des für Sachsen so traurigen Siebenjährigen Krieges, wovon ein Ton ja auch hin und wieder durchklingt. So seufzt ein anderer der Hochzeitsdichter über den Hochzeitstag:

O! wär ihm doch das Glück beschieden,
Daß man von ihm an auch von Frieden
Und Ruhe wieder singen kann.

Allerdings scheint der Dichter sich über den Kriegsjammer mit einem dreieckigen Verhältnis trösten zu wollen; denn nachdem er von seiner Freundschaft zum Bräutigam viel Gutes gesagt hat, bekennt er, daß dessen Heirat ihn gar nicht stören würde:

Wie sollt' ich mich nun jetzt nicht freuen?
Die Freundschaft wird nun unter Dreien
Sich nur noch immer mehr erhöhn,
Noch stets an Reiz und Anmuth steigen,
Und wie das Glück, das Dir nun eigen,
Beständig sein und fest bestehn.
Das muß ja mein Vergnügen mehren,
Ja selbst kein Dunkel kann es stören.

Es tauchen neben solchen schwerfälligen, ehrlich gemeinten, aber poetischer Empfindung baren Erzeugnissen, denen man mit der Bezeichnung Gedicht zu viel Ehre antut, jedoch auch andere auf,



die von echter Empfindung eingegeben in anmutender Form sich darbieten und erkennen lassen, daß die ästhetische Entwickelung der Zeit nicht spurlos an diesen Kreisen vorübergegangen ist. Anklänge an Gellert und die Idyllendichter lassen sich nicht verkennen und je mehr das Jahrhundert fortschreitet, desto mehr spürt man den Einfluß einer ästhetischen Bildung, die den feineren Genüssen einer vornehmen Lebensführung nicht abgeneigt ist, und die direkten Berührungen mit der literarischen Welt der neuen Zeit, deren Folgen nicht ausbleiben.

Manche der durch diese Blätter beurkundeten Vorfälle spielten sich ab in und um der engen Gasse Dresdens, die heute den Namen Körnerstraße führt in der Nähe des sogenannten Japanischen Palais, von wo sich Gärten nach der Elbe hinziehen und der Blick auf das von Canaletto festgehaltene Bild der Altstadt sich richtete. Hier wohnte Schillers Freund Körner mit seiner, Goethe aus der Leipziger Studentenzeit her befreundeten Gattin, der Tochter des Kupferstechers Stock, in einem Hause, das zu dem Besitze des aus diesen Gelegenheitsdrucken bekannten Familienkreises gehörte. In diesem Hause wurde der Dichter Theodor Körner geboren; es birgt jetzt das Körnermuseum und in diesem einen Brief des Hausbesitzers mit der ersten Nachricht dieses Ereignisses. Mit dem Sohne des letzteren wuchs der Freiheitsdichter auf und blieb ihm ein guter Freund und Studiengenosse. Ein anderer literarisch angeregter Kreis, von dem hier Zeugnisse vorliegen, gruppiert sich um den Namen des Ihnen vielleicht bekannten Freiherrn von Racknitz. Dieser war mit Goethe wiederholt in Berührung gekommen und teils durch seine mineralogischen Kenntnisse, teils durch ästhetische Liebhabereien wert geworden. Allerdings entging er auch nicht dem Spotte der Xenien wegen seiner „Geschichte des Geschmackes". Seine Frau war Charlotte von Bülow, die Tochter des dänischen Gesandten am Dresdener Hofe. Aus den Jahren 1795—1807 stammt eine größere Anzahl von Blättern, die in dem Racknitz-Bülowschen Kreise entstanden sind und bezeugen, wie man damals in schwärmerischer und anmutiger Weise sich das Leben zu verschönern wußte.

Die Angedichteten sind zumeist Charlotte von Racknitz und ihre Schwester Friederike von Bülow. Die Dichter haben sich fast nie genannt, auch nicht durch Chiffern angedeutet, wie das wohl sonst üblich war. Vielleicht hat sich öfters der diplomatische Agent des Herzogs von Weimar, Georg Karl Alexander von Richter, beteiligt, dessen Dichtungen posthum von Karl Theodor Winkler, dem unter dem Schriftstellernamen Th. Hell bekannten Dresdener Theaterdirektor, herausgegeben wurden. Zur Charakterisierung der in diesen verschiedenen Kreisen gepflegten Dichtkunst darf ich wohl noch einige Verse mitteilen:

Zur Hochzeit des mit Körners befreundeten Paares, 1785, dichtet ein Freund:

Fühle stets an Deiner Gattin Seite
Glücklichliebender Zufriedenheit,
Und, in Ihren Arm geschlossen, gleite
Sanft hinab den Strom der Zeit.
Heiter sey Dir jeder Tag und helle,
Bey der Sonne Auf- und Untergang,
Wie Blandusiens geweyhte Quelle,
Die Horaz auf güldner Leyer sang.

Zum Geburtstage der Charlotte von Racknitz dichtet Johann Carl Tutenberg, von dem ich sonst nichts weiß, sinnig:

Schrieb' ich Dir ein Lobgedicht:
Wählt ich doch die Rose nicht,
Auf der Flora Prachtgefilde,
Dir zum Muster, Dir zum Bilde.

Alles, was die Rose beut,
Zeugt von Unbeständigkeit;
Und ihr scharfer Stachel sticht
Ärger als ein Spottgedicht. —

Plötzlich — wie ein Meteor —
Brechen ihre Reize vor;
Aber — wie ein Zephirhauch —
Schwinden diese Reize auch.

Rosenduft und Rosenblüte
— Menschenliebe, Herzensgüte —
Schade, daß ihr bald vergeht,
Wie sich Wind und Wetter dreht!—!

Nein! Nur, wie das Immergrün
Mag dein sanftes Leben blühn! —
Immer so — und ewig so —
Lebe unbemerkt und froh!—!

Sieht man es auch selten blüh'n ...
Immergrün bleibt immer grün.
Immer (denke) *immer* bleibt
Auch durch aller Zeiten Zeit

An dem Baume, an der Mauer,
Währet immer seine Dauer.
Sind dann Mau'r und Baum dahin
Schwindet auch das Immergrün.

Und wie häßlich ist die lose,
Flatterhafte, stolze Rose,
Wenn wir — bei'm Vorübergehn —
Sie verwelkt am Stocke sehn! —

Immergrün bleibt grün im Scheiden —
Bleibt's in Freuden und in Leiden —
Bleibt dasselbe immerfort
Bleibt es hier — und bleibt es dort —

Immer grün sey denn Dein Leben,
Deinem Gatten treu ergeben! —
Immer gut und immer grün —
Muß auch Dir sein Leben blühn!!

Manche von diesen Festdichtungen sind offenbar für den Gesang bestimmt und wohl auch ad hoc komponiert worden. Dazu bedurfte man eines tüchtigen Musikers und ich vermute, daß man einen solchen in der Person des kurfürstlichen Hofkapellmeisters Johann Gottlieb Naumann gefunden habe. Dieser, in dem bekannten und in der Literatur durch Schiller berühmt gewordenen Vorort Blasewitz bei Dresden in dürftigen Verhältnissen geboren, hatte sich zu einem tüchtigen Kapellmeister



und Opernkomponisten entwickelt und genoß eines europäischen Rufes, der ihm Aufträge von verschiedenen Höfen, auch von Berlin eintrug. Mehrfach wurde er auch an die nordischen Höfe zur Verbesserung der musikalischen Zustände gerufen und auf den letzten dieser Besuche bezieht sich auch eines unserer Blättchen: Die Romanze am 1. September 1792 gesungen:

Herr Amor schlich am Elbstrom hin,
Die Stirne trüb' umzogen,
Stumpf war der schöne goldne Pfeil,
Und abgespannt der Bogen; —
„Nach Naumann ziel' ich nun nicht mehr
„Ihn schützt sein Freund Apoll zu sehr!" —
So sprach er voller Ärger.

Nach Beratung mit Apoll gelingt es dann in Kopenhagen, Naumanns Herz zu verwunden. Naumann hatte sich dort mit einem Fräulein von Grodtschilling verlobt, die er nun, selbst schon in etwas vorgerückten Jahren, heiratete. (Einer von Naumanns Söhnen hat sich als Geologe einen hervorragenden Namen gemacht.)

Ein zweites Gedichtchen zu Naumanns Hochzeit ist ein „Sermon des Grundtons C für sich und seine Brüder":

Ich der Grundton C bin sehr verlegen! —
Meiner lieben jüngern Brüder wegen,
Namentlich D. E. F. G. A. H.
Steh' ich bang als Sprecher da! —

usw. mit Grazie. In seinem Geburtsdörfchen, was Blasewitz damals war, hatte sich Naumann eine palaisartige Villa erbaut und kann somit auch als Gründer der dortigen, heute stattlichen und vornehmen Villenkolonie gelten. Ich entsinne mich des schönen alten Palais Naumann sehr wohl, da es erst kürzlich, im Jahre 1893, glaube ich, abgerissen oder umgebaut wurde. Hier hatte um die Wende des Jahrhunderts auch die unstäte Elisa v. d. Recke zeitweise ein Heim gefunden, seit 1819 lebte sie ständig in Dresden. Aus dieser Zeit dürfte ein Blättchen stammen, das die Überschrift trägt: Lied dem heiligen Dorotheentage gewidmet von Elisa. Ein früherer Verwahrer hatte geglaubt, dies auf eine Frau von Senfft, die in den hier hauptsächlich in Frage kommenden Familienkreis gehörte, beziehen zu sollen, da die Verse aber mit „Tiedge" unterzeichnet sind, so dürften sie ohne Zweifel von der Frau von Recke ausgehen und da darin von zwei Dorotheen die Rede ist, sich auf ihre Schwester, die Herzogin Dorothee von Kurland und deren Tochter, die ebenfalls Dorothea hieß und mit dem Prinzen von Tayllerand verheiratet war, beziehen.

Es lautet:

Ich stand im Leben so trüb und allein,
Da blickt ich hinab, hinauf:
Ach! blühte denn hier im Lebenshain
Keine Blume der Liebe mir auf?
Da wurden mir dann, an's Herz sie zu ziehn,
Zwei Dorotheen verlieh'n.

Die sind mir beide so lieb und so hold,
Mir schmückend den Lebenshain;
Sie schmücken wohl mehr, als Perl und Gold,
Ja, sie blühten in's Herz mir hinein!
Da lassen sie nun mein winterlich Grün
Zum schönsten Lenz erblüh'n!

Wenn schwer vom Drucke mein Haupt sich oft neigt,
Was wehret den Schmerz mir ab?
Dann weiß ich wohin, und freudig steigt
Mein Gedanke zum Herzen hinab:
Da wenden sich ihm die Lieblinge zu,
Mit ihnen Trost und Ruh'.

Ihr leiblich Wesen ist ferne von hier,
O, mögt' es doch nicht so seyn!
Ihr geistiges Seyn — das ist mit mir!
Und so bin ich denn nimmer allein:
Die Liebe schaut dann, ja Liebe schaut dann
Mich aus vier Augen an!

Für eine andere Gruppe von Blättern bildet die Universität Leipzig den Mittelpunkt. An deren Spitze kann ich ein Schulprogramm aus dem Jahre 1756 stellen, das wegen seines bescheidenen Umfanges den Einblattdrucken noch eingefügt sein mag. Es stammt aus der sächsischen Bergstadt Annaberg und enthält neben einer Geschichte der Einführung der Reformation in Buchholz vom Rektor Adam Daniel Richter die Einladung zur Abschiedsfeier der drei Abiturienten. Alles in würdigem Latein. Die nächste Gelegenheit, bei der der Mensch verdient, durch die Presse verewigt zu werden, bietet die Promotion. Die Promotionsschriften selbst, die ja allerdings gewiß manchmal recht dürftig gewesen und noch sind, dürften doch in den Rahmen unserer Betrachtung nicht passen, denn ein Bogen muß es doch mindestens sein. Aber die Glückwünsche, die zur Promotion von Verwandten oder Bekannten bei solcher Gelegenheit erstattet wurden, kleideten sich oft in poetische Form, und zur Erhöhung der Feierlichkeit liebte man, diese im Druck zu längerer Dauer festzuhalten. Solcher Promotionsglückwünsche finden sich neun aus den Jahren 1764–1824 in der Sammlung. Wenn ich wieder eine Parallele zu Goethes Leben ziehen darf, so stammen also die ältesten dieser Blätter aus



dem Jahre, bevor der Dichter die Hochschule bezog. Es sind drei auf denselben Fall, davon zwei in lateinischer Sprache, als Elegie und Ode; in dem dritten drückt in deutscher Sprache ein „Kleiner Vetter" sein Entzücken über den „Doktor-Titul" aus. Sehr herzlich brüderlich sind zwei Gratulationen für einen Doktor Hallensis aus dem Jahre 1771 gehalten, der Zeit, da Goethe in Straßburg als Lizentiat der Rechte promovierte. Ein höherer Schwung kommt erst in den Gratulationen aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts zum Durchbruch und aus einem vom Jahre 1809 klingt ein ernster dichterischer Ton heraus. Die Verse sind von Theodor Körner, dem damals achtzehnjährigen, für jenen Dresdner Jugendfreund gedichtet und in der Vierteljahrsschrift für vergleichende Literaturgeschichte Band II, Seite 479 von meinem Vater bereits veröffentlicht worden.

Auch was sonst aus dieser Zeit stammt, läßt eine Erhöhung des allgemeinen literarischen Niveaus nicht verkennen; das kann man auch von zwei Dichtungen sagen, mit denen eine größere Anzahl von Studierenden einem beliebten Lehrer, dem Juristen Christian Daniel Erhard zum Geburtstage 1809 und 1810 huldigten. Der oder die Dichter dieser Verse haben sicher aus Goethes Schöpfungen sich einen Sinn für edle Sprache und Formung erhabener Gedanken gebildet. Das Gedicht zum 6. Februar 1809 fängt an:

Dir gaben die Götter,
Zwar kein Gott zu sein,
Aber in des Himmels
Und der Erden
Verworrner Umgebung
Groß Alles zu richten.
Mit Göttersinn.

Also stehet ruhig der Mensch
Uiber des Thales Verwüstung,
Bei geliebten Todten
Steht er gelassen,
Wie die Sonne
Allliebenden Auges
Sich lächelnd verbreitet
Uiber Gräber und Blumenthal.

Die Verwandtschaft mit Goethescher Sprachweise, wie sie zum Beispiel im Parzenlied der Iphigenie oder dem „Edel sei der Mensch" zum Ausdruck erhabener Stimmung dient, ist hier unverkennbar. Aus dem gleichen Jubeljahr der Universität stammt ein umfängliches Gedicht an den König am ersten Tage des V. Jahrhunderts seiner Universität, das im gleichen erhabenen Stile gehalten von jenem ebengenannten Professor Erhard verfaßt und mit den Namen sämtlicher damaligen Studenten unterzeichnet ist. Eine andere studentische Huldigung für den König, beziehungsweise den damaligen jungen Kurfürsten fand im Jahre 1769 statt, als letzterer bald nach seiner Mündigerklärung die Regierung übernommen hatte und zur Entgegennahme der Huldigung das Land bereiste. Die in kleinem Oktavformat weitläufig gedruckte Ode zum 2. May 1769 feiert in panegyrischem Tone einen neunzehnjährigen Fürsten, wie einen Helden aller Helden. Ist hier der Ton durch einen freien Schwung gemildert, so tritt die servile Ergebenheit in einigen anderen an Fürstlichkeiten gerichteten Huldigungen, denen diese Eigenschaft fehlt, um so unangenehmer hervor; ich glaube, mich darauf beschränken zu können, das Vorhandensein dieser Dokumente zu erwähnen, literarisches Interesse bieten sie kaum. Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich aber noch auf ein historisch besonders denkwürdiges Stück hinweisen. Eine Huldigung der Universität Leipzig an Napoleon. Nach der Schlacht bei Jena stand der Kaiser auf der Höhe seiner Erfolge und seines Ruhmes. Der Kurfürst von Sachsen war von dem Sieger gnädig behandelt worden und erfreute sich seiner besonderen Gunst. Er wurde mit dem Königstitel ausgestattet und trat dem Rheinbunde bei. Nach dem Frieden von Tilsit erhielt er noch das Großherzogtum Warschau. Ich erinnere an diese Ihnen bekannten Tatsachen, um die Stimmung, die gegen Napoleon in Sachsen herrschte, zu erklären und begreiflich zu machen, daß die Universität Leipzig einen überschwänglichen Panegyrikus auf den Sieger zu veröffentlichen für angebracht hielt. Sie hatte noch eine besondere Veranlassung dazu, da infolge persönlichen Eingreifens des Kaisers der Universität erhebliche Auflagen erlassen worden waren. Der damalige Rektor, Chr. Dan. Erhard, der vermutlich auch Verfasser der lateinischen Huldigung ist, hatte sich eine Audienz bei dem damals in Berlin sich aufhaltenden Napoleon erwirkt, dort die Wünsche der Universität vorgetragen und die milde Stimmung für letztere hervorgerufen. Das in lateinischen Distichen abgefaßte Gedicht wird durch eine pomphafte Titulatur eingeleitet und lautet in unser geliebtes Deutsch übertragen etwa folgendermaßen:

Dem Durchlauchtigsten Großmächtigsten / Napoleon / Kaiser Frankreichs / und / König Italiens / dem unbesiegten Sieger / dem höchsten Schutz der Linden-Nährmutter[1] und der Musen / der die Mühsale des Krieges glücklichst überstand / durch Leipzig heimkehrt / begrüßt / demüthigst und dankbarsten Herzens / die Akademie zu Leipzig. / MDCCCVII.

Weither tragend die Waffen der Krieg sich nahet den Grenzen
Und vergossenes Blut rötet die heimische Flur.
Siehe da fleucht mit zitterndem Flügel die Pleissnische Muse
In DEIN Lager, o Held, groß, der Jahrhunderte Zier:

„Was bekümmert mich's Schwert? Ich lehre die Jugend von Deutschland
„Daß sie nutze sich selbst, diene dem Vaterland einst
„Viele der Schwestern schon für Rettung spendeten Beifall
„Und es jauchzete laut dankbar Pavia DIR

[1] Alma Philurea vom griechischen φιλυρα = die Linde, Leipzig als Lindenstadt.

„Glück verheißet DEIN Wort, so sehr auch klirren die Waffen
„Kunst und Ordnung gedeihn, Religion hat Schutz.
„Nicht mir — denn es verschließt die Göttliche eigene Sorgen —
„Aber mütterlich bang, klag' ich um höheres Gut.
„Gleich wie für ihre Brut, den stoßenden Falken erblickend
„Zittert die Taube wol, denket doch nicht an Flucht".
Und es rufet der Held, gleich groß an Thaten und Herzen
Nun mit gnädigem Wort, daß die Muse ihm nah'
Es giebt Trost dem Gemüth der Krieger mit freundlicher Miene,
Hoffnung kehret sogleich leis' ins bekümmerte Herz:
„Gegen die Muse nicht pfleg' ich die Waffen zu tragen,
„Gegen bewaffnete nur tapfer schwing ich das Schwert.
„Heiter gehe davon, Du Erhabene, künd' es den Deinen,
„Unverletzt sollen sie sein und der Pieriden Schaar."
So stand heil in mitten der Kämpfe die Schule von Leipzig
Gleich dem einsamen Fels, wild umtoset vom Meer.
Wohl! Solange die Sorg' um DEINE bewaffnete Schaaren
Wachsamen DICH umgiebt, füllt DEIN erhabnes Gemüth
Kehre als Sieger stets heim. So zu den himmlischen Sternen
Senden wir unser Gebet unaufhörlich für DICH.
Es erhöret der Lieblinge Flehn der Herr des Olympos, dess
Wimperzucken die Welt, Blitze erschüttern das Land.
Zeugen dafür die Felder von Jena, Zeuge ist Danzig
Hier und wo's DIR beliebt, pflanzest die Zeichen DU auf.
DEINE Siegergewalt sie spüret das Meer und die Oder
Elbe und rasende Watt, Weichsel, die breite und Niem'n.
Staunend hört DEINES Namens Ruhm das abseite Friedland
Friedrichs Manen und so Preußen allüberall.
Andre mögen besingen den Ruhm DEINER riesigen Thaten,
Wovon der Erdkreis erstrahlt, kunstgewandteren Munds,
DICH, der kam, sah, siegte, größer als Cäsar der große
Und wen immer die Welt sah als Führer des Kriegs.
DICH der größer als Philipps Sproß, der niemals besiegte.
Welcher die Waffen trug mutig ins Morgenrotland.
Oder sollte wol der dem weiten Meer sich vertrauen,
Dessen Nachen nur spielt leicht auf niederem Teich?
DICH heimkehrenden preißt mit Jubel unsere Schule,
Herzen und Hände auch jubeln Sieger DIR zu.
Junge jauchzen und Greise dem zu, der heil nun zurückkehrt
Und mit segnender Hand Werke des Friedens bringt.
Spät erst nehme der Himmel DICH auf, wohl lebe und lange
Und ein edles Geschlecht schenke noch unserer Zeit.

Darf ich hier nochmals eine Parallele ziehen, so möchte ich an die Vorwürfe erinnern, die man Goethe wegen seines Verhaltens in den nationalen Fragen jener Tage gemacht hat. Es ist hier nicht der Ort und heute jedenfalls nicht mehr die Zeit dazu, ausführlich auf diese, auf ganz schiefen Voraussetzungen begründeten Urteile über des Dichters Handlungen einzugehen, ich darf aber wohl darauf hinweisen, daß er nie ein Atom seiner dichterischen Kraft hergegeben hat, um Napoleon zu verherrlichen oder gar um seine Gunst zu buhlen. Im Gegenteil hat er in seiner denkwürdigen Unterredung mit dem Kaiser es ausdrücklich abgelehnt, überhaupt einem Fürsten auch nur eines seiner Werke zu widmen. — In Betracht der allgemeinen und besonderen Umstände wird man der alma mater Philurea aber auch keinen Strick aus dieser Huldigung drehen.

Ich habe die Betrachtung dieser bescheidenen Sammlung mit einem Ausblick auf die hohe Historie schließen können und dadurch besonders deutlich machen wollen, daß, wenn diese Blätter auch zunächst nur den Wert haben, von dem Leben eines im Dunkel der Vergangenheit verschwundenen Personenkreises Kunde zu geben, und die Sammlung zunächst nur von einem durch persönliche Rücksichten begrenzten Gesichtspunkte ausgeht, man sie doch mit dem großen Strome der Geschichte und Kultur in Zusammenhang bringen kann, um daran einen Genuß zu finden, der über das bescheidene Behagen am Besitze in eine größere Welt hinausreicht.

Ein Stück Geschichte der graphischen Künste in Tabellenform.

Von

Paul Hennig in Charlottenburg.

Geschichtstabellen pflegen Listen von Schlachten und Kriegszügen, von Daten der Geburt von Herrschern und Heerführern, von Thronwechseln und politischen Verhandlungen zu sein. Die stillen Taten der Männer des Verstandes und Geistes, der Förderer von Kunst, Wissenschaft und Technik treten zurück in der Fülle jener Aufzeichnungen. Viele Namen werden vergessen, deren Träger eine Spanne Zeit zu Anerkennung für verdienstliches Schaffen gelangt waren und deren Wirkungen jahrhundertelang andauern, ja deren Einfluß auf die Wohlfahrt der Völker nie ganz aufhören kann. Solche hat die Geschichte der graphischen Künste verzeichnet und die Erfindung der Buchdruckerkunst bezeichnet eine Ruhmestat für Deutschland, deren



Glanz nie erbleichen wird. Schnellpresse, Lithographie, Lichtdruck, Dreifarbendruck sind deutsche Errungenschaften, von denen die Welt immerdar Nutzen haben wird und deren Schöpfer jedermann bekannt sein sollten, unsere Kinder aber und viele Erwachsene wissen mit Sicherheit wohl zu sagen, wann die Schlacht bei Marathon vor zweieinhalb Jahrtausenden stattfand, aber wann Gutenberg, Friedrich König und Senefelder das Licht der Welt erblickten, das wurde ihrem Gedächtnis nicht eingeprägt. Den meisten Erwachsenen ergeht es nicht viel anders.

Selbst den Leuten vom Fach, ebenso Buchhändlern, Schriftstellern, Gelehrten und Bibliophilen wird eine chronologische Übersicht über die Entwickelung der einschlägigen Techniken manche Überraschung bieten

560 vor Christo unternimmt *Anaximander* den ersten Versuch einer Erdkarte. *Kartographie.*

481 vor Christo die Perser *telegraphierten optisch* die Zeit ihres Einfalls in Griechenland.

263 vor Christo soll *Eumenes II.* zuerst *Pergament* zum Schreiben benutzt haben.

465 vor Christo den *ersten Kalender* stellt der Mathematiker *Oinopides* für 59 Jahre auf.

105 nach Christo *Tsai-lun* erfindet die Herstellung von *Papier* aus Seiden- und Leinenlumpen.

1350 dürfte der *erste Holzschnitt* zu datieren sein.

1420 darf man die ersten Anfänge des *Tiefdrucks,* den Schweinheim und Pannartz 1464 in Rom einführten, datieren.

1436 Erfindung der *Buchdruckerkunst* durch *Gutenberg.*

1439 *Holztafeldruck* im ersten deutschen Kalender des *Johannes von Gmünd.*

1447 erfand *Leone Battista Alberti* in Rom den Storchschnabel oder Proportional-Zirkel.

Vor 1500 schon wurde die *Tiefätzung* angewendet.

1516 erhielt der italienische Holzschneider *Ugo da Carpi* ein Privilegium für eine Art des *Clair obscur-Schnittes.*

Um 1520 der erste *Farbenholzschnitt* mit mehreren Platten.

1538 *Altdorfer* stellte einen *Farbenholzschnitt* mit mehreren Platten her.

1650 erfand der Jesuit *Athanasius Kircher* die Laterna magica.

1690 *Denis Papin* schlägt Erzeugung des Vakuums durch Dampfabkühlung und Kondensation vor. *Dampfmaschine.*

1714 *Henry Mill* erhält ein englisches Patent auf eine Schreibmaschine.

1718 erfindet der englische Finanzmann *John Law* die *Banknote.*

1727 der Philologe *Johann Heinrich Schulze* in Halle entdeckt die Schwärzung des Chlorsilbers durch das Licht und benutzt sie zu den ersten *Lichtbildern.*

1728. *W. Ged, Fenner* und die Brüder *James* in Edinburg stellen zuerst *Stereotypen* in Metall her. *Gipsstereotypie.*

1740 erste *Farben-Kupferstiche* durch *Le Blon* aus Frankfurt a. M.

1759 soll *H. H. von Schüle* in Augsburg zuerst gestochene *Kupferdruckplatten* zum Kattundruck verwendet haben.

1771 wurde *Alois Senefelder*, der Erfinder der *Lithographie*, in Prag geboren.

1782 wurden durch den Physiker *Jean Senebier* die Grundlagen der *Autotypie* und des Asphaltverfahrens gefunden.

1796 oder 1798 legt *Augustin de Bétancourt* einen mit Leidener Flaschen betriebenen *elektrischen Telegraphen* zwischen Madrid und Aranjuez an.

1796 Erfindung der *hydraulischen* Presse durch *Joseph Bramah* aus Stamborough. Derselbe erfand auch eine Presse zum *Bedrucken von Banknoten* mit Nummer, Zahl und Datum.

1798 Erfindung der *Lithographie* durch *Alois Senefelder*.

1801 die *Papier-Stereotypie* wird unabhängig und gleichzeitig vom Drucker *Louis Herhan* und von *Genoux* erfunden.

1803 erfand der Geistliche *Siegmund Adam* die *Liniier-Maschine.*

1811 Erfindung der *Schnellpresse* durch *Friedrich König* aus Eisleben.

1815 Erfindung der *Zinkographie* durch *Eberhard.*

1816 erfindet *Joseph Nicéphore Niepce* die „*Heliographie*" mit Asphalt, das erste photographische Ätzdruckverfahren.

1822 Erfindung des „erhabenen Kupferstichs", der *Hochätzung.*

1822 Erbauung der ersten *Setzmaschine* durch *William Church* nach Idee von Pierre Ballanche aus dem Jahre 1815.

1827 stellt *Friedrich Wöhler* aus Tonerde *Aluminium* her.

1829 der blinde Blindenlehrer *Braille* in Paris führt die *Punktschrift für Blinde* ein.

1829 konstruiert *Stephenson* die erste *Lokomotive.*

1830 wird die *Relief-Guillochiermaschine* von *A. Collas* erfunden.

1838 erfindet Professor *Moritz Hermann von Jacobi* aus Potsdam in St. Petersburg die *Galvanoplastik.*

1840 *Alexandre Donné* in Paris legt der Akademie durch Daguerreotypie hergestellte *Mikrophotographien* vor.



1840 wurde die von *Chalmers* erfundene *Briefmarke* in England eingeführt.

1840 *Palmer* übt die *Galvanographie* in England unter dem Namen „Glyphographie", auch „Elektrotintprozeß" gleichzeitig mit *Theyer* in Wien aus.

1846 baut *Smart* in England die erste *lithographische Schnellpresse.*

1848 die *Photographie* auf Glas wird von *Claude Nicéphore Nièpce de St. Victor* ausgeübt.

1850 *Gillot* in Paris übt die *Zinkographie* zuerst gewerbsmäßig aus, er nannte das Verfahren „Panikonographie", auch „Gillotage".

1852 der *Naturselbstdruck* wird von Faktor *Worring* und Direktor der Wiener Staatsdruckerei A. Auer erfunden.

1853 der *Intagliodruck*, Tiefdruck mit feinem Raster, zuerst von *Talbot* angewendet.

1853 *Lemercier* in Paris erzielte in *Photolithographie* die ersten schönen Resultate.

1853 der englische Chemiker *E. Gaine* erfindet das *Pergamentpapier*, das durch Eintauchen des Papiers in Schwefelsäure gewonnen wird.

1855 erfand *Poitevin* den *Lichtdruck* unter Anwendung des lithographischen Steins als Träger der Chromleimschicht.

1861 wird das additive photographische Verfahren bezw. der *photographische Dreifarbendruck* ausgeübt von *James Clark Maxwell* ohne rechten Erfolg zu erzielen.

1861 erfindet der Lehrer *Philipp Reis* aus Friedrichsdorf bei Homburg das *Telephon.*

1863 erhält der Amerikaner *William Bullock* ein Patent auf die erste brauchbare *Rotationspresse.*

1865 soll der Österreicher Dr. *Emanuel Herrmann* die *Postkarte* erfunden haben, jedoch hatte der Geh. Postrat *Heinr. Stephan* die Idee schon vorher publiziert.

1867 entdeckte *Werner von Siemens* das *Dynamoprinzip*, wodurch elektrischer Strom und Magnetismus sich gegenseitig fortwährend verstärken und erfand die dynamoelektrische Maschine. 14 Tage später veröffentlichte auch der Engländer *Charles Wheatstone* dieses Prinzip.

1867 *Tissier du Motay* erfand den *Lichtdruck* auf Kupfer und Zink, der von *Jos. Albert* in München später vervollkommnet wurde.

1879 *David Edward Hughes*, englischer Schriftsteller, konstruiert den ersten Apparat für *drahtlose Telegraphie.*

1880 die *Heliogravüre auf Stein* bildete *Charles Eckstein* im Haag aus, indem er ein Rasterkorn auf Pigmentpapier übertrug und mit Eisenchloridlösung ätzte.

1880 die *Momentphotographie* erfand der Amerikaner *Muybridge.*

1881 erhielt *Georg Meisenbach* in München ein Patent für die *Autotypie* (Linienraster-Ätzung für Hochdruck).

1884 stellte der Uhrmacher *Ottomar Mergenthaler* aus Württemberg die erste betriebsfähige *Zeilensetz- und Gießmaschine* auf, die er „Linotype" nannte.

1884 wurde die erste *Tiefdruck-Schnellpresse* für Herstellung der 50 Markscheine in der Reichsdruckerei zu Berlin aufgestellt.

1885 *Lacombe* und *Mathieu* erzielen Telephotographien.

1890 begann der Chromolithograph *Ulrich* zu Berlin den *Dreifarbendruck* auszuüben, der nach Verbindung mit Dr. H. W. Vogel zu guten Resultaten gelangte, durch Kurz in New York für die Autotypie nutzbar gemacht wurde.

1890 erfand *Fréderic Lumière* in Lyon die *photographischen Films.*

1892 erhielt *Carl Scholz* in Mainz ein Reichspatent auf das Verfahren des Flachdrucks auf Aluminium (*Algraphie*).

1895 *A.* und *L. Lumière*, Söhne des Fréderic Lumière, verwendeten zuerst Filmbänder und stellten den Grundtypus des *Kinematographen* auf.

1897 Einführung des *Rotations-Tiefdrucks* durch *K. Klic* aus Wien bei der Rembrandttype Co. in London.

1900 *Max Levy* in Philadelphia baute die erste *Ätzmaschine* für Klischees.

1901 das *Ausbleichverfahren* für lichtempfindliche Schichten wird von Neuhauß, dann von *Szczepanik* veröffentlicht.

1902 *Wilhelm Ostwald* erfindet zusammen mit *Gros* die *Katatypie*, ein Verfahren Photographien ohne Licht durch katalytische Substanzen zu entwickeln.

1906 Professor Dr. *Korn* in München trat mit einem Verfahren der *Fernphotographie* an die Öffentlichkeit.

1907 erhielten die Brüder *Auguste* und *Louis Lumière* mit dem von ihnen erfundenen *„Autochrom-Verfahren"* mit einmaliger Exposition gute naturfarbige Photographien.

1910 erhielt Dr. *Mertens* ein Patent für *Zeitungs-Illustrations-Tiefdruck auf Rotation.*

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr 10.



Beiträge zur Geschichte des katholischen Andachtsbildes.

Von

Bibliothekar Dr. C. Benziger in Bern.

Mit 17 Abbildungen, von der Firma Benziger & Co. in Einsiedeln (Schweiz) freundlichst überlassen.

Wenn auf der einen Seite nicht genug betont werden kann, daß das religiöse Bildergewerbe infolge seines meist geringen künstlerischen Wertes kaum eine besondere Würdigung verdient, so müssen wir andererseits doch darin ein künstlerisches Unternehmen erblicken, das seit seinem Entstehen als ein Zeuge des gleichzeitigen Volksgeschmacks von Bedeutung geblieben ist. Wir sehen, wie gerade in den religiösen Abbildungen ähnlich wie bei den Gelegenheitsdrucken, Visitkarten und dergleichen, aus einer anfänglich recht geschulten künstlerischen Anschauung mit der Zeit eine Anpassung an minderwertige Vorlagen und weniger stilgerechte Formen sich vollzog. Da und dort mußte die neue Auffassung, bald mit, bald ohne Erfolg, die traditionelle Wiedergabe verdrängen, neue Ideen brachten neue Bilder und der Weg zum Massenartikel war in Bälde geebnet. Der Handel mit religiösen Bildern hatte sich seit den ältesten Zeiten besonders an Wallfahrtsorten eingebürgert, viele der frühesten Druckerzeugnisse sind fast ausschließlich zu solch frommen Andenken bestimmt gewesen. In den zahlreichen Einblattdrucken haben wir die Prototypen der späteren „Helgen" das heißt Heiligenbilder, die für den frommen Waller ein bescheidenes Andenken an die gottgeweihte Stätte bleiben sollten. Daneben lag das Bedürfnis nahe, Heilige und Patrone, die an den bezüglichen Orten Verehrung genossen, ebenfalls eigens abzubilden. Später erst erstreckten sich derlei Abbildungen auch auf Heilige, die in der Gegend unbekannt waren, deren Kultus man aber einzuführen hoffte. Immer beliebter wurden auch Szenen aus dem religiösen Leben, sie fanden besonders Anklang in den



Abb. 1. Die kleinere Madonna des Meisters E. S. Kgl. Museen, Berlin.





Abb. 2. Holzschnitt. Aus der Meinrads-Legende des Hans Mayr. Nürnberg zirka 1490.

großen Bildern, die dann mehr als Wandschmuck in den Handel gebracht wurden. Immer aber sollten von neuem die Wahrheiten des christlichen Lebens den frommen Käufern in den ihnen gefälligen Formen veranschaulicht werden. Die Bilderverehrung zielt eben nach Auffassung der katholischen Kirche darauf ab, dem Gläubigen ein Mittel in die Hand zu geben, durch welches er aus dem Reiche des Sinnlichen zu den überirdischen Schönheiten seiner Religion emporsteigen soll; sie entspricht der menschlichen Natur, die darnach strebt, das Unsichtbare zu versinnlichen, das Abwesende und Vergangene zu vergegenwärtigen. Darum ging auch die Kirche aus dem großen Bildersturme des XVI. Jahrhunderts geläutert hervor; nachdem sie manche Mißbräuche, die sich im Laufe der Zeiten eingeschlichen hatten, beseitigt, konnte sie von neuem durch würdige Darstellungen ihrer Geheimnisse und Heiligen den Gläubigen Anregung zu einem christlichen Leben bieten. Hierbei erfreuten sich die graphischen Bilder der größten Beliebtheit, zu deren richtigem Verständnis die eben angedeutete kirchliche Auffassung unbedingt notwendig ist.

Wir finden, wie bei der Entwicklung des Bilderwesens die Geschmacksrichtungen der Frühzeit, die wesentlich noch auf der künstlerischen Basis der Illuminierkunst fußten, und mehr auf das Qualitative der Darstellung ausgingen, sich verlieren und an ihrer Stelle immer mehr die kaufmännische Spekulation einsetzt. Diese nimmt die alten Bilder und Formate zwar wieder auf, sucht aber, durch neue Zutaten, durch abwechslungsreiche Serien die Kauflust der gläubigen Landbevölkerung, welche immer noch der Hauptabnehmer bleibt, zu erhöhen. Damit verliert allmählich die ursprüngliche Eigenart der Bilder ihren ersten Reiz, und es macht sich bald eine künstlich anerzogene Vorliebe für Neuerungen geltend. In dieser scheinbar unbedeutenden Veränderung des ästhetischen Gesichtspunktes, der erst vom Käufer dem Kunsthandwerker diktiert, später aber vom letzteren wieder in abgeänderter Form dem Käufer aufgedrängt wurde,



Abb. 3. St. Anna mit ihrem Töchterchen Maria. Stich Martinis nach A. Zweier. Kupferstichsammlung des Stiftes Einsiedeln.

liegt das Geheimnis der Geschmacksverirrung im Bildergewerbe. Wir sagen mit Absicht: Kunsthandwerker. Der Helgenmaler wollte in erster Linie mit seinen Bildern auf die Rechnung kommen; diese Absicht führte unwillkürlich zu handwerksmäßiger Ausführung, zum Massenartikel, dem meist ein inneres künstlerisches Gepräge abgeht. Es lag nun nichts näher, als daß der Bilderverleger sich nach seinem einfachen Publikum richtete und statt der früheren bestimmten Wiedergabe eines Gemäldes, einer Zeichnung, nur mehr ein beliebiges Bild lieferte. Dieses erklärt sich nicht mehr selbst, sondern erst aus der Unterschrift wird es möglich, das Vorgestellte zu deuten. Wußte der Gewerbetreibende, daß bei seinen Abnehmern eine Darstellung beliebt war, dann erheischte sein Interesse, dieselbe in allen Varianten wiederzugeben, wie es gerade die Zeitumstände oder lokale Verhältnisse verlangten. Ein solches Vorgehen brachte Absatz und jeder Geschmack, selbst der verdorbenste, kam auf seine Rechnung. Sah er eine mehr mystisch veranlagte Richtung bei seinen Käufern vertreten, so versuchte er, durch süßliche, zartfarbige Bilder sein Publikum zu



Abb. 4. Die Gnadenkapelle von Einsiedeln. Stich von M. Martini im Speculum poenitentiae von 1603. Stiftsbibliothek Einsiedeln.



Abb. 5. St. Meinrad vor der Muttergottes. Aus der deutschen Meinradslegende von zirka 1490. Inc. 2699 der Kupferstichsammlung der Kgl. Museen, Berlin.

befriedigen; eine kräftige, nüchterner religiöser Anschauung huldigende Volksklasse wurde mit groben, buntfarbigen Helgen bedacht. Nicht das Publikum hat dem Bildermann Darstellung und Ausführung direkt vorgeschrieben, sondern er selbst zwang mehr oder weniger den Käufer, aus den dem Publikum bereits angepaßten Neuheiten seine Wahl zu treffen. Die frühere Zeit des Bilderverlages weicht hierin von der Gegenwart nicht ab, wir können denselben Prozeß noch heutigentags verfolgen, wo durch eine ungesunde Konkurrenz eine Hebung des religiösen Bilderverlags fast unmöglich gemacht wird.

Oft verband man beides, indem man zum Beispiel der Darstellung eines Heiligen ein Bild des Ortes seiner Verehrung beifügte, ja es gibt Bilder, die, mehrfach zusammengefaltet, auf den einzelnen Teilen die ganze Geschichte des betreffenden Heiligen erzählten. In der frühesten Zeit mögen auch noch religiöse Flugblätter eine besondere Gruppe des Andachtsbildes ausgemacht haben.

Es ist fast unmöglich, aus den Millionen von Andachtsbildern eine bestimmte klassifizierte Auswahl zu treffen, die uns mit dem Typus der einzelnen Gegenden und Zeiten vertraut machen würde. Wir werden zur Psychologie der Entwicklungsgeschichte viel besser uns an ein gegebenes Beispiel halten, an ein Beispiel, das die Tradition des Andachtsbildes durch die Jahrhunderte aufrecht erhalten hat. Wo in der Welt läßt sich diese Entwicklung besser verfolgen als an einem Wallfahrtsorte, wo seit Jahrhunderten fromme Waller derartige Bedarfsartikel einzukaufen besorgt waren. Daß wir im vorliegenden Falle uns gerade nach Einsiedeln gewandt haben, hat seinen besonderen Grund. Der seltene Zufall, daß das dortige Benediktinerkloster mit seiner seit dem Mittelalter immer stark besuchten Wallfahrt schon seit ungefähr 1450 bis in die neueste Zeit ununterbrochen mit dem Bildergewerbe in Berührung geblieben ist, ermöglicht es hier wie nirgends anderswo, den interessanten Entwicklungsgang dieser in der katholischen Welt so wichtigen Volksimpresse zu verfolgen. Wir sehen, wie das nämliche Marienbild im Laufe der Jahrhunderte sein Äußeres wechselt, wie die dekorativen Motive von der anspruchslosen Umfassungslinie der Inkunabelzeit zum komplizierten Architekturwerk der Romantik sich steigern. Ja sogar das Material, Papier und Pergament, scheinen zeitweilig nicht genügt zu haben, im XVIII. Jahrhundert liebte man Seidenstoffe und Horn, im XIX. Jahrhundert Gelatine und Zelluloidpräparate.



Abb. 6. N. Hautts Abbildung der Gnadenkapelle. Kupferstich im Stiftsarchiv Einsiedeln.



Abb. 7. Die Gnadenmutter. Gebräuchlichste Darstellung um 1700 von J. G. Wolffgang zu Augsburg. Stiftsarchiv Einsiedeln.

Ehe das Stift eine eigene Druckerei besaß, war man genötigt, auswärtige Künstler und Firmen mit der Besorgung des Bildergeschäftes zu betrauen. Es ist kein bloßer Zufall, wenn Einsiedeln schon mit den ersten Anfängen des Buchgewerbes so enge verbunden ist und daß so frühzeitig von dieser Stätte aus Typendrucke, Holzschnitte und Kupferstiche ihren Weg in die weite Welt gefunden haben. Das praktische Moment scheint gleich von Anbeginn sehr in den Vordergrund getreten zu sein. Einsiedelns reformatorische und humanistische Beziehungen dienten in Wirklichkeit fast ausschließlich dazu, sich die Errungenschaften der Buchkunst nutzbar zu machen, da das Stift die großen Vorteile einer praktischen Verwendung für seine Zwecke infolge des vielseitigen Verkehrs der Wallfahrt bald eingesehen hatte. Gerade die ersten Druckerzeugnisse sprechen deutlich die Absicht der



Abb. 8. Die Einsiedler Madonna mit Rosenkranz.
Augsburger Arbeit um 1700.

Mönche aus, welche nach dem neuen Verfahren zunächst nur Bilder und Texte herstellen ließen, bei denen auf großen Absatz gerechnet werden konnte. Es waren volkstümliche Bilder, deren Verbreitung die Wallfahrt von neuem beleben und fördern sollte. Damit ist nicht gesagt, daß die Klosterinsassen nicht auch künstlerische Tendenzen verfolgten. Wir sehen im Gegenteil, wie die Besteller auf künstlerische Ausführung Bedacht nahmen, wie sie zum Beispiel die Legende des heiligen Gründers Meinrads zu wiederholten Malen von verschiedenen Künstlern darstellen ließen. Kein geringerer als der Meister E. S. besorgte die ersten bekannten Einsiedler Mariendarstellungen in drei verschiedenen Kompositionen, die sämtlich auf die sogenannte Engelweihe der Kirche Bezug nahmen. Ungefähr gleichzeitig entstand in Basel ebenfalls im Auftrage des Stiftes das Blockbuch mit der Legende des heiligen Meinrad, am Schlusse dieser Bilderfolge findet sich ebenfalls ein Marienbild. Ein grober Holzschnitt aus der Furterschen Offizin in Basel behandelt das nämliche Sujet und dürfte wie die Vorlage auch als Einzeldruck in den Handel gekommen sein. In Nürnberg bei Hans Mayr wurde sodann um 1490 ein weiterer Holzschnitt der Einsiedler Madonna ausgeführt, dessen Auffassung von der einfachen Komposition der bisherigen Holzschnitte abweicht und mehr den Kupferstichen des Meisters E. S. nachgebildet war: über der in gotischem Architekturwerk thronenden Himmelskönigin die heilige Dreifaltigkeit, der die alte Klosterkirche geweiht war. Ob Schongauer für Einsiedeln tätig gewesen ist, bleibt dahingestellt, es ist nicht ausgeschlossen, daß die eine oder andere seiner Madonnendarstellungen als Wallfahrtsandenken hergestellt worden ist, doch wird es sich hierbei wohl mehr um kurrente allgemein verwendbare Marktware gehandelt haben. Um 1580 taucht plötzlich eine Druckerei des Meisters Heinrich in Einsiedeln auf. Es scheint derselbe auf eigene Kosten daselbst einen kleinen Bilderverlag eröffnet zu haben. Leider läßt sich von all den Impressen heute nur ein Flugblatt, den Tell im Gespräch mit Bruder Klaus darstellend, mit Bestimmtheit nachweisen. Allem



Abb. 9. Die Einsiedler Madonna mit den Standeskerzen, unten Gnadenkapelle und Modell des Stiftsbaues von 1708. Holzschnitt im Stift Einsiedeln.



Abb. 10. Die Einsiedler Madonna mit Wolkenkranz. Stich von F. X. Schönbächler. Stift Einsiedeln.

Anscheine nach handelt es sich hier um einen fahrenden Bilderdrucker, der mit seiner primitiven Handpresse bald da, bald dort sich in den Dienst eines einträglichen Geschäftes zu stellen suchte, ähnlich wie es in früheren Zeiten die Illuministen und sogenannten Helgenmaler taten. Einblattdrucke wie Andachtsbilder erschienen ursprünglich meist anonym, so daß es nicht ausgeschlossen bleibt, daß manche der zahlreichen Blätter dieser Gattung, die heute die reichen Sammlungen der Nachbarbibliotheken von Einsiedeln zieren, einstens auch von hier ihren Ausgang genommen haben.

In seiner ganzen Tragweite genommen ist Einsiedelns frühes Eingreifen in die Druckereigeschichte ein hochwichtiges Ereignis, dessen kulturelle Bedeutung für die literarische und noch mehr für die künstlerische Bildung einer großen breiten Volksschicht maßgebend geworden ist. Derartige Wallfahrtsandenken waren durch Jahrhunderte fast die einzigen Druckerzeugnisse im einfachen Haus der katholischen Landbevölkerung, aus diesen Bildern genossen die Kinder den ersten Anschauungsunterricht, aus den Texten lernten sie lesen, während die Erwachsenen daraus vielfach ihre ästhetische Bildung schöpften. Dafür müssen wir uns aber für die älteste Periode klar werden, daß die Wallfahrt besorgt war, ihren Kunden nur das Beste zu geben, und daß die vom Stifte beschäftigten Xylographen und Stecher sich redlich bemühten, ihre bescheidenen Arbeiten zu kleinen Kunstwerken zu gestalten. Leider hat sich diese hohe Auffassung mit den Jahren nicht zu halten vermocht und ist die Folgezeit im großen und ganzen überall stets eine Periode der Dekadenz geblieben, bei der vor allem der volkserzieherische Wert der Frühzeit ganz verloren gegangen und der religiöse Propagandazweck zur Hauptsache geworden ist.

Aus dem XVII. und XVIII. Jahrhunderte besitzt die Bildersammlung in der Einsiedler Klosterbibliothek bereits eine stattliche Anzahl von Vertretern dieser weniger künstlerischen, aber ebenso volkstümlichen Periode des Andachtsbildes. Sie zeichnen sich anfänglich durch große Einfachheit in den ornamentalen Beigaben aus. Später häufte sich das Schnörkelwerk immer mehr, nicht allein die Drucke paßten sich dem bizarren Zeitgeschmacke an, selbst das Material weist die merkwürdigsten Formen auf. Vor allem kamen die Auswüchse einer derben Bauernkunst zur Geltung, manche Bildergeschäfte



Abb. 11. Schnörkeldruck auf Seide. Kupferstich von G. Chr. Kilian. Stiftsbibliothek Einsiedeln.

klebten den Drucken überdies noch allerlei Dekors auf, die bald in Stoff, bald in Haar, bald in Stroh hergestellt worden waren. Kunstvoll perforierte Andenken, Bilder aus Stroh- und Papiergeflecht zählten nicht zu den Seltenheiten. Man suchte zwar noch zu Beginn des XVII. Jahrhunderts bisweilen tüchtige Künstler auf, die selbst freilich in ihrer Kunstauffassung auf Abwege geraten waren. Die Stiche eines Martin Martini, die Kiliane sind gewiß recht tüchtige Arbeiten, aber es haftet ihnen eben doch schon stark die Manieriertheit der Zeit an. Ihre Darstellungen entsprechen nicht mehr einem religiösen Empfinden, sie werden als Bilderware ausgeführt.

Als dann Abt Plazidus Reymann um 1664 eine eigene Presse im Kloster einrichtete, begann auch für den Bilderhandel eine neue produktive Zeit. Künstlerisch veranlagte Konventuale des Stiftes wurden in den Dienst dieser kleinen Bildzeichen gestellt, sie sollten dafür Vorlagen entwerfen, ihre Gemälde wurden in der eigenen Kupferdruckerei nachgestochen, speziell die gemalten Vorlagen für die besseren Porträtstiche finden sich teilweise heute noch im Stifte. Für Ansichten und ausgesprochene Marktware scheinen dagegen bloße Zeichnungen, die bald in Holz geschnitten, bald in Kupfer gestochen wurden, genügt zu haben. Wir unterscheiden dreierlei Qualitäten religiöser Helgen: Holzschnitte, die billigsten im Preise, wurden im XVII. und XVIII. Jahrhunderte verhältnismäßig wenig für das Kleinbilderwerk verwendet, man pflegte diese Kunst hauptsächlich für die großen Wandbogen, die als Zimmerschmuck für die Bauernstuben bestimmt waren. Dann gab es Kupferstiche von verschiedener Güte und allen Formaten; diese Technik wurde in Einsiedeln am meisten gepflegt und scheint sich auch der größten Beliebtheit erfreut zu haben. Als bloße Luxusartikel sind die handgemalten Bilder zu betrachten, wie auch die kunstvollen Spitzenbilder, die Malereien auf Seide, Horn und Pergament. Neben solchen mehr individuellen Arbeiten gab es aber auch noch viele übermalte Drucke, die von eigens hierfür ausgebildeten Berufstechnikern ausgeführt wurden. In der frühern Zeit bediente sich das Kloster bei Firmen in Zug. Später, vermutlich seit 1737, stellte es eigene Illuministen an, die ausschließlich Einsiedler Andenken in den buntesten Farben kolorierten. Es ist merkwürdig, wie fast nur figürliche Darstellungen mit dieser Technik bedacht wurden, während Ansichten



Abb. 12. Weihnachtsbild. Kupferstich von D. Öchslin um 1780. Stiftsbibliothek Einsiedeln.



Abb. 13. Handkoloriertes Einsiedler Spitzenbild aus Pergamentpapier geschnitten. Stift Einsiedeln.



Abb. 14. Kupferstich von J. J. Weidmann um 1789. Stiftsbibliothek Einsiedeln.

der Gnadenstätte fast immer schwarz blieben. Sicherlich lagen hier die ersten Anfänge der heutigen Ansichtskartenmanier vor. Gerade in jenen Zeiten vielfacher religiöser Kämpfe war das Bedürfnis nach volkstümlichen und religiösen Propagandamitteln beim Volke wie bei der Geistlichkeit besonders stark. Die einheimische Produktion konnte dem großen Kaufandrange nicht mehr genügen, man mußte sich auch an fremde, meist süddeutsche Firmen, wenden. Wir nennen hier die Bilderverlage der Hautt in Konstanz, der Stacker in Überlingen, der Mang, Guttwein, Wolffgang, Bodenehr, Schorer und Biberger in Augsburg, der Mechel in Basel und Seiler in Schaffhausen. Manche dieser Firmeninhaber waren selbst künstlerisch tätig, andere besorgten den bloßen Druck samt Verlag. Augsburg lieferte weitaus die beste Ware, das Stift wandte sich daher auch immer wieder dorthin. Die jährlichen Anschaffungen bei einzelnen auswärtigen Bilderkünstlern beliefen sich bis auf 300 Reichstaler.

In Einsiedeln blieb das Stechen und der Druck des Andachtsbildes fast ausschließlich das Privileg der Kupferdrucker. Es darf uns freilich nicht wundern, wenn die an der Kupferdruckerei beschäftigten Meister und Gesellen nur rohe Handwerksarbeit ausführten. Nicht nur war die schöne Kunst des Kupferstechens allerorts gesunken, die einheimischen Kräfte, die für diese Zwecke ausgebildet worden waren, hatten auch keine Gelegenheit gehabt, sich an guten Beispielen und in berühmten Schulen zu bilden. In der ersten Zeit druckte man übrigens fast ausschließlich mit auswärts gestochenen Platten, erst mit den Jahren fand es die Geschäftsleitung für angezeigt, eigene Kräfte mit dieser Kunst vertraut zu machen. 1689 ließ der Kurator der Druckerei einen gewissen Sedelmayer von Augsburg kommen, damit er dem Personale die nötige Anweisung erteile. Es werden wohl eher Gründe der Sparsamkeit gewesen sein, die das Stift hierzu veranlaßt haben. Noch 1738 hatte dasselbe nicht weniger als 1292 Pfund für Kupferstecherarbeiten ausgelegt, eine Summe, die jedenfalls im eigenen Betriebe sich billiger stellen mußte. 1692 bezahlte die Offizin in Augsburg für ein Folioblatt 125 Pfund, ein Kupferstich in Oktavformat kam in Einsiedeln auf nur 20 Pfund zu stehen. Fehlte es an Künstlern, so besaß das Gotteshaus wenigstens tüchtige Kupferdrucker. 1730 noch wurden nicht weniger als 60000 Andachtsbilder gedruckt, eine enorme Zahl, wenn man bedenkt, daß Blatt für Blatt gezogen werden mußte. Als Entschädigung für die verschiedenen Drucke erhielt der einzelne Angestellte für je 1000 Exemplare in 12° 36 Kreuzer, in Mittel 8° 54 Kreuzer, in Groß 8° 1 Gulden 30 Kreuzer. Es war dies eine kleine Anzahlung an seinen Gehalt, jede weitere Arbeit wurde besonders vergütet. Vielen einheimischen Druckern ward gestattet, durch ihre Angehörigen den Verkauf der Bilder besorgen zu lassen, in eigenen kleinen Ladenhütten oder als Hausierer suchten diese Händler ihren Kram an die fromme Kundsame zu bringen. Auffallenderweise gestattete sich die Geschäftsleitung in diesem Falle ihren Verkäufern vom üblichen Wochenlohne, der 8 Pfund betrug, einen nicht unbedeutenden Abzug zu machen. Die einzelnen Auflagen solcher Bilderdrucke

erreichten oft eine recht beträchtliche Höhe, für gewöhnlich rechnete man mit 2000 Exemplaren, der Preis schwankte je nach dem Formate und Ausführung zwischen 5 und 35 Schilling für das Dutzend, ganz schöne Bilder, auf Seide, Pergament und dergleichen gedruckt und illuminiert, stiegen bis zu 2 Pfund. Letztere wurden erst später im Stifte hergestellt, früher lieferten Augsburg und Schwäbisch-Gmünd, die sich diesen religiösen Luxushandel zur Spezialität gemacht hatten, weitaus die meiste Ware. Der ganze Bilderverlag umfaßte am Ausgange des XVIII. Jahrhunderts nicht weniger als 300 verschiedene Drucke. Die einmal geschaffenen Vorlagen blieben jahrhundertelang in Gebrauch, ja oft behielt man die Platte eines Kupferstiches bei, selbst wenn zum Beispiel heraldische Zutaten schon längstens nicht mehr auf den Abt paßten, unter dessen Regierung sie gedruckt worden waren. Vielleicht das größte Verdienst um den Vertrieb dieser kleinen Bilder trug in früherer Zeit der Kapuzinerorden; ein Volksorden für das Volk und aus dem Volke hervorgegangen, suchten dessen Angehörige ganz besonders die Bilderverehrung im Volke zu verbreiten. Mancher mag sich vielleicht über diese Art von Gewerbe aufhalten, wenn er aber auf die Entstehung zurückgeht und die Auffassung des christlichen Zeitalters zu begreifen sucht, dann wird auch er die Lehre, daß derjenige, welcher mit frommen Gegenständen handelt, ein gutes Werk begeht, anerkennen müssen.

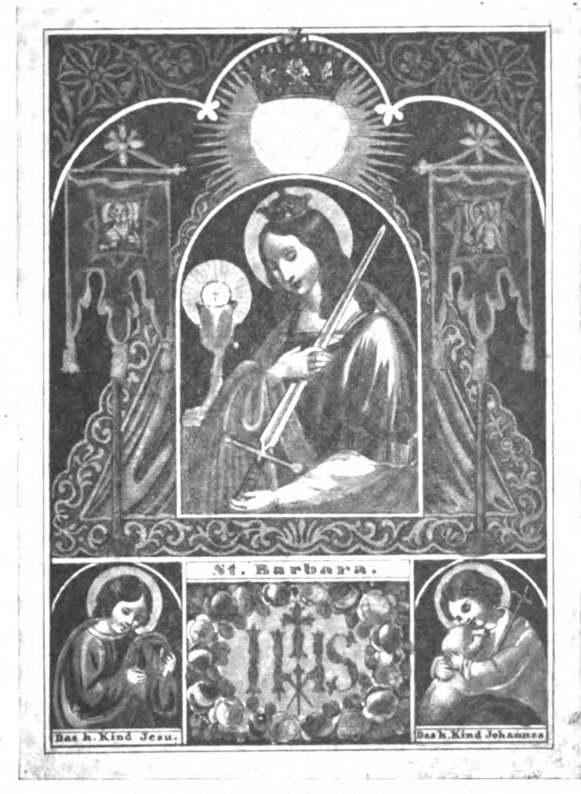


Abb. 15. Kolorierter Prager Stahldruck um 1850.

Als Sujets begegnen wir hauptsächlich Darstellungen der Gnadenmutter, der Gnadenkapelle, der Ordensheiligen, speziell des Gründers der Abtei, des heiligen Meinrad, einige Bilder erinnern an Kirchen und Patrone der Nachbarschaft. Eine ausführliche ikonographische Darstellung würde für sich allein ein ganzes Buch beanspruchen. Wir glauben unserem Zwecke vollends zu genügen, wenn wir einerseits von den in Einsiedeln selbst gedruckten Bildern nur diejenigen erwähnen, welche als Typus einer bestimmten Gattung Verbreitung gefunden haben, und anderseits einige für die Wallfahrt auswärts gedruckte Helgen beifügen. An Händen einer sorgfältigen Gruppierung nach zeitlichen Merkmalen wird es uns sogar möglich die Entwicklungsgeschichte des Einsiedlischen Gnadenbildes ziemlich genau zu bestimmen.



Abb. 16. Kolorierter Kupferstich aus den Rheinlanden um 1750.

Derartige Andachtsbilder haben also auch als kunsthistorische Dokumente Wert und verdienen als solche Berücksichtigung. Von der mittelalterlichen Auffassung haben wir bereits gesprochen, das XVII. Jahrhundert nahm dann die Bildertradition der Renaissance auf, Martin Martinis Gnadenmutter enthält noch mancherlei Reminiszenzen an das Dürersche Madonnenideal. Gleichzeitig beginnen aber auch schon barocke Zutaten sich einzubürgern. Maria erhält eine reiche Barocktracht, Votivgegenstände füllen die schlichten, mehr landschaftlichen Hintergründe der Bilder aus. Die ursprüngliche natürliche Gesichtsfarbe der heiligen Figuren geht verloren, statt dessen gewöhnt sich das Volk an das schwarze Bildnis, es verlangt auch dessen getreue Wiedergabe in den Bildern. Man begnügte sich nicht mehr mit dem Gnadenbilde allein, allerlei Andenken an die Wallfahrt mußten ebenfalls im Bild veranschaulicht werden; wir erinnern an die Darstellung von Translationen, an das Bild der sogenannten großen, heute vernichteten Monstranz und anderes mehr. Während Einsiedeln selbst sich noch gewissenhaft an rein religiöse Motive anlehnte, suchte man auswärts oft gern dem Bizarren zu huldigen. Die klassische Periode brachte eine stilgemäße Ernüchterung, statt der bloßen Figuren suchte man ähnlich wie am Ausgange des XVII. Jahrhunderts Szenen aus dem Leben der Heiligen und aus der biblischen Geschichte zu bringen, die figürliche Einzeldarstellung wird immer seltener. In der neueren Zeit machte man sich die graphischen Verfahren ebenso rasch zunutze, wie es einstens die Ordensgenossenschaften im XV. Jahrhundert getan hatten. Bald nach der Erfindung Senefelders werden zierliche religiöse Lithographien ausgeführt, einfache Zeichnungen mit vielen allegorischen Anspielungen, doch ließ sich die Industrie zu gewissenlosen Geschmacklosigkeiten erst hinreißen, als die bunte Lithographie Verbreitung gefunden hatte. War man schon früher eine Zeitlang wenig kritisch in der Wahl des Sujets, mit dem Buntdruck des XIX. Jahrhunderts suchte man sich förmlich in Absurditäten zu übertreffen. Manches mag ja seine Erklärung im unverständigen Zeitgeschmacke einer falschverstandenen Romantik finden eine Entschuldigung aber gibt es dafür nicht. Wie schwer es ist, das einmal mit einem so üblen Geschenk bedachte Volk von diesen ungesunden und nichts weniger als erbaulichen Impressen abtrünnig zu machen, zeigt die neueste Zeit, da trotz vieler redlicher Versuche immer und immer wieder der Kitsch am meisten Abnehmer findet.



Abb. 17. Kolorierter Buchdruck aus Augsburg um 1800.

Alte Stammbücher im Besitz des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg.

Von

Dr. Heinrich Höhn in Nürnberg.

Mit 31 Abbildungen.

(Schluß.)

Nur um seines Bilderschmuckes willen sei auch das 1766 datierte *Stammbuch F. A. Rachau* mit Einträgen aus den sechziger und siebziger Jahren genannt. Rachau war jedenfalls Maler. Lehrer, Freunde und Schüler haben sein Büchlein mit mehr oder weniger künstlerischer Zier versehen. Da ist zum Beispiel ein reizendes, auf Rotgelb gestimmtes Rokokointerieur mit elegant geformten Möbeln und geschmackvoll ornamentierten Wänden (Abb. 23), da wieder ein Aquarell mit badenden Schönen, die von einem Schäfer belauscht werden, und auf wieder einem anderen Blatt eine Schäferin, die bei ihrer ruhenden Schafherde sitzt und einem ungebärdigen Bübchen droht, eine in Sepia malerisch-breit gearbeitete Zeichnung, die das feine dekorative Empfinden des Rokoko aufs anmutigste bekundet und sehr an Boucher erinnert (Abb. 24). — Eine weitere, leicht hingeworfene, getuschte Zeichnung hat *Heinrich Wilhelm Tischbein* (1751—1829), den späteren Freund Goethes, der damals noch in Cassel weilte und erst am Anfang seiner Ruhmeslaufbahn stand, zum Urheber. Die flüchtige Improvisation gibt einen Greisenkopf wieder. Noch im Entstehungsjahr derselben, 1777, ging er nach Berlin und malte am preußischen Hofe über 50 Bildnisse, darunter auch das des Prinzen Ferdinand von Preußen. Späterhin porträtierte er Blücher und Klopstock; am berühmtesten ist sein Bildnis Goethes von 1786, das den großen Dichter in den Ruinen der Campagna ruhend darstellt. Noch ein anderer Freund Goethes ist übrigens in diesen Blättern vertreten, nämlich *Christoph Heinrich Kniep* (1748—1825). Jeder Goethefreund weiß, daß Goethe den in Neapel kümmerlich sich durchfristenden Künstler auf Empfehlung des eben erwähnten Tischbein nach Sizilien mitnahm, um da von ihm Veduten aufnehmen zu lassen[1]. Kniep hat für Rachaus Stammbuch eine ziemlich oberflächlich gemachte, aber geschickt arrangierte Tuschzeichnung beigesteuert, die Alexander den Großen neben dem mit der Laterne nach Menschen suchenden Diogenes schildert. Die 1776 entstandene kleine Arbeit mutet recht akademisch an und trägt deutlich die Eigenschaften des sich in Deutschland nun entwickelnden Klassizismus (Abb. 25).

In den Bereich der Musik gelangen wir, wenn wir das durch einen mit zierlicher Goldornamentik geschmückten Einband und ein großgeblümtes buntes Vorsatzpapier ausgezeichnete *Stammbuch des Christoph Friedrich Werndt* zur Hand nehmen. Da tritt uns außer den beiden Thomaskantoren Johann Friedrich Doles und Johann Gottfried Schicht und dem Komponisten und Dirigenten der Dresdener italienischen Oper Friedrich Christoph Gestewitz unter anderen der interessante Erfurter Tondichter *Johann Wilhelm Hässler* (1747—1822) entgegen. „Blase sanfter Zephyr, blase!", hat er 1778 empfindungstrunken eingeschrieben. Schon



Abb. 23. Interieur. Stammbuch Rachau.

1 Vgl. Aus meinem Leben. Von H. W. Tischbein. Herausgegeben von C. G. W. Schiller, II, Seite 94 ff. Braunschweig, 1861.



Abb. 24. Hirtin. Stammbuch Rachau.

mit 14 Jahren war er Organist der Barfüßerkirche in Erfurt. Als Handwerksbursche gab er in den größeren deutschen Städten mit vielem Erfolg Konzerte. Sein Mützenmacherhandwerk aber betrieb er noch, als er als Musiker bereits sich einen Namen gemacht hatte. Nach weiten Auslandreisen brachte er es schließlich zum kaiserlichen Kapellmeister in Petersburg. Seine feinen Kompositionen wurden durch die Werke Haydns, Mozarts und Beethovens bald zur Seite gedrängt[1]. — Dann finden wir *Johann Adam Hiller.* Als Singspielkomponist war er weit bekannt — eines seiner Singspiele („Der Teufel ist los") ist für die Geschichte der Anfänge der deutschen Oper von Wichtigkeit —, auch erwarb er sich als erster Dirigent der Leipziger Gewandhauskonzerte (1781) und als Musikschriftsteller hohes Ansehen. Unser Büchlein bringt von seiner Hand aus dem Jahre 1787 einen „Kanon in Hypodiapente quatuor vocum" nach Luthers Worten „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang" und darunter die Verse:

Wer kennt nicht Luthers Geist im Scherzen,
Der mit dem reinsten frömmsten Herzen
Dies, uns zur Lehre, weislich sagt?

Und blättern wir weiter, so stoßen wir auf den berühmten Namen *Ernst Florenz Friedrich Chladnis* (1756—1827), des Begründers der Akustik und Entdeckers der sogenannten Chladnischen Klangfiguren. 1783 ist das Jahr seines Eintrags.

Zwischen diesen bedeutenden Leuten marschieren die Freunde Werndts auf, deren Gedächtnis nicht auf die Nachwelt gekommen ist. Sehr oft sind es Musiker von Beruf. Einer von ihnen gibt 1779 sein künstlerisches Glaubensbekenntnis mit dem Ruf: „Es lebe Sebastian Bach!", ein anderer erklärt sich für Händel (1786) und ein Dritter verleiht seiner tiefen Abneigung gegen die Musikfeinde in den Versen Ausdruck:

Wer nicht gern höret singen
Und die Instrumente klingen,
Der mag einsten in der Höllen
Alle Teufel hören bellen! (1780)

Von der bildlichen Zier des Bandes bringen wir die Wiedergabe einer um ihrer Tendenz willen interessanten allegorischen Schilderung von 1768: Martin Luther geht mit einem Spieß gegen drei Wildschweine an, von denen das größte die päpstliche Tiara trägt, während die



Abb. 25. C. H. Kniep, Alexander der Große und Diogenes. 1776. Stammbuch Rachau.

[1] Seine Autobiographie in der Ausgabe der sechs Sonaten von 1787.

beiden anderen im Kardinalshut und in der Mütze des Pfarrers erscheinen. Neben das derbsatirische Bild hat J. J. Engel, „professor moralium in Berlin“, Gottscheds Worte geschrieben:

Wer kennt nicht Luthers Geist und Feuer,
Der gegen dieses Ungeheuer
Sein Haupt gewagt und nichts gescheut?! (Abb. 26)

Die beiden eben durchgenommenen Stammbücher waren der Malerei und der Musik gewidmet, das *Stammbuch Thomas Wagner* dagegen schließt uns ein Stücklein des blütenreichen Gartens der deutschen Literatur des XVIII. Jahrhunderts auf. Wagner, der geheimer Finanzrat war, den Freiherrtitel erhielt und gegen 1820 in Dresden starb, muß ein geistig vielseitig gebildeter Mann gewesen sein. Schon das fein gemalte Titelblatt mit den Emblemen der Dichtkunst, der Malerei und der Musik scheint darauf hinzudeuten. Er durfte manche literarische Zelebrität zu seinen Bekannten zählen. So *Leopold Friedrich Günther von Göckingk* (1748–1828), der durch die schwärmerischen, rhythmisch leicht beschwingten „Lieder zweier Liebenden“, die 1777, mit den zierlichsten Vignetten von der Hand des als Wielandillustrator bekannten Kupferstechers Gottfried Lebrecht Crusius geschmückt, in einem schmalen Bändchen erschienen, ein gewisses Aufsehen erregt hatte[1]. Sein Sprüchlein hat er zu Neuhaus bei Ellrich am Harz, im Entstehungsort jener anmutigen Lieder, 1780 eingeschrieben. Nachdem er 1776–1778 den Göttinger Musenalmanach redigiert hatte, beteiligte er sich 1780–1788 an der Leitung des Voßschen Almanachs. Auch gab er eine Anzahl amüsanter Sinngedichte heraus. Geschätzter war auf dem Felde des Epigramms zu jener Zeit freilich der ebenfalls in unserem Stammbuch vertretene *Abraham Gotthelf Kästner* (1719–1800). Von Haus aus war er Mathematiker. Er schrieb ein Lehrbuch und eine Geschichte seiner Disziplin und bekleidete seit 1756 eine Professur für Mathematik in Göttingen. Der berühmte Mathematiker Gauss äußerte in einer seiner Vorlesungen boshaft, Kästner sei unter den Dichtern seiner Zeit der beste Mathematiker und unter den Mathematikern seiner Zeit der beste Dichter. Unserem Wagner spendete Kästner die folgenden Verse:

Wir, deren Blick nicht in die Ferne reichet,
Verstehn es nie, was unsre Bitte wagt.
Mit einer Huld, die seiner Weisheit gleichet,
Verzeiht sie Gott, auch wenn er sie versagt. (Göttingen, 1780)

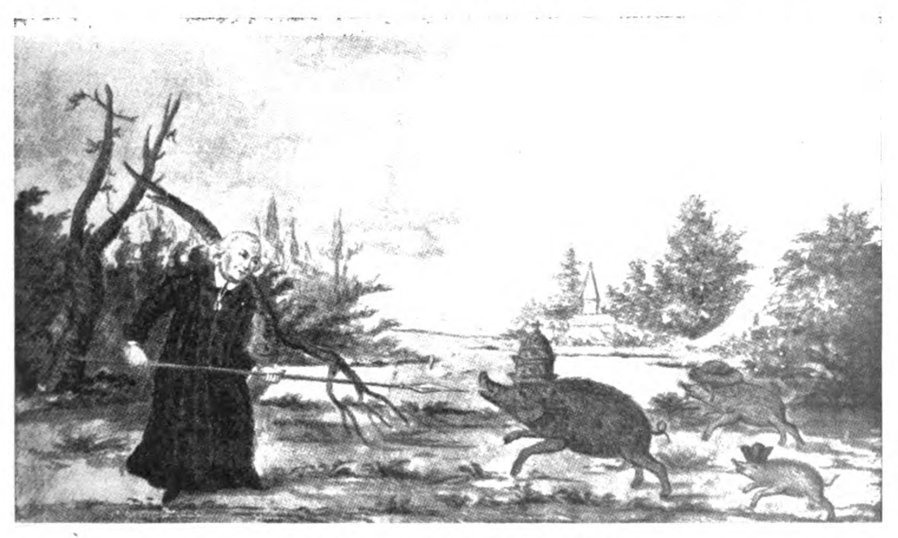


Abb. 26. Luther. 1768. Stammbuch Werndt

[1] Das preziöse, für den Geschmack jener Jahre ungemein bezeichnende Versbuch sei der Beachtung aller Bibliophilen empfohlen.



Auch der heute wieder zu neuem Ruhm gelangte Kollege Kästners an der Göttinger Universität, der witzige Satiriker *Georg Christoph Lichtenberg* fehlt nicht. „Vivitur ingenio, caetera mortis erunt“ setzt der geistreiche Mann, der als Herausgeber des von ihm selbst mit Beiträgen bedachten „Göttinger Taschenkalenders“ und als Gründer des „Göttingschen Magazins“, in dem er seine vielgerühmten Erklärungen der Hogarthschen Kupferstiche veröffentlichte, berechtigte hohe Achtung genoß, am 30. September 1780 in Wagners Gedenkbuch. — Im darauffolgenden Jahre ist Wagner dann mit dem als Weltreisenden und Naturforscher weithin geachteten *Johann Reinhold Forster* bekannt geworden. Der von Friedrich dem Großen hochgeschätzte Gelehrte, der nach Humboldts Worten (im „Kosmos“) durch seine Weltreise mit Cook (in den Jahren 1772—1775) eine „neue Ära wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist“, heraufführte, steuert einen lateinischen Spruch bei. Der berühmte Theologe *Johann Friedrich Jerusalem,* den Goethe einen „frei- und zartdenkenden Gottesgelehrten“ genannt hat und dessen durch Selbstmord endender Sohn für die Gestaltung von Goethes „Werther“ wichtige Züge gab, erscheint mit einem Bibelwort in den Blättern des Stammbuches („Unser Wissen ist Stückwerk .....“). Der auch auf sozialem Gebiet rührig tätige Mann gründete 1745 in Braunschweig das Collegium Carolinum. Für diese Anstalt nun gewann er den Shakespeareübersetzer *Joh. Joachim Eschenburg,* den mit Hagedorn, Lessing und Klopstock[1] befreundeten liebenswürdigen Dichter *Joh. Arnold Ebert,* dessen Übersetzung von Youngs „Nachtgedanken“ eine große Young-Begeisterung in Deutschland hervorrief, und den mehr als Kritiker und literarischer Berater tätigen *Karl Christian Gärtner* als Lehrer. Alle drei haben unserem Wagner ein Scherflein zugedacht. Der originellste Beitrag aber rührt von einem Unberühmten, einem gewissen Johann Friedrich Hertel her. Der nämlich gibt (1780 in Wittenberg) folgendes zu bedenken:

Ein neuer Freund, sagt Sirach, ist ein neuer Wein;
Lass ihn nur etwas älter seyn,
So wird er besser dir behagen. —
Ist wirklich gar ein feiner Spruch
Und schickt sich gut für so ein Buch.
Doch möcht ich wohl dabey die Note machen:
Ein lieber Wittenberger Wein,
Leg ihn bis 1900 hin,
Bleibt immer Kräzer nur; allein
Tokaier, nur gepresst, ist Nektar einer Kaiserin.
Halten Sie das, Werthester Herr Wagner, ja
nicht für Zureden eines Händlers! Sie sind ein Kenner,
bei dem es doch nichts hälfe. Belieben Sie nur zu proben! —

Auf einen vergnüglichen Ton wie dieses Tokaier-Lob sind auch die meisten Widmungen in dem zu Beginn der achtziger Jahre angelegten Stammbuch des Altdorfer Studenten *J. C. Bäumler*, der, wohl selbst ein Mediziner, viele Freunde unter den Medizinern hatte, gestimmt. Da lesen wir aus dem Jahre 1783 einmal:

Mein Freund, o welch ein gross Vergnügen,
Wenn man als junger Medicus
Den Schönen, die im Bette liegen
Recht offt den Puls befühlen muss!

und ein andermal:

Die Freunde redlich von Beginnen,
Die treu sind bis zum Lebensschluss,
Sind, ohne lange nachzusinnen,
Der Pfarrer und der Medicus.
Der eine schickt die Seel zum Himmel,
Der andere den Leib zur Ruh:
So schlägt in diesem Weltgetümmel
Manch guter Freund die Augen zu.

[1] Siehe Klopstocks „Wingolf“, Sechstes Lied.



Irgendwelche Namen von Klang und Glanz enthält dieses frohen Lebensgenuß predigende Erinnerungsbuch freilich nicht.

Dafür wartet das hochbedeutende *Stammbuch des Carl Friedrich Treuttel* aus Straßburg mit einer langen Reihe von Einzeichnungen hervorragender Männer auf. Namentlich die literarischen Größen im Deutschland der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts haben dem Inhaber dieses Büchleins Erinnerungsgaben gespendet. Treuttel muß eine im Auftreten sehr sichere, liebenswürdige Persönlichkeit gewesen sein, die es verstand, überall Zutritt zu erlangen und die Menschen für sich einzunehmen. Wahrscheinlich aber öffnete ihm außer seinen persönlichen Vorzügen auch manche gute Empfehlung die Türen. War er doch der Neffe des angesehenen Straßburger und Pariser Buchhändlers Johann Georg Treuttel (1774—1826). Sein vornehm einfaches, in Leder gebundenes und in zarter Rokoko-Goldornamentik erglänzendes Stammbuch, das Vorsatzblätter aus weißer Moiréseide mit zierlicher Goldpressung und ein vom Besitzer selbst geschriebenes Titelblatt mit den Worten:

Amicis atque Fautoribus Distinctis
consecrat
Argentinae — Carolus Fridericus Treuttel
d. 1. Jan. — Argentinensia
MDCCLXXXIII

besitzt, ist einige Monate vor Beginn einer großen Reise, wie wir sie ähnlich den jungen Pfund machen sahen und wie sie die Söhne vermögender Leute im XVIII. Jahrhundert zu Bildungszwecken gern ausführten, in Gebrauch genommen worden. Zunächst hat sich der Straßburger Bekannten- und Verwandtenkreis Treuttels darin verewigt: Vater, Mutter und Schwester und die beiden Oheime, der württembergische Geheime Rat und Oberhofmeister der Königin Joseph Freiherr von Beroldingen, Heinrich Graf zu Stolberg, Carl Friedrich Graf Eckbrecht von Dürckheim, der württembergische Gesandte im Elsaß, Jean Charles Thibault de la Veaux, vielgenannter Schriftsteller und Herausgeber des von Treuttel verlegten „Courrier de Strassbourg" in den Jahren 1791 und 1792, usw. Ein Bildchen einer elsässischen Dorfstraße von einem Joh. Chr. Kolb, eine lichte farbige Miniatur mit heiterer Flußlandschaft von einem T. L. Wagner und anderer hübscher Bilderschmuck, darunter auch eine flott gemalte Silhouette, beleben die in Straßburg beschriebenen Blätter.

Im März 1788 unternahm Treuttel eine kleine Fahrt nach Buchsweiler und im Mai nach Kolmar. Hier in Kolmar hat der mit der Mutter Treuttels gut bekannte, als Direktor der von ihm gegründeten école militaire und als Leiter des „Taschenbuchs für Damen"[1] in weiten Kreisen geschätzte Fabeldichter *G. C. Pfeffel* durch seine Frau ein Zitat aus Lavater am 27. Mai einschreiben lassen und darunter dann selbst seinen Namen gesetzt. Diese eigenhändige Namensunterschrift hat einen etwas verworrenen Charakter: Pfeffel war schon seit dem Jahre 1758 erblindet. Seiner Frau Margarete, die ihm eine treue Helferin wurde, hatte er noch im gleichen Jahre den Brief diktiert, in dem er um sie anhielt.

November 1788 hat Treuttel dann seine große Reise angetreten. In Mainz schreibt sich am 8. November der Direktor der dortigen „Zeichnungs-Akademie", der Schlachtenmaler *Friedrich Hoch* ein und fügt eine von lebhafter Bewegung erfüllte Tuschzeichnung mit einem Reiterkampf zwischen russischen Kürassieren und Türken bei (Abb. 27). Auch sein Bruder, *Johann Jakob Hoch,* läßt sich zu einem künstlerischen Beitrag, einer kleinen Landschaft, gewinnen. Über Frankfurt a. M. fuhr unser Reisender nach Gotha. Unter dem 11. November empfahl sich hier zu „geneigtem Andenken" der Dichter *Friedrich Wilhelm Gotter* mit dem Diktum: „Das Herz macht unsern Werth." Treuttel suchte Gotter auf, da dieser durch frisch-lebendige Gedichte und durch die Herausgabe des ersten deutschen Musenalmanachs[2] sich einen Namen gemacht hatte. Noch heute sind seine leichtfließenden, zuweilen mit bildkräftigem Humor

[1] Es brachte unter anderem Gedichte von Matthison, Voss, Jean Paul, Schiller und Goethe.

[2] Die Anregung dazu war der seit 1765 in Paris ausgegebene „Almanac des Muses" gewesen.

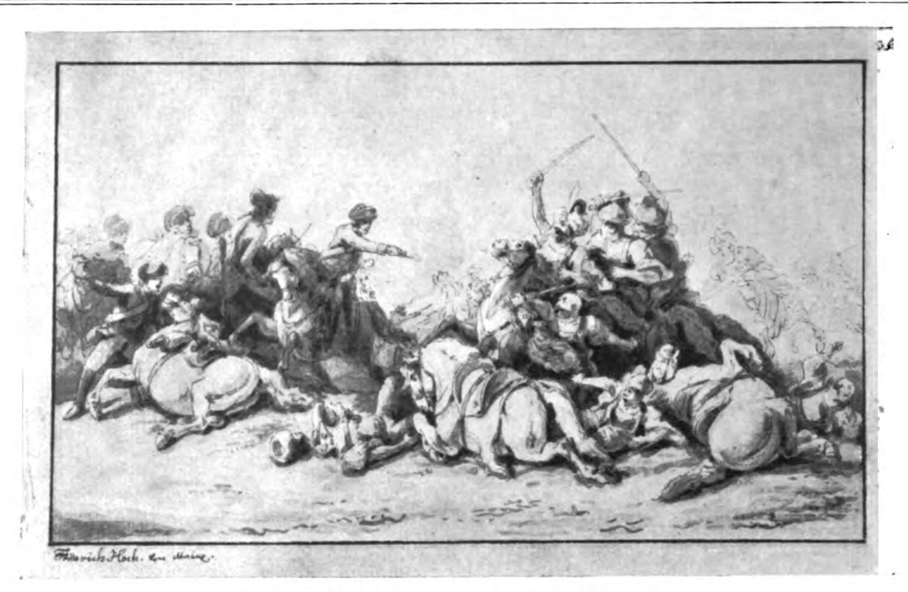


Abb. 27. Friedr. Hoch, Reiterkampf. 1788. Stammbuch Treuttel.

gewürzten Verse lesenswert. — In Gotha war es auch, wo der Buchhändler *Zacharias Becker*, der Herausgeber der „Nationalzeitung der Deutschen“, in das Stammbuch sich eintrug. Ein Abstecher führte Treuttel am 12. November nach der am Fuße des Thüringerwaldes in heiterschöner Umgebung gelegenen Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Ihrem Begründer *C. G. Salzmann* galt der Besuch, und der ernste, unter dem Einfluß Basedows gebildete Pädagog vermehrte mit dem ihm jedenfalls so recht aus dem Herzen gesprochenen Bibelspruch „Was der Mensch säet, das wird er ernten“ Treuttels Sammlung um einen neuen charakteristischen Wert.

Dann wurde Weimar aufgesucht. Hier bat er *Wieland* um eine Widmung. Der freundliche Dichter erfüllte dieses Verlangen am 14. November mit einem Zitat aus Hallers Dichtungen:

Mach Deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu Deinem Zweck, den nicht zur Ewigkeit.

Goethe weilte damals nicht in Weimar. Treuttel stellte sich ihm am nächstfolgenden Tag in Jena vor. Und der Olympier, an den Treuttel vielleicht durch Wieland empfohlen war, schrieb auf die Rückseite des von Wieland mit den angeführten Versen versehenen Blattes in klaren, bestimmten Zügen:

Nunquam aliud Natura aliud Sapientia dixit
Jenae d. 15. Nov. Memoriae
1788. Goethe.

Goethe war im Sommer des Jahres aus Italien zurückgekehrt. Die zuweilen recht kleinlichen Weimarer Lebensverhältnisse, das rauhe Klima, der häufig trübe Himmel, die Entfernung von wirklich großen Kunstwerken und eine tiefe Sehnsucht nach dem eben verlassenen Süden hatten eine schwere Verstimmung in ihm erzeugt. Geflissentlich wich er einem größeren Verkehr aus. Um so ungestört als möglich leben und arbeiten zu können, flüchtete er oft nach dem nahen Jena hinüber. Seine Freunde, namentlich Herders Frau, klagten über seine Kühle. Noch im Februar 1789 schrieb Schiller an Körner: „Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.“ Wenn wir uns alle diese bekannten Tatsachen ins Gedächtnis rufen, so dürfen wir wohl annehmen, daß Goethe unseren Treuttel zwar mit Liebenswürdigkeit,

zugleich aber mit einer sorglich gewahrten Reserviertheit empfangen haben wird. Zumal, da seine Gedanken um diese Zeit bei großen Arbeiten, der Herausgabe seiner Schriften und der Weiterführung des in Italien begonnenen Tasso weilten.

Von Jena begab sich Treuttel nach Leipzig. Natürlicherweise kam er in der Zentrale des deutschen Buchhandels als Neffe eines Verlagsbuchhändlers mit einer Anzahl dauernd oder vorübergehend (zur Messe) hier weilender Buchhändler in Berührung. Unter ihnen war, wie sein Stammbuch belehrt, der damals noch ganz im Anfang seiner später so universalen Verlegertätigkeit stehende *Johann Friedrich Cotta*. Er assoziierte sich im Jahre 1789 mit dem Buchhändler Dr. *Christian Jakob Zahn*, dem Komponisten des „Reiterliedes" und anderer Lieder von Schiller. Zahn, der später (1798) zum Redaktionsausschuß von Schillers „Horen" gehörte, hat ein Lob der Freundschaft eingeschrieben. Weiter folgen *Johann Karl Philipp Spener*, der Geschäftsführer der gleichnamigen Berliner Buchhandlung und der Leiter der angesehenen Haude- und Spenerschen Zeitung („Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen"), *Johann Wilhelm J. Heinsius le Cadet* mit dem Gedichtlein:

Kann ich gleich nicht in solchen Bildern
Als Wieland meine Freundschaft schildern, —
Wie wenig liegt daran!
Ist mir der Vorzug doch geblieben,
Den Freund noch zärtlicher zu lieben,
Als er es schildern kann. —

und vor allem der für das Zeitalter der Aufklärung typische Schriftsteller und Verleger *Friedrich Nicolai;* er, der zähe Vorkämpfer der von ihm blind vergötterten ‚Vernunft', zeichnete sich am 1. Mai 1789 mit den sein Wesen scharf beleuchtenden Worten: „Wer frey darf denken, denket wohl!" ein. Außer diesen Buchhändlern zählten der Theaterdichter und Jugendschriftsteller *Christian Felix Weise* und der bei Würdigung des Wagnerschen Stammbuches schon erwähnte Naturforscher *Johann Reinhold Forster* zur Leipziger Bekanntschaft Treuttels. Am meisten aber wird doch das fesseln, was der heldische Abenteurer Baron *Friedrich von der Trenck* unserem Treuttel zum Andenken schrieb. Wir lesen von ihm:

Die Gemse achtet nicht, wann sie auf Felsen springt,
Was ihr der Abgrund droht, falss nicht der Sprung gelingt.
Wer die Gefahren scheut, bleibt stets im Winkel sitzen
Und wird aus Furcht, er fällt, sich, auch der Welt, nicht nützen.
Der grosse Geist wird nie geschreckt:
Er dringt zum Ruhme durch Gefahren,
Wo ihn sein Herz zur Arbeit weckt,
Und fühlt die Lust bey grauen Haaren,
Wie süß *verdiente* Ruhe schmeckt.

L'avenir, le passé n'est qu'un rien à present,
Et le mal d'aujourd'hui est demain tout autant.

Er schließt seine trotzigen Verse, die unter dem Datum des 24. Januar 1789 stehen, mit seinem stolzen Wahlspruch „Semper idem". Trenck war wegen seiner zarten Beziehungen zur Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, der schönen, geistreichen, künstlerisch wie wissenschaftlich gleich interessierten Prinzessin Amalie von Preußen, auf Befehl des Königs lange schwere Jahre auf der Sternschanze in Magdeburg in Kerkerhaft gehalten worden. Allein völlig ungebrochen ging er aus dem schrecklichen Gefängnis, aus dem er mehrmals durch tollkühne Fluchtversuche zu entkommen trachtete, hervor. Seine selbstverfaßte, 1786 erschienene Lebensbeschreibung erzählt bombastisch von diesen und anderen Leiden. Doch wundervoll ist es, darin zu lesen, wie er trotz all' des tiefen Wehs, das ihm Friedrich verursacht, den klaren Blick für das Genie des Preußenkönigs niemals sich trüben ließ. Auch nach seiner völligen Rehabilitierung aber verlangte ihn nach neuen Abenteuern. Sein Feuergeist trieb ihn nach Paris, wo er, der nun Dreiundsechzigjährige, inmitten der Stürme der Revolution eine Rolle zu spielen hoffte. Auf

Grund der nichtigen Anklage, Geheimagent des preußischen Königs gewesen und die Gefangenenverschwörung von St. Lazare mit hervorgerufen zu haben, wurde er 1794 hingerichtet. Bis zuletzt bewahrte er seinen stolzen aufrechten Sinn.

Abb. 28. Eintrag des Dichters C. F. D. Schubart. 1790. Stammbuch Treuttel.

Über ein halbes Jahr hielt sich Treuttel in Leipzig auf. Dann wendete er sich nach Dresden, wo er vom 5.–30. September blieb. Aus diesen Wochen rührt ein reizendes, von einem Bekannten gemaltes Aquarell mit dem Eingang zum Plauenschen Grund her. Noch feiner aber ist eine in Meißen von dem als Numismatiker bekannten Buchhändler C. F. W. Erbstein gewidmete duftig aquarellierte Ansicht von Wehlen an der Elbe, die so recht deutlich vor Augen führt, welche feine künstlerische Kultur auch dem Dilettantismus im XVIII. Jahrhundert eigen war. — Bei einem abermaligen Leipziger Aufenthalt, der bis in die Mitte des Januar 1790 reichte, gelang es Treuttel wieder, eine große Zahl von Beiträgen aus der Feder namhafter Persönlichkeiten zu gewinnen. Wir führen an: Den Verlagsbuchhändler *Johann Gottlob Imanuel Breitkopf*, den mit den bedeutendsten Zeitgenossen wie Winckelmann und Lessing verkehrenden Typographen und Musikverleger, in dessen Haus einst Goethe als Student ein- und ausgegangen war („Et libros facere et doctos excudere libros, longus uterque labor, durus uterque labor" lautet sein Eintrag), und den Verleger Klopstocks, Wielands, Schillers und Goethes *Georg Joachim Göschen*, weiter den bekannten Philanthropen *Johann Bernhard Basedow*, den Philologen und Theologen *Samuel Friedrich Nathanaël Morus* und den Kupferstecher *Johann Friedrich Bause*, der in seinen meist vorzüglich gearbeiteten Stichen so viele Geistesgrößen des XVIII. Jahrhunderts festgehalten hat.

Treu sich den Künsten weyhn,
Macht unsre Sitten mild und lehrt uns menschlich sein,

versichert sein ganz im Sinne der Aufklärung gehaltenes Sprüchlein.

Über Koburg reiste Treuttel nach Erlangen, wo er den kunstgelehrten Hofrat *Johann Georg Meusel* und den Naturforscher *Johann Christian Daniel von Schreber* um Widmungen anging. In Nürnberg vergaß er den betriebsamen Polyhistor *Christoph Gottlieb von Murr* nicht. In seiner unglaublich flinken Tätigkeit als Archäologe, Kunsthistoriker, Historiker, Naturwissenschaftler, Mediziner, Mathematiker, Sprachgelehrter, Übersetzer und Literat stellte dieser in Holland, England, Österreich und Italien mit allen möglichen Berühmtheiten verkehrende Mann, den schon Lessing als „einen Mann von vieler und großer Literatur" schätzte, einen jener Universaltypen dar, wie sie im XVIII. Jahrhundert noch möglich waren. Von Nürnberg führte Treuttel seine Reise westlich weiter. In Ansbach besuchte er den greisen, liebenswürdigen Sänger des Weines und der Liebe *Johann Peter Uz*, der da sein stilles, von Blumen und Musik freundlich verschöntes Junggesellendasein lebte. Dann gings nach Stuttgart. Hier versäumte der Vielgewandte nicht, dem Dichter *Christian Friedrich Daniel Schubart* sich zu nähern. Wir reproduzieren Schubarts außerordentlich bezeichnenden Eintrag (Abb. 28). „Jenes glühende Hellauf, das", nach seinen eigenen Worten, „seinem Charakter so ganz eigen zu sein schien", strahlt auch aus den Treuttel gewidmeten Zeilen noch, doch war dieser frühe Prophet deutscher Einheit und Größe damals schon ein siecher Mann; die zehnjährige Gefangenschaft auf Hohenasperg hatte ihn gebrochen. Todesahnungen erfüllten seine Seele, und bereits im Oktober 1791 starb er[1]. —

[1] Vgl. G. Hauff, Ch. F. D. Schubart in seinem Leben und seinen Werken. Stuttgart, 1885.

Vom 11.—13. Februar 1790 weilte Treuttel in Karlsruhe. Da war Goethes Jugendfreund und Schwager *Johann Georg Schlosser* als Direktor des Hofgerichts tätig. Er verlieh seiner Abneigung gegen beleibte Bücher mit dem Spruche „Ein großes Buch, ein großes Übel" markant Ausdruck. Im April finden wir unseren Weltfahrer in der Schweiz. Zu Basel legt er dem Kunsthändler und Stecher *Christan von Mechel* sein Stammbuch vor. Die letzten Beiträge weisen darauf hin, daß Treuttel südwärts bis Marseille gelangte und von da, vielleicht zu Schiff, seine Reise bis nach der Bretagne ausdehnte.

Selten wird ein Stammbuch die Repräsentanten des geistigen Deutschlands des XVIII. Jahrhunderts so zahlreich vereinen. Schließlich aber hat sich im darauffolgenden Säkulum noch eine hochinteressante Persönlichkeit angeschlossen. Im Jahre 1850 nämlich schrieb der Stifter der deutsch-katholischen Kirche *Johannes Ronge* zu Straßburg auf eine der ersten Seiten: „Die Reformation des XIX. Jahrhunderts hebt das Christenthum und Kirchenthum der Priester auf und schafft die selbstbewußte, freie und gleichberechtigte Menschheit."

Die Stammbücher, denen wir nun noch eine kurze Berücksichtigung gönnen möchten, sind zunächst das 1789 begonnene, des *J. E. Habermann* aus Hildburghausen, der in Leipzig und Jena studierte, und ein bereits ins XIX. Jahrhundert (bis 1805) hineinreichendes *Nürnberger Büchlein.* Aus dem einen wiederholen wir das Kernwort:

Gedicht, Musik, Jagd, Malerey
Und dann die schönen Kinder —,
Wer die nicht liebt, der ist wie Bley.
Gott tröst' den armen Sünder! Sela. (1790)

und aus dem anderen die originell gefaßte Weisheit:

Ein Mädchen ist ein reitzend Uibel,
Ein süsses angenehmes Joch.
Es kommt mir vor wie eine Zwiebel:
Man weint dabey und isst sie doch. (1799)

Aus demselben Stammbuch bilden wir das Blättchen mit dem flott gemalten „Wer da?" rufenden Soldaten von 1801 ab, der uns daran erinnert, daß nun die kriegerische Zeit der welterschütternden Eroberungszüge Napoleons heraufzog (Abb. 29).

In diese stürmisch bewegte Epoche fiel die Jugend des Mediziners und Feldchirurgen *Th. Masius*, dessen 1814 angelegtes Stammbuch das Germanische Museum besitzt. Das rot



Abb. 29. Wer da?! 1801. Stammbuch aus Nürnberg.

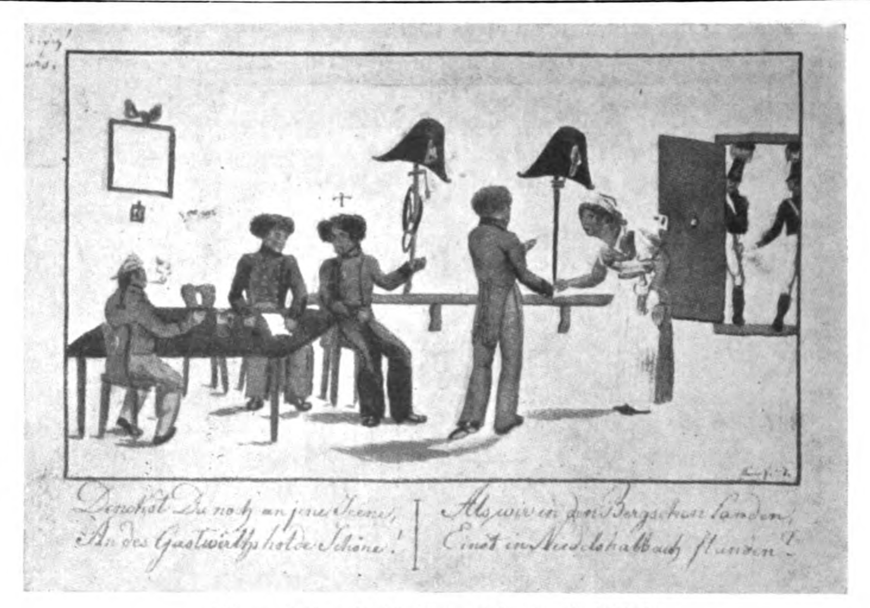


Abb. 30. Soldaten im Wirtshaus. 1816. Stammbuch Masius.

gebundene, ganz im Empiregeschmack ausgestattete Büchlein, das auf der Vorderseite einen Freundschaftstempel, auf der Rückseite eine über dem Meer aufgehende Sonne und auf dem Rücken eine Lyra in zierlichster Goldpressung trägt, läßt freilich von den eben überstandenen Kriegsschrecken kaum irgend etwas ahnen. In der Mehrzahl sind es echt studentisch-lustige Verse, die den Inhalt ausmachen. Einer der Freunde zum Beispiel malt mit Wasserfarben eine Geige hinein und schreibt daneben:

Der Himmel hänge Dir voll Geigen,
Solange sich Dein Puls nur rührt.
Doch sei getrost wenn sie auch schweigen:
Es wird pausiert! —. (1814)

Ein anderer, ein stud. med., der in der Universitätsstadt Leipzig offenbar etwas „mitgenommen" worden ist, läßt seiner humoristisch gefärbten Entrüstung in den Versen freien Lauf:

O Leipzig, du bist zu bedauern!
Du trägst in deinen hohen Mauern
Ein Volk, das ganz dem Teufel gleicht:
Philister, die den Burschen prellen,
Einen Schwarm verfluchter Spiessgesellen,
Der keuchend durch die Strassen schleicht,
Ein Heer von abgelebten Schönen.
Verdammungswürdige Syrenen,
Ihr prellet uns um unser Geld.
Gehört das auch zur bessern Welt?! (1814)

Und wieder ein anderer Berufsgenosse gibt 1816 die Verse:

Ruhig, ohne bange Sorgen
Gehe Deinem Rufe nach.
Wie im Lenz ein heitrer Morgen
Ist Dir dann ein jeder Tag

zum besten und fügt „zum Andenken des unpolitisch-politischen Discourses" das hier nachgebildete kleine Aquarell bei, das Soldaten in einer Schenke zeigt und durch ein paar daruntergesetzte Reime seine erbauliche Deutung erhält (Abb. 30). Etwas von der Sentimentalität des

eben abgelaufenen XVIII. Jahrhunderts klingt in die Heiterkeit und Frische des neuen Säkulums auch noch herein: Sie hat bei der Entstehung eines buntfarbigen, von zarter Hand hervorgezauberten Wasserfarbenbildchens, das inmitten einer sanft gewellten Landschaft ein mit Vergißmeinicht bestreutes Grab unter einer von blühenden Rosen und Jasmin gebildeten Laube schildert, mitgewirkt und hat den beiden gefühlvollen Freundinnen die Hand geführt, als sie 1815 jenen Freundschaftstempel mit dem auf einem Dreifuß entzündeten Opferfeuer und jenes „Denkmal der Freundschaft“ mit der Urne und der Trauerweide ebenso sorgsam wie geschickt und mit gutem Farbensinn für unseren Masius stickten (Abb. 31).

Bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts hinein trieb der namentlich in den Jahrzehnten vor 1800 gepflegte überschwängliche Freundschaftskult üppige Blüten. So schreibt zum Beispiel noch 1849 in das „der Freundschaft geweihete“ *Stammbuch des Studiosus Völker* eine enthusiastische Dame:

Freundin, im Gefühl der Wonne,
Schling' ich meinen Arm um Dich.
Segen kühle Dich und Wonne,
Bleibe gut und denk' an mich.

Ein Freund freilich ist wesentlich herzhafter als diese begeisterungsselige Freundin. Er zitiert (1820) den in Stammbüchern oft anzutreffenden Spruch:

Gott im Herzen, ein Mädchen im Arm:
Das eine macht selig, das andre hält warm.

In der äußeren Gestalt bekundet dieses auf den Deckeln übrigens im klassizistischen Geschmack reizend ornamentierte Stammbuch schon eine gewisse Entartung; es täuscht Buchform vor, ist aber in Wirklichkeit ein kleiner Kasten, in dem die Widmungsblätter, die zum Teil auf der Rückseite beschriebene Kupfer mit Ansichten aus der Umgebung von Jena sind, lose aufbewahrt werden.

In den vierziger Jahren, bis in die das Völkersche Stammbuch uns noch begleitet, kam die liebe Sitte des freundschaftlichen Gedenkbuches mehr und mehr ab. Der Adel und die Bürgerschaft ließen die alte Gewohnheit zuerst fallen, die Studentenschaft folgte. Silhouette und Lithographie, vor allem dann die Photographie gaben einen nur kümmerlichen Ersatz für das leichten Herzens Verlorene. Was aber in unseren Tagen, meist unter der schrecklichen Spitzmarke „Poesiealbum“, bei jungen Mädchen an Stammbüchern etwa noch ein Scheinleben fristet, ist nach Inhalt und Form nur ein höchst kläglicher Rest des einst so schön und ausdrucksreich entfalteten Brauches.



Abb. 31. „Denkmal der Freundschaft“. Stickerei. 1815. Stammbuch Masius.

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Leipzig.

II. Kakogamen.

Mit dem griechischen Worte „Kakogamen" möchte ich, in Erinnerung an die Ausdrücke der Pflanzenkunde „Phanerogamen" und „Kryptogamen", kurz die unglücklich verheirateten Gelehrten bezeichnen.

Johann Adam Bernhard hat in seiner „Curieusen Historie derer Gelehrten" Frankfurt a. M. 1718 S. 312 ff. den „Gelehrten, die eine unglückliche Ehe gehabt" ein eigenes Kapitel eingeräumt, das hier mit Einfügung von Stellen aus S. 295 f., 299, 303 und 815 wiedergegeben werden mag: „Es ist Gelehrten nicht gut freien, und kommt manchen ein Schauer an, wenn ein Rat desfalls begehrt wird. Er gäbe seine eigne Frau gern einem andern und macht sich daher ein Gewissen, einem guten Freund zu heuchlen. Weil aber die meisten schon den Angel verschluckt, wenn sie einen Rat verlangen, so heißt es: Liebe eine gleiche (siehe Crucius in den Briefen S. 155). Ist der Handel einmal getroffen, so ist es zu spät, dieser Ware überdrüssig zu werden. *Cicero* hätte besser getan, er hätte niemals geheiratet, als daß er seine Terentia nachmals von sich gestoßen. Er hätte vorher sollen wissen, daß er sich nicht der Frau und der Philosophie gleicherweise befleißigen könne; denn dieses war seine Antwort, welche er dem Hirtius gab, als er ihm seine Schwester, nachdem er seine Frau fortgeschicket, aufhängen wollte. Dieses gilt heutzutag nicht mehr. Noch weniger darf einer den Rat, welchen Chilo von Lacedämon dem Hippokrates gab, ausführen. Denn er ermahnte ihn, wo er noch ledig wäre, sollte er ferner also bleiben; wo er aber in wirklicher Ehe lebte, sollte er sein Weib fortschicken und seine Söhne totschlagen. Den Leonhard Aretinus [eigentlich Bruni aus Arezzo, gestorben 1444 in Florenz] hielt der Geiz vom Ehestand zurück, ohnerachtet er sehr wohlhabend war. Er hat besser getan, da er ledig geblieben, als daß er eine Frau hätte Hungers sterben lassen. Es wird ein Staat eben so große Not nicht leiden, wenn einer und der andere von den Gelehrten die Welt nicht zu vermehren suchet. Wir haben keinen Metellus Numidicus vonnöten, der den heiligen Ehestand empfiehlt. Und wird sich mancher lieber einen Hagestolzen nennen lassen, als daß er ein tägliches Lamento in seinem Haus hören will.

„Es läuft gar öfters schlimm ab. *[Claudius] Salmasius* [Franzose, 1631—1650 Professor in Leiden, gestorben 1653] dankte es dem M. de la Milletière schlecht, daß er ihm zu einem herrschsüchtigen Schatz verholfen (Menagiana I p. 202). Wenn *[Nikolaus] Hemming* [Däne, Melanchthons Schüler, gestorben 1600] sich nicht selbsten gefreiet, so mag er auf seinen Vorbitter ebenso übel sein zu sprechen gewesen. Denn es kam so weit mit ihm, daß er sich von der ersten Frau scheiden ließ. Er verachtete deswegen den Ehestand nicht, ließ sich den Lusten zum Frauenzimmer nicht vergehen und wagte es zum andernmal (Adami, Vit. Theol. exter. p. 96). Er tat viel gescheiter als *Caspar Ursinus Velius*. Dieser, ein Dr. jur., dabei ein geschickter Redner und Poet, ertrank 1539 in der Donau; man weiß aber bis diese Stunde noch nicht, ob ihn seine heimlichen Feinde oder er sich selbst aus Verdruß seines bösen Weibes in diesen Fluß gestürzet. Das letzte hat Hadrianus Marius geglaubt, indem er in einem Epigramm darauf anspielt, welches Böttner in seiner Dissertation [siehe unten] anführt; ingleichem Franciscus Fabri in seinen Primitiae Silesiacae.

„Die alten Weiber und Kupplerinnen tragen zum Hausfriedensbruch das Ihrige reichlich bei. *[Johannes] Aventinus* [eigentlich Turmair aus Abensberg, Geschichtsforscher, gestorben 1534 in Regensburg] kam durch eine solche Dolmetscherin zur Frau. Weil das Heiraten der alten Junggesellen mit jungen Dirnen selten wohl anschlägt, so wollte er es gescheiter machen und bessere Aufwartung bei einer schon betagten Frau finden. Er hatte schon das 64. Jahr angetreten, wie Hieronymus Ziegler in seinem Leben meldet, welches seinen Annalen vorgesetzt ist. Und doch kam er noch zu früh dazu. Er heiratete seine Magd, welcher J. F. Reimmann



in seiner Literaturgeschichte V 1710 S. 320 folgende schöne Gaben zuleget: Sie war von Gestalt häßlich, von Gemüt unfreundlich, verdrießlich, mürrisch, störrisch, zänkisch, und von Glücksgütern so entblößet, daß sie nicht das Bitterste in ihrem Vermögen hatte. [Nach Jöcher war sie „so böse, daß sie ihm auf ein widriges Wort gleich Schläge angeboten, und ihn in Essen und Trinken genau gehalten."] Der gute Mann fand sich also betrogen; denn seine Hauptursach war, daß er in seinem Alter besser Pflegung haben möchte. Darauf ihm denn eine alte Frau dieses schöne Tierchen, als ob sie bei ihm dienen wollte, zugeführet. — Was ihre Hauptmittel zu sein pflegen, erzählt uns mit seinem eignen Exempel der venezianische Ratsherr *Franciscus Barbarus* [gestorben 1454] in seinem Buch von der Ehe, wenn er also schreibet: Ich spreche aus Erfahrung. Mir gedenkt noch wohl, wie mir's einmal ging, da ich auch zur Ehe griff, wie mir mein armes Weib — die nun bei Gott ist — durch böser Weiber giftige Zungen so jämmerlich zugerichtet war. In Summa, sie hatten mir das Weiblein frei dahin überredet, ich wäre ein Buhler und buhlte mit einem alten Weib. Das war doch nun ein sonderlicher Lust, daß einer ein feines junges Weib hat und soll mit einem alten und häßlichen Weib buhlen. Noch trieb der Teufel das Spiel meisterlich, und verdroß mich von dem leidigen Teufel nichts so sehr, denn daß er mich eben zum Hurer machen wollt, da ich doch Hurerei zu fliehen meine Ehe in Gottes Namen angefangen hatte, bewegt durch das feine Büchlein meines allerliebsten Vaters in Christo, D. Martin Luthers.

„Andererseits können auch beide Teile, Mann und Weib, an dem innerlichen Friedensbruch schuld sein. Der Mann ist des Weibes Haupt und muß den schwächeren Teil mit Gelindigkeit zu behandeln wissen. *Thomas Morus* [der englische Staatsmann, 1535 enthauptet] heiratete zum andernmal eine alte Witwe, die sehr unfreundlich war; aber durch seine Freundlichkeit hat er sie ganz umgewendet (Erasmus Francisci in seinem Trauersaal S. 152). Aber davor spielet mancher einen Tyrannen in seinem Haus; wie wir an Periander von Korinth ein Beispiel haben, welcher, als er zornig war, seine schwangere Frau mit Füßen trat und solchergestalt tötete (Laertius in seinem Leben). Der Braunschweigische Superintendent D. *Nikolaus Medler* [gestorben zu Bernburg im Anhaltischen 1551] hatte auch die schöne Methode, daß er seine Frau lieber mit Schlägen als Worten regieren wollte. Er muß eine lustige Haushaltung geführt haben; denn man liest von ihm, daß er zuweilen seine Frau mit bloßem Degen verfolget, welches ohne Zweifel sein Studenteneifer wird gewesen sein. Vielleicht hat er die Pommerische Bibel zu seiner Handbibel gebraucht, darinnen die Worte ‚und er soll dein Herr sein' also übersetzet sind: und hei schall deck te pinigen und te schlaen. Daher der Jurist Fridlibius Anlaß genommen, den Satz aufzustellen, daß ein Mann wider sein Gewissen handle und eine schwere Todsünde begehe, wenn er seine Frau nicht zuweilen, zumal wenn sie nicht parieren will, wacker abprügele. [Vgl. Nietzsche!] Aber dieser Rat wird in Moskau mehr Gehör finden, als in Teutschland und andern Reichen. Denn daß den Weibsleuten oft zu viel geschehe, hat gar umständlich der Herr Autor von der Herrschsucht der Männer über die Weiber bewiesen. Indessen wird doch niemand leugnen können, daß die Weibsleute auch nicht langsam durch ihre unpassende Aufführung die innerliche Hausruhe stören. Herr Böttner hat eine ganze Dissertation von den bösen Weibern geschrieben [siehe unten!]. Und wird es in folgenden Zeiten an Nachträgen auch nicht fehlen. . . . .

„Die Xanthippe, des *Sokrates* Weib, ist so beschrieen, daß man nach ihrem Namen eine jede böse Frau eine Xanthippe nennt. Abel nennt sie in seinen seltsamen Gerichtshändeln I S. 144 ein altes Wetter- und Murmeltier. Gleichwohl wußte Sokrates mit ihr auszukommen; sie mochte ihm noch so harte Knoten vorlegen, so überwand er doch alle diese Versuchungen durch seine Geduld (siehe außer Laertius den Athenäus 14, 13, Älians Vermischte Geschichten 11, 12 und Gellius 2, 17). *[Justus] Lipsius* [Sprach- und Altertumsforscher, gestorben 1606 als Professor in Löwen] wußte sich in dieses Elend nicht so wohl zu schicken, sein Haus sah einem stetigen Tummelplatz gleich und verging ihm die Weiberliebe ganz und gar. [Über Lipsius' Frau Anna Calstria berichten Scaligers Briefe Nr. 120, S. 288 der Frankfurter Ausgabe vom Jahre 1628.] Daher er seinem Freund Theodor Lewius zum Heiraten nicht raten wollen.



Sokrates hingegen, als er gefragt wurde, ob es besser sei, zu heiraten oder nicht, gab kurz zur Antwort: Was du auch tun wirst, du wirst Reue empfinden. – Weil die Xanthippe einmal in dem bösen Ruf gestanden, so mag es durch die Länge der Zeit wohl kommen sein, daß ihr mehrere Schuld beigeleget wird, als es mit der Wahrheit übereinkommt. Ob sie aber gar zu entschuldigen sei, getraue ich nicht zu sagen. Vgl. indessen den Autor der Journale aller Journale I S. 917. [„Zur Ehrenrettung der Xanthippe" ist ein Aufsatz von Karl Zell in dessen „Vorträgen und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts", Leipzig 1865 betitelt. Und im Jahre 1884 veröffentlichte Fritz Mauthner zuerst seine „Xanthippe", die 1889 die fünfte Auflage erlebte.]

„*[Johannes] Oporinus* [erst Professor des Griechischen, dann Buchdrucker in Basel, gestorben 1568] freite nach Geld, es bekam ihm aber sehr übel. Er nahm eine alte Furie, die ihm das Fegfeuer mit ins Haus brachte. Anstatt des Geldes, so er erwartete, bekam er eine tägliche Hausfolter. Denn seine Frau hat ihm die ganze Zeit des Ehestands über keinen Gefallen erzeiget, als auf den Tag da sie verstorben."

Die von Bernhard erwähnte sogenannte Böttnersche Dissertation ist betitelt „De malis eruditorum uxoribus, (vulgo) Von der Gelehrten bösen Weibern". Auf dem Titelblatt ist ferner angegeben, daß sie auf der Leipziger Universität unter dem Vorsitze des Magisters Gottfried Böttner am 19. und 21. Dezember 1705 zur öffentlichen Besprechung gestellt ist vom „Autor", dem Studenten Gottlob Matthäi aus Lauban. Sie ist natürlich in lateinischer Sprache geschrieben und besteht aus zwei Teilen, einem geschichtlichen und einem moralischen. Der erstere behandelt in 24 Paragraphen der Reihe nach die Kakogamen: *Adam* [!][1], *Hiob* [!], *Sokrates*, den griechischen Grammatiker *Leonides* aus Elis, den griechischen Epigrammendichter *Palladas*, den Komödiendichter *Susarion* aus Tripodiskos in Megara, den Sophisten *Gorgias* aus Leontinoi, den Weisen *Pittakos* aus Mytilene, *Ludovicus Podius Putius* [1. Hälfte des XV. Jahrhunderts, am Hofe des Königs Alfons von Aragonien und Neapel], den Juristen *Trisponius* [desgleichen], den Nürnberger Syndikus *Gregor Heimburg* [gestorben 1472 in Dresden], den polnischen Geschichtsforscher *Bartholomäus Paprocki* [gestorben zu Anfang des XVII. Jahrhunderts], *Oporinus*, *Ursinus Velius*, *Aventinus*, den Leidener Professor der Geschichte *Dominicus Baudius* [gestorben 1613], den römischen Juristen *Genesius Proida* [XVII. Jahrhundert], den Juristen *Prosper Podianus* in Perugia [gestorben 1615], den holländischen Advokaten *Franz Vossius* [gestorben 1645], *Salmasius*, *Peter Lambeck*, Professor der Geschichte in Hamburg, dann Kaiserlicher Historiograph und Bibliothekar in Wien [gestorben 1680], den französischen Dichter *Sarasin* [Jean François, gestorben 1655], den Pariser Juristen und Geschichtsforscher *Pasquier* [Etienne, gestorben 1615] und den Philosophen *Bernardinus Camusius* in Padua [XV. Jahrhundert?]. Das waren lauter mit zänkischen oder wütigen Weibern geplagte Gelehrte. Solche, deren Frauen andere Untugenden besaßen, sind in der Dissertation nicht berücksichtigt; weshalb der Verfasser, wie er im Vorwort erwähnt, Männer wie *Bautru* [Franzose], dessen Frau ihm untreu geworden, *Lipsius* [siehe oben], *Rohault* [Jacques, französischer Philosoph, gestorben 1675], der eine ungebildete Frau gehabt, und *John Milton*, den seine Frau verlassen [dieser bekannte englische Dichter soll, nach Webers Demokrit II Kapitel 21 nur deshalb über die Ehescheidung geschrieben haben, um geschieden zu werden], nicht behandeln zu brauchen glaubte. Von mehreren Kakogamen der Dissertation ist schon oben die Rede gewesen. Zu *Salmasius* verdient von hier nachgetragen zu werden, was aus Ad. Clarmunds Lebensbeschreibungen 1704 I 137 angeführt wird: „Salmasius' Frau Anna, des berühmten Mercerus, seines gewesenen Lehrers, Tochter, war nicht eines Schuß Pulvers wert. Sie war nicht allein geizig, sondern führte auch das Oberkommando im Hause und plagte den Mann, daß es nicht zu beschreiben war. Im Essen und Trinken hielt sie ihn überaus geringe. Politici halten es ihm sehr vor übel, daß er als ein Fürst der Gelehrten ein Sklave der Frauen gewesen. Denn es war in der ganzen gelehrten Welt bekannt,

[1] Mit Adam beginnt auch das italienische komische Heldengedicht „La Corneida" (1773, vermehrte Ausgabe 1781), das den Hörnerträgern oder Hahnreien gilt und von dem Toskaner Giov. Gamera verfaßt sein soll.



daß diese Xanthippe ihren Mann tummelte; daher nannten die Gelehrten sie in ihren Briefen Juno Salmasiana." Im übrigen ist noch folgendes zu bemerken: Des *Baudius* Frau war so verschwenderisch, daß, wie er in einem Briefe schreibt, alle Reichtümer Spartas nicht ausreichten, ihre Schulden zu bezahlen. Des *Proida* Frau, die aus Neapel stammte, war geizig und hoffärtig. Des *Podianus* Frau zankte mit ihrem Gatten hauptsächlich deswegen, weil er zuviel Geld auf Bücher verwendete; schließlich versetzte sie ein Buch nach dem andern beim Fleischer, Bäcker usw., von denen er sie wieder einlösen mußte. *Lambeck* verheiratete sich in Hamburg am 18. Januar 1662 mit einer reichen, aber alten, geizigen und boshaften Person, verließ sie aber schon am 25. April und wandte sich nach Wien. Auch *Sarasin* verließ seine reiche, aber alte und böse Frau und nahm eine Stellung als Sekretär beim Prinzen Conti an. *Pasquier* verfaßte auf seinen Ehestand ein launiges Gedicht in lateinischen Distichen. *Camusius* hatte eine reiche und schöne Frau, die aber ein Satan war: denn sie ließ ihn nicht nur durch vier Banditen überfallen, sondern gab ihm, als er von den gefährlichen Wunden eben geheilt war, Gift ein, woran er dann starb.

Bei *Palladas* hätte der Verfasser der Dissertation ein unter seinem Namen in der Griechischen Anthologie befindliches Distichon nicht unerwähnt lassen sollen, das in der Übersetzung etwa also lautet:

„Jedes Weib ist ein Ekel; doch bietet sie zwei gute Stunden:
Eine im Brautgemach, eine in Todes Arm."

Aus noch früherer Zeit stammen die dem Jambographen Hipponax (um 540 vor Christo) zugeschriebenen Verse:

„Zwei Tage mit der Frau sind doch am lieblichsten:
Wenn man sie freit und wenn man tot hinaus sie trägt."

Beide Epigramme erfuhren zahlreiche Nachbildungen durch neulateinische Dichter, unter denen sich *Pasquier* befindet. Auch Lessing bemächtigte sich des Gedankens und verfaßte unter der Überschrift „Doppelter Nutzen einer Frau" folgendes Sinngedicht:

„Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —:
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre."

Es soll noch eine „Abhandlung von Gelehrten, welche etwas Besonderes an ihren Weibern erlebet", als deren Verfasser ein Johann Rudolf Marci genannt wird, erschienen sein. Sie wird von Dunkel in seinen „Historisch-Critischen Nachrichten von verstorbenen Gelehrten" III, 2, 1758, S. 326 angeführt; doch kann ich nichts Weiteres angeben.

Nun mögen einige Nachträge zu Bernhard und Matthäi folgen. Da wäre zuerst der italienische Politiker *Niccolò Machiavelli* (1469–1527) zu erwähnen, der nach einigen Biographen mit einer Xanthippe verheiratet gewesen sein soll. Dann erfahren wir aus Luthers „Tischreden", daß sein Gehilfe bei der Bibelübersetzung, der Wittenberger Professor *Matthäus Aurogallus* [gestorben 1543] hierher gehört. Unter der Überschrift „Fromm Ehegemahl" heißt es dort: „Ein fromm Eheweib ist eine Gesellin des Lebens, des Mannes Trost; denn es stehet geschrieben (Sprüchwörter 31, 11): ‚Des Mannes Herz verläßt sich auf sie.' Und der gute Mann *Goldhan* [der eigentliche Name des Aurogallus] soll also geplaget werden? Ich lief' davon!" Auf ihn beziehen sich auch die unter der Überschrift „Ein unzüchtig Weib ist des Mannes größtes Herzeleid" gebrachten Worte: „Ich hab' ein großes Mitleiden mit dem frommen Manne N. N., daß er so ein unzüchtig Weib hat; will sich gleichwohl nicht von ihr scheiden lassen. Wenn er's klagte, so wollten wir sie scheiden. Ob sie gleich nicht eine öffentliche Ehebrecherin ist, doch ist sie unzüchtig, dem Manne ungehorsam, tut ihm nichts zu Gefallen, gehet und streicht hin und her, wohin es sie gelüstet, und macht's nur, wie sie selbs will, welches sind Zeichen des Ehebruchs."

Über das Eheleben des aus Basel gebürtigen Alchimisten und Astrologen *Leonhard Thurneisser zum Thurn* (1530–1596), der auch kurfürstlich Brandenburgischer Leibmedicus war, wird in Jöchers Gelehrten-Lexikon (1733) dieses berichtet: „Er hat sich dreimal verheiratet. Seine erste Frau ließ der Rat zu Basel nach seiner drittehalbjährigen Abwesenheit von ihm scheiden.





Die dritte aber, welche nach seiner Abreise nach der Mark 1581 zu Basel blieb und sehr unzüchtig lebte, stieß er 1582 von sich. Sie nahm aber hierauf sein Haus zu Basel in Besitz und ließ ihn citieren; da denn, weil er nicht erschien, alle seine wichtigen Güter derselben zuerkannt wurden, wider welches Verfahren er sich in Schriften defendierte.... In seinem andern Witwenstande hat er mit seiner Haushälterin ein natürlich Kind erzeugt, welchem vorgedachte seine dritte Frau zu Basel mit Gift vergeben." Ebenda wird von *Petrus Martinius*, Professor der hebräischen Sprache in La Rochelle (gestorben um 1594 in hohem Alter), erzählt, daß er eine schöne Frau geheiratet habe, die den König Heinrich IV. von Frankreich „charmierte". Auch der aus Schottland gebürtige Archäolog *Thomas Dempster* (gestorben 1625 in Bologna) hatte eine schöne Frau, die in Paris großes Aufsehen erregte, und die sich später in Pisa einem jeden preisgab (Ratzebergers Literarischer Almanach für 1832, S. 243).

So glücklich des Tübinger Rechtslehrers *Johann Harpprecht* (1560–1639) erste Ehe gewesen, so unglücklich war seine zweite, mit Anna Otho gebornen Barth, die ihm den Rest seines Lebens verbitterte (Ersch und Gruber's Encyklopädie). Ebenso erging es dem Rat und Inspektor an der Lüneburger Ritterakademie *Joh. Friedr. Jugler*, dessen zweite Gattin von sehr heftigem Charakter war, ihm davonlief und sich umhertrieb (Ratzebergers Literarischer Almanach für 1829, S. 91). Und der schwedische Gelehrte und Minister *Johannes Salvius* (gestorben 1652 als Baron Adler), der als Dreißiger die sechzigjährige Mutter seines ehemaligen Zöglings, eine reiche Dame in Stockholm, geheiratet hatte, soll durch deren „impertinentes" Betragen früher ins Grab gekommen sein (Ratzeberger a. a. O.). Der Helmstedter Polyhistor *Hermann Conring* (1606–1681), der seiner Braut die Wahl überließ, in welcher Fakultät er promovieren solle, „muß in der Fakultät des Ehestandes am schwächsten gewesen sein, da seine Frau so viele Varianten suchte als ihr Pedant" (Webers Demokrit XI Kap. 7). Von dem französischen Dichter *Jean de Lafontaine* (1621–1695) erzählt Jöcher, daß er der Hochzeitsnacht vergessen habe, und berichtet weiter: „Er hatte eine hochmütige Frau, die keine Haushaltung verstanden, mit der er sich nicht vertragen konnte, sondern oft ganze Jahre zu Paris lebte, um nicht bei ihr zu sein, wodurch sein Vermögen sehr geschmolzen wurde." Der Straßburger Rechts- und Altertumsforscher *Johann Schilter* (1632–1705) hatte als junger Advokat in Naumburg „eine grundböse Frau an Hals gekriegt" (Jöchers Gelehrten-Lexikon). Der schlesische Dichter *Heinrich Mühlpforth* (1639–1681) heiratete schon als Leipziger Student 1659, und zwar die Witwe des Dr. juris Friedrich Berlitt, eine geborne Zobel, „mit welcher er, ohnerachtet ihrer Ähnlichkeit mit der Ehefrau Hiobs, sechs Kinder zeugete, die außer der Tochter alle dem Vater im Tode vorgingen" (Dunkels Historisch-Critische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten, Band III, Anhang, 1760, S. 1069). Das Buch Hiob übertrug er, wohl zum Trost, in deutsche Verse, die aber verloren gegangen sind. Er ergab sich dann schließlich wegen seines zanksüchtigen Weibes dem Trunke, so daß Hofmannswaldau auf ihn noch bei seinen Lebzeiten die Grabschrift dichtete:

„Neun Wörter und nicht mehr soll dieses Grabmal haben:
Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben"

(ebenda III, 3, 1759, S. 553).

Der reformierte Theolog und Professor in Duisburg *Heinrich Hulsius* (1654–1723) „heiratete den 10. August 1705 Anna Maria Wehrdin, eines Gastwirts Tochter aus Amsterdam, an welcher er eine andere Xanthippe hatte, bis er endlich durch ihren den 12. September 1720 erfolgten Tod von dieser Last befreiet wurde. Die zweite Ehe unsers Gelehrten war sonderbar, in der Tat aber glücklicher. Er ließ sich den 24. August 1721 eine junge Person von 16 Jahren, Gertrud van Eiken, von ehrlichen, aber armen Eltern, welche bei ihm gedienet hatte, wegen ihres sanftmütigen und bescheidenen Wesens ehelich antrauen und führte mit derselben eine sehr vergnügte Ehe" (ebenda III, 2, 1758, S. 326).

Von dem englischen Essayisten und Mitbegründer der moralischen Wochenschriften *Joseph Addison* (1672–1719) wird erzählt, daß er – wie Mühlpforth – durch die Zanksucht seiner Frau, einer Gräfin Warwick, ans Trinken gekommen sei und daß sein Freund Steele bei seiner



Beerdigung ausgerufen habe: „O hättest du kein Weib genommen, du lebtest noch!" (Webers Demokrit II, Kapitel 21.)

Der staats- und volkswirtschaftliche Schriftsteller *Julius Bernhard v. Rohr* (1688–1742), Landkammerrat und Domherr zu Merseburg, „heiratete 1724, erfuhr aber aus dieser Verknüpfung viele widrige Folgen, wie aus den Anmerkungen der beiden Teile seiner Abhandlung von dem Betrug bei den Heiraten unter den Benennungen Renaldo und Selindes erhellet. Nachdem diese Person 1737 gestorben war, heiratete er wieder" (Dunkel III, 1, 1757, S. 133). Der ausführliche Titel jener Abhandlung lautet: „Juristischer Traktat von dem Betrug bei den Heiraten, in welchem des Herrn Prof. Krausens und Herrn D. Abraham Kästners Dissertationes von den listigen und betrügerischen Unterredungen bei den Verlöbnissen und von der Vernichtigung einer durch die Trauung und eheliche Beiwohnung vollzogenen, durch Betrug aber zu Sarge gebrachten Ehen zum Grunde gelegt und mit mancherlei theologischen und juristischen Anmerkungen begleitet worden", Berlin 1736 und 1738 (ebenda, S. 141).

Johann Simon Buchka (1705–1752), Prediger in Hof, der Verfasser der gegen die Pietisten gerichteten Satire „Muffel", die er später durch seine „Evangelischen Bußtränen" widerrief, soll hauptsächlich aus Gram über sein lasterhaftes Weib gestorben sein. (Vgl. Goedekes Grundriß.)

Des berühmten Naturforschers *Karl v. Linné* (1707–1778) Gattin, die Tochter des Bergarztes Moräus, soll ohne alle Bildung und sanfte Weiblichkeit, dagegen voll Herrschsucht und Eigennutz gewesen sein; sie soll aus jeder Gesellschaft die Freude zu bannen vermocht haben; man sagt ihr sogar nach, daß sie ihren leiblichen Sohn gehaßt, den der Vater aus dem Hause habe schaffen müssen (Ratzebergers Literarischer Almanach für 1829, S. 92).

Des um die Adelskunde verdienten Göttinger Professors *Christ. Ludw. Scheidt* Gattin, des dortigen Rechtslehrers Joh. Jak. Schmauß Tochter, war zänkisch und wurde später ihrem Manne untreu. Als sie sich mit einem Bedienten des Hauses abgab, schickte sie ihr Mann fort, nachdem er sie hatte schwören lassen, daß sie seine Schwelle nicht wieder betrete. Sie wurde dann 1757 in Braunschweig gefangen gesetzt und sollte 1758 auf zwölf Jahre ins Hannoversche Zuchthaus wandern, entzog sich aber der Strafe durch die Flucht. Scheidt ärgerte sich darüber zu Tode; er starb, nicht ganz 52 Jahre alt, 1761. (Ratzeberger a. a. O. nach Büschings „Beiträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Männer" Band III.) Auch der Darmstädter Kritiker *Joh. Heinr. Merck* (1741–1791), Goethes Freund, litt unter der Untreue seiner Frau, einer Französin aus Genf, und ließ sich dadurch mit bestimmen – nicht allein durch das Mißlingen geschäftlicher Unternehmungen –, seinem Leben ein Ende zu machen.

Sehr schlimm erging es auch dem Dichter *Gottfried August Bürger* (1747–1794), der seine angebetete Molly als Gattin nur wenige Monate besessen hatte, in seiner dritten Ehe mit dem „Schwabenmädchen" Elisabeth Hahn, die sich ihm durch ein Gedicht angetragen hatte. Er heiratete sie im Oktober 1790, wurde aber schon im Februar 1792 gerichtlich von ihr geschieden, „nachdem er, vorzüglich in den letzten fünf Monaten dieser unglücklichen Ehe unaussprechlich viel Unangenehmes und tief Kränkendes erfahren hatte". So berichtet, ohne auf Einzelheiten einzugehen, sein Biograph Althof, der auch meint, daß diese Ehe zu Bürgers frühem Tode nicht wenig beigetragen habe. Der Dichter *Zacharias Werner* (1768–1823) heiratete in erster Ehe ein Mädchen namens Friederike Schmidt, die er in einem übelberüchtigten Königsberger Hause kennen gelernt hatte. Über diesen Eheroman brachte kürzlich die Vossische Zeitung (1912, Sonntagsbeilage 37) interessante Mitteilungen, darunter einen Brief Werners von Mitte Mai 1792. Der Archäolog *Uhden* soll im Jahre 1795 das Dienstmädchen eines Kollegen geheiratet haben. Er wurde trotzdem preußischer Gesandter beim Papst. Seine Gattin lernte dann den berühmten Bildhauer Thorwaldsen kennen, und es kam zu einer Eheirrung. Nachdem Uhden sich hatte scheiden lassen, nahm der Meister Mutter und Kind zu sich und war der Frau gegenüber die Aufmerksamkeit selbst, wofür sie ihm dadurch dankte, daß sie ihm das Leben zur Hölle machte.

Der Dichter *Heinrich Heine* (1797–1856) lebte – wie einem Pariser Bekannten desselben, dem Kritiker Philibert Audebrand, kürzlich von Adolphe Brisson nacherzählt ist – mit seiner Mathilde, die Handschuhverkäuferin gewesen war, fast wie Hund und Katze zusammen. Ihm



fehlte es an Geduld, ihr dagegen an Freundlichkeit. Sie machte ihm unliebsame Auftritte und er prügelte sie. Aber gerade der ewige Streit, der bei anderen Menschen schließlich zu einer Trennung geführt hätte, kettete beide immer fester aneinander. Mathilde hing mit großer Zärtlichkeit an ihrem Papagei, dessen fortwährendes Geschwätz Heine rasend machen konnte, bis er eines Tages die „verfluchte Bestie" vergiftete. Da wollte Mathilde auch sterben, da sie ja nun ganz allein auf der Welt sei. „Bin ich dir denn nichts?" fragte der Dichter. „Nein, ganz und gar nichts!" antwortete sie. Darauf prügelte Heine sie, kaufte ihr aber doch einen neuen Papagei. Das Prügeln soll er mit einer gewissen Regelmäßigkeit betrieben und meistens den Montag dazu gewählt haben. Mathilde hätte sich gewiß wehren können, aber sie begnügte sich stets damit, die Schläge unter einer Flut von Tränen entgegenzunehmen und ihren lieben Henri an den Beinen zu ziehen, bis beide auf den Teppich fielen. In dieser seltsamen Lage sollen sie oft von Freunden angetroffen worden sein. Dann lachte alles, man setzte sich zu Tisch, trank Champagner, und Alexandre Weill stimmte zur Besiegelung des Friedens die Arie: „O Mathilde, Abgott meiner Seele!" an. Dies konnte Mathilde so ärgern, daß sie dem Sänger einmal einen ganzen Hecht mit der Sauce an den Kopf warf. Trotzalledem hat Heine sie bekanntlich geheiratet, und zwar kurz vor einem Duell, um sie nicht im Elend zurückzulassen, falls er auf dem Platze bliebe. Mit Bezug auf dieses Duell, das die Folge eines Streites mit einer Madame Wohl gewesen war, sagte Heine einst in Gegenwart seiner Gattin zu einem Freunde: „Madame Wohl hat sich furchtbar an mir gerächt: sie hat mich gezwungen, Mathilde zu heiraten. Aber auch ich werde mich rächen. Ich habe nämlich meinen ganzen Besitz unter der Bedingung meiner Frau vermacht, daß sie sich sofort nach meinem Tode wieder verheiratet. So bin ich sicher, daß es wenigstens einen Menschen auf der Welt gibt, der alle Tage meinen Tod bedauern wird. Denn ihr zweiter Gatte wird jeden Morgen kummervoll ausrufen: „Wäre Heine nicht gestorben, so hätte ich seine Frau nicht!" Zu seinem Bruder Gustav, dessen Frau nicht so stattlich wie Mathilde war, sagte Heine noch in seiner letzten Leidenszeit: „Du hast von zwei Übeln das kleinere gewählt." Auch soll er, umgekehrt wie jener alte Grieche, gesagt haben: „Meine Frau hat mich, nicht ich habe eine Frau", und sich manchmal mit dem Manne der Xanthippe verglichen haben.

Der dramatische Dichter *Christian Dietrich Grabbe* (1801–36) schloß im Jahre 1833 eine unüberlegte Ehe mit der Tochter seines Wohltäters, des Archivrats Klostermeier in Detmold. Da die wahre Liebe fehlte, gab er sich noch größeren Ausschreitungen im Trunke hin als früher, und da ihm deswegen von seiner Frau heftige Auftritte gemacht wurden, trennte er sich von ihr. Erst kurz vor seinem Tode versöhnte sich Grabbe mit seiner Gattin. Auch von einem andern dramatischen Dichter, dem Wiener *Ludwig Anzengruber* (1839–89), ist es bekannt, daß er einige Jahre vor seinem Tode sich gezwungen sah, sich von seiner Frau Adeline, geb. Lipka, wegen ihres Lebenswandels zu trennen. Sie stand noch im September 1900 vor dem Strafrichter des Bezirksgerichtes Rudolphsheim unter der Anklage eines in einem Fleischerladen begangenen Diebstahls.

Der Geograph *August Petermann* (1822–78) „ließ sich nach 25jähriger Ehe trotz des Widerspruchs seiner erwachsenen Töchter [von einer Engländerin] scheiden und heiratete eine Dame, die er durch eine Heiratsannonce fand. Ein Vierteljahr nachher erhängte er sich, und zwar, wie seine Freunde annahmen, deshalb, weil diese Frau beharrlich die ihm liebgewordene Ordnung in seinem Arbeitszimmer und auf seinem mit Andenken besetzten Schreibtisch veränderte. Petermann war ein Fanatiker der Ordnung." (August Niemann, Lebens-Erinnerungen 1909 S. 129.)

Aus der neuesten Zeit mag die wenig glückliche Ehe des Dichters *Otto Erich Hartleben* (1864–1905) erwähnt werden. Wie aus den bald nach seinem Tode veröffentlichten Briefen an seine Frau hervorgeht, paßten die Charaktere der beiden Gatten gar nicht zueinander. Sie war ihm nicht gebildet und er ihr nicht häuslich und solide genug. Hartleben lebte meist von seiner Frau getrennt. Einmal schrieb er ihr: „Bitte, nimm unsere ‚Ehe' nicht in dieser Weise tragisch. Ich habe Dich allerdings, wie Du schreibst, aus Liebe zu meinem Weibe gemacht, auch ‚vor aller Welt', weil mich Deine schlechte und schiefe soziale Stellung ärgerte und quälte.



Aber nun und nimmer habe ich damit etwa die ‚Pflichten eines guten Ehemannes' im bürgerlichen Sinne des Wortes auf mich genommen. Ich kann keinen Zwang und keine Pflicht von außen her empfinden; das mußt Du wissen, wenn Du mich kennst."

Zum Schluß dürfen nicht unerwähnt bleiben der pädagogische Schriftsteller und Nürnberger Mädchenschul-Rektor Dr. *Gustav Herberich* (geb. 1866 zu Wiesenfeld in Bayern), der im April 1910 von seiner Frau erschossen wurde, und der Archäolog Dr. *Erich Blume* (geboren 1884) in Posen, dem dasselbe Los am 10. September 1912 nach noch nicht halbjähriger Ehe zuteil wurde.

Neues zu Maler Müllers Leben und Schaffen.

Von

Dr. Wolfgang Stammler in Hannover.

Mit einer Abbildung.

Für den Maler Müller, einen der begabtesten und interessantesten Köpfe der Sturm- und Drangperiode, scheint in der letzten Zeit neues Interesse erwacht zu sein. *Friedrich Meyer* veröffentlichte seine ausgezeichnete und zuverlässige „Maler Müller-Bibliographie;"[1] der reiche handschriftliche Nachlaß, den nach Kürschners Tode das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. erwarb[2], wird von *Otto Heuer* seit Jahren systematisch bearbeitet, und als erste Frucht dieses mühevollen Studiums ist vor kurzem der „Faun Molon", nach der Handschrift zum erstenmal herausgegeben, erschienen[3], eine der köstlichsten und humorvollsten Idyllen des innigen Naturdichters, von der bisher nur der Schluß, „Der Faun", erhalten war. Das Berliner Material hatte ja bereits *Bernhard Seuffert* 1877 in seiner grundlegenden Monographie vollständig mitgeteilt; manches Ungedruckte befindet sich noch im Besitze des Herrn cand. phil. *Oertel* in Marburg a. L.

I.

Zur Vervollständigung dieses Materials sei es mir gestattet, hier ein Scherflein beizubringen in Gestalt von zwei Szenen, sowie einer prachtvollen Zeichnung des Malers. Die Handschrift, ein Folioblatt, befindet sich im Besitze des Kestner-Museums zu Hannover aus der Autographen-Sammlung des Senators Friedrich Culemann und ist, wie das meiste in dieser Sammlung, bisher den Forschern entgangen.

Der Text bietet zwei dramatische Szenen, die meiner Ansicht nach miteinander in gewisser Beziehung stehen. Ob die erste, „Velten und Steffen", zu den Entwürfen zu „Golo und Genovefa" gehört, ist schwer zu sagen; darauf könnte der Name Steffen, der im Drama Reitknecht der Gräfin Mathilde ist, hindeuten.

Im Fragment spricht Steffen von seines „Vaters erster und bester Regel"; das scheint mir den Dichter angeregt zu haben, nun einmal eine Szene, in der ein Vater seinen Sohn mit guten Lebensregeln in die Welt ziehen läßt, aufs Papier zu werfen. Sie ist ihm in unübertreflicher, humorvoller Art und Weise gelungen: der Vater, der die weisen Lehren in verworrener Folge aufzählt, ihm gegenüber der Sohn, der wenig darauf achtet, sondern nur die neuen Lederhosen im Auge hat, die der Vater in der Hand hält und ihm als Erbteil schon jetzt „auszahlen" will, beide schließen sich würdig an die lange Reihe vortrefflich beobachteter Typen aus dem Volksleben an, die in Maler Müllers Schriften an uns vorbeiziehen.

---

1 Leipzig 1912.
2 „Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts" 1904. Seite 376—390.
3 Leipzig 1913, bei E. Rowohlt.



Die wiedergegebene Federzeichnung auf der Rückseite des Blattes stellt einen gewaltigen Riesen dar, mit langem Haupthaar und Bart, der sich auf ein mit seinem Gewand überdecktes Felsstück niedergelassen hat. Trotz manchen Fehlern läßt das Bild uns auch die zeichnerischen Qualitäten Müllers erkennen und könnte vielleicht als eine Illustration zum „Riesen Rodan" gedeutet werden.

Wegen der Sprache und Orthographie in den Fragmenten, wie der idyllenhaften Zeichnung möchte ich das Blatt in die Jahre 1774/75, also in die ersten Jahre seiner dichterischen Tätigkeit, setzen.

Der Text, den ich nun folgen lasse, ist in Orthographie und Interpunktion[1] genau nach dem Original wiedergegeben.

Velten *Steffen*

Steffen. Nein doch Velten die regel geht hier nicht an Ey ich solt auf meines Herren pferdsrücken nicht so guth sitzen könen als der Ahnenmäßigste Kutscherssohn von einer knädigen Gräfin nein das liefe schnur stracks wieder meines vatters erste und beste regel

---

Vatter *der Sohn*

V Nun sohn geh her — du bist jetzt schon ein großer schliffel wohl ich war auch so wie ich so alt wie du war — war braf frißt wechst braf und ich muß es sagen ob ihr schon meine eigne Kinder seyt daß ihr alle gottlob einen treflichen apetit habt[2] — und darum muß es euch in dieser[3] und jener[4] welt gut gehen weñ ihr braf arbeitett und betet

S Sind die lederne neue Hoßen mein Vatter gebt her —

V Nur gedult nur gedult horch sohn wie gesagt du bist ein großer schliffel — ich hab der brodfreßer so viel — verstehst du mich wohl du mußt fort — such dienst wo du findst und arbeit früh und spath deñ du hast gute qualiteten und es kañ dir nicht fehlen damit du aber weist wie mañ in der Welt leben muß so höre was ich dir zu deiner selen Heil sagen will — primum must du zu fuß gehen weil du kein[5] pferd hast[6] — soltest aber fürs dritte reiten keñen verstehst du mich wo es allen falls die gelegenheit mit sich bringt so reit mir ja und geh nicht zu fuß — sechstens hüte dich vor bößer Gesellschafft deñ böße gesellschafft verdirbt gute Sitten, 5ten schnall mir den Bauchriem an deinem pferd nicht zu stark dann jag auch dein Pferd keinem beständige Callop und laß niemals den Zügel aus der Hand fallen daneben sey ehrlich und from und geh mir soñtags ja zweymal in die kirch — hörst du

S ja Vatter

V Zweites bürst alle morgen fein sauber deine Kleider aus deñ nichts gehet über dis als weñ man reinlich züchtig und keusch lebet, neuntens weñ du Müd bist und komst des Abends in ein wirtshauß so setz dich nicht gleich sondern geh oder steh bist du schlaffen gest so kañst du des andren Tags wieder wie ein Vogel marscheren. 10ten weñ dichs hungert so iß deñ gottlob ob ich[7] gleich schon alt bin bin ich doch noch so ziemlich gesund und hab dichs wies einem ehrlichen vater zukomt dichs gelernt wie mañ sein ehrlich Stück brot für dem fenster oder der thüre finnden und suchen kañ den der hunger ist 12tens eine gar eine Beschwehrliche sache und weñ du kein Bier und wein hast so trincke wasser. Diese weiße Lehren müßen dich dereinst[8] glücklich machen drum faße sie wohl in die ohren damit du aber weil du nun[9] in die weite welt gehst und ich indeßen hier stürbe dein erbtheil nicht verliehrst — so will ich dir es mit geben Sih hir diße nagelneue lederne Hoßen und dieses

---

[1] Vgl. darüber die wertvollen Beobachtungen *Karl Freyes* bei einem Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Deutsche Literatur am 15. Februar 1911 (Referat in der „Deutschen Literatur-Zeitung" 1911. Nr. 13. Spalte 808) und in seiner Ausgabe von „Sturm und Drang" (Berlin 1911, Bong) Band 4, Seite 457—459.

[2] habt *über der Zeile.*

[3] dieser *verbessert aus:* der.

[4] und jener *über der Zeile.*

[5] weil du kein *über gestrichenem:* deñ ich kann dir kein.

[6] hast *über gestrichenem:* geben.

[7] ich *über der Zeile.*

[8] dereinst *über der Zeile.*

[9] nun *über der Zeile.*



II.

Briefe von und an Maler Müller sind im Autographen-Handel oft aufgetaucht und wieder verschwunden[1]; zur Ergänzung der bereits bekannten Korrespondenz[2] sollen die beiden im folgenden mitgeteilten Briefe beitragen, die an Müller gerichtet sind und aus dem Jahre 1777 stammen, der erste von *Matthias Claudius*, der zweite von *Johann Georg Schlosser*.



Der Riese Rodan. Federzeichnung vom Maler Müller im Kestner-Museum zu Hannover.

1. *Matthias Claudius* war als „Oberlandcommissarius" von dem Minister Freiherrn v. Moser 1776 nach Darmstadt berufen worden, vor allem um das „Darmstädter Intelligenzblatt" das Mosers Ideen vertreten sollte, zu redigieren. Doch verstand er es nicht, sich in die neue ungewohnte Tätigkeit einzuarbeiten, persönliche Mißhelligkeiten mit Vorgesetzten und Kollegen kamen hinzu; dann vertrug er wie seine Familie nicht das weiche, erschlaffende Klima Darmstadts, und so erhielt er Ende Februar 1777 seinen Abschied. Den Maler Müller hatte er während eines Aufenthaltes in Mannheim kennen gelernt, als er Wielands „Rosamunde" dort sah; unser Brief ist der erste der erhaltenen Korrespondenz; Müllers undatierte Antwort ist abgedruckt in Holteis Sammlung von dreihundert Briefen I, 2 S. 189 f.; weitere Briefe von Claudius an Müller ebenda I, 1 S. 58 ff. Aus der beabsichtigten Reise nach Heidelberg wurde nichts, auch konnte Müller nicht noch einmal nach Darmstadt kommen, so daß sich beide Dichter nicht mehr gesehen haben.

Claudius schreibt[3]:

Darmstadt d letzten Märtz 1777.

ich zieh' wieder nach *Wandsbeck*, wenn nur Gott alle gesund lässt, *medio* oder gegen das Ende des künftigen Monahts Aprill[4]. Wenn Sie Ihre Fahrt nach Darmstadt binnen der Zeit noch machen könnten würde es uns lieb seyn. Will es sich nicht thun laßen, so denke ich meine Frau noch nach *Heidelberg* und ans große Faß zu führen, und da will ich Ihnen vorher schreiben, ob Sie auch hinkommen könnten.

---

[1] Vgl. Friedrich Meyers oben genannte Bibliographie, die alle in Autographen-Katalogen angebotenen Briefe sorgfältig verzeichnet.

[2] Vgl. die Tabelle bei Seuffert Seite 4f.; nach den neueren Veröffentlichungen habe ich sie in der dritten Auflage von „Goedekes Grundriß" Band IV (§ 230, Nr. 16) wesentlich vermehren können.

[3] Das Original befindet sich im Besitze von Herrn Gotthold Lessing in Berlin, dem ich für gütige Überlassung auch hier meinen Dank ausspreche.

[4] Ende April verließ Claudius Darmstadt.



Merck ist gesund, ich habe aber eine Pleuresie gehabt. Meine Frau grüsst sie, grüßen Sie — die beiden Cartheuser, die neben mir in der Oper saßen, und leben Sie wohl.

à propos besetzen Sie doch ein *Manheimer Lotto*: 11. 18. 22. 49. Terne 6* quaterne 24*, ob etwa Reisegeld vom Himmel fallen wollte, und schicken mir, *N. B.* das *originalbillet*, so bald Sie können. Die 48* gebe ich Ihnen in *Darmstadt* oder *Heidelberg* wieder. Nun noch einmahl, leben Sie wohl, und, wenns möglich ist, so kommen Sie noch her. Ihr gehorsahmer Diener *M. Claudius*

2. *Johann Georg Schlosser*, Goethes Schwager, war mit Jacob Michael Reinhold Lenz befreundet; Christoph Kaufmann, der „Apostel der Geniezeit", weilte auf seiner Reise durch Deutschland in seinem Hause, und auch Klinger fand oft gastliche Aufnahme bei dem Emmendinger Amtmann. Durch Lenz, der Maler Müller in Mannheim kennen gelernt hatte, war Schlosser auch auf dies aufsteigende Genie aufmerksam geworden und suchte seine persönliche Bekanntschaft, mit welchem Erfolge, lehrt uns Schlossers Schreiben. Müllers „Thron der Liebe", aus der Pfälzischen Idylle „Die Schafschur", war 1775 im Augustheft von Jacobis „Iris" erschienen und von dem Geniekreise freudig begrüßt worden.

Der Brief lautet[1]:

Zweimahl habe ich Sie verfehlt; mein werthester Herr Müller: und nach dem was Lenz und Kaufman̄ mir von Ihnen sagen, was Ihr Thron der Liebe mich ahnden läst, habe ich dadurch eine Bekantschaft verlohren die mir werth gewesen wäre — Lassen Sie sie nicht ganz verlohren werden, sondern kom̄en Sie lieber zu uns. Wir werden uns freuen Sie zu sehen, und Ihnen einige Scenen der ädlern Natur zeigen kön̄en, die Ihres Genii nicht ganz unwürdig seyn werden; wen̄ Sie bald kom̄en, treffen Sie Lenzen noch bey uns[2] an, der wird Ihnen dann selbst sagen was er Ihnen durch mich sagen lassen wollte daß er Sie herzlich liebt. Empfehlen Sie mich dem Herrn Hofkam̄errath Rigol, und ersetzen Sie mir den Verlust etlicher für Sie bestim̄ter Stunden durch etliche Tage

Heidelb. d letzten *Febr* 1777 Schlosser

Ob Müller der Einladung nach Emmendingen folgte, ist vorläufig noch nicht klargestellt; jedenfalls haben wir in dem Schreiben Schlossers ein Zeugnis für die warme Verehrung, die er dem Dichter auch ohne persönliche Bekanntschaft entgegenbrachte.

Nachtrag zu Heft I, Seite 6.

Herr Regierungsrat Dr. *Karl Siegl*, Direktor des Archivs und Museums der Stadt Eger, weist darauf hin, daß die endgiltige Lösung der Frage, ob Wallenstein an der Universität zu Altdorf studiert habe, schon vor zwei Jahren durch ihn erfolgt sei. In seinem Aufsatze *„Wallenstein auf der hohen Schule zu Altdorf"* in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", 49. Jahrgang, Novemberheft 1910 (Sonderabdruck in Kommission bei J. G. Calve, Prag 1911, 28 Seiten) hat Dr. Siegl an der Hand der Altdorfer Universitäts-Annalen und der Briefbücher des Altdorfer Landpflegeamtes und des Nürnberger Rates aus den Jahren 1599 und 1600, also auf Grund durchweg amtlicher Quellen, über den Aufenthalt Wallensteins in Altdorf und sein Treiben daselbst ausführlich berichtet und am Schlusse seines Aufsatzes auch die Tradition: Wallenstein sei im Universitätskarzer inhaftiert gewesen und der Karzer habe dann nach seines Hundes Namen „Bär" der „Bärenkasten" geheißen (vgl. „Wallensteins Lager", 7. Auftritt), gründlich widerlegt und in das Reich der Fabel verwiesen. – Die Redaktion.

[1] Original im Kestner-Museum zu Hannover.

[2] Seit seiner Verbannung von Weimar lebte Lenz von Dezember 1776 bis April 1777 in Emmendingen.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.



Fälschungen in alten Handschriften und Druckwerken.

Von

Museumsdirektor Dr. Johannes Schinnerer in Leipzig.

Mit 11 Abbildungen.

Die Fälscher haben ihre Künste nicht bloß auf das am meisten lohnende Gebiet der Malerei und des Kunstgewerbes beschränkt, sie haben sich auch sehr eingehend mit dem Buche und seiner Ausstattung befaßt und gerade hier oft Resultate erzielt, die manchen Gelehrten in nicht geringe Aufregung versetzt haben. Das Fälschen von Urkunden und Manuskripten gehörte wohl überhaupt mit zu den ältesten Betätigungen in dieser Richtung, wenn auch vielleicht der Zweck nur selten der war, den die Fälscher von heute im Auge haben, und im allgemeinen mehr in das Gebiet des Kriminellen fiel. Besonders belustigend ist es, wenn irgendein Amateur ganze Dokumente neu anfertigt oder alte Manuskripte verändert und ergänzt, um dadurch sensationelle Tatsachen, ungeahnte historische Aufschlüsse der Wissenschaft vorzulegen und sie dadurch gelegentlich unsterblich zu blamieren. Die Bücherfälschung als Hilfsmittel des Antiquitätenhandels ist dagegen wohl ebenso neueren Datums, wie die systematische Fälschung überhaupt und beginnt in der Hauptsache mit dem Zeitpunkt, da die Sammelleidenschaft immer mehr grassierte, die Preise für alte Ware ins unermeßliche zu steigen und die Nachfrage das Angebot zu überwiegen begann. Die Amateure, vor allem wenn sie in der Wissenschaft dilettieren, haben daher am meisten Schuld, wissentlich oder unwissentlich die Ausbreitung des Fälschergewerbes befördert zu haben, die heute für die Kunstwissenschaft zu einer Kalamität geworden ist.

Wir wollen versuchen, den Spuren moderner Bücherfälschung oder besser -Verfälschung an der Hand verschiedener praktischer Beispiele zu folgen, die aus der sogenannten Klemmschen Sammlung des *deutschen Buchgewerbemuseums* genommen sind. Diese Sammlung bietet für uns ein Material, wie es wohl in solcher Vollkommenheit kaum wo anders zu finden ist.

Der frühere Besitzer, H. Klemm, der zu einer Zeit Inkunabeln gesammelt hat, wo noch sehr viel zu haben war, pflegte die Liebe zu seinen Büchern nach Art der Amateure alten Stils in etwas merkwürdiger Weise zum Ausdruck zu bringen und suchte ihnen den Stempel seines Geistes aufzuprägen, wo und wie es nur immer ging. Er hatte vor allem die Manie, sämtliche Bücher neu binden zu lassen, womöglich in Holzdeckel oder in buntes Leder, das mit allerlei Verzierungen versehen ist. Die Ränder sind beschnitten, neue Vorsatzpapiere eingesetzt und der Schnitt vergoldet oder möglichst bunt gefärbt, dabei suchen große Messingspangen, dicke Nägel und dergleichen amüsante Zierarten den Eindruck der „Echtheit" zu steigern.

Daß ganze Bücher von A bis Z gefälscht sind, wird immerhin relativ selten vorkommen. So außerordentlich gut ein Material wie das Pergament zu Fälschungszwecken sich verwenden läßt, so schwierig wird es doch sein, eine ganze Bilderhandschrift so zu fälschen, daß eine Täuschung möglich ist. Um so leichter ist es, an alten Büchern Verfälschungen vorzunehmen, die ihren Wert erhöhen und ihr Aussehen verschönern sollen. Der Schmerz des Sammlers ist das inkomplette Exemplar, er möchte möglichst nur vollständige Bücher in seiner Sammlung besitzen und tadellos erhaltene, ohne Wurmlöcher, abgerissene Ecken und große Löcher mitten im Text. Bei Büchern, die nicht allzu kostbar sind, ist nichts einfacher, als diesen Mängeln abzuhelfen. Wenn man verschiedene Exemplare hat, kostet es geringe Mühe, wenigstens ein komplettes herzustellen, das nun allen Anforderungen genügt. So sorglos wie an einem Buch der



Klemmschen Sammlung (II, 904[1]) dürfte heute ein Restaurator allerdings kaum verfahren. Er hat sich nämlich hier nicht gescheut, zwei ganz verschiedene, nur im Inhalt und in der Ausstattung ähnliche Bücher zu einem Ganzen zusammenzuschweißen, an dem man nun auf dem Titel die Jahreszahl 1520 sehen kann, während auf dem letzten Blatt der Drucker vermerkt hat, daß das Buch 1525 fertiggestellt worden ist. Der erste Teil gehört zu dem Werk: Incriptiones vestutae romanae et earum fragmenta in Augusta Vindelicorum, Mainz, Johann Schöffer 1520, der andere zu dem Werk: Collectanea antiquitatum in urbe atque agro Moguntino repertarum, Johann Schöffer 1525. Die beiden Bücher sehen sich in der Tat so ähnlich, daß auf dem ersten Blick der Unterschied kaum erkannt wird.

Mit besonderer Vorliebe haben die Restauratoren der Klemmschen Büchersammlung einzelne schadhafte Blätter ausgebessert, die Ecken ergänzt und Wurmlöcher hinterlegt — meist mit einem durchsichtigen gelblichen Papier —, am auffallendsten in dem Buche (II, 907): Artliche Künste mancherlei Weise, Mainz 1531 —, und vor allem einzelne Blätter, speziell Titelseiten, ganz und gar mit neuem Papier verklebt, so daß in vielen Fällen positiv nicht zu unterscheiden ist, ob das Exemplar früher komplett war oder nicht. Alle diese Restaurierungen mögen noch angehen, wenn sie in dezenter Weise vorgenommen werden und tatsächlich der Konservierung dienen. Wenn sie plump gemacht werden, ist es schon schlimm, am übelsten ist es aber, wenn dazu noch allerlei „Verschönerungen" angebracht werden, die nahe an der Grenze von grobem Unfug stehen. So kann man besonders beobachten, daß solche unterlegte Titel mit farbigen Linien aus Tinte umrandet oder ganz unnützer Weise mit schlechten Ornamenten umgeben sind. Bei sehr defekten alten Handschriften wird man häufig finden, daß sämtliche Blätter aufgezogen oder wenigstens mit einem neuen Rand versehen sind, was ja häufig zur Erhaltung des Objektes direkt notwendig sein mag. Daß dieses Verfahren auch bei gedruckten Büchern Anwendung finden kann, zeigt uns der Druck: Caecilii Cypriani epistolae, Rom, Sweynheim und Pannartz, 1471 (II, 413). Wenn der Restaurator keine Originalblätter zur Verfügung hat, um defekte Exemplare zu ergänzen, so bleibt ihm schließlich der Ausweg, das Fehlende handschriftlich zu komplettieren, wie das zum Beispiel bei dem Exemplar von Johann Fischarts Naupengeheuerliche Geschichtsglitterung, Straßburg 1617, geschehen ist. Die neue Zutat ist hier ohne weiteres zu erkennen, schwieriger ist das schon bei einem von Schönsperger in Augsburg mit der Theuerdanck-Type gedruchtem Buch: Gilgengart einer jeglichen christlichen Seel (1520), bei dem einige Lagen, offenbar in alter Zeit, handschriftlich ergänzt sind, so daß der Unterschied beim Durchblättern weiter gar nicht auffällt. Auch sonst kann man nicht selten ganze oder halbe Seiten in Büchern finden, die mit der Hand restauriert sind. Bei flüchtigem Durchlesen bemerkt man das gar nicht, am ehesten noch, wenn solche handschriftlichen Ergänzungen auch auf die Bilder übergegangen sind, wofür das Exemplar der Kölner Bibel (II, 342) ein vorzügliches Beispiel an die Hand gibt. Vom ersten Band sind die ersten 39 Blätter mit Tinte unterstrichen, und Zahlen für die Abschnitte eingesetzt, von den einzelnen Kolumnen ist mehr oder weniger ergänzt, an Stelle einzelner Holzschnitte finden sich sehr schlechte, mit Tinte gezeichnete Bilder. Wie der Restaurator gearbeitet hat, läßt sich am besten aus dem Blatt 36 erkennen; hier war der Holzschnitt herausgeschnitten, er klebte auf das alte Papier ein neues und kopierte darauf den Holzschnitt, die Ränder sind noch unter der farbigen Bemalung deutlich sichtbar. Auch sonst hat in diesem Druckwerk der Restaurator gewütet, die Holzschnitte sind zum Teil mit Farbe übergangen, und die Initialen mit grüner und violetter Farbe ausgemalt. Neue Kolorierung ist überhaupt häufig der Deckmantel für schlimme Ergänzungen, die das Maß des Zulässigen oft weit überschreiten, und nicht selten auch mit erstaunlicher Sorglosigkeit vorgenommen wurden. Ein besonders grasser Fall sind die von Weiditz illustrierten Officien des Cicero, die Heinrich Steiner in Augsburg 1535 gedruckt hat. Der Titel war stark lädiert und wurde daher an der unteren Ecke rechts angestückt, die Holzschnitte auf Vorder- und Rückseite wurden nachgezogen, und der auf der Vorderseite vollständig

[1] Die Nummern beziehen sich auf Klemms gedruckten Katalog, der 1885 erschienen ist.





Abb. 1. Zierinitial aus einem Breviarium, Nürnberg 1452. Madonna im blauen Gewand in der goldenen Gloriole auf dunkelrotem Fond. Moderne Fälschung ohne direkte Anlehnung an alte Vorbilder. Mangelhafte Zeichnung ohne irgend welches Stilgefühl. (Originalgröße.)

ausgemalt. Dabei passierte dem Fälscher das Malheur, daß er die Jahreszahl der ersten Ausgabe 1531 — um das Werk kostbarer zu machen — auf den Titel setzte, während doch im Kolophon deutlich zu lesen ist, daß es im Jahre 1535 vollendet wurde.

Zu dem Thema *Komplettierung* von Büchern gehört als ein besonders umfangreiches Kapitel die Komplettierung durch Faksimiles. Seitdem es durch die Vervollkommnung der Photolitographie und des Lichtdrucks ein Leichtes ist, eine Schriftseite täuschend nachzuahmen, haben die Fälscher ein vortreffliches Mittel zur Hand, ihre Bücher spielend zu komplettieren. Sie photographieren ein Original und lassen es auf ein Papier faksimilieren, das dem ihres Werkes ähnlich ist. Wenn auch noch die Rubriken und Initialen im ganzen Werk handschriftlich nachgetragen werden, so ist die Täuschung oft vollkommen. Der interessanteste Fall der Art in der Klemmschen Sammlung ist wohl der Psalmorum Codex vom Jahre 1516 (II, 70), von dem nach Klemms Angabe nur noch zwei Exemplare in Paris bekannt sind. Bei genauerem Studium dieses seltenen Druckwerkes ergibt sich, daß das Blatt 96 und ebenso das letzte und vorletzte Blatt mit der Schlußschrift faksimiliert sind. Da die verschiedenen Ausgaben des Psalteriums sehr variieren, jedoch alle mit der gleichen Type gedruckt sind, so muß es erst noch einer genaueren Untersuchung vorbehalten bleiben, ob das Klemmsche Exemplar tat-



Abb. 2. Zierinitial aus einem Breviarium, Nürnberg 1452. Ornamente rot, die Figuren schwarz auf blauem Fond. Moderne Arbeit nach alten Mustern, von derselben Hand wie Abb. 1. Mangelhafte Stilisierung der grotesken Tierfiguren. (Originalgröße.)

sächlich aus dem Jahre 1516 stammt. Klemm gibt in seinem Katalog an, daß es mit dem einen datierten Exemplar in Paris übereinstimmt. Da es sich bis zum Jahr 1870 in Paris befand, wurde die falsche Schlußschrift offenbar hier eingefügt, möglicherweise von dem in dem bekannten Buch von Eudel erwähnten *Pilinski*, der sich nach einer Auskunft der Bibliothèque nationale gerade mit Restaurationen dieser Art befaßt hat. Jedenfalls ist es unerhört, daß der Autor in seinem Katalog auch nicht ein Wort von der eigenmächtigen Datierung des Werkes sagt. Ein zweiter ähnlicher Fall betrifft ebenfalls einen frühen Mainzer Druck, nämlich das Werk: Durandi rationale, das Fust und Schöffer 1459 gedruckt haben (II, 7). Auch hier ist die Schlußschrift faksimiliert, auf der letzten Originalseite steht unten aus älterer Zeit: Hic desiderantur 30 Folia, in quorum ultimo a duobus typographis haec sequentia apposita sunt. Dann folgt auf lateinisch eine Bestätigung, daß dieses Buch mit einem vollständigen Exemplar genau übereinstimmt, dabei ein Siegel und die Inschrift: Prior Carthus. Fr. Ludovicus. Das neue Pergament, das zu den Faksimiles in Pergamentdrucken Verwendung finden muß, unterscheidet sich durch seine saubere Oberfläche und durch seine Dicke von dem alten Material so sehr, daß man die Schlußschrift als neu leicht erkennt, daher fällt es auch nicht schwer zu konstatieren, daß in dem Pergamentexemplar der 48 zeiligen Bibel von Fust und Schöffer 1462 (II, 11), Blatt 234—238 ebenfalls faksimiliert sind. Der Restaurator hat es uns noch extra leicht gemacht, indem er diese Seiten von 1—9 für sich paginierte. Übrigens sind diese Faksimiles genau so rubriziert wie der alte Teil, ein Zeichen, daß auch diese handschriftlichen Zutaten ebenso wie die großen Zierinitialen in dem Werk moderne Arbeit sind. Weitere Beispiele von faksimilierten Einfügungen zu nennen — vor allem von Titelblättern — hat wenig Zweck, ich erwähne nur noch den Titel des Prachtexemplares vom Theuerdanck in seiner ersten Ausgabe (1517).

Neben diesen Verfälschungen alter Bücher, die sich in erster Linie auf das Material selbst erstrecken, gehört zu den beliebtesten Veränderungen, die törichte Liebhaber an alten Objekten anbringen ließen, die *Bemalung von Holzschnitten,* die in ihren Augen den Wert des Buches erhöhen sollten. Wir stehen ja heute auf einem anderen Standpunkt und schätzen einen unbemalten Holzschnitt meist höher ein als einen bemalten, da er uns ein viel klareres Bild von der Arbeitsweise des Holzschneiders vermittelt, aber sicherlich ist ein Buch mit alter Bemalung ein sehr schätzbarer Besitz, wie ja speziell der einfache Linienholzschnitt des XV. Jahrhunderts unbedingt auf Bemalung berechnet war. Die Illuminierer des XV. Jahrhunderts hatten ein ganz bestimmtes Schema, ihre Holzschnitte farbig zur Wirkung zu bringen, indem sie sich soweit als möglich auf wenige Farben beschränkten und Nuancierungen ebenso sehr wie eine weitgehende Schattengebung vermieden. Im XVI. Jahrhundert wird das dann anders; wie der Holzschneider in dieser Epoche versucht, mit Strichlagen seine Bilder plastischer herauszuarbeiten, so bemüht sich auch der Maler, diesen plastischen Eindruck zu steigern, er gibt auch die Schatten in den Gewändern wieder, bemalt selbst die Gesichter in naturalistischer Weise und setzt häufig mit Gold noch die höchsten Lichter auf, so daß der graphische Charakter dieser Blätter fast ganz verloren geht. Da das nachträgliche Ausmalen von alten Holzschnitten offenbar schon vor dem XIX. Jahrhundert in Mode gewesen ist, wird man bei der Prüfung von alten bemalten Arbeiten stets äußerste Vorsicht walten lassen müssen und jede Art von Bemalung etwas verdächtig ansehen, die dem alten Schema nicht entspricht.

Doch ist es nicht ganz leicht, die Bemalung immer richtig zu datieren. So befinden sich zum Beispiel in der Klemmschen Sammlung einige bemalte Holzschnitt-Bücher wie die Kölner Chronik von Johann Koelhoff 1499 (II, 335), bei denen man zweifeln kann, ob die Bemalung alt oder neu ist. Bei vielen anderen Büchern ist der moderne Charakter der Bemalung jedoch evident. Die Titelholzschnitte der verschiedenen Ausgaben von Breidenbachs Reise ins heilige Land sind von einem kindischen Restaurator in gemeiner Weise mißhandelt worden, so der Titel der holländischen Ausgabe (II, 899), der mit entsetzlichen blauen, rosafarbenen und roten Farben angeschmiert und noch dazu verwischt ist. Die lateinische Ausgabe (II, 42) ist womöglich noch schlimmer verschandelt, auch hier ist der Titel bemalt und die fragmentierten Holzschnitte ausgepinselt und aufgezogen.



Abb. 3. Titelseite von Clemens V. constitutiones, Mainz, Peter Schöffer 1467. Von dem handgemalten Schmuck ist nur das große Initial J in den Anmerkungen alt, das kleinere Initial mit dem Bild eines Gelehrten und die Rankenornamente sind neu. Sehr schlechte mit weiß gehöhte Farbe, nicht ganz stilechte Verteilung des Schmuckes. Wahrscheinlich von einem Dresdner Restaurator. (Verkleinert.)

„Der Künstler“, der sich hier produzierte, hat überhaupt unter den Beständen der Klemmschen Sammlung eine verheerende Tätigkeit ausgeübt. Wir können seine Malweise — er pflegt die Holzschnitte so mit Farbe zu verdecken, daß man die ursprünglichen Linien gar nicht mehr sieht, bevorzugt ein entsetzliches Rosa für die Fleischfarbe und liebt vor allem klexige blaue und rote Töne — an einer ganzen Anzahl von Büchern feststellen, so zum Beispiel an Xenophons Kommentarien, Augsburg, Steier 1545 (II, 577), an der Odyssee 1537 von Alexander Weißenhorn (II, 578) und anderen mehr. Besonders interessant ist es, die Bemalung des Theuerdanck eines eingehenderen Studiums zu unterziehen. Die Mehrzahl der Holzschnitte sind altbemalt, doch hat derselbe übel berüchtigte Restaurator sich bemüßigt gefühlt, gelegentlich mal das Zaumzeug eines Pferdes und dergleichen klexig schwarz anzumalen oder sonst irgendwo in


ncipit suma que uocat cathol
iohāne de Ianua. ordinis frat
re.i. scriptura litera et sillabarum. Et
ethymon quod ē uerum. et logos s
logia.i. tractatus de ueritate om
absolute. Diasintastica dr a dia
tasis quod ē constructō. Jn diasi
tus de constructōne pfecta. Prosi
a pros quod ē ad et odos quod
sodia.i. tractatus de cuiuslibet d
accentu. Principaliter autē in
libro intendo d prosodia. licet oc
ptibus aliqua h tangam. unde t
q a pncipaliori intento si placet
petur. ul' si magis placz liber ist

Abb. 4. Initial und Ornamentleisten auf der Titelseite des Mainzer Katholicon 1460. Moderne Arbeit, merkwürdige, dem Stil des XV. Jahrhunderts nicht entsprechende Ornamentik, trübe verschwommene Farben. Von derselben Hand wie Abb. 5. (Originalgröße.)

unnützer Weise nachzuhelfen. Ausführlich hat er dies allerdings nur auf den ersten Bildern getan, auf denen man ganz seinen Stil erkennen kann. Auf Blatt 1 ist zum Beispiel der Teppich des Thrones grün und ein Vorhang blau angemalt, blaue Adern in die Marmorsäulen eingezeichnet und der Himmel entsetzlich naturalistisch angeschmiert. Sehr markant tritt die moderne Arbeit auch bei den bemalten Initialen des Buches: Die deutsche goldene Bibel nach Ordnung des ABC, Augsburg (II, 523) hervor, auch die Initialen sowie einzelne der Bilder in der Hypnerotomachia Poliphili (II, 655), die sonst sehr gut erhalten ist, sind bejammernswert schlecht ausgemalt.

Weitaus das reichste Material liefert uns die Klemmsche Sammlung für ein spezielles Gebiet der Bücherfälschung, für das Klemm offenbar eine besondere Vorliebe besessen hat, die *Ergänzung von Büchern durch eingemalten Schmuck*. Die Bücher aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst hatten ja fast durchgängig die Kapitelüberschriften, die großen und kleinen Initialen sowie alle Arten von Signaturen ausgespart, die von dem Illuminator mit der Hand eingesetzt wurden. Erst vom zweiten Jahrzehnt ab mehren sich die Fälle, daß auch diese Schmuckelemente eingedruckt wurden. Außerdem kam es auch nicht selten vor, daß man, um das gedruckte Buch noch mehr dem geschriebenen zu nähern, in kostbaren Werken handschriftlich einzelne Initialen reich mit figürlichen Details und vor allem die Titelseite mit einer geschmückten Bordüre verzierte. Diese Bordüren haben in den verschiedenen Ländern charakteristische Formen erlangt, entsprechend den Grundformen, die wir auch bei den Miniaturen dieser Länder ausgeprägt finden. Speziell in deutschen Drucken kann man häufig sehr hübsch naturalistisch behandelte Rankenbordüren beobachten, die gewöhnlich die eine Seite des Blattes, also in unsymmetrischer Anordnung bedecken. Da man nur zu häufig nicht die nötige Zeit fand, die Signaturen und Initialen wirklich auszumalen, so hat der Restaurator hier wirklich eine günstige Gelegenheit, seinen Eifer zu beweisen. Ebenso ist es natürlich nicht gerade schwer, eine nicht weiter verzierte Titelseite in den Augen kritikloser Sammler durch gefälschte Bordüren wertvoller zu gestalten. Die Zahl der Bordüren und gemalten Initialen, die nachträglich in fälscherischer Absicht in die alten Drucke der Sammlung Klemm eingemalt wurden, ist außerordentlich groß. Speziell von den Mainzer Drucken ist weitaus die Mehrzahl in solcher Weise verbösert. Interessant gestaltet sich die Untersuchung nach solchen Zutaten bei den *geschriebenen Büchern,* die die Kollektion enthält. Zwei der Einzelblätter (I, 5 und 6), die Klemm als Ergänzung seiner Büchersammlung mit verkauft hatte, sind auf diese Weise

als fast wertlose Verfälschungen anzusehen. Beide stellen Blätter aus geschriebenen Codices des XV. Jahrhunderts dar, das kleinere zeigt links oben ein Initial R mit einem Bildchen, das die Auferstehung Christi enthält. Das Initial scheint wirklich alt zu sein, doch war es offenbar bis zur Unkenntlichkeit abgewaschen und wurde von dem Restaurator neu angemalt und mit allerlei törichten Schnörkeln versehen. Das zweite größere Blatt scheint dagegen überhaupt vollkommen neu zu sein, die Schrift sieht sehr verdächtig aus, ganz offenkundig ist die Fälschung jedoch an dem viel zu großen Initial A, das eine umfangreiche Darstellung mit Marias Tempelgang zeigt. Die Mache ist im figürlichen so plump wie in den Ranken auf der linken Seite. Ein umfangreiches Manuskript des XV. Jahrhunderts (I, 35) ist ebenfalls sehr merkwürdig durch eingemalte Initialen ergänzt, die im Stil absolut nicht zu der Schrift passen, auch in der Farbe nichts weniger als alt aus sehen, aber offenbar von einem ganz geschickten Restaurator hergestellt wurden, dessen Spuren wir noch bei ähnlichen Fälschungen begegnen werden. Das merkwürdigste an diesem Manuskript ist jedoch, daß es durchgehends am Innenrand eine ganze Rinne von kleinen Löchern aufweist, die offenbar nach der Austattung mit Initialen mit einer Messerspitze bewerkstelligt wurden. Der Fälscher erinnerte sich vermutlich daran, das manche alte Pergamente an einzelnen Stellen eine eigenartige Narbung aufweisen, die wie kleine Löcher aussieht. Jedenfalls eine höchst merkwürdige Art, um alte Bücher wertvoller zu machen! Der Clou dieser Manuskript-Fälschungen sind aber ohne Frage die zwei großen Bände eines Breviariums, die für das Nürnberger St. Katharina-Kloster in den Jahren 1446 und 1452 geschrieben worden sind (I, 42). Diese durch ihren Einband kostbaren Stücke sind auf tadellosem Pergament mit prachtvollen spätgotischen Buchstaben geschrieben und würden die Zierde jeder Bibliothek bilden, wenn ihr früherer Besitzer nicht auf die unglaubliche Idee verfallen wäre, die leeren Räume für die Initialen von einem „Künstler“ ausfüllen zu lassen. So ist vor allem der zweite Band mit solch neuem Schmuck versehen, unter dem sich in erster

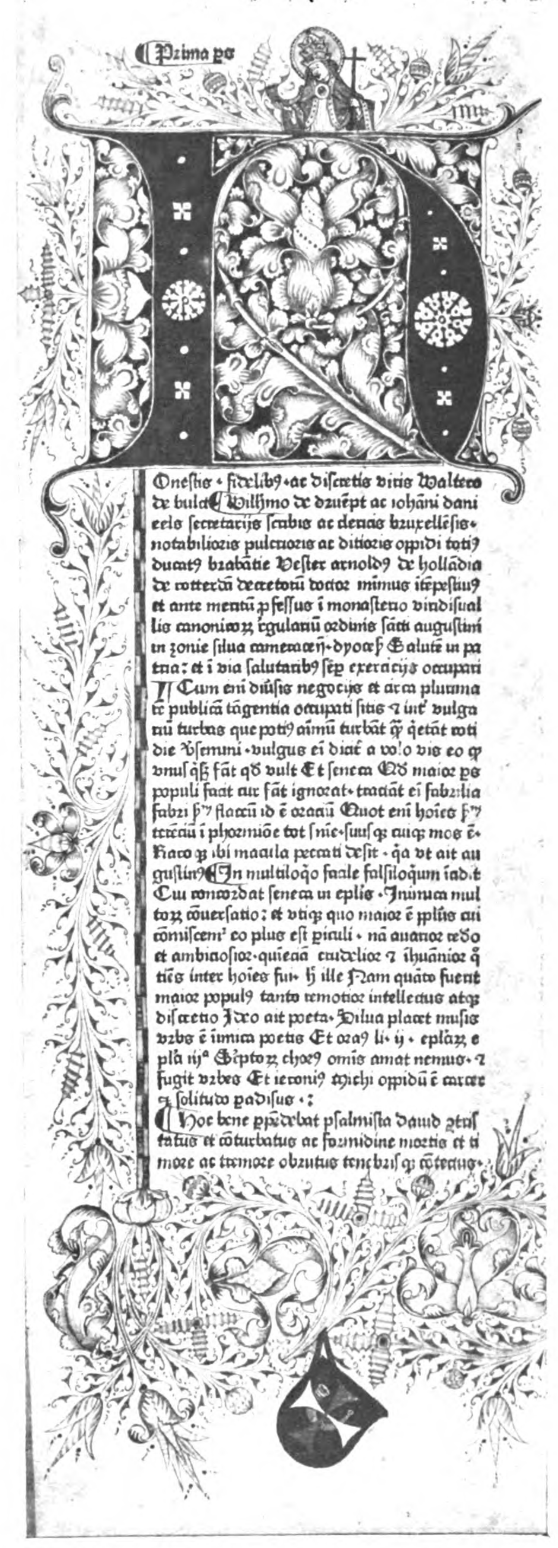


Abb. 5. Geilhoven, speculum conscientiae, Brüssel 1476. Initial und Bordüre vollständig moderne Arbeit, verhältnismäßig sorgfältig aber ganz stillos von derselben Hand wie Abb. 4 ausgeführt. (Verkleinert.)

Linie 15 große Initialen mit Rankenansätzen bemerkbar machen. Diese Initialen sind mit Heiligenfiguren und biblischen Darstellungen versehen, die durch ihre reiche Farbigkeit und durch ihren primitiven flächenartigen Charakter auf dem ersten Blick wie Erzeugnisse slawischer Volkskunst aussehen und dadurch ihre moderne Entstehung ohne weiteres demonstrieren (Abb. 1). Außerdem zeigen sie blaue und rote Schnörkelornamente, wie sie in deutschen Handschriften des XV. Jahrhunderts beliebt waren, und denselben oft zu interessanten Flachornamenten zusammengestellten Schnörkeln begegnen wir dann auch bei den kleinen Initialen, die man bei oberflächlicher Betrachtung zunächst als alte Arbeiten anerkennen wird. Nur werden wir stutzig, wenn wir dabei im Buchstabenkörper selbst, oder für sich auf den Rändern, höchst merkwürdige figürliche Gebilde sehen, Fabeltiere mit Menschenköpfen, storchartige Vögel und ähnliches, was an die gotische Kunst des Mittelalters erinnern soll (Abb. 2). Daß sie denselben Mann zum Verfasser haben, der die großen Initialen gefertigt hat, wird ohne weiteres klar. Zum Vorbild hat dem Fälscher wahrscheinlich ein anderer echter Codex der Sammlung gedient, der ungefähr zur selben Zeit in Nürnberg geschrieben wurde. Ein Vergleich der alten Miniaturen hier mit den neuen dort sagt mehr als viele Worte, es ist Schade um die große Arbeit, die in dieser Restauration steckt. Der erste Band ist genau ebenso verfälscht wie der zweite, nur sind die Zierinitialen nicht so reich.

Von den gedruckten Büchern ist ein ganz erheblicher Prozentsatz der verfälschenden und ergänzenden Tätigkeit des Restaurators zum Opfer gefallen. Besonders groß ist allerdings die Zahl der Drucke, die mit neuen Titelbordüren versehen worden sind. Von den abscheulichsten, auf den ersten Blick als neue Zutaten zu erkennenden Malereien, bis zu relativ gut durchgeführten Arbeiten, kann man hier alle Arten von Geschmacklosigkeit bewundern, die auszudenken sind. Zum Teil sind diese Rankenbordüren ganz stillos unter Verwendung von viel rosa, grün und gold behandelt, häufig kommen auch Ranken vor, die mit zartrosa und grünen Tönen etwas mehr im Charakter der Alten ausgemalt sind, einmal konnten wir auch eine Bordüre beobachten, die einen alten Holzschnitt nachzuahmen versucht (II, 16): Ciceronis Officia et paradoxa, Fust und Schöffer. Gelegentlich hat es der Zeichner auch für notwendig befunden, bei wissenschaftlichen Werken in diese Rankenbordüren die Figur eines dozierenden Magisters einzuzeichnen, wobei seine Unfähigkeit besonders gut erkannt wird. Wir nennen als Beispiel in dieser Art das Werk: Clemens V. Constitutiones, Peter Schöffer 1467 (II, 18) (Abb. 3) und Gregor IX. Nova compilatio decretalium, P. Schöffer 1473 (II, 27). Gelegentlich fand der Restaurator auch alte Teile von gemalten Ranken oder Initialen vor, die ihm nicht pompös genug erschienen oder nicht gut erhalten waren. Er führte dann die Ranken weiter, übermalte die alten Teile und erreichte dadurch gelegentlich wirklich, daß man sich zuerst täuschen läßt. Doch ist nur ein einziger Fall wirklich schwierig zu entscheiden. Es ist die Titelbordüre des Werkes: Cicero, tusculanae quaestiones, Rom, Ulrich Hahn 1469 (II, 416), die den typischen Stil der italienischen Rankenbordüren des ausgehenden XV. Jahrhunderts zeigt und bis in Einzelheiten mit zweifellos echten Rankenbordüren der Art übereinstimmt. Da diese auffallende Gleichheit durchaus kein Zeichen von mangelnder Echtheit zu sein braucht, würde man die Bordüre für gut erklären, wenn nicht das aufgelegte Gold einen etwas verdächtigen Schimmer hätte und durchgeschlagen wäre. Zum Aufkleben des Goldes wurde also offenbar ein neuer Leim verwendet. Noch verstärkt werden die Zweifel



Abb. 6. Miniaturbild aus der 42zeiligen Bibel. Alte Arbeit nordfranzösischer Herkunft. Von dem Restaurator Nr. 1 etwas übergangen. Man beachte vor allem gegenüber Abb. 7 das Kostüm, die Zeichnung und die Farbe. (Originalgröße.)

dadurch, daß eine ganz ähnliche, aber sicher moderne Ranke in dem Werk: Nicolai de Lyra glossae, Rom, Sweynheim und Pannartz 1472 (II, 415) zu finden ist, die ganz abscheulich abgefärbt hat. Der Restaurator scheint etwas mangelhaftes Material verwendet zu haben, auch ist das Blattgold auf ganz ungeschickte Weise aufgelegt.

Weitgehende Ausmalung von Initialen gehört offenbar zu den Tricks, die dem früheren Besitzer der Sammlung am nützlichsten und einwandfreisten erschienen. Er hat gerade hierauf die allergrößte Mühe verwenden lassen, und wenn man nicht schon voreingenommen wäre, würde man manches von diesen Arbeiten für gut hinnehmen. Initialen mit kalligraphischen Schnörkeln, so ähnlich wie in dem Nürnberger Breviarium, sind häufiger zu finden und machen meist keinen sehr guten Eindruck. Wir nennen die schon erwähnte 48zeilige Bibel und einen Utrechter Druck (1889/27), der nicht weniger wie 24 Initialen besitzt. Dann sind vor allem zwei Werke der Art hervorzuheben, die offenbar von demselben Zeichner gefertigt wurden. Das an sich hervorragende Exemplar des Mainzer Katholikons, das zu den größten Schätzen der Sammlung gehört, hat 27 gemalte Initialen, an die sich ein mehr oder weniger umfangreicher Schmuck von rankenartigen Bordüren anschließt. Dieser Schmuck ist schon dadurch ungewöhnlich, daß er weder die in Italien heimische Ornamentik, noch auch die Art niederländischer oder französischer Buchausstattung aufweist und auch durchaus verschieden von der in Deutschland zu dieser Zeit gebräuchlichen Buchornamentik ist. Ebenso ist die Ornamentfüllung der Initialen mit knollenartigen Blättern ungewöhnlich und auch die Farbe, die die kräftigen Kontraste der alten Kunst durchaus vermissen läßt. (Abb. 4.) Daß diese Arbeit vollkommen neuen Datums ist, können wir mit aller wünschenswerten Deutlichkeit durch ein nach der ersten Seite hergestelltes Faksimile beweisen, das wir in den Restbeständen der Sammlung fanden. Darauf sieht man das Initial nur zum Teil ausgemalt, der Fälscher ist also bei der Arbeit zu belauschen. — Die eigenartige Ornamentik dieser Initialen findet sich nun auch in einem Buche wieder, das mit dem Katholikon nicht das geringste zu tun hat. Es ist dies das Buch von Geilhoven, speculum conscientiae, von den Brüdern des gemeinsamen Lebens in Brüssel 1476 gedruckt. Auf der Titelseite prangt hier ein besonders großes Initial H mit Ranken zu den Seiten und einer breiten Bordüre am unteren Rand, in dem höchst unmotiviert ein Wappen aufgehängt ist. (Abb. 5.) Die Farben sind auch hier relativ fein nuanciert, grün, rot und blau herrschen vor. Im ganzen zählen wir 30 Stück solcher Schmuckstücke, die gelegentlich mit scherzhaften Zutaten bedacht sind, aus denen die Fälschung ohne weiteres offenbar wird. So hat sich zum Beispiel der Fälscher einmal den Scherz gemacht, in einem Initial den Namen eines Illuminators zu fingieren, indem er auf Blatt 420 einen Falken abgebildet hat, der ein Spruchband im Schnabel hält; auf dem steht: Der Valck võ ghele. Einmal ist sich der Restaurator auch untreu geworden und hat ein anderes Ornament nach Art der deutschen Schnörkel eingeführt, in einem anderen Fall ist er gar nicht fertig geworden und hat nur die Vorzeichnung stehen gelassen. Gewisse Zusammenhänge mit dem Schmuck des zuerst erwähnten Manuskriptes (I, 35) sind nicht abzuleugnen; die Anschauung, daß bei allen diesen Ausschmükkungen tatsächlich Fälschungen vorliegen, festigt sich, falls das überhaupt nötig ist, dadurch noch mehr: es wäre doch ganz undenkbar, daß ein und derselbe Illuminator Werke aus ganz verschiedenen Jahren von der verschiedensten Provenienz ausgestattet hat.

Die wichtigste und gleichzeitig umfassendste Bücherverfälschung, die die Klemmsche Sammlung besitzt, betrifft ihr kostbarstes Werk, die 42zeilige Bibel von Gutenberg, die in einem

Abb. 7. Miniaturbild aus der 42zeiligen Bibel. Moderne Arbeit, äußerst roh, vermutlich von einem Dresdner Fälscher gemacht. Kindische Zeichnung, vollkommen stillose Kostüme, schlechte Farbe. (Originalgröße.)



rubrizierten Pergamentexemplar vorliegt. In ihrer ganzen Erscheinung sieht diese Bibel in der Tat wie ein handgeschriebener Codex aus und dieser Charakter des geschriebenen Prachtwerks wird noch durch einen reichen Schmuck von Miniaturen und Arabesken verstärkt, der dem Exemplar nach der Angabe Klemms einen ganz einzigartigen Wert verleihen soll. Bei näherem Zusehen fallen aber einige merkwürdige Tatsachen auf, die dem etwas widersprechen: Die erste Seite jedes Bandes ist immer mit einer reichen ornamentalen Bordüre geschmückt, außerdem finden wir ähnliche Ornamentleisten, im ersten Band 23 und im zweiten 56 an der Zahl. Ferner sind unterhalb der Kolumnen häufig ein, seltener zwei Miniaturbilder angebracht; wir zählen ihrer im ersten Band 210, im zweiten 69. Eine ganze Anzahl der Seiten sind jedoch an den unteren Partien mehr oder weniger umfangreich ergänzt, indem ganze Streifen von Pergament neueingesetzt sind. Diese ergänzten Streifen berühren nur in den seltensten Fällen den Text selbst und erstrecken sich häufig über die ganze Breite der Seiten, gelegentlich füllen sie aber nur die halbe Seite aus. Merkwürdigerweise sind nun aber diese ergänzten, unzweifelhaft modernen Stücke nicht von Schmuck entblößt, sie weisen dieselben Ornamente und dieselben Bilder auf wie die intakten Seiten, und zwar können wir im ersten Band 3, im zweiten 7 die Seitenbreite einnehmende Ornamentleisten, ferner im ersten Band 71, im zweiten 10 Miniaturbilder auf ganz oder halb ergänzten Streifen beobachten. Außerdem finden sich gelegentlich neben den auf das alte Pergament gemalten Bildchen kleinere Ornamentstücke, die auf neuem Material gemalt sind — und alle diese Miniaturen und Ornamente sind in der Art der Ausführung, in den Motiven, in allen Einzelheiten der Mache vollkommen identisch mit einer großen Anzahl der übrigen Miniaturen und Leisten auf dem alten Pergament. Von den zwei Titelseiten immer abgesehen, zählen wir im ersten Band 21 Leisten und 22 Miniaturbilder, und im zweiten Band 49 Leisten und 40 Miniaturbilder auf altem Material, die stilistisch und technisch mit den anderen übereinstimmen. Dagegen sind in der Auffassung, in allen stilistischen Einzelheiten und in der Technik verschieden davon im ersten Band 117 und im zweiten 19 Miniaturbilder, die alle durchgängig auf das ursprüngliche *nicht* ergänzte Material gemalt sind. Der Schluß liegt also nahe, daß diese *136 Miniaturbilder allein den ursprünglichen originalen und alten Schmuck* der Gutenbergbibel darstellen und daß alles übrige in späterer Zeit hinzugefügt worden ist. Was sich so aus einer Prüfung des Materials zwanglos ergibt, das bestätigt genau auch die stilistische Untersuchung. Die Gruppe der 136 Miniaturbilder unterscheidet sich in ganz überzeugender Weise von den anderen durch die saubere feine Durchführung, die die Einzelheiten der Gesichtsbildung, die Falten in den Kostümen und dergleichen mit einer Liebe und Exaktheit wiedergibt, wie es nur die hochstehende Kunst der gotischen Miniaturmalerei gekonnt hat. (Abb. 6.) Außerdem ist die ganze Auffassung vollkommen stilgetreu. Der relativ untergeordneten Stellung der Miniaturen im Buche entsprechend haben wir immer eine möglichst einfache Szene. Nur wenig Figuren bestreiten die Handlung, das Milieu ist nur andeutungsweise wiedergegeben. Wie die Falten gelegt sind, ist bezeichnend für die Gotik, das Kostüm und auch die Farbe da, wo sie intakt erhalten ist, sind durchaus stilecht. Allerdings wird die Sache etwas schwierig dadurch, daß der Restaurator auch die alten Bilder angegriffen hat und sie nach seiner Weise ausbesserte, doch bedarf es nicht viel Übung, um nach kurzer Zeit die alten und die neuen Bilder voneinander unterscheiden zu können. Die meisten der neuen Bilder sind von einer geradezu rührenden Unbeholfenheit, wie Holzklötze stehen die Figuren da, mit ausdruckslosen Gesichtern, mit vollkommen unmöglichen Kostümen, so salopp in der Mache, daß man das edle Material bedauert, das so behandelt worden ist. (Abb. 7.) Daß sich der Fälscher nicht einmal die nötige Zeit genommen hat, um etwas einigermaßen Brauchbares zu liefern, das beweisen vor allem die Ornamentleisten, die nun sämtlich neue Arbeit sind. Mit diesen hat es eine besondere Bewandtnis, wie wir sofort sehen werden.

Sehr problematisch sind die Titelseiten der beiden Bände, die mit außerordentlich prunkvollen Ornamentbordüren auf allen vier Rändern eingerahmt sind. Diese Bordüren zeigen den typischen Stil der nordfranzösischen Buchmalerei aus dem Ende des XV. Jahrhunderts. Sie bestehen aus Blattranken, die mit Blüten, Blumen und Früchten reich durchsetzt sind, der Fond ist mit kleinen



Goldblättchen und feinen mit der Feder durchzogenen Strichen versehen. Die Rippen der einzelnen Ranken sind durch dunkle Linien hervorgehoben, der Maler hat sich bemüht, alles möglichst scharf herauszuarbeiten. Auf der Titelseite des zweiten Bandes findet sich in der Bordüre links unten ein kleines Bild, ein König sitzt auf einem Throne, vor ihm stehen einige Höflinge. (Abb. 8.) Dieses Bild entspricht in jeder Beziehung den alten Miniaturen im Text und bei genauerem Studium ergibt sich, daß auch *der größte Teil dieser Bordüre eine unverfälscht alte Arbeit ist.* Man beachte besonders, wie einzelne der Blumen und Blätter modelliert sind, wie mit vielen kleinen, etwas ängstlichen, aber doch sicher sitzenden Strichelchen die einzelnen Blumen herausgearbeitet wurden. Nur oberhalb und unterhalb der rechten Spalte findet sich ein Ornamentstück, das bei näherem Zusehen nicht mit der Seite zusammenpaßt, dagegen offenbar von derselben Hand herrührt, die die große Bordüre auf der *Titelseite des ersten Bandes* gemacht hat. Die Ausführung hier ist auch nicht sehr schlecht, jedenfalls bedeutend besser als die der meisten Ornamentleisten im Text, doch unterscheidet sie sich immerhin wesentlich von der einzig originalen Ornamentbordüre im zweiten Band. Es fehlen die feinen Strichelchen, die die Modellierung bewerkstelligen, statt dessen gibt es etwas plump hingesetzte Schatten und Konturen, die oft unnötig scharf die Rippen der Blätter markieren. (Abb. 9.) Ausschlaggebend ist aber auch hier eine Untersuchung des Materials: diese ganze Bordüre des ersten Bandes ist auf einem anderen Pergament gemalt als das, auf dem der Druck geschehen ist. Wer hat nun diese Bordüre gemacht, die so viel besser aussieht als die plumpen Ornamentleisten? Aus einer genaueren Untersuchung der zahlreichen Ornamentleisten im Text der beiden Bände ergibt

Abb. 8. Titel des zweiten Bandes von Gutenbergs 42zeiliger Bibel. Reiche mit der Hand gemalte Rankenbordüre nordfranzösischer Provenienz. Alte größtenteils gut erhaltene Arbeit; Spuren von Restaurationen in dem Bilde links. Das Schmuckstück ober- und unterhalb der rechten Spalte ist neu, vermutlich von Pilonski in Paris. (Verkleinert.)



Abb. 9. Der untere Rand von der Titelbordüre im ersten Band der 42zeiligen Bibel. Nach dem Muster von Abb. 8 vermutlich in den siebziger Jahren in Paris (von Pilinski?) gefälscht. Recht gute Arbeit, aber die Ausführung bedeutend plumper und roher als auf der alten Bordüre im zweiten Band. (Verkleinert.)

sich, daß weitaus die Mehrzahl der neu eingemalten Leisten keine einheitliche Arbeit ist. Ein Teil dieser Leisten, und zwar immer das Stück, was sich direkt an den Text anschließt, und nur die Breite einer Spalte einnimmt, ebenso die häufiger vorkommenden kleinen Ornamentstücke am oberen Rand sind in der Farbe und in der Form etwas besser ausgeführt als die übrigen Zutaten und entsprechen sowohl der Titelbordüre des ersten, als auch den zwei kleinen neuen Stücken auf dem Titel des zweiten Bandes. (Abb. 10.) Wir haben also zwei verschiedene Phasen der Restaurierung vor uns. Das erste Mal wurden in dem nicht ganz intakt erhaltenen Exemplar die fehlenden Stellen durch neues Pergament ausgebessert und gleichzeitig auch im Text die Schrift ergänzt und die Titelseite des ersten Bandes neu eingefügt. Offenbar ging aber auch dieser erste Fälscher weiter und markierte die Kapitelanfänge mit kleineren Ornamentleisten. Schwenke, der die Leipziger Gutenbergbibel in der Festschrift zur Gutenbergfeier 1900 ausführlicher erwähnt, bemerkt, daß sie von dem schon vorhin genannten Fälscher Pilinski in Paris restauriert worden ist. Wenn das, wofür mir keine Beweise vorliegen, wirklich richtig ist, so müssen wir in diesem Restaurator Pilinski wohl den Mann sehen, der diese erste Restauration vorgenommen hat und der sich daher als ein relativ verständiger, mit feineren Mitteln arbeitender Mann erweist. Die übrigen Zutaten fallen ganz offenbar dem Fälscher zur Last, der auch sonst die Bücher der Klemmschen Sammlung in so unerhörter Weise verunziert hat. Die schlimmsten Dinge in der Gutenbergbibel haben ganz unbedingt seinen Stil. Zu allem Überfluß besitzen wir auch noch einen Mainzer Druck in der Klemmschen Sammlung, der eine den Ornamentleisten der Bibel direkt entsprechende Bordüre als „Verschönerung" zeigt. Es ergibt sich also alles in allem folgendes Bild: Unser Exemplar der 42zeiligen Bibel besaß zwei reich ornamentierte Titelbordüren und eine große Anzahl von Miniaturbildern unter den Seitenspalten als Schmuck. Ein barbarischer Sammler des XVIII. oder XIX. Jahrhunderts machte sich den grausamen Spaß, eine Anzahl der Miniaturbilder und die eine Titelbordüre herauszuschneiden. Der spätere Besitzer des Exemplares beauftragte dann in den 70er Jahren in Paris einen Restaurator mit der Aufgabe, den Schaden zu restaurieren und es wurden neue Pergamentstücke und eine Titelbordüre eingefügt und gelegentlich bei den Kapitelanfängen kleinere Ornamentleisten eingemalt. Nur gelegentlich, zum Beispiel im ersten Band Seite 291 und im zweiten Band Seite 131, hat dieser Restaurator Nr. 1 außerdem auch eine größere, die ganze Breite der Seite umfassende Leiste in den Text eingemalt. Als dann das Exemplar nach Dresden gekommen war, gab es Klemm dem Fälscher Nr. 2 in Arbeit, der sämtliche Ornamentstücke zu breiten Leisten ausmalte, eine große Anzahl von neuen Bildern einfügte und auch die kleinen Ornamentstücke neben und zwischen den alten Bildern hineinmalte. — Damit ist aber noch nicht alles erledigt. Am Schluß des ersten Bandes findet sich kaum bemerkbar in das Pergament eingeritzt mit den Zahlzeichen des XV. Jahrhunderts die Jahreszahl 1453, die, wenn sie echt wäre, für uns naturgemäß von großem historischen Wert sein würde. Es ist kaum zu beweisen, daß sie falsch ist; nach dem, was wir festgestellt haben, ist das jedoch höchst wahrscheinlich, zumal da Klemm selbst in seinem Katalog nicht von ihr spricht. Außerdem ergibt sich aus neueren



Abb. 10. Ornamentleiste im Text der 42 zeiligen Bibel. Moderne Arbeiten von zwei verschiedenen Fälschern ausgeführt. Das umrandete Stück links von Nr. 1 (Pilinski in Paris?), das übrige von Nr. 2 vermutlich in Dresden gemacht. Nr. 1 arbeitet sorgfältiger als Nr. 2. (Ungefähr Originalgröße.)

Forschungen, daß der erste Band der Bibel nicht vor 1454 vollendet wurde. Somit würde auch diese Zutat sich als Fälschung charakterisieren.[1]

Die relativ einfach gehaltenen Initialen der Bibel sind übrigens durchgängig alt; wenn sie intakt gehalten geblieben wäre, wäre sie wohl durch ihren außergewöhnlichen Reichtum an Miniaturen zu einem der prunkvollsten Denkmäler der alten Druckkunst geworden. Eine solche Anzahl von Miniaturen, wie sie früher vorhanden gewesen sind, dürfte wohl zu den Seltenheiten gehören. Offenbar befand sich das Exemplar früher in fürstlichem Besitz und hatte vielleicht als Dedikationsexemplar an eine hohe Persönlichkeit zu dienen. Das Bild auf dem Titel des zweiten Bandes weist schon darauf hin, ohne Zweifel hätte der Titel des ersten Bandes näheren Aufschluß darüber gegeben. Umso bedauernswerter ist sein Fehlen, und sehr schade ist es auch, daß weder der alte Einband, noch der Vorsatz sich erhalten hat, der ohne Zweifel manchen Anhaltspunkt für die Provenienz gegeben hätte.

Zum Schluß ist noch auf eine Gruppe von Bücherverfälschungen hinzuweisen, die aus naheliegenden Gründen nicht den Umfang einnehmen, wie die Ergänzungen von Bordüren und Initialen, die aber nur eine logische Konsequenz dieser Restaurationen sind. Es handelt sich um die Verbesserungen, die Klemm den *Holzschnittbordüren* in seinen Büchern angedeihen ließ. Als Ersatz des handgemalten Schmuckes begann man bei uns schon in den 70er Jahren des XV. Jahrhunderts die Bücher mit verzierten Initialen und Bordüren in Holzschnitt zu schmücken, wie wir sie besonders schön bei Werken von süddeutschen Offizinen, Ulm und Augsburg, beobachten können. Auch diese Bordüren konnte der Amateur nicht in Ruhe lassen und mußte sie höchst unnötiger Weise handschriftlich ergänzen. So hat zum Beispiel in Steinhöwels Boccaccio, Ulm, Johann Zainer 1479 (II, 698) die erste Holzschnittbordüre eine Zutat unten von der vorletzten Zeile ab erhalten; um die neue Arbeit zu verdecken, wurde alles ausgemalt. Dasselbe ist dann auch mit der schönen, die Figur eines Narren enthaltenden Bordüre im ersten Band von Berchorius, Liber bibliae moralis, Johann Zainer, Ulm 1474 (II, 699) geschehen, von der Klemm in seinem Katalog ausdrücklich bemerkt: „Mit einer pompösen Randleiste auf der ersten Zeile, die nicht nur seitwärts herunter, sondern auch oben und unten quer über die ganze Druckseite läuft." Da der zweite Band dieselbe nicht ergänzte Bordüre enthält, wird die Sache ohne weiteres klar. Das merkwürdigste und verwerflichste Beispiel einer solch kindischen Verschönerungssucht bietet aber der kostbare xylographisch hergestellte Donat (I, 57), den Conrad Dinckmut in Ulm gedruckt hat. Die erste Seite dieses Drucks zeigt links ein großes Initial, daran schließt sich eine Bordüre an, die am unteren Rand ihr Ende findet. (Abb. 11.) Der Restaurator hat auf neuem unterlegtem Papier diese Bordüre nach unten zu angesetzt und sie sogar noch nach rechts und oben herumgeführt, was von vornherein von jeder Gewohnheit abweicht und somit eine Fälschung darstellt, die einen ganz falschen Begriff von der graphischen Kunst

[1] Über die Jahreszahl in der Leipziger Gutenbergbibel hat vor allem Dziatzko in der Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten Band XV, Seite 104 berichtet, er hält sie für echt. — Nach Mitteilung von Professor Zedler in Wiesbaden ist die Bibel später als 1453 anzusetzen, näheres darüber wird in den Veröffentlichungen der Gutenberggesellschaft erscheinen.



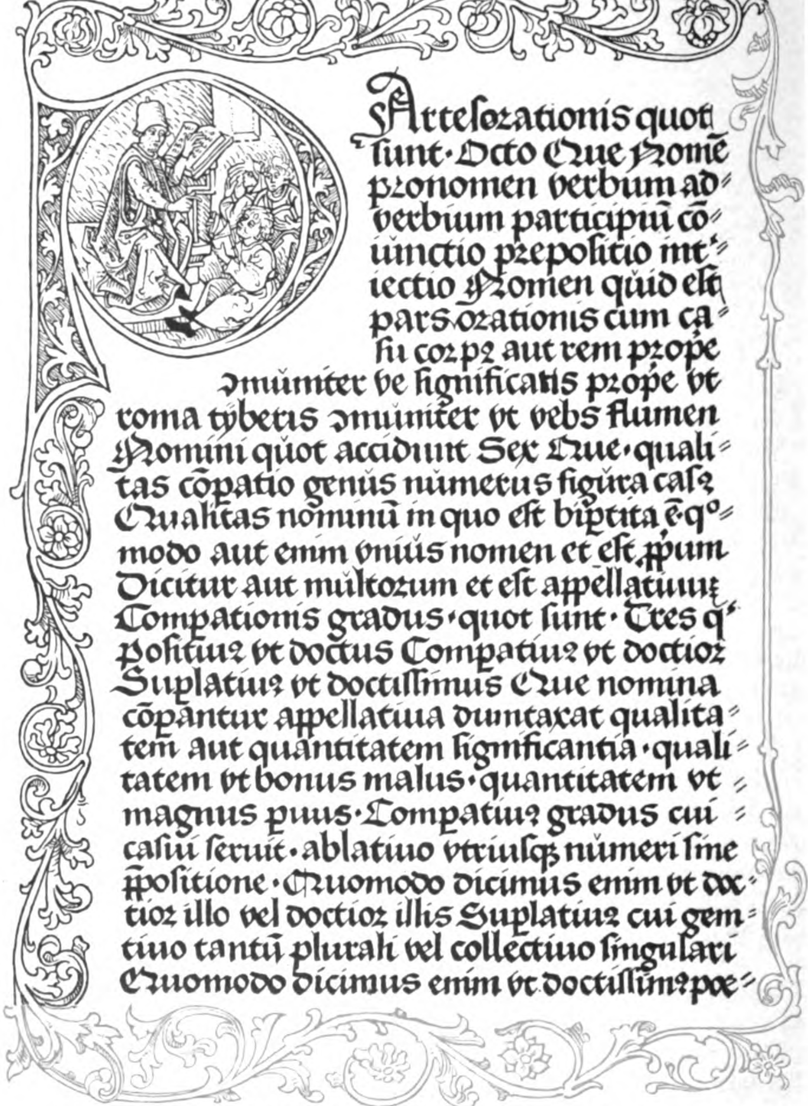

Partes orationis quot
sunt· Octo Que Nomen
pronomen verbum ad
verbium participium con
iunctio prepositio int
iectio Nomen quid est
pars orationis cum ca
su corpus aut rem prope
communiter ve significans prope vt
roma tyberis communiter vt vrbs flumen
Nomini quot accidunt Sex Que· quali
tas comparatio genus numerus figura casus
Qualitas nominum in quo est bipertita est quo
modo aut enim vnius nomen et est proprium
Dicitur aut multorum et est appellatiuum
Comparationis gradus· quot sunt· Tres p
ositiuus vt doctus Comparatiuus vt doctior
Superlatiuus vt doctissimus Que nomina
comparantur appellatiua duntaxat qualita
tem aut quantitatem significantia· quali
tatem vt bonus malus· quantitatem vt
magnus paruus· Comparatiuus gradus cui
casui seruit· ablatiuo vtriusque numeri sine
prepositione· Quomodo dicimus enim vt doc
tior illo vel doctior illis Superlatiuus cui gen
tiuo tantum plurali vel collectiuo singulari
Quomodo dicimus enim vt doctissimus poe

Abb. 11. Donatus. Holztafeldruck von Conrad Dinckmut in Ulm. Der durch roten Druck hervorgehobene Teil der Bordüre ist modern, mit der Feder auf neuem Papier gezeichnet. (Verkleinert.)

Deutschlands zu dieser Zeit gibt. Man kannte ja wohl eine Verlängerung der Bordüre am unteren Rand, aber eine alle vier Seiten umschließende Umrahmung, wie zum Beispiel in den Niederlanden, ist zu dieser Zeit ungebräuchlich und kommt erst später auf. Da die Donat-Bordüre in dem Buch von Weigel und Zestermann noch vor der Ergänzung, in späteren Büchern jedoch mit ihr als alt abgebildet wurde, entstand in wissenschaftlichen Kreisen der Irrtum von zwei verschiedenen Ausgaben des Donat oder wenigstens von dem „fragmentierten“ Exemplar bei Weigel, dessen Schmuck übrigens in neuerer Zeit von Bossert in der Zeitschrift für bildende Kunst 1912 dem Hausbuchmeister zugeschrieben wird.

Gewiß ist das alles Beweis genug, wie notwendig es war, auf diese Dinge einmal aufmerksam zu machen. Man darf solche Verfälschungen in alten Büchern nicht für harmlos halten; wenn auch der Kenner nach einigem Studium rasch herausfinden wird, was an ihnen alt und neu ist, und vieles davon so aufdringlich wirkt, daß jeder, der einiges Gefühl für den Wert alter Arbeit hat, das Richtige leicht erkennen wird, so sind sie doch imstande, beträchtlichen Schaden anzurichten. Wenn diese Ausbesserungen in Abbildungen studiert werden, wird sich auch der Gelehrte leicht täuschen lassen. Vor allem wird aber der Laie dadurch in einer Weise falsch informiert, die der Wissenschaft nicht würdig ist. So wird zum Beispiel eine teilweise gefälschte Seite der Gutenberg-Bibel als Muster für ein altes Druckwerk häufig, auch jetzt noch in populären Werken aller Art gerne abgebildet und verbreitet dadurch eine falsche Anschauung, die nur mit Mühe wieder auszurotten sein wird. Außerdem ist natürlich ein Vorgehen, wie es bei solchen Restaurationen beliebt wird, vor allem vom wirtschaftlichen Standpunkt aus sehr bedenklich.

Auch in anderen Bibliotheken wird man solche Verschönerungen häufig finden. Außer der sehr merkwürdigen Neigung, die Objekte ihrer Sammlung möglichst typisch und prunkvoll zu gestalten, leitete die alten Sammler ohne Zweifel ein sehr praktischer Gesichtspunkt. Sie wollten ihre Besitztümer kostbarer machen. Heute sehen wir aber klar, daß durch diese Manipulationen der Wert der Bücher nicht gesteigert, sondern im Gegenteil vermindert worden ist. Vernünftige Restaurationen sind naturgemäß zur Konservierung der Bücher unbedingt notwendig. Wenn sie aber so weit gehen, wie wir es hier beobachten konnten[1], so sind sie als glatte Fälschungen zu verurteilen.

Die Morante-Bibliothek.

Von

Dr. G. A. Erich Bogeng in Berlin.

Verhältnismäßig zahlreich finden sich auf dem Altbüchermarkte Bände, oft in prachtentfaltender Ausführung, deren Wappen (Super-Exlibris) sie als aus dem Besitz des Marquis de Morante stammend kennzeichnet, so daß der Name dieses spanischen Bibliophilen, der zu den bedeutendsten Büchersammlern seiner Heimat gehörte und einer der hervorragendsten Büchersammler des XIX. Jahrhunderts gewesen ist, keineswegs unbekannt erscheint.[2] [3] Aber über die eigenartige Persönlichkeit des spanischen Bibliophilen, über Art und Schicksale seiner Sammlungen ist man meist gar nicht oder nur schlecht unterrichtet, obschon diese mindestens die gleiche Beachtung als Provenienz verdienen, die man einigen anderen glänzenderen Bibliophilennamen seiner Zeit widmet.

Das Leben des merkwürdigen Mannes ist rasch erzählt. Don Joachim Gomez de la Cortina wurde am 6. September 1808 in Mexiko geboren, als der dritte Sohn des Don Vicente Gomez de la Cortina. Don Vicente (von seiner Gemahlin Conde de la Cortina) entstammte einer vornehmen Familie der Provinz Santander und kehrte, als der mexikanische Aufstand gegen das Mutterland begann, in die Heimat zurück. Don Joachim, der in Alcala die Rechte studiert und zum Doktor juris utriusque promoviert hatte, blieb dieser Universität als Lehrer des kanonischen Rechtes verbunden und wurde mit deren Übersiedlung nach Madrid (1840), kaum 32 Jahre alt, Rektor der neuen Universität. Doch mußte er schon 1842 seine rasche wissenschaftliche Laufbahn aufgeben, da ihn der Tod seines Vaters zwang, zur Ordnung seiner Vermögensverhältnisse nach Mexiko zu reisen. 1844 wieder nach Spanien zurückgekehrt,

---

1 Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man die Zahl der Bücher, die Klemm durch Veränderungen im Text (Ein- und Ausmalen) hat restaurieren lassen, auf mindestens 100 schätzt. Unter den Büchern, die wir durchsahen, gehören folgende Nummern (nach Klemms Katalog) dazu: I, 27, 35, 42, 57. II, 1, 2, 7, 11, 16, 18, 19, 27, 29, 31, 33, 36, 41, 42, 43, 47, 70, 105, 148, 149, 157, 169, 172, 174, 179, 181, 182, 200, 224, 244, 273, 284, 323, 324, 335, 334, 341, 342, 353, 411, 413, 415, 416, 424, 427, 428, 504, 506, 507, 510, 514, 516, 521, 523, 524, 527, 531, 555, 577, 578, 592, 651, 655, 676, 680, 697, 698, 699, 706, 728, 732, 751, 781, 804, 805, 882, 893, 899, 904, 905, 907, 933, 972, 1078. III, 275, 1889/4, 1889/21, 1889/27. (Diese Bände sind aus Klemms Nachlaß erworben worden.)

2 Über die Bibliothek Morante und ihre Auflösung hat der ausgezeichnete englische Bibliophile Richard Copley Christie (über ihn: „Zeitschrift für Bücherfreunde" V, 432) im Manchester Literary Club einen („Manchester Quarterly" Nr. VI April 1883 gedruckten) Vortrag gehalten, der von Isidore Liseux ins Französische übersetzt wurde („La Curiosité" Quatrième Série 1883) und dem auch ich im wesentlichen gefolgt bin. Mit Anekdoten verbrämte biographische Nachrichten über den Marques de Morante gibt F. A. Barbieri in der Vorrede des ersten Auktionskataloges (1872).

3 Als Super-Exlibris gebrauchte der Sammler sein Wappen mit der Marqueskrone, bisweilen noch dazu ein Monogramm in den Deckelecken. Als Überschrift des Wappens: „J. Gomez de la Cortina et amicorum", als Unterschrift: „Fallitur hora legendo". Das Exlibris zeigt das Wappen mit der Grafenkrone sowie der Unterschrift: „Bibliotheca Cortiniana" und dem an den drei übrigen Blatträndern wiederholten Spruche: „Egregios cumulare libros praeclara supellex". Soweit er nicht für seine geschätztesten Bücher Pariser Prachtbände herstellen ließ (er bevorzugte die Meister Duru, Capé, Bauzonnet) arbeiteten für ihn die Madrider Buchbinder Schaefer und Gil.



wurde er zum Hilfsrichter am Appellationsgericht in Madrid ernannt. 1847 Marques de Morante geworden, bald darauf mit dem Großkreuz des Ordens Karls III. und Isabella der Katholischen ausgezeichnet, Ritter des militärischen Verdienstordens des heiligen Jacob von Compostella, war er von 1851—1853 noch einmal Rektor der Universität Madrid, um dann als Richter dem obersten Gerichtshofe des Landes anzugehören. 1859 wurde er Senator und gab erst kurze Zeit vor seinem Tode seine Ämter auf, um sich ganz seiner Büchersammlung widmen zu können. Daß ihm der Staatsdienst als eine ehrenvolle Pflicht, der er sich nicht entziehen durfte und wollte, erschien, macht den noblen Zug im Bilde dieses spanischen Granden verständlich, den uns sein Biograph F. A. Barbieri überliefert hat. Niemals hat Morante eine ihm aus einem Amte zukommende Einnahme für sich verwendet und immer auf sein Gehalt teils zugunsten des Staates verzichtet, teils es den Armen zukommen lassen.

So hatte er nicht (wie sein Zeitgenosse Grenville) seine Sammelleidenschaft mit Mitteln befriedigt, die aus einem von der Nation reich dotierten Amte flossen, deshalb wohl auch nicht, wie der vornehme Brite, seine Bibliothek als ein Vermächtnis der Nation hinterlassen, was in Hinsicht auf ihr späteres Schicksal sehr zu bedauern ist. Persönlich anspruchslos verleugnete der Marques de Morante in seiner Lebensführung nicht den grandseigneur, unterhielt eine zahlreiche Dienerschaft, die er nicht brauchte, war bei aller Genauigkeit in seinen Ausgaben immer darauf bedacht, auch den Anschein der Knauserigkeit zu vermeiden. Dafür ist eine Anekdote bezeichnend: als seine Wäscherin sich einmal um einen ochavo (etwa um zehn Pfennige) verrechnet hatte, gab er ihr zunächst ein Goldstück, um sie wegen dieses Rechenfehlers ausschelten zu können. Er machte keine großen Reisen, besuchte keine öffentlichen Feste und keine Theater, war von ungewöhnlicher Nüchternheit, den Tafelfreuden abgewandt wie der auf ihnen gegründeten Geselligkeit, trank fast keinen Wein, verzichtete auf Kaffee, Tee, Spirituosen, rauchte und schnupfte nicht, kurz war mäßig bis zum Exzeß. Am liebsten verbrachte er den Tag allein unter seinen Büchern (für die er drei Marmorsäle seines Palastes hatte einrichten lassen) nachlässig gekleidet, Pantoffeln an den Füßen, auf der Bücherleiter sitzend, bald Bücher ordnend, bald lesend. Wenn nicht sein Auftreten als grandseigneur, wo es ihm erforderlich schien, wenn nicht seine ausgedehnte amtliche Berufstätigkeit und seine große Wohltätigkeit ihn dagegen geschützt hätten, würden ihn Fernerstehende wohl leicht für eines jener Originale haben halten können, die man Bibliomanen nennt, zumal seine Leidenschaft des Lateinredens und seine nicht gerade gewöhnlichen Umgangsformen das Absonderliche seines Wesens noch schärfer hervortreten ließen. Aber ein Bibliomane ist der Marques de Morante keineswegs gewesen. Seine Bücherleidenschaft war im Gegenteil nur eine Äußerung seiner großen Gelehrsamkeit, im besonderen seiner Vorliebe für die lateinische Sprache und ihre Schriftsteller. Wie er am liebsten lateinisch redete und schrieb, so sammelte er mit Vorliebe lateinische Bücher. Doch war er weder ein um das Luxusbuch bemühter Amateur noch ein Raritätenjäger, recht eigentlich nur ein auch als Schriftsteller auf seinen Gebieten nicht unbedeutender Forscher, dem es seine Mittel erlaubten, über einen großen kostspieligen Bücherbesitz verfügen und seinen Büchern auch äußerliches Ansehen geben zu können. Allerlei Schrullen des Marques steigerten sich in den letzten Lebensjahren zu einer krankhaften Reizbarkeit und sein Tod (am 13. Juni 1868), infolge eines Sturzes von der Bücherleiter, bewahrte ihn vor völliger geistiger Umnachtung. In der von seinem Vater in Salazar gestifteten Kirche wurde er beigesetzt.

Der Marques de Morante hatte, wie gesagt, im Grunde weder die Anschauungen noch den Ehrgeiz eines Bibliophilen, teilte nicht den Geschmack der großen englischen und französischen Sammler seiner Zeit, wenn er sich auch auf manchen Sammelgebieten häufiger mit ihnen begegnete. Denn ein Mann, der schon als junger Student in Alcala systematisch zu sammeln begonnen hatte und der späterhin zwei Drittel seines Jahreseinkommens von 125000 Franken für die Vermehrung seiner Bibliothek aufwendete, mußte, ob er es nun wollte oder nicht, in der Bibliophilenwelt Ansehen gewinnen. Bei den Pariser Altbuchhändlern und Buchbindern war er denn auch ein hochgeschätzter Kunde, während sein Name weiteren Kreisen erst durch



einen von G. Brunet (anläßlich des Erscheinens des achten Bandes des Katalogs der Morante-Bibliothek) im Bulletin du Bibliophile veröffentlichten Aufsatzes bekannt geworden ist. Paul Lacroix erzählt einmal, wie er Motteley traf, der soeben mit ein wenig entrüstetem Erstaunen von Duru zurückkam. „Duru hat ein paar meiner Einbände liegen lassen", sagte Motteley, „um andere auszuführen, die nur ein ausgezeichneter Bibliophile bestellen und ein Fürst bezahlen kann. Er arbeitet also gerade für den Duc d'Aumale und deshalb bescheide ich mich mit Vergnügen." Als Motteley nun hörte, der Marques de Morante sei jener ihm unbekannte Mäzen des langsamen Duru, rief er bewundernd aus: „Endlich lebt also auch in Spanien ein Bibliophile!" (Ein Ausruf, der nebenbei gesagt mehr pathetisch wie richtig war, denn damals lebte doch noch Don Vincente Salva in Valenzia.)

Als der Marques de Morante starb, enthielt seine Bibliothek in rund 21021 Nummern über 120000 Bände vorzugsweise lateinischer Werke, war also ihrem äußeren Umfange nach eine der größten im XIX. Jahrhundert gesammelten Privatbibliotheken, über deren Inhalt ein von ihrem Besitzer herausgegebenes gedrucktes Verzeichnis Auskunft gibt. Der Originalität des Sammlers entsprach die des von ihm (in spanischer Sprache, obschon die Titel lateinisch sind) bearbeiteten Katalogwerkes, dessen erster Band 1854 als „Catalogus librorum Doctoris P. Joach. Gomez de la Cortina March. de Morante qui in aedibus suis exstant" erschien. Weitere Bände folgten 1855, 1857 (zwei), 1859 (zwei), 1860, 1862, ein letzter, der neunte Band, wurde erst nach dem Tode des Sammlers, 1870, veröffentlicht. Dieses Büchereiverzeichnis, ganz die eigene Arbeit des Marques de Morante, ließ er in 500 Abzügen herstellen, um die mit seinem aufgeprägten Wappen verzierten Schaflederbände an Berufene und Unberufene zu verteilen. Die Anordnung sollte eine alphabetische nach den Verfassernamen werden (das erste Alphabet endet im sechsten Bande, in dem ein zweites Alphabet beginnt, das noch den achten Band füllt. Ein drittes Alphabet enthält der neunte Band.) Aber die bibliothekarische Geschicklichkeit und die bibliographische Methode des Marques de Morante reichten zu einer einheitlichen Durchführung seiner Absicht nicht aus, die Verwirrung des Ganzen wird durch mancherlei Ungleichheiten im einzelnen noch vermehrt, so daß ein gewissenhafter Benutzer dieses erstaunlichen Katalogs erst dann auf seine Kosten kommt, wenn er ihn (wie gesagt, dreimal von A bis Z) durchlesend sich zum Handgebrauche einrichtet. Da der Marques de Morante bei jedem Buche den von ihm bezahlten Preis vermerkt hat, ist sein Büchereiverzeichnis auch eine interessante Materialsammlung zur Geschichte des Liebhaberwertes. Seine eigentliche Bedeutung aber empfängt der Morante-Katalog durch die Fülle der in ihm enthaltenen, oft weit über das übliche Katalogmaß ausgedehnten bibliographischen und biographischen Exkurse, die zum Teil allerdings nur Übersetzungen ins Spanische sind. Die kleineren Anmerkungen sind, bald nachlässig, bald sorgfältig, von sehr ungleichem Wert, so daß der Katalog als ein zuverlässiges Nachschlagewerk nicht benutzbar ist, wohl aber noch immer eigenen Wert als eine Fundgrube von allerlei Nachrichten behält, besonders von Nachrichten, über die in den gebräuchlichen Handbüchern arg vernachlässigten neulateinischen Schriftsteller. Der neunte Band, rund fünftausend Bände der letzten Erwerbungen des Sammlers, meist neuere Werke, aufzählend, ist der am wenigsten nützliche.

Auf eine ins einzelne gehende Inhaltsangabe dieses Kataloges darf hier verzichtet werden. Aber einer seltsamen Besonderheit des Bücherinventars, das sich der Marques de Morante drucken ließ, muß ausdrücklich gedacht werden, der Aufzählung der vielfach vorhandenen Bücher. Man weiß nicht recht, ob der Marquis de Morante nur aus Vergeßlichkeit oder aus anderen nicht zu erklärenden Gründen das gleiche Buch in einer ganzen Anzahl von Exemplaren seiner Bibliothek beifügte. So besaß er bei seinem Tode von den sieben meist in siebzehn gebundenen Bänden des Lampas sive fax Gruter's 13 Exemplare, und er hat, nach seinem Katalog zu schließen, jedes Exemplar, das er fand, gekauft. Die Beispiele dafür, daß er von gar nicht weiter bemerkenswerten Büchern Exemplar zu Exemplar fügte, lassen sich häufen. Vielleicht darf man daraus schließen, daß der Marques de Morante nicht ganz frei von jener krankhaften Bücherkaufsucht gewesen ist, von der der Pariser Notar Boulard am Ende seines



Lebens befallen wurde, ja er hat wie dieser eine eigenartige Vorliebe für die bändereichen Werke und großen Bücher bei seinen vielen Mehrfacherwerbungen gezeigt, sich aber sonst nicht wie Boulard an ganz sinnlosen Ankäufen erfreut, sondern immer Bücher gekauft, die er seiner Sammelrichtung nach brauchen konnte.

Bei dem Umfange der Morante-Bibliothek, bei den vielen kostbaren Büchern, die sie enthielt, ist es, wie Richard Copley Christie mit Recht hervorhebt, bemerkenswert, daß ihr die Stücke allerersten Ranges fehlen, jene Cimelien, über deren Vorhandensein in einer berühmten Liebhaberbücherei die Bibliographien Buch führen, jene allerteuersten Werke, deren hohe Versteigerungspreise die Merkmale für die Auflösung der Sammlung eines „großen" Bibliophilen zu sein pflegen. Dieser Mangel ist wohl darin begründet, daß der Marques de Morante eben nicht den Ehrgeiz des Amateurs hatte, mehr Gelehrter blieb als er Bibliophile wurde. Er hatte nur zwei nicht einmal besonders beachtenswerte Pergamentdrucke, die Editiones principes der griechischen und römischen Klassiker waren, merkwürdig genug für die mit einem so großen Aufwande errichtete Bibliothek eines Latinisten, keineswegs sehr zahlreich, nicht systematisch gesammelt, sondern mehr zufällig in die Sammlung gelangt. Beachtet man die Zeit, in der die Morante-Bibliothek entstand, so ist ein ältester Horaz von 1477, ein ältester Vergil von 1492 in einer hauptsächlich der lateinischen Literatur gewidmeten Bücherkollektion eines eifrigen und wohlhabenden Sammlers nicht gerade etwas Besonderes. Immerhin fanden sich in der Morante-Bibliothek auch eine Anzahl Editiones principes von höchstem Wert, ihre Hauptbedeutung liegt aber in der lateinischen Literatur des XVI. bis XIX. Jahrhunderts, die in solcher Vollständigkeit in keiner anderen Privatbibliothek vorhanden gewesen ist. Da der Marques de Morante, obschon selbst frommer Katholik, auch die Schriften der Reformationsbewegung und ihrer Vertreter, die atheistischen, häretischen, ketzerischen Schriften mit Eifer gesammelt hat, konnte er Ausgabenreihen von Werken auch weniger genannter Vertreter jener großen religiösen Epoche in seinem Bibliothekskataloge verzeichnen, die heute zusammen zu bringen nicht wenig Mühe machen würde. Die Fülle der historischen Exemplare, der Bücher berühmter Abstammung oder mit Einbänden berühmter Buchbinder ist überraschend, aber sie kommt in der großen von dem Kataloge registrierten Büchermasse nicht recht zu Geltung. Sicherlich hätte die Morante-Bibliothek, wenn sie in geschickter Weise verzeichnet unter den Hammer gebracht worden wäre, durch diese Auktion eine Gleichstellung mit den berühmtesten Liebhaberbüchereien des XIX. Jahrhunderts gewonnen. Aber die ungünstigen Umstände, unter denen sie aufgelöst worden ist, haben ihr beinahe noch die geringe Berühmtheit genommen, die sie wenigstens zu Lebzeiten ihres Sammlers genoß. Die von den Erben mit Ungeduld betriebene Auflösung der Morante-Bibliothek war wenig von Glück begünstigt. Zwar hatte kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Begründers die Pariser Altbuchhandlung Bachelin-Deflorenne die ganze Sammlung gekauft, um sie zur Versteigerung zu bringen, und der im letzten Jahrzehnt des zweiten Kaiserreiches sehr hoch gestiegene Bibliophilen-Enthusiasmus ließ besonders für die nicht wenigen Kostbarkeiten einen hohen Erlös erhoffen. Aber alle diese Hoffnungen zerstörte der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges und dessen Nachwirkungen. Das Ende der Kommune im Mai 1871 hatte die unfreiwillige zweijährige Ruhepause der großen Pariser Bücherversteigerungen unterbrochen. Schon sechs Monate später zeigte Bachelin-Deflorenne die Auktion eines ausgewählten Teiles der Morante-Bibliothek an, von der eine größere Partie rasch nach Paris geschafft und durch den Bibliothekar Firmin-Didots, Léon Scott de Martinville, katalogisiert worden war. Am 27. Februar 1872 und den zehn folgenden Tagen fand im Hotel Drouot die erste Vente Morante statt, deren 1909 Nummern die Auslese der Auslese waren. Und das wurde Bachelin-Deflorenne zum Verhängnis. Die Versteigerung war von ihm überstürzt worden, die französischen Sammler waren noch nicht recht zur Ruhe gekommen, brachten auch einer nur teilweise ihren Geschmack befriedigenden Kollektion weniger Interesse entgegen, in England hatte der Katalog nicht genügende Verbreitung gefunden, kurz, das stolze Wort von Bachelin-Deflorenn ein seinem eben notgedrungen eingehenden „Bibliophile Français", das Ergebnis von 120000 Franks habe alle Erwartungen übertroffen, war nur eine Notlüge. Ungefähr die



Hälfte aller Nummern war zurückgekauft worden, viele Bücher hatten nicht den vom Marques de Morante selbst bezahlten Preis erreicht, nur vier waren mit mehr als 1000 Franken bezahlt worden, keines hatte die Summe von 2000 Franken erreicht, nur 94 hatten mehr als 200 Franken gebracht.. Es war ein vollkommenes Fiasko gewesen und wenn auch einzelne Stücke später mit höheren Preisen in den antiquarischen Katalogen von Bachelin-Deflorenne angesetzt aus diesen verkauft wurden, so bleibt doch der Eindruck bestehen, daß die erste Morante-Versteigerung ihrem völligen Mißlingen nach sich von den Auktionen bedeutender Liebhaberbüchereien des XIX. Jahrhunderts nur der 1835 verunglückten Londoner Auktion der Bibliothek des Frankfurter Sammlers Dr. Kloß vergleichen läßt. Womöglich noch kläglicher war der Ausfall der zweiten Versteigerung (Mai 1872 — 1064 Nummern) und der der dritten Versteigerung (Januar 1873 — 1039 Nummern). Bis 1875 versuchte dann Bachelin-Deflorenne für die zurückgekauften und zurückgebliebenen Bücher durch antiquarische Kataloge Käufer zu finden. Auch hier blieb der Erfolg aus. Eine Versteigerung, die im April in der Salle Sylvestre stattfand, begann dann mit dem Rest der Morante-Bibliothek aufzuräumen. Ihre Preise blieben sogar für die gleichen Exemplare noch hinter denen der Auktion von 1872 zurück. Zwei weitere Auktionen folgten 1878 und 1879 an gleicher Stelle, das letzte Drittel der am wenigsten bemerkenswerten Bücher war schon zum Teil vorher ohne jede Namensnennung ihres Vorbesitzers verkauft worden und wurde nachher weiter verschleudert. Das ist die traurige Geschichte des Unterganges einer der besten Privatbibliotheken des XIX. Jahrhunderts, deren Trümmer so zahlreich sind, daß man sich oft kaum die Mühe nimmt, ihren Ursprung zu bestimmen. Und doch verdiente es die Morante-Bibliothek, auch eine Provenienz zu sein.

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Leipzig.

3. Seltsame Dedikationen.

Die Sitte der Dedikationen oder Bücherwidmungen treffen wir schon bei den alten Griechen und Römern an. Man sehe darüber die lateinisch geschriebenen Abhandlungen von Johann Georg Walch (Leipzig 1715), Gräfenhain (Marburg 1892) und Ruppert (Leipzig 1911.)

Die Schriftsteller widmen ihre Werke gewöhnlich ihren Lehrern, Kollegen, Vorgesetzten, hochgestellten Beamten oder Fürsten, auch ihren Verwandten, überhaupt solchen Personen, von denen sie geistige Anregung oder Unterstützung empfangen haben oder denen sie ihre Vorbildung verdanken. Derartige Dedikationen sind der Tribut der Dankbarkeit, der den um den Verfasser verdienten Menschen gezollt wird; sie sind der Beweis eines bescheidenen Gemütes, das lieber andere als sich selbst geehrt sieht und deshalb auf jene als die eigentlichen Urheber des Werkes hinweist. Je kürzer solche Widmungen abgefaßt sind, eine um so größere Wirkung üben sie aus. Schmucklosen Worten, wie „seinem unvergeßlichen Lehrer", sind wir geneigt bei weitem mehr Glaubwürdigkeit beizumessen, als dem wortreichen Bombast, mit welchem z. B. *Johann Kaspar Friedrich Manso* seine Ausgabe der erotischen Epigramme des Meleagros (Jena 1789) seinem Lehrer zuschreibt. Der nicht mehr allzu jugendliche Autor, Professor am Gymnasium zu Gotha, widmet das Buch „dem berühmten Christ. Gottfr. Schütz, dem süßen Freunde der Musen, dem scharfsinnigsten Kenner der alten wie neueren Literatur, seinem in Ewigkeit zu verehrenden Lehrer" und zwar als einen „dürftigen Beweis seiner vollen Ergebenheit". Auch die der Catullus-Ausgabe (1834) *Friedrich Wilhelm Dörings* vorgesetzte Widmung, in welcher der Herausgeber den Karl August Böttiger „animae suae dimidium" (d. h. etwa: die Hälfte seines Lebens) nennt, ist nicht nach unserem Geschmack.

Geradezu Ekel flößen uns aber die speichelleckerischen Dedikationen ein, mit denen seit dem XV., besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert geistesarme Gelehrte ihre hohen Gönner zu beräuchern pflegten. Bei diesen Widmungen war es fast immer auf Geldprellerei abgesehen, und die Autoren scheinen sich nicht einmal der Niedrigkeit ihrer Gesinnung bewußt gewesen zu sein. Der französische Jurist *François Hotman* (Hottomannus, 1524—90) soll sich sogar erboten haben, sein neuestes Werk demjenigen zu dedizieren, welcher ihm 100 Taler dafür zahlte. *Georg von Trapezunt* (1395—1484) war mit den ihm für die Widmung seiner Schriften von Papst Nikolaus V. gespendeten 100 Dukaten unzufrieden und warf sie in die Tiber mit den Worten: „Verloren ist meine Arbeit, so gehe denn auch der undankbare Lohn verloren!" Dagegen wird sich *Konrad Goclenius* (1455—1535), der erste Professor der lateinischen Sprache in Löwen, nicht wenig gefreut haben, als er für seine dem englischen Kanzler Thomas Morus gewidmete Übersetzung eines Dialogs des Lukianos einen mit Dukaten angefüllten vergoldeten Becher erhielt. Der Rostocker Professor der Poesie *Eilhard Lubinus* (1565—1621) aber klagte offen in der Widmung seiner Persiusausgabe (1619) darüber, daß die Dedikationen von den großen Herren so schlecht bezahlt würden. (Bernhards Curieuse Historie derer Gelehrten 1718, S. 350 f.) Es gibt eine Abhandlung von Daniel Friedrich Janus „de fatis dedicationum librorum" (das heißt von den Schicksalen der Bücherwidmungen), Wittenberg 1718.

„Mit Dedikationen" — schreibt Carl Julius Weber in seinem „Demokritos" Band III Kapitel 23 — „wurde so großer Unfug getrieben, als mit Gevatterschaften, beide im Grunde Bettelei. . . . Vom Kaiser bis zum niedrigsten Mistjunker ertönte die Dedikationsposaune, alle waren Mäcenaten, Wunder der Welt, Muster aller Tugenden; auf jeder Winkeluniversität flammten Lichter, die den Erdkreis erleuchteten, mit jedem neuen Protektor ging eine neue Sonne auf und ein Herr Doktor war die höchste Zierde der Sterblichkeit. Ist nicht noch heute bei Alma mater alles ‚sehr erlaucht', ‚erlaucht' und wenigstens ‚sehr berühmt und sehr gelehrt'? — Eine Sammlung deutscher Zueignungen bis zur letzten Messe noch [Weber schrieb dies in seinen letzten Lebensjahren, er starb 1832] müßte kalten Angstschweiß auspressen und Deutschland dem Auslande noch verächtlicher machen. Der Deutsche weiß noch eher Lob zu verdienen als zu erteilen, und gerät er so recht ins Lob hinein, so wiederholt er, wie der Römer seine Kaiserakklamationen, sechzigmal, und wünscht noch tiefer und respektsvoller zu ersterben als zu den Füßen. Manchmal so taktlos, als jener Arzt, der seiner galanten Kaiserin seine Schrift über die Mannstollheit dedizierte, oder wie Dichter *Schmidt* [Jakob Friedrich, 1730—96] zu Gotha der Maria Theresia sein Buch ‚Leben und Sitten der heiligen Jungfrau Maria', daher ein Beschwerdeschreiben von Wien einlief: Schmidt wurde um 50 Taler gestraft, aber gleich darauf als Diakonus angestellt. Alle Dedikationen laufen auf das hinaus, worauf nachstehende an Richelieu hinausgeht, ohne so fein zu sein:

Biet' Verse oder Prosa ich
Dir, großer Staatsmann, dar,
So geb' ich wenig sicherlich,
Doch — ich verlange nichts.

Hätte wohl ein Deutscher sein Werk Napoleon dediziert, wie [1802 der Franzose Dominique Vivant Baron] Denon sein ‚Ägypten', ‚An Bonaparte. Den Glanz Eures Namens mit der Pracht der ägyptischen Denkmäler zu verbinden, das heißt die ruhmvollen Jahrbücher unseres Jahrhunderts mit den fabelhaften Zeiten der Geschichte verknüpfen. Europa wird mein Werk mit begieriger Teilnahme empfangen, und ich habe nichts versäumt, um es des Helden würdig zu machen, dem ich es darbieten wollte. Denon.' O Deutsche!"

Unübertroffen dürfte die Widmung sein, welche der aus Halberstadt gebürtige Konrektor *Leonhard Christoph Rühl* (1681—1741) zu Aschersleben seiner erklärenden Ausgabe von Ciceros Briefen an Vertraute im Jahre 1720 vorgesetzt hat. Sie ist an den Präsidenten des Fürstentums Halberstadt, den Wirklichen Geheimen Rat Friedrich von Hamrath gerichtet und beginnt also: „Ew. HochWohlgeborne Excellence geruhen mit gnädigen Augen anzusehen, daß mich erkühne, Dero hohen Namen einem geringen Schulbuche vorzusetzen, und dasselbe in



untertäniger Submission zu überreichen. *Die Sonnenblume drehet sich nach der Sonne. Das Eisen lenket sich nach dem Magnet. Das niederträchtige Efeu schlinget sich an die hohen Fichtenbäume, und die schüchternen Musen wenden sich zu ihrem Apolline.* Nachdem Se. Kgl. Majest. Ew. HochWohlg. Exc. zum höchstwürdigen Präsidenten unseres Fürstentums gesetzet, haben Sie dasselbe nicht allein mit dem Lichte Dero hohen Weisheit erleuchtet, sondern auch mit den Strahlen Ihrer Gnade erquicket; *eben wie das große Licht der Welt seinen Glanz und Wärme der Unterwelt mitteilet, und sogar auch die niedrigsten Kräuter und Kleeblätter in den tiefen Tälern belebet und ihren Wachstum befördert.*" Zum Schluß heißt es: „Ew. HochWohlg. Exc. untertäniger Diener und Fürbitter bei Gott" usw. So schrieb ein sonst ernst zu nehmender Gelehrter. Kann man sich da noch wundern, daß der von Fritz Reuter in „Dörchläuchting" dem Gelächter der Welt preisgegebene Dichterling, der Advokat *Gerhard Friedrich Kegebein* (1737—1813) sich in seinen „Fabeln, Erzählungen und geistlichen Liedern" (Neustrelitz 1792) zu folgender Widmung an seinen Landesfürsten, eben jenen Dörchläuchting, verstieg?

„So oft ich mir in dem Gemüte,
Durch meine ganze Lebenszeit,
Der Wohltat, so durch Gottes Güte,
Der Gnad' und der Barmherzigkeit,
Ich hier genoß, zurück gedenk'
Und meinen Geist zum Anfang lenk';
So denk' ich auch mit Dank und Wonne,
Mit einem Herzen frohes Muts,
Daß auch die Vaterlandes-Sonne
Mir schien und ich so vieles Guts
Hier unter Deinem Schutz genoß,
Durchlauchtigster! und mancher Segen auf mir floß.
Ich reich' daher in meines Fürsten Händen
In Ehrfurcht und devoten Sinn
Dies Werk aus Dankbarkeit Dir hin.
Sollt' nun Dein Aug' sich gnädig wenden
Zu diesen Poesieen hin
Und sich nur ein'ge Zeilen fänden,
Durchlauchtigster! nach Deinem Sinn;
Welch Glück! daß ich so glücklich bin.
Der Herr, der setze Dich zum Segen,
Er geb' Dir Heil und Wohlergehn,
Geleite Dich auf allen Wegen,
Dein Glück muß immer grünend stehn!
Und Mecklenburg wird sich erfreun
Und Dir des Dankes Palme streun."

In erklärtem Gegensatz zu obigen gewinnsüchtigen Gelehrten widmete der evangelische Theolog *Paulus Fagius* (eigtl. Buchlein, aus Rheinzabern, 1504 bis 1550, Professor in Straßburg, dann in Cambridge) seine Schriften den Freunden. Er äußerte sich darüber in einer Widmung an Johann Marbach folgendermaßen: „Mein teuerster Marbach, daß ich lieber Dir als anderen diese meine Auslegung widmen wollte, tue ich nach meiner Gepflogenheit, nach der ich bisher meine hebräischen Schriften nicht Fürsten, nicht Bischöfen, nicht Prälaten, nicht irgend einem reichen Mäcen, von wo mir große Hoffnung auf Gewinn erwüchse, sondern guten Freunden, lernenden wie gelehrten, vor allen aber solchen, die für die heilige Sprache, die ich hauptsächlich gefördert zu sehen wünsche, Verständnis und Nachdenken haben, zu widmen gewohnt bin." (Bernhard a. a. O. S. 350.)

Ja, „die vernünftigste Art zu dedizieren ist wohl," — wie Bernhard a. a. O. S. 349 meint — „wenn man in Überschriften bei guten Freunden von seiner unveränderten Vertraulichkeit ein Zeugnis ablegt. Dem *Balthasar Bekker* [reformierter Theolog in Amsterdam, 1634—98] war seine Frau am liebsten, welcher er auch seine Bezauberte Welt zuschrieb". Dergleichen kam seitdem oft vor. Und nicht nur ihrer Frau, sondern auch ihren Kindern widmeten Autoren



ihre Schriften. Der Pädagog *Karl Ehregott Mangelsdorf* eignete seinen „Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt" (Halle und Leipzig 1795) sogar seinen zwölf lebenden Kindern zu (Ratzebergers Literar. Almanach für 1828, S. 72).

Nicht selten findet man Schulbücher, die von den Verfassern ihren „lieben" Schülern gewidmet sind, obgleich sich dies eigentlich von selbst versteht. Ein Handbuch zur Kenntnis der vorzüglichsten Klassikerausgaben ist zu Anfang des XIX. Jahrhunderts von dem Verfasser „seinen vormaligen, jetzigen und künftigen Schülern" gewidmet. Das geht noch an; aber ins Unendliche verliert sich *Johann Kirchmann* (der Jüngere) mit der 1666 seinem Florilegium ethicum, einer Art Katechismus, vorgesetzten Widmung: „Des Herrn v. Witzendorff Söhnen, Enkeln, Urenkeln und deren Nachkommen!"

Der Jugend und Gott ist *Immanuel Webers* lateinisches Wörterbuch vom Jahre 1745 gewidmet: „Zuvörderst dem Hochgelobten Drei-Einigen Gott zu seinem heiligen Ruhm, Preis und Ehren, und hiernächst allermeist der studierenden Jugend zum Dienst, Erleichterung und Besten widmet, was hierinnen geschrieben, der Verfasser." Hiermit sind wir bei den dem lieben Gott zugeeigneten Büchern angelangt, deren Anzahl sich bei genauer Nachforschung keineswegs als so gering herausstellen dürfte, wie man wohl vorher annimmt. Gott und der Obrigkeit widmete der Danziger *Johann Falck*, Pfarrer zu Praust, die von ihm 1681 zu Frankfurt a. M. herausgegebenen Bußpredigten seines Vaters. „Die Zuschrift richtet er an die heilige Dreieinigkeit und zugleich an die irdischen Götter und Schilde auf Erden, oder die Danziger Stadtobrigkeit" (Dunkels Historisch-Critische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten II, 3, 1756, S. 454). Der Augsburger Pastor *Theophil Spizel* (1639—91) aber „hat diese Gewohnheit gehabt, daß er, wo nicht alle, doch seine meisten Bücher dem göttlichen Wesen oder auch einer Person desselben zugeschrieben. Seine Vetus Academia Jesu Christi ist an den Sohn Gottes gestellet. Sein Bildnis, wie er siegreich gen Himmel fährt, ist nebst einer längeren Inschrift im Anfang des Buchs gleich nach dem Titelblatt zu sehen." (Bernhard a. a. O. S. 347 f.) — „Dir, König aller Könige und Herrn aller Herren! Dreieiniger Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, geweiht vom Verleger" lautet die Widmung des 1824 zu Dünkelsbühl und Leipzig bei Walther erschienenen Christlichen Tempels des Herrn (Ratzebergers Literar. Almanach für 1828 S. 70). Auch der Komponist Anton Bruckner widmete seine letzte Symphonie in aller Form dem lieben Gott.

Joh. Bapt. Maria (um 1550), der die von Hieronymus Cardanus dem Heilande gestellte Nativität in seiner „Astrologia Gallica" verteidigte, widmete bloß deswegen dieses Buch dem Herrn Christus (J. B. Mencke, Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten, Leipzig 1716, S. 200 Anm.). Ein gewisser H. D. dedizierte seine „Geistliche oder Kirchen-Geographie", die 1704 zu Leipzig in deutscher Sprache erschien, „denen dreien höchsten und einzigen Erbprinzen im Himmel und auf Erden", nämlich Christo, dem Kurprinzen Friedrich August von Sachsen und dem Erbprinzen Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz; wobei Christus tituliert wird als „gekrönter Feldherr derer himmlischen Kriegesheere, erwählter König zu Zion, allezeit Vermehrer der Christlichen Kirche, oberster Priester und Erzbischof der Seelen, Kurfürst der Wahrheit, Erzherzog der Herrlichkeit, Herzog des Lebens, Fürst des Friedens, Ritter der Höllischen Pforten, Überwinder des Todes, Erbherr der Völker, Herr der Gerechtigkeit und geheimer Rat seines himmlischen Vaters" (Mencke S. 53, Anm. des Vandosalvus).

Vielleicht noch öfter als Gott begegnet uns die Jungfrau Maria als Bewidmete, welcher ja auch der Philologe Justus Lipsius (1547—1606) die Feder, mit der er zwei Bücher zu ihren Ehren geschrieben hatte, vermachte. Schon *Albertus Magnus* (1193—1280) hat ihr den zwanzigsten, ein Lobgedicht und Lobreden auf sie enthaltenden Band seiner sämtlichen Werke zugeeignet (Ratzebergers Literarischer Almanach für 1828, S. 72f.). „Der Allerheiligsten, Großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Frau Jungfrau Maria, gekrönten Kaiserin, des heiligen Reiches Großherrscherin, geborenen Königin in Israel, Fürstin von Juda" usw. widmete 1610 ein Ingolstadter Arzt sein Buch und unterzeichnete sich als der „Jungfräulichen Kaiserlich Königlichen Majestät alleruntertänigstes, allerdemütigstes und allerverworfenstes Knechtle" (Webers Demokrit III, Kapitel 23). Daneben nimmt sich die Widmung der Theo-



logischen Polemik des Jesuiten *Adam Burghaber* aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts nur dürftig aus: „Der heiligen Mutter Gottes, der erhabenen Königin der Himmlischen, der gnädigen Herrin der Erden, der ohne Makel empfangenen Jungfrau, der mächtigen Besiegerin der Ketzer widmet dieses Buch der geringste ihrer Schützlinge" (Bernhard S. 348). Ein anderer Jesuit, *Jeremias Drexel* (gestorben 1638 in München), hatte sein Buch über Schutzengel dem eigenen Schutzengel dediziert (Bernhard a. a. O.).

„Seiner Kohl-Pech-Rabenschwarzen Teufelei und Beelzebubischen Satanigkeit zu beliebigem Gebrauche großmütigst gewidmet" sind die 1788 zu Frankfurt und Leipzig anonym erschienenen „Karrikaturen".

Den Tod hat wohl zuerst der heitere *Matthias Claudius* mit einer Widmung beehrt. Er eignet dem „Freund Hein" den ersten und zweiten Teil der „Sämmtlichen Werke des Wandsbecker Bothen" (1775) zu und schreibt vor dem dritten Teile (1777): „Die Dedikation, die vor dem 1. und 2. Teile steht, ist auch hier zu verstehen. Ich habe in der Zeit keinen bessern Freund kennen lernen." Später widmete auch *Schiller* seine „Anthologie auf das Jahr 1782" dem Tode.

Sogar die Götter der alten Griechen und Römer wurden von deutschen Schriftstellern aus ihrer Ruhe aufgestört und manchmal mit Titeln, die ihnen gewiß ganz unverständlich sein würden, bedacht. So widmete der Krambambuli-Dichter *Crescentius Koromandel* (das ist Christoph Friedrich Wedekind; s. K. Jacobi im Programm des Hamburger Wilhelm-Gymnasiums von 1911) seinen 1747 zu Danzig und Leipzig erschienenen „Nebenstündigen Zeitvertreib in Teutschen Gedichten" keinem andern als „Sr. unsterblichen und hochwürdigen Magnifizenz, dem Hochgebornen Herrn von Apollo, ingleichem dem ganzen hochpreislichen Konvent vestalischen Andenkens" (Ratzebergers Literarischer Almanach für 1831, S. 208). Der Herausgeber eines Scherzgedichtes von Gottsched — „Der Prozeß", Frankfurt und Leipzig 1774 — aber eignete dies schwächliche Erzeugnis „den Musen" zu und behauptete, diesen Einfall zuerst gehabt zu haben (ebenda S. 209). Dem Momus gar, dem Gott des Spottes, widmete als „dem überaus scharfsichtigen" der Stuttgarter Hofprediger *Johann Valentin Andreä* (1586—1654) seine unter dem Decknamen Andreas de Valentia 1621 „auf dem Helikon neben dem Parnaß" herausgegebene lateinische Komödie „Turbo" (Dunkel III, Anhang, 1760, S. 993).

Petrarca widmete 1340 die nach langem Suchen von ihm aufgefundenen Briefe des Cicero diesem selbst mit genauer Postadresse! (Siehe Bernhard S. 349.)

Eine wunderliche Widmung ist auch die, mit welcher *Clemens Brentano* sein Lustspiel „Ponce de Leon" 1804 dem blinden Herzog Ludwig von Arenberg zuschrieb: Cervantes habe bei der Widmung seiner Novellen alle Fehler aufgerechnet, die man beim Dedizieren der Bücher begehen könne; er begehe einen, den er nicht aufgeführt habe, indem er dem Herzog sein Buch widme, der es nicht lesen könne. (Vehses Geschichte der kleinen deutschen Höfe, VI, S. 256.)

Fonte widmete seinen Englishman at Paris seinem Verleger. *Andreas Scotus* oder Schott ließ das von ihm zusammengestellte „Erläuterte Italien" durch den Verleger Andreas Cambierius sich selbst widmen; der Verfasser der unter dem Namen *Christian Cititz*ens herausgegebenen „Historie des Dithmarsischen Krieges" aber widmete sein Buch ohne weiteres sich selbst. (Mencke S. 52 nach Mollers Einleitung zur Cimbrischen Historie). Das letztere tat auch der Pariser Professor der Mathematik und Astronomie *J. Bapt. Morinus* (1583—1656), indem er 1654 seine „Epistola de tribus impostoribus" (das ist von drei Betrügern) zwar unter dem Decknamen Vincentius Panormus, aber doch „an den hochberühmten Mann J. B. Morinus" usw. ausgehen ließ (Mencke S. 52, Anmerkung des Themistius nach Menages Anti-Baillet I). Das tat noch im Jahre 1903 ein moderner Dichter, der seinen unter dem Titel „Ich" veröffentlichten Band Liederkunst „dem Dramatiker *Louis Wolff-Kassel*" — so heißt er selbst — zueignete. Auch der Komponist Pietro Mascagni schrieb seine Oper „Die Masken" sich selbst zu mit den Worten: „Mir selbst mit ausgezeichneter Hochachtung und unveränderlicher Zuneigung".

Selbst ihre Feinde haben die Autoren mit ihren Widmungen nicht unbehelligt gelassen.

So dedizierten die Socinianer den Rakowischen Katechismus (1605) ihren Widersachern und Feinden (Mencke S. 52, Anmerkung des Hallischen Übersetzers). Der deutsche Rechtslehrer *Christian Thomasius* aber widmete die „Freimütigen Gedanken" (1689) allen seinen Feinden, insonderheit dem Hektor Gottfried Masius. Schon der Professor des Hebräischen *Sixtinus Amama* in Franecker (gestorben 1629) hatte seine Ausgabe von Drusius' Erläuterungen der kleinen Propheten seinem Kritiker Marinus Mersennus gewidmet und ihm dabei böse Komplimente gemacht. (Bernhard S. 349.) Carl Julius Weber widmete seinen „Geist Wilhelm Ludwig Wekhrlins" im Jahre 1823 „dem Herrn Rezensenten Nr. CXXIII der Göttinger Gelehrten Anzeigen vom Jahr 1822", der ihn mit jenem Publizisten verglichen hatte. „Den Kunstrichtern" im allgemeinen gilt die Widmung der 1770 zu Bützow und Wismar erschienenen hexametrischen Übersetzung des ersten Buches der Äneide.

Der burleske Pariser Dichter *Paul Scarron* (1610 bis 1660) eignete eine seiner Schriften seinem Hündchen zu (Mencke S. 53 Anm.).

Der witzige Verfasser des Éloge du rien (das heißt: das Lob des Nichts) endlich dedizierte sein Werkchen ausdrücklich à personne (niemand) (Webers Demokritos XI, Kapitel 10). Mit Recht sagt C. J. Weber (ebenda), daß viele besser getan haben würden, wenn sie ihre Werke dem Vulcanus (Gott des Feuers) oder, damit sie doch etwas nützten, den Zuckerbäckern oder Garköchen „gewidmet" hätten. Als die vernünftigste Dedikation will ihm noch die an den Buchbinder erscheinen, der an die Werke die letzte Hand legt und ihnen, wie der Schneider dem Menschen, erst ein gefälliges Äußeres gibt.

Aus Karolinens Lebenskreisen.

Dokumente und Notizen.

Mitgeteilt von

Prof. Dr. Albert Leitzmann in Jena.

Mit ganz besonderer Freude wird wohl jeder Literaturfreund die neue Ausgabe der Briefe Karolinens begrüßt haben, die uns, nach Waitzens älterer Sammlung reich vermehrt und zum ersten Male eingehend kommentiert, Erich Schmidt, der nun leider so früh Vollendete, zu Weihnachten vergangenen Jahres beschert hat (Karoline, Briefe aus der Frühromantik. Zwei Bände. Leipzig 1913). Die kleinen Beiträge, die ich im folgenden zur Kenntnis von Persönlichkeiten gebe, die Karoline nahe gestanden haben, werden, denke ich, wenn sie auch nur kleine Tropfen im Vergleich mit dem Reichtum des dort vom Herausgeber ausgebreiteten Kommentars darstellen, nicht ganz unwillkommen sein. Die am Schlusse angefügten Nachträge zur Erläuterung einzelner Stellen der Briefe Karolinens verzeichnen, was mir bei eingehender Lektüre des Werkes sich darbot.

1. Drei Briefe Tatters an Lichtenberg.

Nur sehr schattenhaft tritt uns aus Karolinens Briefen das Bild Tatters entgegen, des Mannes, dem gegenüber sie „die Abhängigkeit, die das Herz auferlegt" zu empfinden bekannte, in dem sie die gediegene Vollkraft würdiger und selbstbewußter Männlichkeit lieben mußte, der ihre Leidenschaft in maßvoller Haltung nur halb erwidert zu haben scheint. Schmidts Notizen über sein Leben (1, 686) lassen sich vermehren aus einer Biographie, die ihm der Hofrat Adelung in Petersburg, der Neffe des bekannten Grammatikers und Lexikographen, im „Neuen Hannöverschen Magazin" 1810 (Stück 74) gewidmet hat. Er entstammte einer Familie, die durch Generationen hindurch dem Königlichen Garten in Herrenhausen bei Hannover vor-

gestanden hat. Nachdem sein Großvater von König Georg II. aus Meiningen berufen worden war, finden wir seinen Vater als Gartenmeister im Schlosse Montbrillant, dem Welfenschloß, das heute die technische Hochschule ist. Georg Tatter studierte Theologie, Philosophie, Politik und Geschichte, ging dann als Hofmeister der Söhne des Feldmarschalls von Wallmoden-Gimborn auf Reisen und begleitete den Vater seiner Zöglinge, der Gesandter in Wien wurde, als Privatsekretär dorthin. Im Alter von dreißig Jahren wurde er den drei in Göttingen studierenden englischen Prinzen Ernst, August und Adolf mit dem Titel eines Legationssekretärs als Begleiter beigegeben und ihm der Auftrag erteilt, sie in Geographie und Geschichte zu unterrichten. Am 10. Januar 1791 verließ er mit den Prinzen die Universitätsstadt und folgte ihnen zunächst nach Hannover: die unten folgenden ersten beiden Briefe entstammen den ersten hannöverschen Monaten. Im Jahre 1792 begleitete er dann den Prinzen August, der leidend war und in südlichem Klima sich stärken sollte, zusammen mit dem Grafen Münster nach Rom, wo der Prinz mehrere Jahre hindurch in der Villa Malta Hof hielt. Wenn Schmidt (am angeführten Orte) sagt: „Sein nicht recht aufgeklärtes Verhalten zu Karoline, der er nach der Mainzer Katastrophe keinen Beistand leistete, zeigt selbstische Kühle", so ist dem die Tatsache entgegenzuhalten, daß er von Ende 1792 bis 1797 in Rom im Gefolge des Prinzen sich aufhielt, einen werktätigen Beistand zu leisten also nicht wohl imstande war. Nach der Rückkehr aus dem Süden trat Tatter auf eigenen Wunsch in den diplomatischen Dienst, begleitete den Grafen Münster als Legationsrat nach Petersburg und starb dort als Chargé d'affaires am 16. April 1805.

Beziehungen zwischen Tatter und Lichtenberg ergaben sich während des Göttinger Aufenthalts ganz von selber dadurch, daß die Prinzen mit ihrem Gefolge in dem Dieterichschen Hause ihr Hoflager aufgeschlagen hatten, in dem auch Lichtenberg wohnte, der die Prinzen in englischer Sprache in den Grundlagen der Mathematik und Physik unterwies. Die briefliche Verbindung beider Männer, die nach dem Weggange Tatters von Göttingen gleich sehr lebhaft einsetzte, war eine Zeitlang recht rege, schlief aber dann ebenso rasch ein. Lichtenbergs Tagebuch verzeichnet im Jahre 1790 vier, im Jahre 1791 sieben, im Jahre 1792 drei, in den Jahren 1793 und 94 je einen Brief an Tatter, von denen kein einziger erhalten ist. Die folgenden drei Briefe Tatters sind schon deshalb nicht uninteressant, da bisher nur einige Briefe von ihm an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, gleichfalls einen in Göttingen gewonnenen Freund, bekannt waren (Zur Erinnerung an F. L. W. Mayer 1, 312).

I.

Hannover d. 12. Jan. 1791.

So eben erhalte ich Ihren Brief, theurer, unvergeßlicher Freund, ich unterdrücke meine Empfindungen, indem ich Ihnen antworte, ich will nur erzählen. Vieleicht haben Sie schon erfahren, daß wir am 7. etwas nach vier Uhr Nachmittags hier ankamen, ohne etwas widriges erfahren zu haben; in fünf Minuten waren frische Pferde angespannt und mehre des Herrn Postmeister trotteten neben her; man will, daß das eine Ehre ist, die Prinzen vom Hause gebührt. Ich hatte mein bischen Kräfte zusammengenommen, um vom Bette ab in den Wagen zu steigen, in dem ich mich, neben dem Herrn General, mit einer Herrn Dieterich geraubten Decke, für meinen kranken Fuß so gut einrichtete, als ich nur auf meinem Canapée hätte thun können. Ich hüllte mich tief in meinen großen Mantel und sah stumm und still nach dem Lichte, das auf einzelnen Zimmern hie und da schon brannte; ich glaube, es war der Fleiß, nicht die Neugierde, die sie angezündet hatte. Der Herr General brach endlich das Stillschweigen; wir wurden gerührt bei der Vorstellung, mit welcher Empfindung doch wohl mancher gute und brave Mensch in Göttingen an uns denken würde, wenn er nun, beim Anbruch des Tages, alles leer finden würde, und wir fühlten etwas sehr tröstendes bei dem Gedanken, daß uns doch wohl mancher noch da zurück wünschen würde. — Ich machte endlich bemerklich, daß wir so lange führen, ehe wir Nördten erreichten, als auf einmal ein Bediente ans Kutschenfenster trat: ob wir aussteigen wollten? — Warum? — Weil Sie in Nordheim sind! — Sie können sich unsre Überraschung nicht lebhaft genug denken; wenn die Seele recht viel mit dem zu thun hat, was in ihrem innersten Grunde liegt, so ist die Zeit und der Raum nicht mehr für sie da. In Nordheim fanden wir den Prinzen von Braunschweig im Posthause, in dei völligen Rüstung, wie am frühen Morgen einer Magdeburgischen Revüe, der versicherte, daß das seine Schuldigkeit sey. In Einbeck wurde beim Gen. Lieut. von Meding gefrühstückt. Hinter der Hube fanden wir frische Pferde und noch vor 12. waren wir zu Brügge; hier wurde mehr, wie gefrühstückt. Zu Thiedenwiese fanden wir einen Hoftrompeter, der leicht besser blasen, als reiten gelernt haben mochte, mit der Nachricht, daß Ihr. Kön. Hoh. aufs Schloß zu wohnen kommen würden; bis dahin schlossen wir nur nach Regeln der Wahrscheinlichkeit, daß wir wohl unter Dach und Fach kommen



möchten, hatten aber keine Gewißheit. Um 4 Uhr waren wir auf dem innern Hofe des hannöverschen Schlosses und ich stand auf die abentheuerlichste Art, mit meinen ungeheuren Pelzschuhen, mitten unter den Herrn des Hofes. Seit dem Augenblicke hat mein Leben weiter keine Merkwürdigkeit. Prinz Adolf, der schon in Göttingen geklagt hatte und den Tag unsrer Reise wirklich übel war, legte sich bald zu Bette; am folgenden Morgen zeigten sich die Windblattern, die ihn sehr mitgenommen haben, wenigstens nach seiner Magerkeit zu urtheilen, ob er gleich sonst nicht sehr krank war. Da ich selbst nicht ausgehen und nirgends, unbeschuht wie ich doch noch müßte, erscheinen kann, so habe ich diese Zeit über am Bette, oder doch im Zimmer des Prinzen Adolfs zugebracht. Ohne Bücher, ohne Geschäfte, erschöpft von meinem Übel und von meiner Diät, unbekannt geworden in dem Lande, in das ich versetzt worden, fühle ich, daß meine gute Laune verschwunden ist; ich brauche Gewalt über mich, um allen Erinnerungen zu entfliehen, die nur vergebliche Sehnsucht nähren würden, und ohne Ihren Brief, der mich äußerst gerührt hat, würde ich noch nicht den Muth gehabt haben, Ihnen zu schreiben, *Ihnen*, verehrungswürdiger Freund, von dem ich mich mit heftigem Schmerze trennen mußte. Ich warf mir vor, daß ich, in meinem letzten Briefe an Sie, Ihnen die ganze, heftige Bewegung der Seele, in der ich in den letzten Tagen, die ich in Göttingen zubrachte, war, gezeigt hatte. Der Herr General war viel vorsichtiger gewesen; er sagte mir noch heute, daß er, um Sie und sich nicht zu sehr zu erschüttern, nicht mehr zu Ihnen gekommen sey. Jeder von uns fühlt, daß er sich von Menschen losgerissen hat, die ihm theuer geworden waren. Dieß war, alle diese Tage durch, auch das lebhafte Gefühl unsrer Prinzen; Prinz Adolf will, sagt er täglich, gern seine unermeßlichen Zimmer gegen seine kleinen, wöhnlichen in Göttingen vertauschen und Prinz Ernst versicherte mir, nach einer glänzenden Assemblee, auf der ihm alle Damen vom ersten Range vorgestellt waren. er wolle gern, wenn er dürfte, den morgenden Tag wieder nach Göttingen zurückkehren. Er ist nicht an die Sprache des höfischen Lebens gewohnt; in Göttingen sagte ihm niemand etwas süßes, als der, dem er sich besonders anhieng, und seine Neigung für diese oder jene Person des andern Geschlechts bestimmte allein seine Handlungen in den Gesellschaften; den andern sagte er nichts, ich setze unter uns hinzu, durfte er sich erlauben, hin und wieder muthwillig zu begegnen; hier starrt jedes weibliche Geschöpf ihn an, unternimmt ihn, oft in schönen französischen Phrasen, was er um so mehr haßt, je weniger er gleichen Vorrath davon in sich kennt, und verlangt was von ihm zurück, so schön und jung, so häßlich und alt sie seyn mag; denn hier giebt Alter und Rang den Ton an, nicht Schönheit und Jugend. Dazu kommt, daß er bisher noch immer mit den ersten Männern des ersten Rangs hat essen müssen; da kann sich seine Laune nicht auslassen. Er kann sich noch nicht in die Gene des Etikettes finden, ob er gleich, wo er noch zu representiren gehabt hat, sich sehr liebenswürdig betragen hat. Es ist ihm unangenehm, daß er nicht gehen und stehen kann, frei und unbemerkt, wie ehmals; er sehnt sich nach den Spaziergängen, die wir beide auf viele Stunden hinter einander mit einander machten; hier, wohin er nur blickt, präsentirt eine Schildwacht das Gewehr und sagt ihm jemand etwas, das ihn erinnert, er sey ein Königssohn. Beim Prinzen Adolf, der nicht aus seinem Zimmer hat kommen können, trägt die Langeweile dazu bei, die Erinnerungen einer Vergangenheit, in der sein Herz sich auch auf mannigfaltige Art angehängt und verbunden hat, lebhafter und rührend zu machen; er hingegen findet auch schon mehr Ersatz in den kleinen und jeden Augenblick wiederkehrenden Befriedigungen des Prinzenstolzes und ich sehe voraus, daß er sich bald in die neue Welt nur zu gut wird finden lernen. Ich sondre also sehr wohl ab, was in dieser Anhänglichkeit an Göttingen fremdartig und nicht die reine Empfindung des Vermissens von Menschen und Dingen ist, die uns lieb geworden waren; aber dennoch bleibt viel zurück, viel, was wirklich ächte Liebe und Freundschaft ist, und Sie würden sich selbst davon überzeugen können, wenn Sie bloß den Ton hörten, mit dem beide Prinzen Ihr Compliment annahmen und mir ein recht herzliches an Sie zurück auftrugen; Prinz Adolf will Ihnen schreiben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie überhaupt die Nachricht, daß Sie geschrieben hätten, Intresse erregte; ich mußte im Allgemeinen sagen, was Sie geschrieben hätten, und mit Herzlichkeit baten mich die Herrn v. Malortie, Linsingen und Uslar Sie zu grüßen. Der Herr General kommt oft auf Göttingen zurück und ich sehe es ihm an, daß er dabei gerührt wird und Mühe hat, seine Empfindung nicht zu lebhaft werden zu lassen.

Meine Gesundheit ist recht gut; ich habe selten Schmerzen und es sind nur fliegende, vorübergehende; ich habe hier noch einige Tage fortgesetzt, Arznei zu nehmen, aber nun auch aufgehört; aber mein Fuß will sich noch nicht in einen ganzen Schuh schicken. Wenn Sie Herrn Stromeyer[1] sehen, so ersuche ich Sie ihn bestens zu grüßen und ihm zu sagen, daß mir, bis aufs Gehen, wieder so wohl sey, wie vormals. Ich habe weiter keinen Arzt um Rath gefragt, weil ich mich recht gut an Herrn Stromeyers Vorschrift halten konnte. Herrn Zimmermann[2] sehe ich sehr oft, weil er täglich zwei Mal zu dem Prinzen kommt und da manchmal verweilt; er ist gegen mich sehr zuvorkommend gewesen; seine Gesundheit scheint erträglich zu seyn. Sonst habe ich, außer Herrn v. Arenswald und Herrn Rehberg[3], noch Niemanden gesehen; aber welche Zahl von Visiten steht mir bevor, wenn ich einmal das Pflaster wieder betreten kann, ich sehe wahrlich nicht ab, wo ich anfange, und noch weniger, wie ich durchkomme.

[1] Professor Johann Friedrich Stromeyer war auch Lichtenbergs Hausarzt, der ihn während seiner schweren Erkrankung im Herbst 1789 „wie ein Bruder" gepflegt hatte.

[2] Der berühmte Leibarzt Johann Georg Zimmermann, Lichtenbergs literarischer und persönlicher Gegner seit den Tagen der physiognomischen Fehde her.

[3] August Wilhelm Rehberg hat sich später als Publizist einen geachteten Namen erworben.



Freitag Morgens d. 14. Ich muß in abgebrochnen Augenblicken schreiben, ob ich gleich unbeschäftigt bin; das ist das Hofleben. Meine Quarantaine hat noch immer fortgedauert, ich habe versprechen müssen, heute den Versuch zu machen, ob ich an der großen Tafel essen könnte; bisher geschah es noch au petit couvert beim Prinzen Adolf. Ich muß Ihnen etwas im Vertrauen erzählen. Es soll hier viel über die Frage debattiert werden, ob es denn wohl dahin kommen möchte, daß ich, homme du Tiers, im königlichen Schlosse, an der Tafel der Prinzen mitessen würde; es soll, was ich schon längst vermuthete, diese Unmöglichkeit, die, wie ich glaube, der Herr General, weil er von meinem Einflusse auf die Prinzen zu gütig urtheilt, zur Möglichkeit demonstriert haben mag, die Ursache gewesen seyn, warum man lange anstand, wohin die Prinzen gebracht werden sollten, und warum man zuerst die Einrichtung für sie auf dem Fürstenhofe gemacht hatte; meine Unpäßlichkeit hat bisher die Gemüther in Erwartung erhalten; Sie begreifen daher, warum meine erste Erscheinung an jener Tafel eine merkwürdige Begebenheit ist. Ich habe mich bei dieser ganzen Verhandlung leidend verhalten und würde, wenn ich thätig hätte seyn können, den Menschen hier alle Ängstlichkeit, durch freiwillige Zurücktretung, erspart haben. Dieß war aber unmöglich. Es ließe sich noch manche Betrachtung darüber machen. Aber dazu ist mein Brief schon zu lang. Verzeihen Sie meine Geschwätzigkeit.

Ich hoffe recht bald von Ihnen zu hören, verehrungswürdiger Herr Hofrath; mich tröstete, als Sie Abschied von mir nahmen, daß Sie doch erträglich gesund waren; ich versichre Ihnen, Sie auf meinem Zimmer zu sehen, war mir wie ein angenehmer Traum, von dessen Wirklichkeit ich mich kaum überzeugen konnte. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank an für die Freundschaft, die ich so rein bei Ihnen genossen habe. Leben Sie recht wohl. Ich bin ewig, ewig Ihr treuer, treuer

G. Tatter.

2.

Hannover d. 12. Mai 1791.

Ich will mich gar nicht bei Ihnen entschuldigen, verehrungswürdigster Freund, wenn ich Ihnen lange nicht schreibe, so geschiehts nicht aus Versäumniß, nicht aus Vergessenheit und Nachlässigkeit, wofür man in den meisten Fällen gar nicht einmal um Entschuldigung bitten sollte — sondern die Ursache des Nichtschreibens liegt im Innern der Seele selbst, aus welchem allein das kommt, was ich Ihnen schreibe. Nun mache ich aber die Erfahrung an mir, daß nicht selten eine Art von Todtenstille in mein Herz eingeht, bei der ich immer das deutliche Bewußtseyn von dem, was in ihm liegt, behalte, ohne dabei den Trieb in mir zu fühlen, das Wunder der Auferweckung an mir zu versuchen. Ich wüßte wohl zu erklären, woher dieser Zustand kommt, aber es würde mich zu weit führen. Meine Erfahrung lehrt mir, daß man entweder eine große Portion Unempfindlichkeit von der Natur haben müßte, oder eine noch reichere Quantität Leichtsinn, oder auch den Egoismus des lebhaftesten Ehrgeizes, der seinen eignen Plan verfolgt, ohne sich um irgend etwas anders zu bekümmern, wenn man nicht zuweilen über die mancherlei Plackereien und zwecklosen Aufopferungen, die man in fast allen Lagen des Lebens machen und sich bieten lassen muß, erst verdrießlich, dann höchst unmuthig und endlich — wenn man lange dran genagt und gezerrt hat — fast wie die Verzweifelnden, kalt gefaßt würde; das letztere giebt dann endlich noch was ich so genannt habe, Todtenstille, aus der man entweder durch neue Verdrießlichkeiten geweckt werden muß, wie von einem heftigen Donnerschlage, oder durch allmälig sich einschleichende lieblichere Empfindungen stufenweise in einen behaglichen Zustand gezogen werden muß. Ich will hierüber keinen Commentar machen und keine fernere Anwendung auf mich selbst. Wenn ich, wie vor einem Jahre, jetzt zu Ihnen auf Ihr liebes Gartenhaus gehen könnte, was würden Sie mir nicht entlocken, das ich Ihnen immer so willig gab, weil es für mich belohnender Tausch war. Ich gehe oft in Gedanken den Weg zu Ihnen und zaubere mir alles zurück, was ich am Ende dieses Wegs immer so zuversichtlich erwartete, so sicher immer erhielt. Für diesen Genuß bin ich hier durch nichts entschädigt; dieß ist aufrichtige Versicherung, die bei Ihnen keiner Betheuerung bedarf. Über dieß alles hätte ich viel zu sagen, aber ich könnte doch nicht alles sagen; nur erlauben Sie mir diese einzige Versicherung, daß sich in mein Urtheil nicht üble Laune mischt; ich bin mir bewußt, daß ich für das Gute, was ich genieße, empfindlich bin und daß ich den Werth, den es hat, erkenne; wollte der Himmel, ich wäre sinnlicher, oder leichtsinniger, aber die Rosenfarbe ist nicht für alle Menschen. Doch ich gerathe wieder hinein.

Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen in der bewußten Sache; aber es thut mir leid, daß ich nichts vor der Abreise erfuhr. Ich habe nach Ihrer Vorschrift aufs delikateste die Sache angegriffen und ich verbürge Ihnen den Ausgang; ich habe aber gemerkt, daß man jetzt *genirt* ist und es gern sähe, wenn ein Aufschub verstattet würde. Diesen habe ich, gleichsam nach Ihrer Vollmacht, zugestanden und ich verspreche Ihnen, daß ich die Betreibung nicht aus dem Gedächtniß verlieren werde. Von dem bewußten Kupferstiche ist noch keine Nachricht; aber auch das nehme ich über mich. Sie dürfen sich fest auf mich verlassen.

Werden Sies glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich noch nicht weder Gelegenheit, noch Zeit gehabt habe, Forsters Ansichten[1] zu lesen? Über den Verfasser bin ich Ihrer Meinung sehr nahe. Ich glaube, Forster ist ein Mann, der noch auf dem Wege der Entwicklung fortgeht, aber den auch leicht Nebenumstände darauf für immer aufhalten können, weil ich ihm nicht Festigkeit des Charakters genug zutraue. Es ist gewiß seiner

[1] Der erste Band von Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein" war Berlin 1791 erschienen. Lichtenbergs enthusiastisches Urteil darüber siehe in seinen Briefen 3, 22. 27.



nicht würdig, daß er so überall auf dem Litteraturfelde sich herumtreibt, und herumtreiben läßt — weil, wie ich fürchte, der Mann sich an zuviel Bedürfnisse gewöhnt hat, wofür seine Einnahme unzureichend ist. Sollte nicht, falls Murray[1] bald stürbe, auf ihn gedacht werden? Ich weiß nicht, ob sich der Arzt vom Botaniker trennen läßt, nach der dortigen Einrichtung. Es wird allerdings Schwierigkeiten haben. Wenn aber Forster die beiden Fächer, Naturgeschichte und Botanik übernähme, so dächte ich, würde er, bei einer übrigens nicht ganz schmalen Besoldung, dort sein reichlichers Auskommen finden, als wo er jetzt ist.[2]

Wir haben hier drei Tage lang den Herzog von York gesehn; er ist diesen Morgen über Braunschweig nach Berlin gereist, wo er wohl, in Erwartung des Kriegs, fürs erste bleiben wird. Er hatte nur einen einzigen Begleiter, St. Leger, Capitän in der ersten Garde. Sein Aussehen ist sehr gut und durchaus nicht mit den Beschreibungen übereinstimmend, die man von ihm gemacht hat; freilich die Blüthe der Jugend ist verschwunden; aber doch trägt sein Gesicht keine Spuren der Verwüstung, nur etwas dicker ist sein Körper; übrigens habe ich gar keine merkliche Veränderung in seinem Wesen wahrgenommen.

Prinz Ernst ist jetzt mit Leib und Seele — leichter Dragoner! Das bevorstehende Lager, wo er eine Schwadron commandiren soll, beschäftigt so sehr seine Seele, als nun schon seit langem aller Menschen Mäuler. Ich entzöge mich gern dem Tumulte, wenn ich es auf eine schickliche Art thun könnte. Prinz Adolf hat noch seine Bestimmung nicht erhalten und beschäftigt sich auf die alte Weise, nur freilich nicht mit der ehmaligen Assiduität. Alle unsre Nachrichten von Prinz Augusts Befinden sind übereinstimmig erwünscht; er selbst weiß nicht genug zu rühmen, wie vortrefflich er sich den ganzen Winter hindurch befunden hat. Ich vermuthe, daß er jetzt schon in der Schweiz angekommen seyn wird, wo man Vevay zum Sommeraufenthalt gewählt hat. Dieß hat bei mir eine rege Sehnsucht nach dem Lande erweckt, wo ich 18 Monate meist sehr glücklich war. Ich glaube auch, daß ich dort nicht ohne Nutzen zubringen könnte; aber freilich kann ich das Geschäft nicht übernehmen, diese Nützlichkeit zu demonstriren. Unsre übrigen Herrn befinden sich sehr wohl.

Spittlers[3] Lage geht mir sehr nahe; ich mag ihm nicht auf seinen Brief antworten, der voller Hofnungen ist. Schreiben Sie mir doch etwas von ihm.

Eben geht unser Hpt. v. Uslar von mir, er trägt mir seine freundschaftliche Empfelung ausdrücklich an Sie auf; Herrn Strohmeiers Versicherung von Ihrem jetzigen Wohlbefinden habe ihn herzlichst gefreuet.

Leben Sie, theurer Freund, recht, recht wohl! Ihr

Tatter.

Der Oberappellations Rath v. Ramdohr[4] hat Aussichten als Reichshofrath nach Wien zu kommen.

3.

Rom d. 9. Febr. 1793. abgesch.

Endlich komme ich einmal zu einem Briefe an Sie, mein verehrungswürdigster Freund, an den ich so viel denke und mit so lebhafter Sehnsucht, daß ich lange Unterredungen, die ich mit Ihnen gehalten zu haben meine, niederschreiben könnte. Wie geht es Ihnen denn, wie geht es Ihrer lieben Familie? Ist es doch, als wenn Entfernung dem Todtseyn gleich komme; denn wenn ich einen kleinen Zirkel meiner hannöverischen Freunde ausnehme, so ist alles, was ich noch jenseits der Alpen lebendig hoffe, wie mir abgestorben, ich weiß — den einzigen lieben Feder[5] nehme ich aus — von keinem einzigen meiner göttingischen Freunde, daß er noch lebe, oder sich meiner weiter erinnre; ein Brief den ich Ihnen von Schwalbach aus schrieb, muß auch verloren gegangen seyn, oder Ihre Antwort ihren Weg zu mir verfehlt haben. Aber welche Glückseligkeit würde es für mich seyn, wenn ich Ihnen nicht zu schreiben brauchte, wenn ich Sie hier unter diesem schönen Himmel an meiner Seite hätte, mit Ihnen genösse, was sich nur hier genießen läßt, und von Ihnen empfinge und mit Ihnen theilte, was auch schon, *allein* und deswegen unvollkommen genossen, meinem Geiste und Herzen so wohl thut. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, worin diese Genüsse bestehen; aber unter ihnen giebt es einige, die man schlechterdings nur selbst erfahren muß, um ihren Werth ganz zu verstehen; das sind nämlich diejenigen, welche ein schöner Himmelsstrich gewährt; wie wohlthätig die Sonne unsern Körper erwärmt in einer Jahrszeit, da man gewohnt war, in Dünsten eingehüllt zu frieren, ist eine Erfahrung, die man selbst machen muß. Ich bin heute am 3. Febr. auf dem Capitol, im Coliseum und um die Ruinen der Kaiserpalläste spazieren gegangen, der Himmel klar, wie bei uns in der Mitte des Sommers, und die Sonne erquickend warm, wie in unserm Julius; in

1 Der Professor der Medizin Johann Andreas Murray starb noch im Jahre 1791; Forsters Nachfolge scheint nicht erwogen worden zu sein.

2 Seit 1788 war Forster kurfürstlicher Bibliothekar in Mainz.

3 Ludwig Timotheus Spittler war als Historiker und Politiker eine der Zierden der Göttinger Hochschule; auf welche Lage hier angespielt wird, habe ich nicht ermitteln können.

4 Der auch als Ästhetiker schriftstellerisch hervorgetretene, in den Xenien ironisierte Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr blieb zunächst in seiner Stellung in Celle; später trat er in preußische Dienste und war zuletzt Gesandter in Neapel.

5 Johann Georg Heinrich Feder war Professor der Philosophie in Göttingen.



der Villa Borghese glaubte ich oft im November und December im Frühlinge zu seyn und fast nicht einen einzigen Tag haben wir unsre antiquarischen Wanderungen des Wetters wegen aussetzen dürfen, vom Anfange des Novembers an bis jetzt her. Wer in diesem Lande sich niederließe und nur etwas vom englischen Geiste der Lebensbequemlichkeiten hätte, würde leicht den Unbequemlichkeiten in den Wohnungen abhelfen, seine Thüren fest machen, die Ritzen an den Fenstern zustopfen, sein Caminfeuer wärmer einrichten und eine warme Fußdecke in sein Zimmer zu erhalten wissen, alles Dinge, die erst von Engländern und Deutschen hier eingeführt werden mußten und nur die ephemerische Dauer des Aufenthalts desjenigen Individuums haben, der sie sich von der Trägheit seines Hauswirths hat erkaufen müssen. Denn es giebt wol wenig Länder, wo man so gar unbekannt mit den kleinen und doch so wesentlichen comforts of life geblieben ist, als hier, wo wahrlich die Natur es den Menschen so unendlich leicht gemacht hat, sie sich zu verschaffen. Allein der gemeine Mann lebt meistens an und auf der Straße, die vornehme Classe huckt am Kolenbecken herum und die Weiber der Mittelklasse — die eben so wenig arbeiten, wie die Principessa, trägt irdne Henkeltöpfe mit warmer Asche in den Händen, und gafft so in die Straßen hinab. Alles, was für den Genuß des Lebens verwandt wird, ist königliche Pracht in Erbauung ungeheurer Palläste, aus denen man mit Vergnügen wegeilt, so bald man die Kunstwerke gesehn hat, die darin aufbewahrt werden. Aber eines Gedankens kann ich mich nicht erwehren, warum fällt es nie einer kleinen Anzal Fremdlinge, die unabhängig wären und sich einen Niederlassungsplatz suchten, ein, ihn hier zu wählen? Es ist im Pays de Vaud gut wohnen, ich habe selbst oft die Idee gehabt, mir einst da meine Hütte aufzubauen; aber es ist doch auch der Winter kalt in jenem schönen Lande und der Geist hat nichts sich zu beschäftigen, als mit gesellschaftlichen Vergnügungen, deren man so leicht müde wird, wie ichs nach gerade herzlich bin. Was eine kleine Zal denkender und gefühlvoller Freunde an diesem einzigen Orte glücklich leben könnten! Schon auch eines Nebenvortheils wegen, der völligen Unabhängigkeit, die schon das Unbemerktwerden, und die Gleichgültigkeit der Eingebornen ihnen sichern würde. Warum konnten Sie, theurer Freund, nie hieher kommen, warum Heyne[1] nicht? — Durch die Leute, die nur reisen, weil sie des Geldes genug oder zuviel haben, wird desjenigen sehr wenig beschafft, was sich nur in Rom thuen läßt, und in einer gewißen Reihe von Jahren sind die Bruchstücke auf ewig in das alles verschlingende Meer der Zeit versunken, aus denen sich die fruchtbaren Aufschlüsse zur Geschichte einer der wichtigsten Perioden des menschlichen Geistes enträzeln lassen. Warum eilen die Fremden mit Geist und Kenntnissen und Gefühl nicht hieher, um noch diesen oder jenen Faden in das Band einzuwirken, was die alte und neue Geschichte an einander hält? Hier, außer zweien oder dreien Menschen, ahndet keiner etwas von der Art und ich will wohl jedem Fremden rathen, daß er den hiesigen Leuten nichts von ihren Schätzen sage; die Rotonde ist ihnen S. Maria ad martires, das Coliseum ein Haufen Steine, in dessen Bezirk Stationen zur Betrachtung der Leiden Christi sind, und in der Villa Borghese steht ein die Lippe zusammendrückender Bauernlümmel von David, von Bernini, neben einem Apollo Sauroctonos, der vielleicht eine Copie von Praxiteles ist — und neben den herrlichsten Kunstwerken aller Art bewundert man Mausoleen in St. Peter, die dem ungeübtesten Auge widrig seyn sollten. Diese, gewiß in ihren Anlagen vorzügliche, durch Erziehung, Regierungsform und die vereinigte Wirkung vieler Jahrhunderte Barbarei gesunkne Nation weiß nicht, was sie daran hat, noch was sie damit thuen soll; also müssen Deutsche, Engländer und — ehmals Franzosen kommen, um von dem alten, bald vertrocknenden Stamm, der ehmals die reifste Frucht der menschlichen Geistesbildung in ihrer schönsten Form trug, Knospen abzulösen, die sie den Bäumleins unsrer Zeiten zu ihrer Veredlung einimpfen sollten? — Strafen Sie mich, liebster Freund, wenn Ihnen dieß Partheilichkeit scheint; ich will mich gern belehren lassen, und von Ihnen! —

Von unserm Leben hier will ich Ihnen zwei Worte sagen. Unser Prinz hat sich immer ganz vortrefflich befunden, so viel manche auch gegen die Luft in Rom einzuwenden hatten; ihm hat seit dem Augenblicke seiner Hieherkunft nichts gefehlt; eine kleine Erkältung, die gleich vorüber war, ist nicht zu rechnen. Man gefällt sich in der Idee, daß sein Aufenthalt in Rom ein Beweis des Vertrauens und Wohlwollens des Königs von England sey, von dem allein Rettung für Italien zu hoffen sey, ein Sonnett des Inhalts wurde bei den letzten Bewegungen des Volks an unsre Hausthür geschlagen und überall, wo es was zu sonnettiren gab, z. B. bei unsrer letztvergangnen Aufnahme unter die *Arcadier*[2], drehte sich Ode und Sonnett um diesen Gedanken. Überhaupt wird den Engländern mit Respect begegnet, während ihre Nachbarn übers Meer al diavolo laut in den Straßen geschickt werden, und man dem, der zur letztern Landsmannschaft zu gehören schien, eben so vernehmlich versicherte: ch'un buon colpo di colletto non sarebbe male. Das hat sich denn auch wieder gelegt; überdas hat sich alles, was von französischen Künstlern hier war, davon gemacht — ein großer Verlust für die Kunst — und was noch hier ist, steht alles in dem bewährtesten Geruche des Aristokratismus; die französische Akademie ist noch zur Sicherheit mit päbstlichen Soldaten besetzt, Patrouillen ziehen zu Fuß und zu Pferde durch die Gassen, Tag und Nacht, ganze Compagnien Fußvolk sind dem Pabste, mit allem ausgerüstet, von reichen Particuliers, unter andern von einer Witwe, die sich besonders hervorthut, als Geschenke zugeführt worden und vorgestern früh durch eine Notificazione alles was die Waffen tragen kann in allen Theilen des Staats aufgeboten worden, auf den Fall eines feindlichen Angriffs bereit zu seyn. Vielleicht kann ich sie

[1] Christian Gottlob Heyne, der berühmte Professor der Altertumskunde in Göttingen.

[2] In die Dichtergesellschaft der Arkadier in Rom wurden alle bedeutenden Fremden als Mitglieder aufgenommen: Goethe beschreibt seine Aufnahme im Januarbericht 1788 seiner Italienischen Reise.



beilegen in welchem Falle ich Sie ersuche, sie Spittlern mit meinem herzlichsten Gruße auszutheilen. Diese Stadt ist jetzt voller Kriegesvolk, von dem man denn sehen muß, was es ausrichten wird. Welch ungeheure Kosten das macht, können Sie denken; dafür wurde auch neulich eine halbe Million Scudi aus dem Sixtinischen Schatze in der Engelsburg erhoben; ich weiß aber nicht, mit welchem Rechte man behauptet, daß die reichen römischen Barons nicht viel von dem thätigen public spirit haben, mit dem in ähnlichen Fällen alles in England zur Beschützung des Staats herbeieilen würde.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von Ihrer Gegend ohne alle Nachricht bin, und sehe daher mit Verlangen denen entgegen, die Sie mir mittheilen wollen. Ich ersuche Sie inständigst, alles, was Sie selbst und Ihre Familie betrifft, recht umständlich zu behandeln. Ist es Ihnen möglich, so fügen Sie auch etwas von unsern dortigen Freunden bei, auch von dem Dieterichischen Hause und Seyffer[1], von dem ich, seit ich ihm meinen Besuch in Canstadt machte, wo ich ihn nicht fand, nicht ein Wort gehört habe. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir auch das Interessanteste von unsrer Litteratur mittheilen wollten, von der ich seit vorigem Monat August nichts weiß; denn hieher kommt nichts, auch die hiesigen deutschen Gelehrten erfahren wenig und ich kann z. E. Herrn Uden[2], des Sie sich erinnern werden — er ist jetzt hier und wird noch verschiedne Jahre hier zubringen — aus den verflossnen Jahren manches erzählen, was ihm Neuigkeiten sind.

Wir schweben noch in Ungewißheit über den nächsten Sommeraufenthalt unsers Prinzen, obgleich von Hannover her verlauten will, daß er in England seyn würde. O wenn das wäre! — Indessen erwarten wir täglich den Herrn Lieut. von Marschalk, der unsers lieben Freundes Hanstein, der sich Ihnen recht herzlich empfielt, Stelle einnehmen wird. Bitten Sie die Götter samt und sonders für mich, daß doch die Reise nach England nicht zur See geschehen möge, mich schaudert vor dem Gedanken an eine sechswochenlange Seekrankheit.

Meine Gesundheit ist gut geblieben, obgleich mein podagrisches Übel mir nicht selten zuzusetzen droht, was ich den unvermeidlichen Verkältungen in den Abendgesellschaften zuschreibe. Indessen hat es mich noch nie an irgend einem guten Dinge gehindert und ist meinem einsiedlerischen Wesen einige Mal zu Statten gekommen, als ein schicklicher Vorwand, in mein Zimmer mich einzuschließen. — — Ich habe kaum den Muth, diesen Brief abzuschicken. da er so wenig enthält, wenn ich nur Zeit hätte, einen andern zu schreiben. So geht es oft, wenn man viel zu sagen hätte; nun, wenn wir einst wieder bei einander in Ihrem Gartenhause sitzen können — *wo ich so gern saß, wo ich in Gedanken so oft noch bin* — so will ich desto mehr mündlich erzälen. Wenn Sie mich durch einen Brief von Ihrer Hand glücklich machen wollen, so bitte ich ihn nach Frankfurt an den Herrn General von Gmelin zu couvertieren. Ich empfele mich Ihnen aufs herzlichste, Ihnen und Ihrer lieben Frau und bin ewig

Ihr treuer Freund

G. Tatter.

II. Therese Huber an Schelling.

Therese Hubers Beurteilung ihrer Rivalin Karoline bewertet Schmidt (1, 676) in vorsichtig abwägender und meines Erachtens durchaus zutreffender Weise. Ich teile im folgenden nach Theresens Konzept eine Aufzeichnung über ihr Verhältnis zu Karoline mit, die für Schellings Eltern in Murhardt bestimmt und einem Briefe an Schelling beigelegt war. Schellings Briefe an Therese scheinen leider nicht erhalten zu sein. Dem ersten Wiedersehen der beiden Paare in Stuttgart im Juni 1803 folgten im Juli, wo Schellings im Bade in Cannstadt waren, weitere persönliche Berührungen und im August ein Besuch in Murhardt bei Schellings Eltern, über den Therese ihrer Tochter Therese Forster am 3. September berichtet (vgl. Geiger, Dichter und Frauen 2, 94). Der folgende Brief dürfte in die letzten Wochen des Jahres 1803 gehören, als Theresens Gatte schon (Mitte November) als Redakteur der Allgemeinen Zeitung von Stuttgart nach Ulm übergesiedelt war, während Therese ihm erst nach mehreren Monaten (Ende März 1804) mit den Kindern dahin folgen konnte.

An Schelling.

Ich danke Ihnen für Ihren Brief der dem Begrif wieder ganz entspricht den ich mir von Ihnen gemacht hatte. Der Begrif war würklich das was in unser allerseitiges Verhältniß noch die Wahrheit brachte die es sonst in so manchen, nur nicht *Sie* angehenden Rücksichten nothwendiger Weise nicht haben konnte. Auch selbst das, daß Sie das nunmehrige Ende unsrer allerseitigen Verhältnisse in so ferne sie allerseitig waren, anders betrachten und beurtheilen als ich, soll und wird unsre gegenseitige Unbefangenheit nicht stören. Ihrem letzten Brief danke ich hauptsächlich eine befriedigende Erklärung Ihres vorlezten. Ich fand diesen unnatürlich empruntirt, ich fand einen Hinterhalt darinn den ich nicht begrif. In allem diesen hatte ich recht Unrecht,

[1] Karl Felix Seyffer war Professor der Astronomie in Göttingen.

[2] Der preußische Resident am päpstlichen Hofe, Uhden, Wilhelm von Humboldts Vorgänger.



aber ich sehe nun mit herzlichem Vergnügen, daß der Grund ein solcher war durch den Sie, in den Augen eines Menschen der Sie achtete, nicht verlieren können.

Über meinen künftigen Aufenthalt weiß ich noch nichts bestimmtes. An Unterkommen fehlt es nicht, aber noch an hinlänglichen Motiven zur Wahl.

Leben Sie wohl, nehmen Sie noch unsern Dank für Ihre Liebe für unsre Kinder, und unsere aufrichtigen — das Wort muß hier und heute einen sehr wahren Sinn haben — Wünsche für Ihr Glück.

Carolinens und mein Verhältniß war von seinem ersten Ursprung an unnatürlich, es mußte also gestört werden. Nur müßen die Ursachen dazu in keinen falschen Gesichtspunkt gestellt werden. Daß Caroline den ihrigen darstellt ist in dem Gang ihres Wesens, den meinen darzulegen liegt mir ob, nicht um etwas zu ändern, aber um Recht zu handhaben.

Der lezte Eindruck den mir Caroline gegeben hatte waren ihre Briefe an Forster die ich unter seinen hinterlassnen und durch den jungen Wenner aus Frankfurth zugeschickten Papieren fand, und mit andern Papieren aufbewahre, und Forsters eigne Briefe über sie. Mit diesen Erinnerungen rückte die Zeit fort bis ich Carolinen vor 18 Monaten von der Hoven[1] zum ersten Mal wieder nennen hörte. Die Hoven ist die einzige Person der ich nach manchen abentheuerlichen Gerüchten die sie wußte, im Zusammenhang erzählte was ich von Carolinen selbst erfuhr, und was viel ehrenvoller war als die Märchen des Publikums. Bis zur Ankunft von Mad. Paulus wußte ich kein Detail dessen womit die nördlichen Klatschereien sich beschäfftigten, und von ihr ließ ich mir von allen meinen ehmaligen Bekannten mit dem Interesse vorklatschen das nach eilfjährigem Nichtswissen sehr natürlich ist. Hier interessirten die Scandala von Mad. Schlegel, Reichard, Weidmann, Bürger, Loder — keinen Menschen. Jezt kam Caroline ins Land. Ich wünschte sie nicht zu sehen, ich war glücklich und hielt sie nicht für so, ich hatte Kinder, und mein Karakter der viel zu liebend und thätig ist um eine rachsüchtige, gehässige Empfindung zu nähren ließ mir nur Weichheit gegen die Jugend Bekannte. Daher widerstand ich meinem Gefühl nicht das mich im König von England zu ihr führte. Die Vergangenheit war für mich vernichtet. Nun fing unser Publikum an von ihr zu sprechen, und das die unerhörtesten Abgeschmacktheiten. Caroline kennt die Fäden mit denen Stuttgard und Göttingen zusammen hängt, und wird sich selbst zeugen können ob sich das Geschwäz mit der Wahrheit befriedigen konnte da die Wahrheit an sich so verwickelt war. Man fragte mich von allen Seiten: ist das so? ists so? über ein: *Nein* hätte man mir doch wohl ins Gesicht gelacht, denn weder Mainz noch Leibzig noch Jena liegt im Monde. Ein: ich weiß nicht, wär eine Antwort gewesen die mein Umgang mit ihr nicht gerechtfertigt hätte, ich widerlegte also einzelne elende Beschuldigungen durch einzelne wahre Thatsachen die viel weniger schimpflich waren. Noch jezt werde ich so thun, und wenn Schelling, der Carolinen alle gute Menschen, und das Publikum wieder zu gewinnen in seiner Hand hat, in zehn Jahren ein glücklicher Gatte ist, wird Caroline die Wahrheit die ich sagte, lieber im Publikum hören, wie die unanständigen Ausdrücke die es sich erzählte, und die der Wahrheit sogar widerstritten.

Unnatürlich war also unser Verhältniß, aber ich war nicht falsch, denn ich habe Carolinen kein Wort gesagt das die Heiligthümer meines Herzens anging, und die Vergangenheit war zwischen uns vernichtet, ich hätte so mit ihr umgehen müssen, hätte ich sie im König von England zum erstenmal gesehen. Herzlichkeit mußte ich Carolinen beweißen, denn ich fühlte sie, und fühle sie gegen jedes Geschöpf das sich mir naht, und weicher, *inconsequent* so gar, kann sie sein, wo ich zu *vergeben* habe, und ob das der Fall ist zeuge Carolinens Gewissen von frühern, und ihre Weiblichkeit von spätern Zeiten.

Die Abschrift dieses Blattes ist den ehrwürdigen Alten in Murrhardt bestimmt, so bald es die Umstände erfordern. Möge ihrer Kinder Glück ihnen Freude geben und niemand es so wenig stören wie ich.

III. Zu Karolinens Briefen.

1, 6. Dasselbe Konzert der Mara in Göttingen erwähnt auch Lichtenberg (Briefe 1, 314), der wohl auch unter ‚*quelqu'un qui avait entendu la célèbre Gabrielli*' verstanden werden darf: er hatte Catarina Gabrielli während seines Londoner Aufenthalts 1775 als Dido gehört (Vermischte Schriften 3, 260). Von dem impertinenten Benehmen des Gatten der Mara entwirft Mozart seinem Vater am 24. November 1780 eine lebendige Schilderung (Briefe S. 226 Nohl; meine Auswahl S. 138).

1, 9. Auch seiner späteren Braut Therese Heyne schenkte Forster damals otahitischen Stoff zu einem Ballkleide, in dem sie zuerst sein Herz gewonnen haben soll.

1, 31. Über Philippine Gatterers Reise nach Kassel vgl. die Mitteilungen von Nathusius in der Allgemeinen konservativen Monatsschrift 46, 161.

1, 63. Über Gotters Kenntnis von Ifflands Franz Moor vgl. Schlösser, Friedrich Wilhelm Gotter S. 123.

1, 69. Das hier erwähnte Tagebuch von Friederike Münter von einer 1782 mit ihrem Vater unternommenen Reise nach Hamburg, Göttingen und Weimar ist kein handschriftliches, wie in der Anmerkung vermutet wird,

[1] Die Frau von Schillers Jugendfreund Hoven in Ludwigsburg.



sondern ein Privatdruck für Verwandte und Freunde, der im gleichen Jahre veranstaltet wurde (vgl. Bobé, Frederikke Brun S. 27).

1, 77. Poels in der Anmerkung zitierte „Erinnerungen eines Greises" sind in erweiterter Gestalt im ersten Bande der „Bilder aus vergangener Zeit" (Hamburg 1884) gedruckt und enthalten eine Fülle vortrefflicher Göttinger Porträts. Auf Karoline ist Poel (S. 253) nicht besonders gut zu sprechen; von Lotte Michaelis' Roman mit dem Portugiesen Hoquel berichtet er ausführlich (S. 312). Nebenbei sei auch Alexander von Humboldts briefliches Urteil vom 17. August 1789 zitiert (Jugendbriefe an Wegener S. 65): „Er (Michaelis) hat ein paar Töchter, die sehr gebildet sind, von denen die eine aber gar die Gelehrte spielt".

1, 215. Der mit Fragezeichen versehene Name Föltersohm muß Fölkersahm heißen: so nennt sich eine kurländische Adelsfamilie.

1, 269. In diese Zeit gehören folgende Notizen aus Lichtenbergs ungedruckten Tagebüchern: „Ich lese den mainzischen Brief von Madame Böhmer an ihre Schwester" (15. Oktober); „Schöner Brief von Madame Böhmer über Mainz" (30. Oktober); „Brief von der Dr. Böhmerin" (10. November); „Brief von Madame Böhmer aus Mainz mit Custines Anschlag an die Bürger von Mainz, Speier und Worms" (23. November). Es dürften das wohl dieselben Briefe voll Begeisterung und glühendem Unwillen sein, die Karoline noch in Lucka Friedrich Schlegel zu lesen gab (1, 699).

1, 233. In den Worten „Du, vor der die Reinen schaudern" liegt wohl ein Zitat aus der Domszene des Faust (Vers 3831) vor, ebenso 1,552 in den Worten „die flache Unbedeutendheit" aus der Schülerszene (Vers 1861). Das Zitat 1, 554 aus Gretchens Lied am Spinnrade ist in der Anmerkung notiert.

1, 343 heißt es von Gotters nach Shakespeares „Sturm" bearbeiteter „Geisterinsel": „Herr von Einsiedel hat Gotter soeben einen Wiener, einen ganz neuen Compositeur, von dem Haydn entzückt sein soll, vorgeschlagen." Ich halte es für möglich, daß hier Beethoven gemeint ist (Schlösser, Friedrich Wilhelm Gotter S. 300 spricht keine Vermutung aus).

1, 347. „Die Ufer der Garonne" als Bezeichnung für Frankreich sind ein Zitat aus Wielands „Oberon" (6, 14), das uns auch in Schillers Jugendgedicht auf Rousseau begegnet.

1, 356. Über die dem Göttinger Naturalienkabinet gestohlene Silberstufe vgl. diese Zeitschrift, neue Folge 4, 176 Anm. 4.

1, 372. Über den Gebrauch von „ungemein" bei Goethe vgl. Beiträge zu einem Goethewörterbuch (Beiheft zu Kluges Zeitschrift 6) S. 83.

1, 492. Der Brief Nr. 217 ist vom 25. Februar statt vom 25. Januar zu datieren, eine momentane Gedankenlosigkeit, die bei Karoline auch sonst begegnet. Sie schreibt von dem Jenaer Hochwasser: „Vorgestern besonders ist es bis in die Tore hereingetreten, das Schloß war wie eine Insel umgeben". Damit vergleiche man Goethes Notiz im Tagebuch vom 23. Februar (Tagebücher 2, 236): „War die Nacht das Wasser am größten gewesen und hatte am Schloß vier Stufen erreicht." Die im Eingang erwähnte „Einlage an Cecilen", die mehrere Tage liegen geblieben war, ist Augustens begeisterter Brief über Schillers Piccolomini vom 18. Februar, Nr. 220 (1, 499).

1, 546. Die Nr. 239 ist wohl vom 6. Juni zu datieren: an diesem Tage war Dohm in Jena (Schillers Kalender S. 77), am folgenden Tage bereits in Weimar (Goethes Tagebücher 2, 253).

1, 555. Die Nr. 244, „Montag [21. Sept. 1799]", ist vielmehr vom 16. zu datieren: der 21. war kein Montag, sondern ein Sonnabend und die Bemerkung „Goethe ist heute hier angekommen" setzt das Datum außer Zweifel (vgl. Goethes Tagebücher 2, 259).

1, 612. Ich sehe nichts, was entgegenstünde, unter Lolo hier wie sonst gewöhnlich Lotte Schiller zu verstehen.

1, 637. „Gewaltig Wollende" ist ein Zitat aus Goethes Iphigenie (Vers 336).

1, 643. Die Worte „Steffens sprach (schon lange nicht mehr) zu uns im Traume" spielen auf ein Lied „Zu Steffens sprach im Traume" aus Bretzners Operette „Der Irrwisch" an, das von Umlauff komponiert war; Klaviervariationen darüber von Eberl gingen lange unter Mozarts Namen (Vergl. Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert 2, 469).

2, 29. Die Worte „bis zum Zweck von allem End und Ziel" enthalten ein Zitat aus Schlegels Übersetzung von Shakespeares Sommernachtstraum: „Das ist der wahre Zweck von unserm End und Ziel" (5, 1); wörtlich ebenso schon bei Wieland (Gesammelte Schriften 2, 1, 81). Die Zitate S. 239 sind in der Anmerkung bemerkt.

2, 105. Über das „häßliche Abenteuer" Karl Augusts vgl. Düntzer, Goethe und Karl August S. 494.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.





Aus „Leipziger Kalender“. Verlag von Georg Merseburger, Leipzig.

Deutsche Buchkünstler der Gegenwart.

VI. Erich Gruner.

Von

Dr. Martin Wackernagel in Leipzig.

Mit 42 Abbildungen.

Die Hauptstadt des deutschen Buchhandels ist im Verlauf der letzten Jahre immer mehr auch zum Mittelpunkt der modernen deutschen Buch*kunst* geworden.

Die hier seit 1902 eingerichtete *„Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe“* und die prächtigen Sammlungen historischen wie modernen Buchschmucks im *„Buchgewerbe-museum“* — beides Spezialinstitute, wie sie in ihrer Art keine andere Stadt besitzt — haben als Pflegestätten und Einflußzentren für die buchgewerbliche und sonstige angewandte Gebrauchsgraphik, für Leipzig von vornherein den Vorrang auf diesem Gebiete gesichert.



Illustration aus „Deutsches Lachen“. Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

Aber in der Einrichtung und dem erfolgreichen Wirken dieser Anstalten ist nicht sowohl die Ursache als vielmehr eine Begleit- und Folgeerscheinung gegeben des in der Leipziger Buchindustrie seit Anfang unsers Jahrhunderts ungefähr immer lebhafter durchdringenden Interesses und Verständnisses für die Möglichkeit einer künstlerischen Veredelung der Produktion. Man hat eben auch hier, wie in anderen Gewerben, sich überzeugt von der nicht mehr bloß ideellen Überlegenheit des Geschmackvollen, künstlerisch Belebten gegenüber dem platt Konventionellen, Gleichgültigen und Häßlichen der nur fabrikmäßigen Industrie. Die lockende Kraft des Schönen, der Qualitätsarbeit, allgemein gesagt, ist auch als marktwirksame Potenz den Produzenten zum Bewußtsein gekommen.



Illustration aus „Deutsches Lachen“. Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

Wir haben dann in der Folge das Phänomen einer völligen Neubelebung nicht nur des Buchgewerbes, sondern aller Zweige


Illustration aus „Deutsches Lachen". Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

der Typographie überhaupt erlebt; der ungemein starke Erfolg, den schon die ersten Versuche in dieser Richtung fanden, erweckte begreiflichermaßen eine neue Freude am Bücherbesitz und gab den Ansprüchen des Publikums einen Maßstab, der zunächst, wie in der Zentrale Leipzig sehr schön zu beobachten war, jedenfalls für die gesamte schönliterarische Buchproduktion mehr und mehr zwingenden Einfluß erlangt hat: Das künstlerische Element ist in der Konkurrenz ein entscheidender Faktor geworden.

Die ganze Umwandlung, die hier näher zu betrachten nicht der Ort ist, konnte aber nur dank der lebhaften Anteilnahme zahlreicher künstlerischer Kräfte sich vollziehen, wie sie sich nicht allein aus den direkt interessierten Kreisen der Kunstgewerbler, sondern auch aus der freien Bildkunst herüber angefunden haben. Und man kann wohl sagen, daß gerade diese Nicht-Spezialisten, Maler und Graphiker, die zunächst gelegentlich, dann auch in häufigeren Fällen für Buchschmuck und Typographie arbeiteten, die originellsten und förderlichsten Anregungen beigesteuert haben.

Von einem Künstler, der in dieser Weise, von der Malerei herkommend und neben seiner Malerei, sich in ausgiebiger und ungemein glücklicher Weise der künstlerischen Neugestaltung des Leipziger Buchgewerbes wie der Schriftkunst im besonderen angenommen hat, soll in den folgenden Ausführungen die Rede sein.

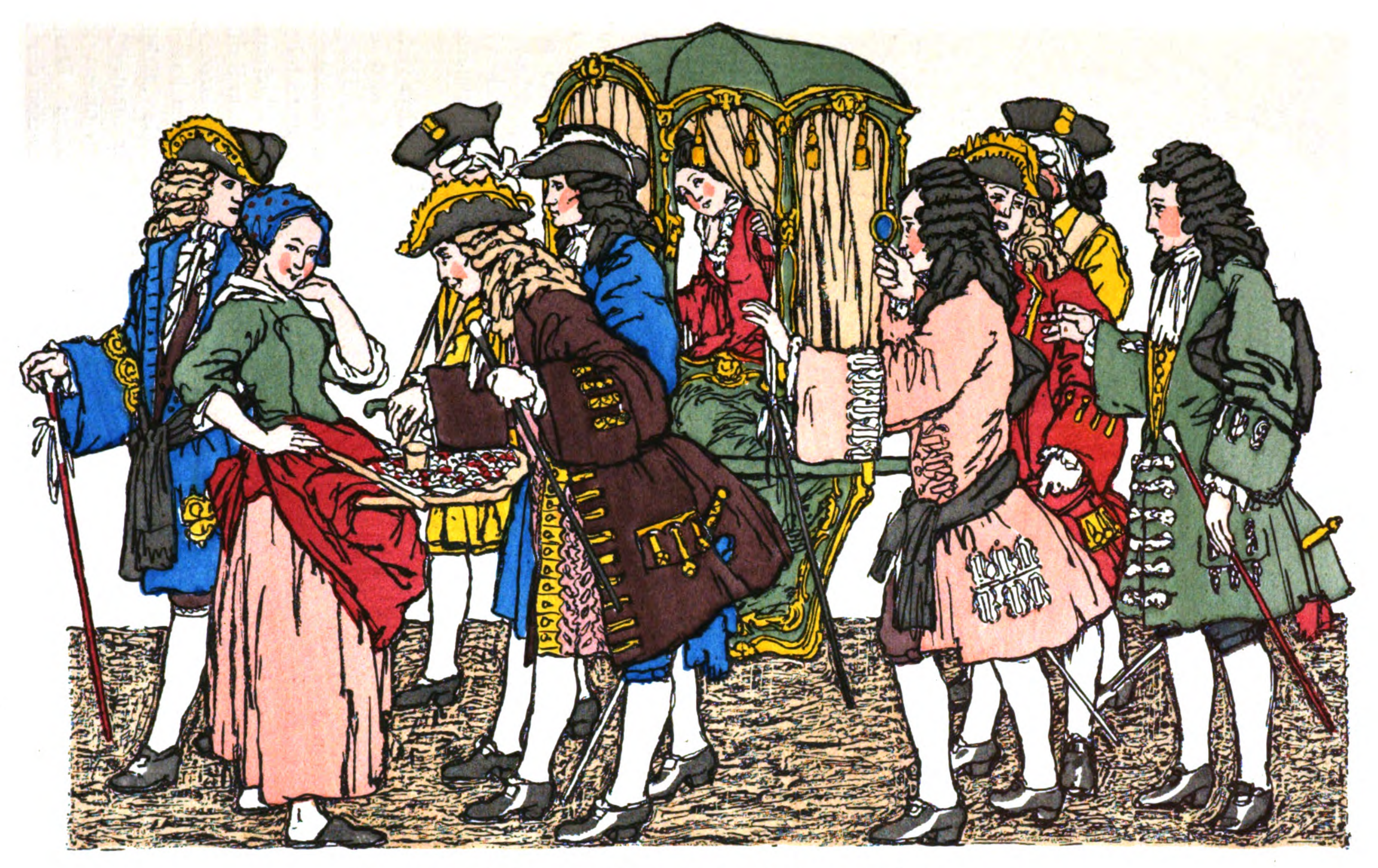
Erich Gruner ist 1881 in Leipzig geboren; auf der Leipziger Akademie hat er


Illustration aus „Deutsches Lachen". Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.


Illustration aus „Deutsches Lachen". Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

auch seine erste künstlerische Ausbildung genossen; doch war damals diese Anstalt noch nicht wie heute zur speziellen Pflegestätte der graphischen und buchgewerblichen Techniken ausgebaut. Gruner hat hier Malerei studiert und als Maler ist er sodann mit Vorteil in Paris und Spanien gewesen. Davon zeugt die nicht gewöhnliche farbige Kultur seiner landschaftlichen und Figurenbilder, von denen gegenwärtig einige auf der Leipziger Jahresausstellung — deren originelles Plakat gleichfalls von Gruner herrührt — zu sehen sind. Davon zeugt aber auch das lebhafte und eigenartige koloristische Empfinden und das Vorherrschen figürlicher Elemente in seinen buchgewerblichen Arbeiten.

Solchen Arbeiten hat sich Gruner seit der Rückkehr in die Heimat, neben der Malerei in zunehmendem Maße zugewendet. Einer angeborenen, vielleicht ihrer selbst kaum



Aus „Der historische Festzug der Universität Leipzig 1909“. Verlag von J. J. Weber, Leipzig.





Illustrationen aus „Deutsches Lachen". Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

bewußten speziellen Begabung kamen die in Leipzig beinahe in der Luft liegenden äußeren Gelegenheiten und Aufforderungen in reicher Fülle entgegen. Und es scheint, daß *durch* den Zustrom solcher Aufgaben, durch ihre stilbildende Nötigung der Künstler die ihm selbst wie jenen Arbeiten am meisten adäquate graphische Ausdrucksweise allmählich entwickelt und zielbewußt bis zur sichersten Meisterhaftigkeit fortgebildet hat.

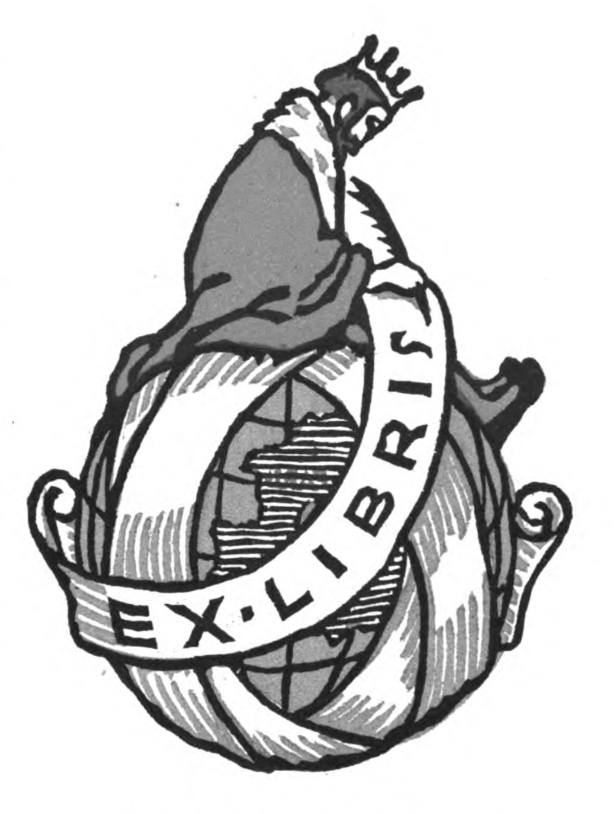
Mit einer Reihe humoristisch grotesker Illustrationen (für die Publikation „Deutsches Lachen") hat Gruner sich als Buchkünstler zunächst wohl am vorteilhaftesten eingeführt. Innerhalb einer möglichst knappen, nur summarische Umrisse andeutenden Zeichnung wirken karikierende Unterscheidungen und Extravaganzen am stärksten. Dessen war sich schon Wilhelm Busch bewußt; und Gruner, der von ihm wohl nicht wenig gelernt hat, folgt derselben Einsicht, aber zugleich mit einem bewußt ausgeprägten Streben nach feiner eleganterDurchbildung und Belebung des Strichs, nach dekorativ wirkungsvoller Anordnung, Silhouettierung und Eingliederung des Bildes. Es äußern sich also schon hier Eigenschaften des zur eigentlichen Buchkunst prädestinierten Zeichners.



Illustration aus „Deutsches Lachen".
Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

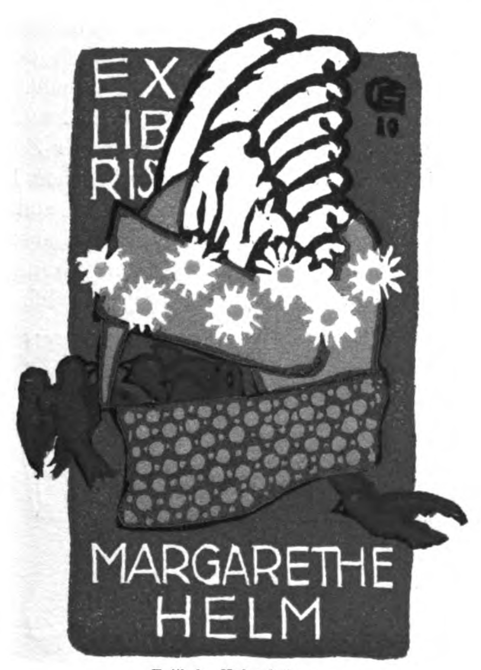
Sehr viel deutlicher aber wird diese Tendenz und Begabung bei verschiedenen, ebenso vignettenhaft angelegten Bildchen, die Gruner zum Schmuck von *Buchumschlägen* entworfen hat (siehe die Serie „Erlebtes und Erschautes"). Es ist mit diesen knapp gefaßten Darstellungen jeweilen der Inhalt des Buches anschaulich kurz und zusammenfassend charakterisiert;





KURT TREUSCH
VON BUTTLAR





Exlibris, Holzschnitte.

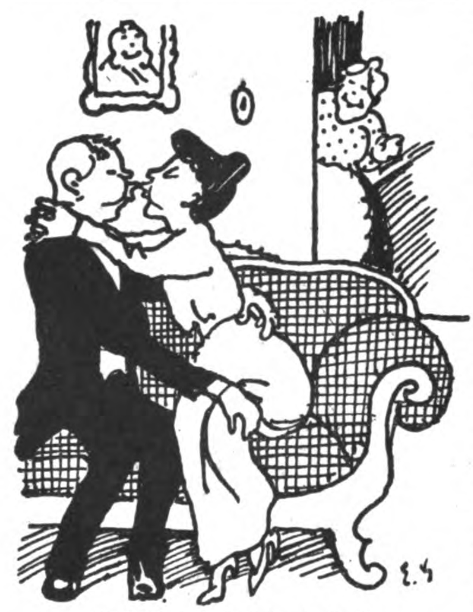


Illustration aus „Deutsches Lachen".
Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

aber der illustrative Inhalt ist doch überall bedingt durch die Rücksicht auf die erstrebte geschmackvoll schmückende Wirkung des Bildchens innerhalb des gesamten Titelaufbaus, die Gruppierung und Führung der Lineamente ist dem Künstler beinahe ebenso wichtig wie deren gegenständlicher Sinn.

Solcher Bildschmuck auf Buchtiteln ist freilich an sich nichts Neues; er ist es nur in dieser eben geschilderten Form und Tendenz. Wenn ehemals derartige Titel- und Umschlagarrangements mit bildlichen Schmuckstücken ausgestattet wurden, wirkten diese stets nur als beliebig eingefügte Klischees — was sie auch meist waren — innerhalb eines ihnen mehr oder minder erträglich angepaßten mechanischen Typensatzbildes. Heute dürften sich derartige Produkte wohl kaum mehr herauswagen, weil wir auch auf diesem Punkt allgemein anspruchsvoller und ästhetisch empfindlicher geworden sind. Es erscheint uns doch nachgerade selbstverständlich, daß der Künstler seine Mitarbeit bei der Ausstattung des Buches nicht bloß auf die Beisteuer einzelner dissoluter Schmuckteile beschränken darf. Ebenso wenig wie wir bei der Errichtung einer Prachtfassade den Architekten nur für den Entwurf von Portal und Fenstereinfassungen heranziehen und den Gesamtaufbau dann irgend einem Maurermeister überlassen würden. Der Buchumschlag aber ist nichts anderes als die Fassade des Buches, und unterliegt, wie schließlich überhaupt jedes Kunstwerk in seiner Weise, dem Fundamentalgesetz der Architektur, der Forderung nach organischem Aufbau, einheitlichem Zusammenschluß, Zusammenklang aller Teile untereinander und innerhalb des Ganzen.

Es ist nun sehr anregend, die Reihe der Grunerschen Buchumschlagentwürfe daraufhin durchzusehen und zu verfolgen, wie immer sicherer und harmonisch vollkommener innerhalb verschiedener Möglichkeiten die ideale architektonische Einheit des Ganzen verwirklicht ist. Die in früheren Arbeiten bisweilen noch inkohärenten, ungleichmäßig ausgereiften Teile, Schriftreihen, ornamentale Glieder und gelegentlich beigegebene bildliche Zierstücke, verbinden sich in der Folge immer ausgesprochener in dem Charakter notwendiger Zusammengehörigkeit, gleichsam aus *einem* Guß entstanden, in *einem*, gleichmäßig persönlichen Duktus hingeschrieben.

Den Buchumschlägen in der Anlage verwandt sind die von Gruner angeordneten und ausgeschmückten *Reklamedrucksachen* für Leipziger Geschäftshäuser usw. Wir finden hier Arbeiten, die zu den gelungensten Erzeugnissen angewandter Graphik zählen dürfen, wie zum Beispiel der Prospekt für die „Sonderaufführungen im Leipziger Schauspielhaus", der mit seiner





Illustrationen aus „Deutsches Lachen". Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald



Illustration aus „Deutsches Lachen".
Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald.

einheitlich und doch so wechselvoll durchkomponierten Serie von Theateranzeigen und Geschäftsannoncen eine vorbildliche, programmatische Bedeutung besitzt.



Geschäftssignet
„Hecht & Koeppe, Leipzig".

Überhaupt dürfen wir es als ganz besonders verdienstvoll und erfreulich begrüßen, daß Gruner seine Kunst auch solchen bescheidenen Aufgaben profaner alltäglicher Typographie hat zu gute kommen lassen. Wenn auch ephemeren Zwecken dienend, sind diese Arbeiten doch, vermöge ihrer unbeschränkt weiten Verbreitung, geeignet, bedeutsame Träger und Vorkämpfer künstlerischer Kultur in vielfach noch ganz banausisch geschmackverlassenen Tätigkeitsgebieten zu sein.

Von Gruners buchgewerblichen Arbeiten treten manche im Gewande einer kecken, vollblütigen, doch immer eigenartig abgestimmten Farbenbuntheit auf, die mit dem formalen und inhaltlichen Charakter der jeweiligen Aufgabe in fühlbare Beziehung gebracht und für die beabsichtigte Wirkung zielbewußt angelegt ist. Im übrigen hat Gruner für die mit Schriftpartien zusammenkomponierten Bildzeichnungen einen *Holzschnittstil* gefunden und ausgebildet, der in seiner breiten derbstrichigen und überall klar durchsichtigen Art einen ebenso formechten Ausdruck des Materials und der Technik darstellt wie er mit den typographischen Begleitpartien in glücklich harmonischer Weise sich verbindet.

Das gilt nicht minder für die mannigfaltigen, eigenartig bewegten ornamentalen Bordüren — zu „Heinz Hauser", „Lachende Lieder", „Dichtung und Dichter des XIX. Jahrhunderts" usw. bis hin zu den reifen Rahmenleisten und Zierseiten im „Judas" — wie für die figürlichen Sachen, die gedrungenen Porträtköpfe zum „Leipziger Kalender", die elegante, klar und knapp stilisierte Titelvignette zu dem Kaufhausprospekt „Damenhüte", zu der Monographienserie „Erlebtes und Erschautes" usw.

Die stilstrenge, klar ausgeprägte Liniensprache verleiht gleichzeitig all diesen Arbeiten die unmittelbar zweckentsprechende, schlagende Drastik und Prägnanz des Ausdrucks. Es ist, wenn auch in kleinem Format, höchst wirksame und eindrückliche *Plakatkunst*, was Gruner hier vielfach gibt, Kompositionen, in denen jede Vignette als markantes Emblem, und jede Schriftzeichengruppe wie eine lapidare Inschrift erscheint.



Inserat.



Aus „Leipziger Kalender". Verlag von Georg Merseburger, Leipzig.

Es ist aber auch die *Schriftkunst* an sich für Gruner Gegenstand eines ganz besonders regen Interesses geworden. Neben den zahlreichen Entwürfen ziervoller Schriftbilder, die er für die erwähnten typographischen Einzelarbeiten komponierte, hat er auch Gelegenheit gefunden, für den Schriftgießer eine neue Typenschrift auszuarbeiten, die „Gruner-Antiqua", die in ihrer kühlen geschmeidigen Sauberkeit und Präzision besonders für den Druck wissenschaftlicher und allgemein lehrhafter Werke wohlgeeignet scheint.

Endlich aber führte ihn das Bedürfnis, einer eigenen literarischen Idee den persönlichsten und künstlerisch schönsten Ausdruck zu verleihen, zur Gestaltung eines ganz einzigartigen Prachtwerkes graphischer Buchkunst. Vor kurzem erschien in einer Ausgabe von 25 Exemplaren der „*Judas*", eine von dem Künstler selbst entworfene, von dem Schriftsteller *K. G. Selle* abschließend ausgearbeitete, poetische Darstellung der letzten Szenen aus dem Leben des „Verräters", der Idee nach eine etwas anfechtbare rationalistische Umdeutung der evangelischen Erzählung, vorgetragen in würdiger biblisch-feierlicher Diktion. Diesen Text hat Gruner selbst geschrieben und seitenweise klischieren lassen, in einer pompösen, kraftvoll weitbogigen Uncialschrift, die in ihrer Wirkung — nicht minder wie die ganze Arbeit als solche — an die vornehme und charaktervolle Schreibekunst mittelalterlicher Klosterschulen und besonders an die berühmten Codices aus der Abtei Montecassino gemahnt. Den an sich schon höchst ziervollen Schriftseiten, die in ihrem Duktus und Aufbau die wechselnden Phrasen der Erzählung, deren Tempo und Charakter gleichsam lebendig widerzuspiegeln scheinen, sind beigegeben einzelne figürliche Vignetten und zwei große, vollsaftig ornamentierte Titelblätter, sowie ein halbes Dutzend eingeschalteter großer Radierungen, Textillustrationen, die aber in ihrer völlig bildmäßigen Durchführung über den Charakter buchgewerblicher Graphik im



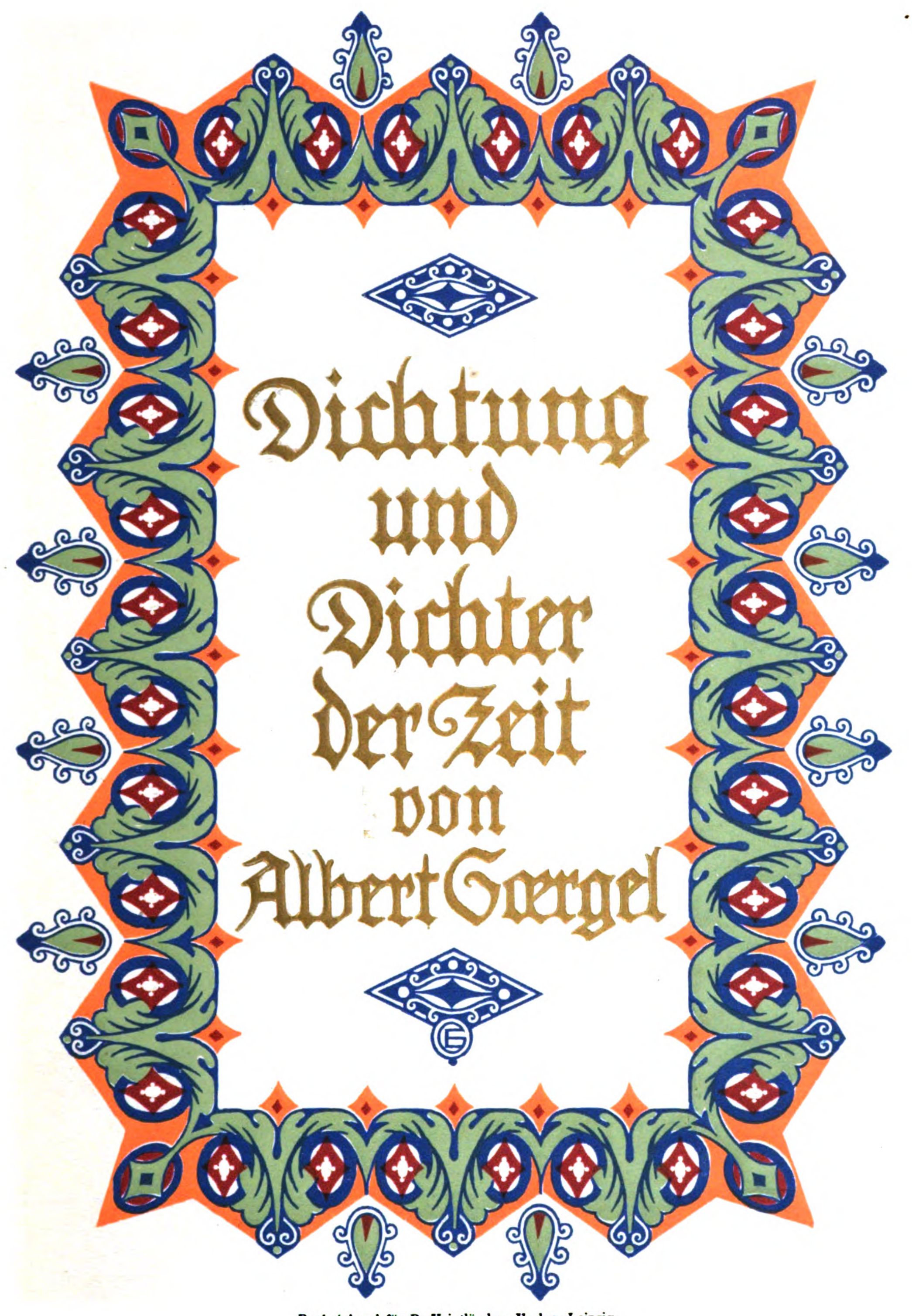
Illustration zu einem Tafellied zur Buchhändler-Kantate-Feier 1913.

eigentlichen Sinne hinausgreifen. — Man wäre nun vielleicht versucht, mit dem Künstler darüber zu rechten, ob die so ungemein feierliche und monumentale Form des Werkes dem geistigen und literarischen Gehalt des Textes denn wirklich angemessen sei, ob es nicht stilreiner und dankenswerter gewesen wäre, Gruner hätte seinen „Judas" als geschmackvoll gedruckte kleine Broschüre, als Begleittext zu seinen Radierungen veröffentlicht, und seine meisterliche monumentale Schreibkunst der Reproduktion eines eben so monumentalen Meisterwerks der Literatur gewidmet. Doch dies wäre ein müßiger, unpassender und undankbarer Einwand.

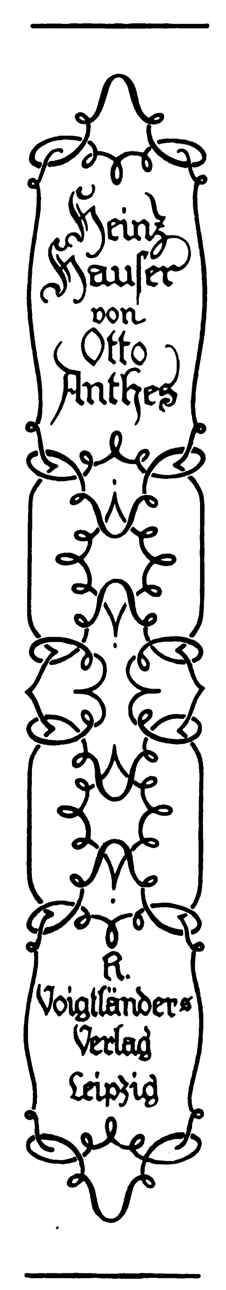
Vielmehr dürfen wir in dem Grunerschen „Judas“ gerade deshalb eine besonders reizvolle und einzigartig schätzenswerte buchkünstlerische Erscheinung begrüßen, weil hier einmal Inhalt und Form, Gedanke und Schmuck Erzeugnisse desselben Geistes sind.

Die nicht selten ausgerufene höchste und freilich utopistische Forderung des ästhetischen Bücher- und Buchkunstfreundes, literarische Werke in der originalen, womöglich auch künstlerisch gepflegten, graphisch dekorativen Niederschrift des Verfassers zu besitzen, findet sich in Erich Gruners „Judas“ in einer wohl selten ähnlich rein verwirklichten Form erfüllt.





Bucheinband für R. Voigtländers Verlag, Leipzig.





Bucheinband für R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Was die Zeiten reiften

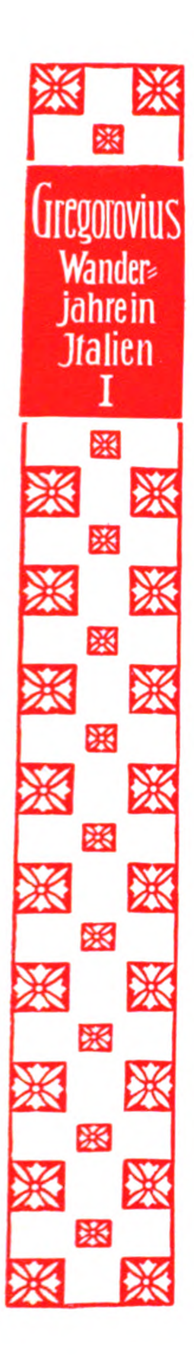


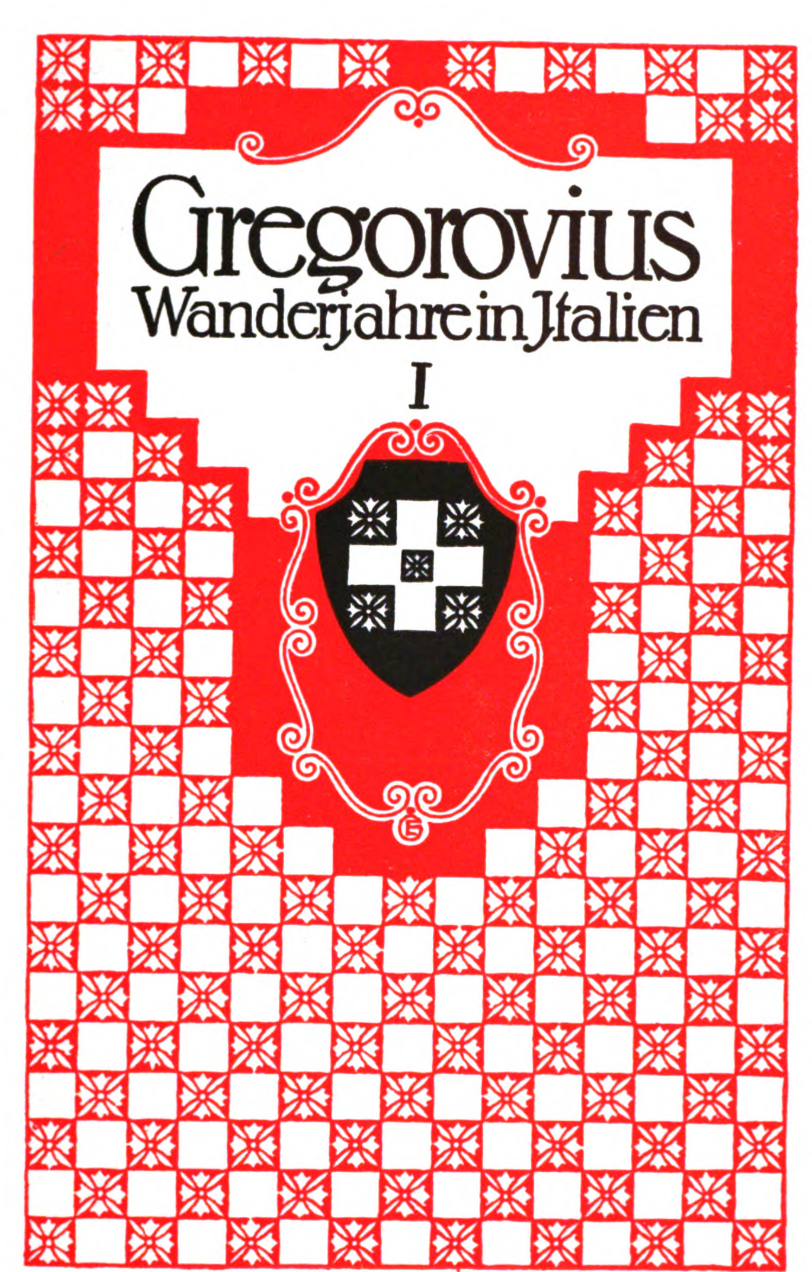
Rücken und Titelvignetten. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.





Rücken und Titelvignetten. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.





Umschlag. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.



Umschlag.



Innentitel.

Cassa Buch

ERICH GRUNER-LEIPZIG

KANTATEMONTAG
6. MAI 1912

Programmumschlag.





Bucheinband für R. Voigtländers Verlag, Leipzig.



Bucheinband für R. Voigtländers Verlag, Leipzig.



R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Bucheinband für R. Voigtländers Verlag, Leipzig.



Bucheinband für R. Voigtländers Verlag, Leipzig.



Inseratzeichnung aus dem „Programmheft des Schauspielhauses" zu Leipzig

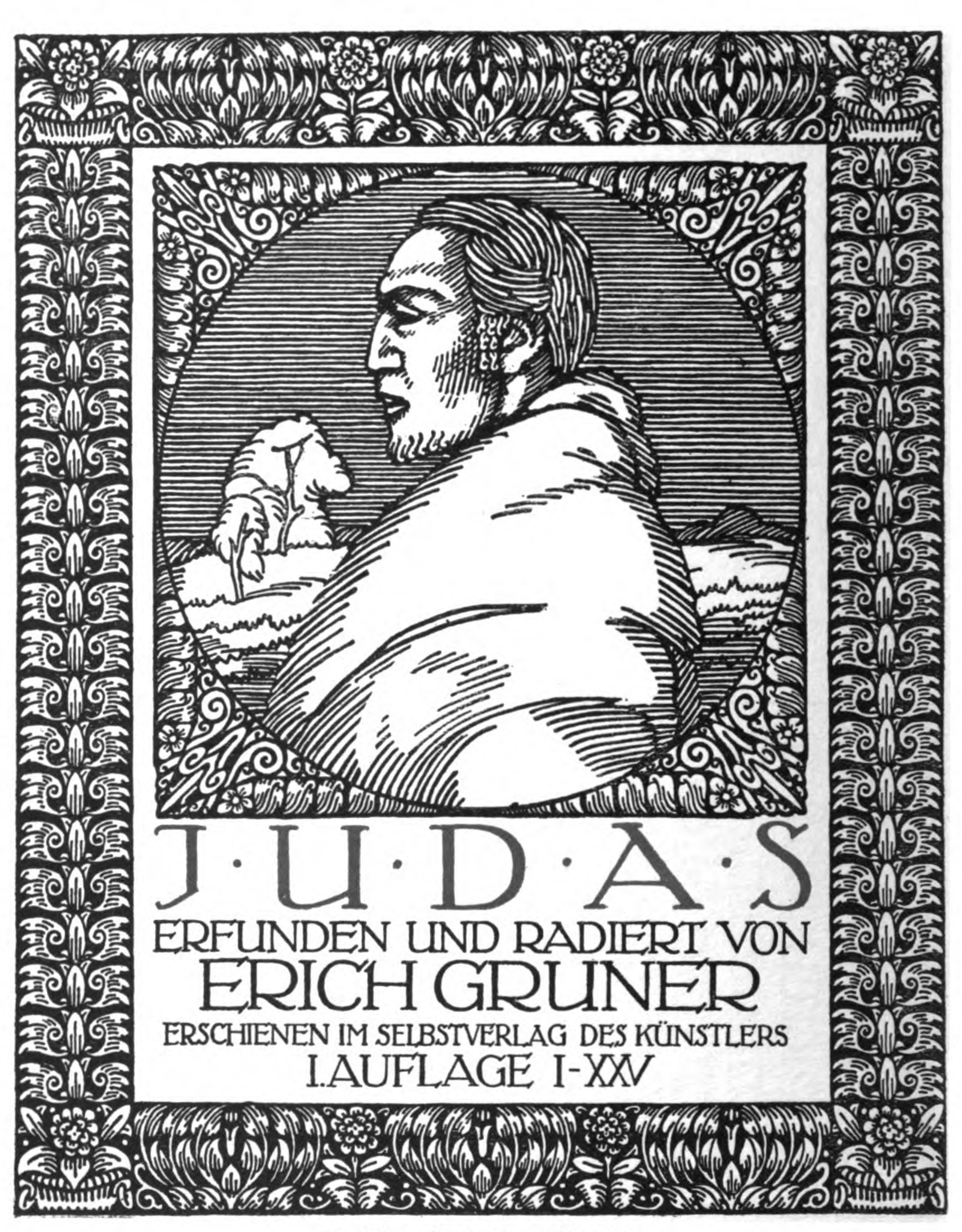
Aber es kamen römische
Knechte und fielen
über Judas · schlugen ihn ·
wie er gegen sie ansprang ·
und Priester und Älteste ·
die da mit ihnen waren ·
höhnten ihn
Da floh er davon und barg
sich in den Klüften über
dem Grabe des Meisters
Als aber die Nacht kam ·
leuchteten seine Augen
in den Gestrüppen · wie
Augen des Tiegers leuch-
ten über der Beute · und
lag drohend und schwer
wie ein Wetter

32

Gegen den Abend aber
senkten sich mit der Kühle
von der ragenden Platte
des Gipfels dunkle Scharen
schweren Flügelschlages
kreisend hinab ins Geklüft ·
Dort bargen die Schleier
der Nacht den zerborste-
nen Leib des Judas
Eine Schlange glitt über sein
Angesicht · und näher
schleichend wimmerten
die Schakale

42

Aus „Judas". Künstlerprivatdruck-Ausgabe.



Aus „Judas“. Künstlerprivatdruck-Ausgabe.

Aus „Judas". Künstlerprivatdruck-Ausgabe.

DEUTSCHE DAHLIEN-GESELLSCHAFT

SITZ IN LEIPZIG GEGRÜNDET 1897



Hiermit beehren wir uns, zur gefälligen Kenntnis zu bringen, daß durch unſere Jahresverſammlung am 25. Februar 1912 in Berlin beſchloſſen worden iſt, unſere diesjährige Deutſche Dahlien-Ausſtellung in Verbindung mit der von der Bergiſchen Gruppe des Verbandes der Handelsgärtner Deutſchlands zu veranſtaltenden Gartenbau-Ausſtellung abzuhalten. Die

15. Deutſche Dahlien-Ausſtellung

vom 16. bis 25. Oktober dieſes Jahres in Barmen

findet in der großen Ausſtellungshalle in der Nähe des Städtiſchen Schlachthofs ſtatt und können wir in dem unſerer Geſellſchaft reſervierten Teile abgeſchnittene Dahlien in größeren Mengen zeigen, doch ſind auch wie bisher üblich Herbſtblumen und wertvolle Neuheiten im Rahmen unſerer Dahlienſchau zugelaſſen. Da ſich unſere Dahlien-Ausſtellungen von jeher einer beſonderen Anziehungskraft erfreuten, erhoffen wir dasſelbe auch von der 15. Dahlienſchau in Barmen.

Mit dahlienfreundlichem Gruß

DEUTSCHE DAHLIEN-GESELLSCHAFT

LEIPZIG, IM APRIL 1912

Schriftprobe aus der „Gruner-Antiqua" der Schriftgießerei F. A. Brockhaus in Leipzig.



HÖLLE
EINUNDDREISSIGSTER GESANG

DER BRUNNEN
DIE GIGANTEN

Zum IX. Kreis

DIESELBE Zunge, die mich erst verletzte
Und beide Wangen überzog mit Rot,
War's, die mich dann mit Arzeneien letzte,
So, hör' ich, hat der Speer Achills gedroht,
Und seines Vaters, der mit einem Zücken
Verletzt' und mit dem andern Hilfe bot.
Wir kehrten nun dem Jammertal den Rücken,
Den Damm durchschneidend, der es rings umlag,
Um, schweigend, mehr nach innen vorzurücken.
Dort war's nicht völlig Nacht, nicht völlig Tag,
Daher die Blicke wenig vorwärts gingen;
Doch tönt' ein Horn. Der stärkste Donner mag
Bei solchem Ton kaum hörbar noch erklingen,
Drum sucht' ich nur, entgegen dem Gebraus,
Mit meinem Blick zu seinem Quell zu dringen.
Nicht tönte nach dem unglücksel'gen Straus,
Der Karls des Großen heil'gen Plan vernichtet,
Des Grafen Roland Horn mit solchem Graus.
Wie ich mein Auge nun dorthin gerichtet,
Glaubt' ich viel hohe Türme zu ersehn,
Und sprach: „Ist eine Feste dort errichtet?"
Mein Meister drauf: „Weil du zu weit zu spähn
Versuchst in diesen nachterfüllten Räumen,
Mußt du dich selber öfters hintergehn.
Dort siehst du, daß, wie oft, zu eitlen Träumen
Aus der Entfernung das Geschaute schwoll;
Drum schreite vorwärts ohne lang zu säumen."



IRISH IDYLLS

CHAPTER I.

THERE is a great deal of room all round and about Lisconnel. That is, perhaps, what strikes one most upon arriving in sight of its half-score cabins, though the impression may have been growing all along the seven Irish miles from Duffclane. They could not well be measured on a lonelier road through a wilder bogland. The broad level spreads away and away to the horizon, before and behind, and on either hand of you, very sombrely hued, yet less black-avised than more frequented bogs. For the turf has been cut only in a few insignificant patches; so that its darkness lies hidden under an ancient coverlid, sad-coloured, indeed, but not sharply incongruous with sunshine. Heath, ling, rushes, furze, and the like, have woven it thickly, their various tints merging, for the most part, into one uniform brown, with a few rusty streaks in it, as if the weather-beaten fell of some huge primaeval beast were stretched smoothly over the flat plain. Here and there, however, the monochrome will be broken: a white gleam comes from a tract where the breeze is deftly unfurling the silky bog-cotton tufts on a thousand elfin distaffs; or a rich glow, crimson and dusky purple dashed with gold, betokens the profuse mingling of furze and heather blooms; or a sunbeam, glinting across some little grassy esker, strikes out a strangely jewellike flash of transparent green, such as may be seen in young moss.

But these are very rare, unusually rare, in the bogland between Duffclane and Lisconnel. The picture you bring away with you on most days of the year is of this wide brown floor, sweeping on to meet the distant sky-line. Whenever your eyes follow it to the southward, you become aware of faint, finely-limned shapes that haunt it, looming up on its borders, much less substantial, apparently, in fabric than so many spirals of blue turf smoke. They are big bens, the remotest of them numbered, it may be, among those twelve towering Connemarese peaks, which in Saxon speech have dwindled into Pins. Any country body met on the way would point out which dim wraith is Ben Bawn or Ben Nephin. But I hardly care to identify them; they seem as if they were looking in out of another world to remind us how far off it is.

As for the road, it has determined that the wayfarer shall never lose his sense of the great solitudes through which it is leading him. In all its length it has scarcely half a dozen yards of any kind of fence-wall, bushes, or even the humblest ledge of bank. It runs quite flush with

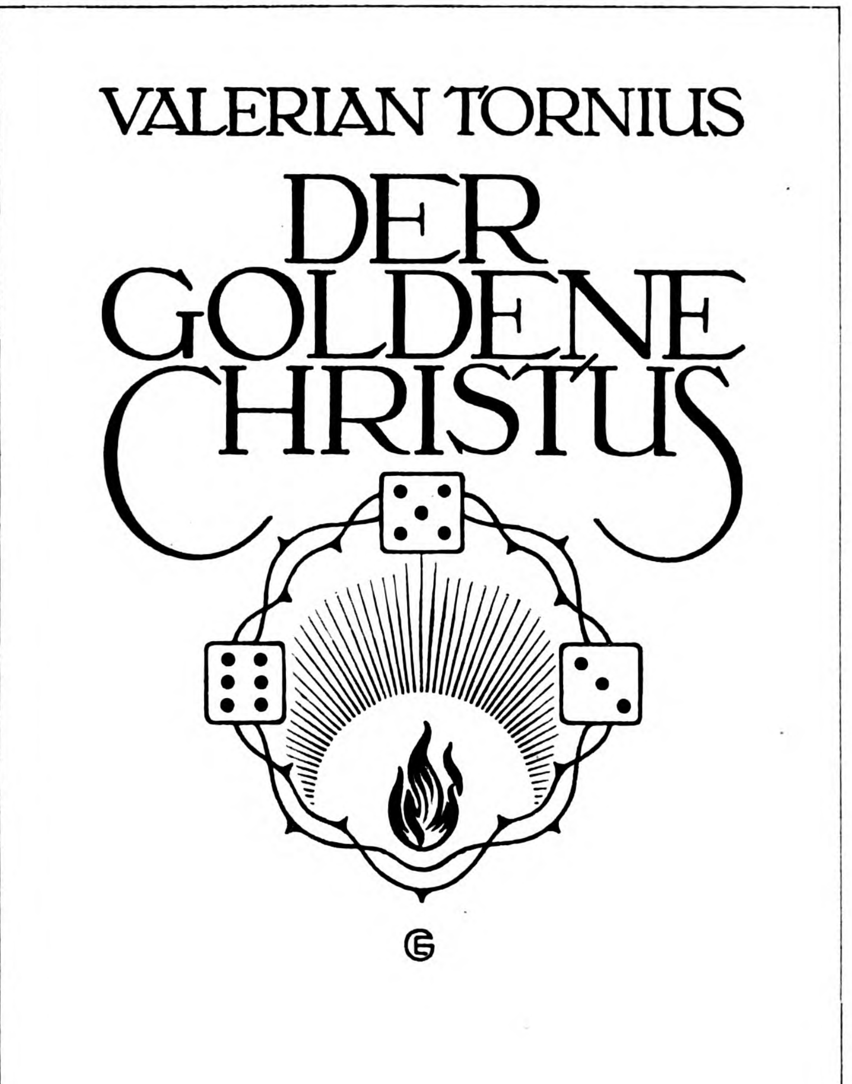
Schriftprobe aus der „Gruner-Antiqua“ aus der Schriftgießerei F. A. Brockhaus, Leipzig.



ROMAN

SCHULZE & Co
LEIPZIG

VALERIAN TORNIUS



Bucheinband für den Verlag Schulze & Co., Leipzig.



Zu Theodor Körners hundertjährigem Todestage.

I. Körner-Reliquien.

Von

Professor Dr. Friedrich Clemens Ebrard,

Geheimen Konsistorialrat und Direktor der Stadtbibliothek Frankfurt am Main.

Die im folgenden wörtlich mitgeteilten oder im Auszug verwerteten Schriftstücke wurden der Stadtbibliothek Frankfurt am Main von dem in Frankfurt am 21. Januar 184[illegible] als Sohn des Advokaten Dr. jur. Georg Dancker geborenen und am 4. Mai 1911 verstorbenen Bankbeamten *Wilhelm Heinrich Dancker* letztwillig vermacht, der sie vermutlich während seines beruflichen Aufenthaltes in London in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erworben hatte. Sie stammen aus dem Nachlasse von *George Fleming Richardson*.[1] Dieser, geboren um 1796, war Geologe und Dichter; seit 1838 war er „assistant" im „Department of minerals" des Britischen Museums, bis ihn finanzielle Schwierigkeiten vor das Konkursgericht brachten und am 5. Juli 1848 zum Selbstmord trieben. In seinen eigenen poetischen Hervorbringungen war Richardson nicht besonders erfolgreich; dagegen machte er sich dadurch bekannt, daß er, ein eifriger Verehrer Theodor Körners, dessen von seinem Vater Christian Gottfried Körner verfaßten Lebensabriß,[2] sowie eine Auswahl von Theodor Körners Dichtungen ins Englische übersetzte,[3] ein Umstand, der ihn dann auch alsbald in Verbindung mit Theodors Eltern brachte. In der Absicht nämlich, das soeben erschienene Buch dem Vater Theodors zu senden, wandte sich Richardson im Sommer 1827 an den Göttinger Literarhistoriker und Philosophen Professor *Friedrich Bouterwek*, dessen „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts"[4] er ebenfalls ins Englische zu übersetzen beabsichtigte, mit der Frage, wo der Vater Körners lebe. Bouterwek antwortete ihm am 14. Juli 1827, „dieser achtungswürdige Mann" sei „königlich Sächsischer Oberappellationsrat in Dresden", eine Antwort, die freilich unrichtig war, da Körner bereits im Jahre 1815 von Hardenberg als Rat für den öffentlichen Unterricht mit dem Charakter als Staatsrat in das Berliner Ministerium des Innern berufen und 1817, ohne Änderung seiner Tätigkeit, als Geheimer Oberregierungsrat in das neugebildete Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten unter Altenstein versetzt worden war. Doch muß Richardson Körners richtige Adresse bald erfahren haben; denn schon am 22. August 1827 dankte dieser für einen Brief Richardsons, der die Übersendung seines Buches ankündigte, mit der Bitte, ihm letzteres durch den preußischen Geschäftsträger Grafen Lottum in London zugehen zu lassen, wobei er Richardson zugleich bat, die verehrte Dame, von der das ihm sehr werte Gedicht auf seine Kinder herrühre, seiner innigen Dankbarkeit zu versichern.[5] Diese Dame war die bekannte, wegen des romantischen Schwungs und des tiefen religiösen Gehaltes ihrer Dichtungen ehedem sehr beliebte und, man muß wohl sagen, etwas überschätzte *Mrs. Felicia Dorothea Hemans geb. Browne*,[6] und damit

---

[1] Vgl. über Richardson *C. R. Beasley* im „Dictionary of national biography" ed. by *Sidney Lee*, vol. 48 London 1896, Seite 226.

[2] Diese „Biographischen Notizen", vom Vater 1814 niedergeschrieben und nach dem am 15. März 1815 erfolgten Tode seiner Tochter Emma durch eine Schlußnotiz vervollständigt, wurden in die „Charakteristik des Dichters" von *C. A. Tiedge* eingeschaltet, die zuerst im zweiten Band von Theodors „Poetischem Nachlaß", Leipzig 1815, veröffentlicht wurde.

[3] Erschienen unter dem Titel: „The life of Carl Theodor Körner, (written by his father,) with selections from his poems, tales, and dramas." Translated from the german by *G. F. Richardson*. 1. 2. London 1827. Eine zweite vermehrte Ausgabe ist 1845 erschienen.

[4] Zwölf Bände, Göttingen 1801—1819. Das Werk bildet die dritte Abteilung der großen Göttinger „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des XVIII. Jahrhunderts."

[5] Unsere Nr. 7.

[6] Geboren am 25. September 1793 in Liverpool, gestorben am 16. Mai 1835 in Dublin. Vgl. über sie *C. W. Sutton* im „Dictionary of national biography", vol. 25 London 1891, Seite 382 f.

kommen wir zu einer weiteren freundschaftlichen Beziehung, die zwischen Theodor Körners Eltern und England bestand. Felicia Hemans hatte, von seinem tragischen Schicksal und dem frühen Tode seiner Schwester Emma ergriffen, schon am 24. September 1824 ihr tiefempfundenes Gedicht „The Grave of Körner" verfaßt, das zuerst 1825 im „Literary Souvenir" erschien.[1] Sie hatte, wie wir einem Brief an Richardson vom 29. Juli 1827, in dem sie ihm für die angekündigte Zusendung seiner Körner-Übersetzung dankte[2], entnehmen, seinerzeit — „some time since" — das Gedicht dem Vater Körner zugesandt, der es sofort ins Deutsche übersetzte. „His translation", sagt sie in dem angeführten Brief an Richardson, „I am told, was almost an extempore one, made for his wife, who was much affected by it." Jetzt benutzte also Körner die Gelegenheit seines Briefes vom 27. August 1827 an Richardson, sie durch diesen erneut seiner dankbaren Gesinnung versichern zu lassen. Für die Übermittelung dieses Grußes des „revered old man" dankte Mrs. Hemans Richardson am 27. September;[3] zugleich fügte sie bei, der Gedanke an Theodor Körners Todestag — 26. August 1813 — habe ihre Phantasie mächtig ergriffen und ihr ein Gedicht eingegeben, daß sie mit der Bitte beilege, es Theodors Eltern zukommen zu lassen.[4]

Am 20. Oktober 1827 schrieb *Graf Lottum* an Richardson mit seinem Dank für das ihm selbst übersandte Exemplar des „Life", er habe am vorhergehenden Tage dessen „für den Vater des leider zu früh verstorbenen jungen Körner bestimmte Exemplare nach Berlin befördert und Sorge getragen, daß dem würdigen alten Manne, so bald denn möglich, die Freude werde, zu sehen, wie ein fremdes großes Volk den schönen Gefühlen Gerechtigkeit widerfahren läßt, welche sein Sohn in herrlicher Sprache gesungen, und wie es einen Dichter besitzt, der diese so glücklich in seiner Mundart wiederzugeben verstanden hat." Schon am 2. November dankte Körner Richardson, zugleich im Namen seiner Gattin, die lebhaft fühle, was er für ihren

---

[1] Seite 118—121. Das Gedicht wurde von *Karl Streckfuß* in die im Auftrag von Theodor Körners Mutter Minna (Maria) veranstaltete Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen, in der es in allen Auflagen in der „Zugabe" unter „II. Gedichte englischer Dichter", zusammen mit dem andern gleich zu erwähnenden Gedicht von Felicia Hemans aus dem Jahre 1827 „The death-day of Theodor Körner", abgedruckt ist. In der neuesten Ausgabe der „Poetical works of Mrs. Hemans", London [1897] Seite 462 f., führt das Gedicht übrigens nicht mehr die Überschrift „The Grave of Körner", die es früher und noch in derjenigen von 1887 Seite 521 hatte, sondern „Körner and his sister."

Sonderbarer Weise trägt nun in der zweiten Auflage der Gesamtausgabe von Theodors Werken von 1835 dieses Gedicht nicht mehr, wie in der ersten von 1834, die Unterschrift *Felicia Hemans*, sondern *Felicia Almant*, während für das ihm vorgedruckte „For the death-day of Theodor Körner" die richtige Unterschrift *Hemans* beibehalten ist. Diese Änderung beruhte auf einem Irrtum des Herausgebers *Streckfuß*, wie aus einem Briefe Minnas an *Gustav Parthey* in Berlin, den Inhaber der Nicolaischen Buchhandlung und Verleger der Werke Theodors, vom 26. November 1833 hervorgeht, dessen Abschrift ich der Güte von *Frau Dr. Augusta Weldler-Steinberg* in Solln-München verdanke. Er lautet:

„Ihre alte Freundin ist gestern von dem Geheimen Rath getadelt worden, daß wir den Nahmen Altamont in Hemens verwandelt hätten! Haben Sie, mein sehr werther Freund, den Correktur Bogen noch nicht abgeschickt, so lassen wir Altamont. Ich habe immer geglaubt, daß es die Hemens wär. Ist es nicht mehr zu ändern, so mag es bleiben. Die Hemens kann ja Miß Altamont gewesen sein. Verzeihen Sie und lachen nicht über meine Ängstlichkeit.

Mit der größten Achtung
Maria Körner.
(Almant)"

Streckfuß — dieser war mit dem „Geheimen Rath" gemeint — hatte also schon während des Druckes der ersten Auflage angenommen, die Verfasserin des Gedichts heiße nicht *Hemans*, sondern *Altamont* oder *Almant*, und er hatte, merkwürdig genug, auch Minna Körner trotz ihrer früheren wiederholten Beziehungen zur Dichterin, schließlich zu seiner irrigen Ansicht bekehrt. Parthey muß indessen Minnas Aufforderung, den Namen bei der Korrektur zu ändern, zu spät erhalten haben, da, wie erwähnt, in der ersten Auflage noch beide Gedichte richtig Mrs. Felicia Hemans zugeschrieben sind. Aber in der zweiten erschien dann wirklich die apokryphe *Felicia Almant* als Verfasserin des „Grave of Körner", und erst von der dritten Auflage von 1838 an wurde Felicia Hemans, deren Mädchennamen übrigens *Browne* war, wieder in ihr Recht eingesetzt.

[2] Von Richardson in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines „Life of Carl Theodor Körner", London 1845, Seite XXIII—XXVI mit drei weiteren Briefen der Mrs. Hemans an ihn abgedruckt.

[3] Ebd. Seite XXVI.

[4] Es ist das in der Note 7 erwähnte Gedicht „The death-day of Theodor Körner".



Sohn getan habe, für sein Werk und für seine eigenen der Sendung beigelegten Dichtungen.[1] Zugleich fügte er seinem Schreiben zwei Gedichte bei, eines an Richardson selbst, das andere an Mrs. Hemans gerichtet,[2] der er nochmals seinen und seiner Gattin innigsten Dank auszusprechen bat. Wie erfreut Mrs. Hemans über diese Aufmerksamkeit war, entnehmen wir einem Brief an Richardson,[3] in dem sie das ihr gewidmete Gedicht Körners „very beautiful in their somewhat simplicity, worthy to have proceeded from „„Theodor Körners Vater"" nannte und es wie eine „Reliquie" schätzen zu wollen versicherte. —

Mehr als ein Jahrzehnt war vergangen — Christian Gottfried Körner war inzwischen am 13. Mai 1831 gestorben — als Richardson noch einmal in Beziehung zum Hause Körner trat. Am 19. Juli 1838 empfing Minna Körner einen Brief Richardsons, in dem er ihr — aus welchem besonderen Anlaß ist nicht ersichtlich — die Bitte um Überlassung einiger Handschriften ihres verewigten Sohnes Theodor aussprach. Schon am folgenden Tag antwortete sie ihm,[4] tief gerührt von seiner die Jahre hindurch bewahrten Anhänglichkeit, sie sende, seinem „liebenden Verlangen" gemäß, etwas von Theodors Handschriften; seit 25 Jahren hätten sie vieles weggegeben, mit seinem Namen sei fast gar nichts mehr vorhanden, doch sei in dem Brief Theodors[5] „die Handschrift am deutlichsten". Mit der Übersendung dieser Schriftstücke,[6] denen sie auch Goethes schönen Brief an ihren Gatten vom 22. Juli 1821 im Original[7] beifügte, betraute sie den mit ihr im gleichen Hause wohnenden Jugendfreund und Kampfgenossen Theodors, den Hofrat und Direktor der Kunstkammer *Friedrich Christoph Förster*, der sich mit einem Schreiben vom 22. Juli dieser Aufgabe entledigte.

Am 23. März 1840 erbat sich sodann Richardson, wiederum ohne daß wir den Anlaß dazu erfahren, noch einmal, jetzt von Förster direkt, einige Gegenstände der Erinnerung an Theodor Körner. Förster antwortete ihm am 7. April, er sende ihm, um, wie er sagte, „meine Bereitwilligkeit „„and my good offices"" zu beweisen:

1. Der Morgen in Carlsbad, Fragment von Theodors Hand;[8]
2. Einen eigenhändigen Brief seiner Schwester Emma an den Bruder;
3. Für Theodors Freunde,[9] eine Sammlung verschiedener Gedichte etc. von ihm, worin sich auch der, in den Werken nicht enthaltene „„Aufruf an die Sachsen 1813"" befindet;
4. Die Grabstätte Theodor Körners, Kupferstich;
5. Leyer und Schwerdt, componirt von C. Maria v. Weber (Componist des Freyschütz und Oberon), Heft I und II;
6. Leyer und Schwerdt von Gottfried Weber (dem Verfasser eines gelehrten Werkes über Composition, Harmonie etc.)[10] Heft I und II;
7. Ein Heft Lieder Theodor Körners von Krafft."

---

1 Nr. 8. Die Dichtungen waren wohl seine „Poetic Hours", London 1825.

2 Die Anlagen 1 und 2 zu Nr. 8.

3 Von ihm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines „Life" Seite XXV f. abgedruckt und vom 20. August datiert. Dieses Datum ist jedoch unmöglich richtig, da, wie erwähnt, Körners erster Brief an ihn (Nr. 7) erst vom 22. August, der zweite (Nr. 8), dem er die beiden Gedichte beigelegt hatte, erst vom 2. November 1827 datierte.

4 Nr. 9.

5 Nr. 5.

6 Es waren dies jedenfalls unsere Nr. 1, 4 und 5; zweifelhaft ist nur, welchen der beiden Briefe Emmas an ihren Bruder, Nr. 2 oder 3, sie Richardson damals überschicken ließ; denn im Jahre 1840 sandte sie ihm, wie gleich erwähnt werden wird, noch einen zweiten Brief Emmas an Theodor.

7 Nr. 6.

8 Dieses Fragment konnte ich nicht feststellen.

9 „Für Theodor Körners Freunde", von seinem Vater als Manuskript herausgegeben, Dresden [1814]. Der Aufruf „An das Volk der Sachsen. Von Ihren Freunden" war zuerst im April 1813 als einzelnes Folioblatt ohne Ortsangabe erschienen.

10 „Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst, drei Bände, Mainz 1817—1821; dritte Auflage, vier Bände, ebd. 1830—1832.



Von dieser ganzen Sendung ist aus Richardsons Nachlaß nichts weiter in *Danckers* Besitz übergegangen, als der von Förster unter 2 aufgeführte eigenhändige Brief Emmas an Theodor,[1] von dem jener im Brief an Richardson vom 7. April 1840 noch besonders bemerkte: „Die Mutter Theodor's hat kürzlich ihren 77sten Geburtstag gefeiert;[2] ich wohne mit Ihr in demselben Hause und sehe sie täglich. Sie ist Ihnen für Ihr gütiges Andenken sehr dankbar und schickt Ihnen den eigenhändigen Brief Emma's.“ —

Ich gebe nun die Originale selbst, soweit ihr Inhalt deren wörtlichen Abdruck rechtfertigt, und zwar in chronologischer Reihenfolge wieder. Hiebei habe ich die Rechtschreibung völlig unverändert gelassen, die Abkürzungen aufgelöst, die Interpunktion aber nur verbessert, wo es die Lesbarkeit unbedingt erforderte: war es in solchen Fällen nötig, einen Satz durch Beifügung des fehlenden Punktes abzuschließen, so mußte der folgende selbstverständlich statt mit dem im Original gebrauchten kleinen mit einem großen Buchstaben begonnen werden.

Möchte diese bescheidene Erinnerungsgabe zum bevorstehenden hundertsten Todestag des Dichters nicht unwillkommen sein!

1. Theodor Körners Verzeichnis seiner Tänzerinnen. 25. Januar bis 22. Februar [1807]. Dresden.

Unter dem Namen jeder Dame steht eine arabische Ziffer, um zu bezeichnen, zum wievielten Male — wohl während der Saison überhaupt — Theodor Körner mit der betreffenden Dame tanzte; ich habe diese Nummern hinter die Namen der Damen gesetzt. Das Verzeichnis gehört in das Jahr 1807, da in diesem der Freitag, an welchem (vgl. in unserer Nr. 2) das „Casino“ stattfand, auf die von Theodor angegebenen Daten des 6., 13. und 20. Februars fiel.

Ball bey Herrn Schuetz[3] *den 25ten Januar* [*1807*].

1. Polonoise	mit	Md. Schuetz j.	1.
2. „	—	Frl. v. Polenz.	1.
3. —	—	— — Biedermann.	1.
1. Ecc[osoise]	—	Md. Schuetz j.	2.
2. Ecc[osoise]	—	Md. Aster.	1.
3. Ecc[osoise]	—	Md.[4]	
4. Ecc[osoise]	—	Frl. v. Ende.	1.
1. Allemande	—	Md. Schuetz m.	1.
1. Massurisch	—	Frl. v. Ende.	2.
1. Sauvage	—	Hr. v. Globig.	1.
1. Laendern	—	Md. Lindner.	1.
1. Walzer	—	Md. Schuetz j.	3.
4. Polonoise	—	Frl. v. Ende.	3.

Ball bey Herrn Capellmeister Schuster[5] *den 28ten Januar* [*1807*].

1. Ecc[osoise]	mit	Frl. v. Sperling.	2.
2. Ecc[osoise]	—	— — Sahr.	4.
3. Ecc[osoise]	—	Frau Capellmeister Schuster.	2.
4. Ecc[osoise]	—	Frl. Adelaide [v.] Warnsdorf.	2.
5. Ecc[osoise]	—	— Louise [v.] Warnsdorf.	2.
6. Ecc[osoise]	—	— Ernestine [v.] Warnsdorf.	1.
7. Ecc[osoise]	—	— v. Sperling.	3.

1 Unsere Nr. 2 oder 3.

2 Vielmehr ihren 78. Geburtstag; sie war am 11. März 1762 geboren.

3 Adolf Schütz war Tanzmeister der Hofpagen und der adligen Kadettenkompagnie, wohl Theodors Tanzlehrer.

4 Statt eines Namens ein wieder ausgestrichener Querstrich, darunter: 1.

5 Joseph Schuster, Kirchenkomponist, seit 1787 kgl. Kapellmeister.





Maskenball bey Herrn Schuetz den 5. Februar [1807].

Eccosoise mit Mad. Schuetz [j.]. 4.
— — — — — 5.
— — Frl. [v.] Ryssel j. 3.
— — — — — — 4.
— — — — — s. 2.
— — — — — s. 3.
— — — — — j. 5.
Allemande — — — — s. 4.
— — M[d]. Lindner. 2.
Verschiedene Polonoisen.
Großvater mit Frl. [v.] Ryssel j. 6.
Gallopade mit H[r]. v. Watzdorf. 1.

Casino[1] *den 6ten Februar* [1807].

1. Ecc[osoise] m. Frl. v. Nostitz s. 2.
2. Ecc[osoise] — — — Sperling. 4.
3. Ecc[osoise] — — — Schoenberg. 7.
4. Ecc[osoise] — — — Sahr. 5.
5. — — — Er[nestine] v. Warnsdorf. 2.
Allemande — — — Schoenberg. 8.

Casino den 13ten Februar [1807].

1. Ecc[osoise] mit Frl. v. Obyrn[2]. 1.
3. — — — — Leipziger. 1.
4. — — — — Sahr. 6.
1. Polonoise mit Frl. von Schoenberg. 9.

Casino den 20ten Februar [1807].

1. Ecc[osoise] m. F[rl]. von Ryssel j. 7.
2. — — — Adelaide [v.] Warnsdorf. 3.
3. — — — — Schoenberg. 10.
4. — — — — [3]
5. — — — — Sperling. 5.

Ball bey Herrn Schuetz den 22sten Februar [1807].

1. Eccosoise m. Frl. v. Schoenberg. 11.
2. — — — — Sperling. 5.
3. — — — — Barth. 1.
1. Laenderisch — Md. Schuetz [j.]. 6.
1. Walzer — Fr[l]. v. Sperling. 7.
1. Polonoise — — — — 8.
1. Gallopade — — — — 9.
4. Eccosoise — — — — 10.
1. Allemande mit Frl. v. Ryssel [j.]. 8.
2. — — — — Schoenberg. 11.[4]
3. — — — — — 12.[5]

[1] Das „Casino" war eine Tanzgesellschaft des Adels, der hohen Beamten und der Offiziere, die sich im Winter einmal in der Woche im Hôtel de Pologne (jetzt Gebäude der Sächsischen Bank, Schloßstraße 7) versammelte. (Freundliche Mitteilung des *Herrn Prof. Dr. O. Richter* in Dresden.)

[2] O'Byrn. Die 2. und unten eine 5. Eccosaise wieder durchstrichen.

[3] Statt des Namens ein wieder durchstrichener Querstrich.

[4] Richtig: 12.

[5] Richtig: 13.



2. Emma Körner an Theodor Körner. 28. Januar 1811. Dresden.

Dresden den 28ten Jänner 1811.

Als wir gestern Abend von unsern Miltitzschen[1] souper zurükamen, fanden wir die erfreuliche Nachricht von Deiner gläklichen Ankunft in Leipzig;[2] obgleich wir ziemlich voraussetzen konnten, daß Deine solide Reisegesellschafft Dich vor allen Abentheuern behüten würde, so war es uns doch sehr angenehm noch die schrifftliche Ueberzeugung davon zu erhalten. Da Dir das Schrittschuhfahren jetzt mehr Vergnügen macht als das tanzen, so kann ich Dich weniger bemittleiden, daß man das letztere in Leipzig jetzt ganz zu vergessen scheint, und die große Eisbahn muß Dich dafür schadloshalten. Ich habe am Mittwoch bey Senffts[3] in Deinen Nahmen noch einige Complimente von der schönen Lotine Schulenburg über Dein Schrittschuhfahren erhalten. Das Stuhlschlittenfahren hatte sie unendlich amüsirt, und sie bedauerte nur, zu spät die Partie gemacht zu haben um sie zu wiederhohlen. Der Ball bey Senffts war sehr glänzend und sehr animirt, Luise Schulenburg und Luise Götz erschienen mir als die Schönsten diesen Abend; übrigens würde Dir die Einrichtung des Balls gefallen haben, da fast immer gewalzt wurde und wir bis früh um 4. Uhr nicht mehr als 4. Eccosaisen getanzt haben. Beim souper saß man an kleinen Tischen und mein Glüksstern führte mich zwischen Marianen und Therese Nostitz. Die erstere hat mir versprochen, Deinen Beutel sehr bald anzufangen. Den Freytag war das Casino ziemlich leer, weil jemand aus Muthwillen ausgesprengt es würde gar keines seyn.

Gestern früh war Hartmann[4] bey uns; unter andern poßierlichen Geschichten, welche er uns erzählte, hat mich besonders die Beschreibung eines Bildes amüsirt, welches Jean Schweigert[5] kürzlich gemacht; Hartmann hat es noch nicht gesehn, aber der Künstler hat ihm eine weitläuftige Beschreibung davon gemacht, welche ich Dir so mittheilen will wie er sie von ihm gehört. Jean hat ihm nemlich erzählt, daß er jetzt mit einen *allegorischen* Bild beschäftigt sey, welches die Portraits von den drey Künstlern *Kiel*,[6] *Sauerweid*[7] und *Hammer*[8] zum Gegenstand hätten. Seit einen Jahr habe ich mich mit der Idee beschäftigt, setzt Jean hinzu, diese drey Menschen jeder seinen Charakter gemäß *allegorisch* darzustellen, und ich habe sie nun folgenderweise aufgefaßt. Kiel ist ein Mensch von viel Genie, aber keine Idee festhaltend und von einer zur andern eilend, ihm habe ich sitzend gemalt mit *unstäten Blik* in die Ferne schauend; Sauerweid ist ganz verschieden von ihm und bey eben soviel Genie hat er sehr viel Stätigkeit, ihm habe ich neben Kiel sitzend gemalt mit *festen Blik* in die Ferne schauend. So weit hatte ihm Hartmann ruhig reden lassen und unterbrach ihm nun mit den Worten: aber Hammer haben Sie nun wohl *mahlend* dargestellt. Nein, sagt Jean, dieser Künstler ist nur immer mit der Anschauung der Natur und ihren Studium beschäftigt, und ich konnte seinen Charakter nicht deutlicher aus drüken, als ihm ebenfalls sitzend in's Weite schauend darzustellen. Wie gefälltt Dir dieses tiefgefühltes allegorisches Bild?

Die Mutter trägt mir auf Dir zu sagen, daß der Lohnkutscher Löschke eben bey ihr gewesen und daß sie ihm das Geld bezahlt hat. Lebe wohl, lieber Theodor, die Aeltern grüßen Dich tausendmahl.

Deine Emma.

3. Emma Körner an Theodor Körner. 22. April 1811. Dresden.

Dresden den 22ten April 1811.

Herzlichen Dank, mein theurer Theodor, für die unendliche Freude, welche Du mir durch Deine freundlichen Zeilen[9] und das allerliebste Andenken gemacht hast, was so hübsch gewählt ist und so ganz meinen

---

1 Der Dichter und Komponist Karl Borromäus von Miltitz in Dresden, der bereits verschiedene Lieder Theodors vertont hatte, setzte dessen Operntext „Der Meistersänger", den er während seines diesem Briefe Emmas voraufgegangenen Weihnachtsaufenthaltes im Elternhause vollendet hatte, in Musik. Vgl. *E. Peschel* und *E. Wildenow* „Theodor Körner und die Seinen", Leipzig 1890, erster Band Seite 256; zweiter Band Seite 197.

2 Theodor, der als Senior der Thüringer eine Hauptrolle in dem Konflikt der Landsmannschaften mit der Verbindung der Adligen spielte, hatte, um dem ihm drohenden Karzer zu entgehen, Leipzig vor Weihnachten 1810 schleunigst verlassen und war von Dresden erst wieder dahin zurückgekehrt, als es schien, daß auf eine von den Adligen am 8. Januar 1811 eingereichte Denunziation nichts erfolgen würde; doch wurde über ihn, nachdem er am 26. Januar das erste Verhör vor dem Konzil zu bestehen gehabt, schon am 30. Stadtarrest unter Androhung der Relegation verhängt. Vgl. *E. Peschel* und *E. Wildenow*, erster Band Seite 247 ff.

3 Friedrich Christian Ludwig Graf Senfft von Pilsach war Kabinettsminister und mit dem Körnerschen Hause befreundet.

4 Christian Ferdinand Hartmann, Historienmaler, seit 1810 Professor und seit 1823 Direktor der Akademie der Künste in Dresden.

5 Johann Joseph Schweigart war 1812—1816 Gehilfe, seit 1817 Unterinspektor bei der kgl. Gemäldegalerie.

6 Leopold von Kiehl, Maler; über ihn ist sonst nichts zu finden.

7 Alexander Sauerweid aus Kurland, Maler und Radierer, Freund Theodors; er wurde 1814 durch Kaiser Alexander I. von Dresden nach St. Petersburg berufen.

8 Christian Gottlob Hammer, Landschaftsmaler und Kupferstecher, war Schüler und seit 1816 Mitglied der Akademie der Künste.

9 Der Brief Theodors ist nicht mehr vorhanden. Theodor war (vgl. Anmerkung 32 zum Brief Emmas vom



Wünschen entspricht; die Zierlichkeit des Kettchens ist so nett; und dann trage ich auch das Bild der Königin mit großen Vergnügen, besonders da ich es von Deiner Hand erhalten. Es that mir sehr weh, Dich an meinen Lebensfeste[1] in unsern Kreise zu vermissen; noch ermüdet von der Fete des vorhergehenden Abends, hatte die gute Mutter es für besser gehalten, statt den Abend, meine Freunde den Mittag um mich zu versammlen, und mir die Freude gemacht Leipzigers[2] diesen Mittag zu uns zu bitten. Schönbergs[3] und Weber[4] waren die andern Gäste. Nach Tische machten wir alle einen Spaziergang in den Großen Garten und Leipzigers blieben dann zum Thee bey uns. Ich habe eine Menge hübsche Sachen zu meinen Geburtstag bekommen, da es aber größtentheils Putzsachen sind, würdest Du kein Interesse an ihrer Beschreibung finden. Ein sehr interressantes Buch habe ich aber noch vom Vater bekommen, was jetzt in der litterarischen Welt viel Epoche macht *Die Frau des Falkensteins* von der Baronin Fouquè,[5] ein äußerst interressanter Roman. Ich weiß Du liebst die Romane nicht, aber suche es doch zu lesen, es wird Dich gewiß interressiren, da es einen so reinen schönen Styl und soviel Wahrheit in der Darstellung enthält, den Vater hat es sehr gefallen, und wir haben uns nun auch die andern Romane von Fouquè[6] und von seiner Frau zu verschaffen gesucht. Den Roderich[7] von ihr bin ich sehr begierig zu lesen, in diesen kommen mehrere Personen der Nennhausner[8] Gesellschafft vor, unter andern auch Ernst Pfuël.[9] Antoinette hat uns neulich eine ganz wunderbare Beschreibung von den Leben in Nennhausen gemacht und in Fall Du diesen Sommer Gelegenheit finden solltest Fouquè dort zu besuchen, bin ich sehr neugierig wie Du es finden wirst. Die Fete bey Bourgoing[10] zu Ehren des Königs von Rom[11] war äußerst prächtig, aber die Zubereitungen dazu hatten den armen Mann so angestrengt, daß er den Tag der Fete selbst todtkrank im Bette lag und nicht dabey erscheinen konnte. Das Fest begann mit einer Cantate welche Morlachi[12] componirt, unsre besten Sänger sangen darin und die Composition hatte sehr viel Schönes und mehr Gehalt als sich von einer Gelegenheitsmusik erwarten läßt. Nach den Concert begab man sich in den neu erbauten Saal, welcher über den ganzen Hof gieng und den großen Concertsaal mit den vordern Zimmern verband. Diese lange Gallerie war mit den schönsten blühenden Bäumen und Blumen geziert, und die einzelnen Gruppen von Frauen und Männern welche unter diesen Bäumen Platz nahmen machten einen sehr hübschen Effekt. Man hatte die Täuschung so weit treiben wollen daß sogar Vögel zwischen den Bäumen herumflogen, und einen der anwesenden eleganten Herrn welcher sich nachläßig unter einen Baum geworfen hatte, bekamen diese natürlichen Umgebungen sehr übel, indem einer der Vögel den Respect gegen den schönen Sammtrok auf eine sehr unschikliche Weise verletzte. Um 10. Uhr begann der Ball und es wurde sehr rasch und viel getanzt, da aber die Gesellschafft so zahlreich war, war es weniger angenehm als bey den kleinen Bällen. Am Ende des Tanzsaals stand unter einen Baldachin das Bild Napoleons zu dem mehrere hohe Stufen heraufführten. Während des Tanzens setzten sich die Damen auf diese Stufen, und Du

---

28. Januar 1811) am 11. März vom Dresdener Oberkonsistorium „wegen erheblichen Verdachtes der Aufforderung zu einem Duell" zu acht Tagen Karzer verurteilt worden, hatte noch vor der Publikation dieses Urteils am 17. März eine neue Mensur und zwar unter erschwerenden Umständen bestanden und war, als die Sache am 21. beim Rektor offiziell anhängig wurde, am 23. von Leipzig nach Berlin entwichen, wo er am 27. immatrikuliert wurde. Vgl. *E. Peschel* und *E. Wildenow*, erster Band Seite 260 ff.

1 Emmas 23. Geburtstag am 20. April.

2 Hofrat Heinrich August von Leipziger gehörte zu dem dramatischen Kränzchen, das reihum in befreundeten Familien gehalten wurde; seine lebhafte Beteiligung am „Komödiespielen" wurde übrigens von seinem Vorgesetzten, dem Minister Grafen von Hohenthal, nicht gern gesehen, vgl. *E. Peschel* und *E. Wildenow*, erster Band Seite 302; zweiter Band Seite 221.

3 Moritz Haubold von Schönberg, sächsischer Kammerherr, zuletzt 1831—1835 Oberpräsident von Pommern; er hatte sich 1807 mit Luise Gräfin zu Stolberg-Wernigerode vermählt. Vgl. über beide *Ed. Jacobs* in „Allgemeine Deutsche Biographie", 32. Band Leipzig 1891, Seite 264 ff.

4 Karl Gottlieb von Weber, Rat am Oberkonsistorium, 1835 Präsident des Landeskonsistoriums in Dresden.

5 Karoline Auguste Freifrau de la Motte-Fouqué, geb. von Briest, geschiedene von Rochow; der Roman „Die Frau des Falkensteins" war 1810 in Berlin erschienen.

6 Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la Motte-Fouqué, der Verfasser der „Undine".

7 Es war ihr erster Roman, Berlin 1806.

8 Nennhausen bei Rathenow, Geburtsort und Erbgut der Dichterin.

9 Ernst Heinrich Adolf von Pfuel, preußischer Leutnant, dann militärischer Lehrer des Prinzen Bernhard von Weimar, 1848 Ministerpräsident und Kriegsminister.

10 Jean-François Baron de Bourgoing, war seit 1808 frenzösischer Gesandter in Dresden; er war der Verfasser des seinerzeit berühmten Werkes „Nouveau voyage en Espagne ou tableau de l'état actuel de cette monarchie", 3 vols, Paris 1789; 4. ed., 3 vols et atlas, Paris 1806. Er starb noch im gleichen Jahre 1811.

11 Geboren am 20. März 1811.

12 Francesco Morlacchi aus Perugia, Oratorien- und Opernkomponist, wurde 1810 für ein Jahr und 1811 lebenslänglich als königlicher Kapellmeister in Dresden angestellt.



glaubst nicht welchen schönen Anblik diese glänzende Pyramide von schönen reichgeputz[t]en Frauen gewährte, besonders wie die schöne Schulenburg einmal auf der höchsten Spitze saß. Das souper war ebenfalls sehr brilliant, und wir kamen gegen 5. Uhr nach Hause.

Hartmann hat recht viel Verdruß bey seiner diesjährigen Ausstellung, alle Welt tadelt sein Bild und oft auf eine so alberne Art, daß man deutlich sieht es ist blos um zu tadeln; aus den Tadel selbst macht er sich nichts, aber es thut ihm nur weh, daß ein Bild an welchen er mit solcher Liebe gearbeitet so wenig Menschen anspricht und nur kleinliche Empfindungen hervorbringt. Von Friedrich[1] ist noch ein großes Bild herausgekommen, was ich mir heute besehen will.

Wenn Du endlich einmal Röders zu sehen bekommst, so grüße doch die Röder recht sehr von mir und sage ihr, daß ich noch immer mit den größten Vergnügen an die Stunden zurükdenke die ich vorigen Sommer in ihre Gesellschafft zugebracht, es ist eine höchst liebenswürdige und sehr gebildete Frau. Mathilde Buchholz[2] ist jetzt wieder in Berlin, grüße sie vielmals von mir wenn Du sie siehst. Lebe wohl mein theurer Theodor.

Ewig Deine Emma.

4. Sieben Gedichte Theodor Körners. [Vor 1812.]

Von den von Minna Körner am 20. Juli 1838 an Richardson übersandten sieben Gedichten Theodors sind die Nummern 1, 2 und 3 Reinschriften, Nr. 4, 6 und 7 weisen Korrekturen auf und Nr. 5 ist ein vollständig umgearbeiteter erster Entwurf. Sie sind sämtlich von Theodors eigener Hand auf Quartblätter geschrieben, die früher zu einem oder wahrscheinlicher zu verschiedenen Heften gehörten, aus denen sie dann wieder herausgenommen worden sind.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß ich gerade vor Niederschreibung dieser Zeilen in der Auktion 118 von *C. G. Boerner* in Leipzig (7. Juni 1913) die interessante Nummer 328 für die Frankfurter Stadtbibliothek erwerben konnte: es ist dies ein undatiertes Quartheft, das auf 31 Seiten eine Reinschrift von 14 Körnerschen Gedichten durch seinen Jugendfreund *Christian Friedrich Henoch* mit kritischen, an Theodor gerichteten Bleistiftbemerkungen des Vaters enthält. Von unsern Stücken finden sich vier, nämlich Nr. 2, 3, 4 und 6, auch in diesem Heft vor. Der Umstand, daß, wie sogleich im einzelnen gezeigt werden wird, die in unseren Exemplaren von Theodor selbst vorgenommenen Korrekturen auch in die Henochsche Reinschrift Aufnahme gefunden haben, während diese die Abweichungen der Druckausgaben von unseren Originalen noch nicht kennt, läßt den sicheren Schluß zu, daß diese Abänderungen nicht von Theodor Körner selbst herrühren, sondern später, zweifellos von seinem Vater, vorgenommen wurden; ob sie freilich in allen Fällen als ganz glückliche zu bezeichnen sind, steht dahin. Jedenfalls dürften aber unsere Texte, wie auch Henochs Reinschrift, einen neuen Beweis dafür liefern, daß eine *kritische Neuausgabe* der Dichtungen Theodor Körners unter Zugrundelegung *aller* erreichbaren Handschriften ein dringendes Bedürfnis ist.

Ich erörtere nun unsere Gedichte im einzelnen und zwar in der Reihenfolge, wie sie der Anordnung bei *Ad. Stern* „Theodor Körners Werke“ 1. Teil (= „Deutsche National-Litteratur“ herausgegeben von *Joseph Kürschner*, 152. Band) Stuttgart o. J., entspricht.

1. *Zu Paers Arie: Un solo quarto d'ora etc.* (*Stern* 1. Band, Seite 121 f.)

Reinschrift, unterzeichnet: Theodor. Die Überschrift fehlt, ist aber, obwohl das Blatt fast drei Zentimeter kürzer ist, als die übrigen, kaum durch Abschneiden verloren gegangen. Auf der Rückseite von Minnas Hand:

„Ich glaube auch nicht gedrukt
M. Körner
unterlegt einer Polnonaise (!) von Pär.“

Tatsächlich war jedoch das Gedicht schon in der vom Vater veranstalteten Sammlung „Für Theodor Körners Freunde“ als Nr. 2 veröffentlicht worden. Im Text keinerlei Abweichung.

2. *Als sie eine Kornähre in der Hand zum Blühen brachte.* (*Stern* Seite 168.)

Reinschrift. Auf der Vorderseite des Blattes unsere Nr. 6. Die Überschrift lautet: „Sonnett. Den 6ten July. An Sie, als sie eine Kornähre“ usw. In Henochs Abschrift lautet sie: „Den 6sten July. Sonnett. An Sie. Als sie“ usw. Körners Vater hat unter Henochs Abschrift bemerkt: „aus Berlin oder der Hertzogin?“ Im Text in der zweiten Zeile der ersten Strophe (auch bei Henoch): „zarte Hände“ statt: „zarte Herzen“.

[1] Kaspar David Friedrich, hervorragender Landschaftsmaler, Professor an der Akademie der Künste in Dresden.
[2] Tochter des preußischen Gesandten von Buchholz in Dresden.



3. *Dorotheens Tempel.* (*Stern* Seite 206.)

Reinschrift. Auf der gleichen Seite des Blattes darunter und weiter auf dessen Rückseite unsere Nr. 4. Im rechten oberen Eck oberhalb der Überschrift: „Den 4ten July"; das gleiche Datum bei Henoch. Im Text (auch bei Henoch): „Dich grüß ich mit" statt: „ich grüß Dich in"; ferner (ebenfalls bei Henoch): „Und das Edle spricht", statt: „Und das Edele spricht", wodurch der Pentameter eine ganz andere Skandierung erhält.

4. *Der Neubrunnen.* (*Stern* Seite 214.)

Mit Korrekturen. Der Schluß von den Worten „Wie das Auge" an fehlt. Auf der gleichen Seite des Blattes darüber unsere Nr. 3. Die Überschrift lautet (ebenso bei Henoch): „Am Neubrunnen." Rechts von ihr (bei Henoch darüber): „Den 4ten July." Im Text: „mit zierlich gehobnen Arme" statt: „mit leichtgehobnem Arme"; ferner: „zu rosigen Lippen" statt: „zur rosigen Lippe" — beide Abweichungen auch bei Henoch. Bei letzterem lautet dann der in unserer Handschrift fehlende Schluß, völlig abweichend von der vom Vater im „Poetischen Nachlaß" veröffentlichten Fassung:

„Wie die Brust so voll, wie so golden das Haar,
Wie die Stimme so süß, wie das Auge so klar,
Wie der Wuchs so schlank, wie der Nacken so weiß! —
Ach, im Herzen glüht es mir brennend heiß!
Auf den muthigen Schwingen der Gesänge
Trägt mich begeistert die Phantasie,
Aus" usw. — von hier an ohne Abweichung.

Körners Vater schrieb in Henochs Abschrift unter das Gedicht: „Alles was Liebe athmet, mag ich vorzüglich gern von Dir."

5. *Leichter Sinn.* (*Stern* Seite 250 f.)

Originalkonzept, das mit seinen vielen Durchstreichungen, auch ganzer Strophen, das allmähliche Werden des Textes erkennen läßt; unterzeichnet: Theodor. Im Text in der vorletzten Strophe: „Männerkraft" statt: „Manneskraft".

6. *Vom böhmischen Sitze.* (*Stern* Seite 305.)

Mit Korrekturen. Auf der Rückseite des Blattes unsere Nr. 2. Die Überschrift lautete ursprünglich: „Vom böhmischen Sitze. Sonnett." Die Worte „Vom böhmischen Sitze" sind durchstrichen und, anscheinend von andrer Hand, ersetzt durch: „Ihr gegenüber". Rechts davon, ohne Jahreszahl: „Den 8ten July". Bei Henoch: „Den 8.ten July. Vom Böhmischen Sitze." Im Text sind die Worte „Und still und grün" aus: „In Zephyrs Wehn" und in der vorletzten Zeile „muß" aus „möcht" verbessert; Henoch hat beide verbesserte Lesarten gleichfalls. In der dritten Strophe — ebenso bei Henoch — steht:

„Könnt ich nur jetzt den Wolkendruck besiegen"

statt der üblichen, entweder durch einen Lesefehler, oder durch eine unglückliche spätere „Verbesserung" entstandenen sinnwidrigen Lesart „der Welten Druck", die sich von der ersten Veröffentlichung (bei *Förster-Hempel*, „Theodor Körner's Werke", zweiter Teil, ohne Jahr, Seite 130) an bis zu der soeben erschienenen Hundertjahr-Jubelausgabe von *E. Wildenow*, Leipzig [1913], findet und in Zukunft hoffentlich durch die hier mitgeteilte richtige Fassung ersetzt werden wird.

7. *An Schwester Emma.* (*Stern* Seite 318.)

Mit Korrekturen. Trägt nur die Überschrift: „Vor Louisens Bild". Auch das Datum der Druckausgaben „10. April 1810" fehlt. Unter dem Gedicht von Minnas Hand: „Die Mutter Theodor Körners bezeugt, das dies Theodor's Handschrifft ist. Berlin, den 20. August[1] 1838." Auf der Rückseite, gleichfalls von Minnas Hand: „Ist ungedrukt", was damals zutreffend war, da das Gedicht zuerst von *Förster-Hempel* veröffentlicht wurde. Im Text ist „schönen Genuß" in: „hohen Genuß" verändert. Die dritte und vierte Zeile „Ach wie das Auge — umweht!" fehlen; ferner heißt es: „des Schönen Geist" statt: „der Schönheit Geist" und: „Nur durchs Ohr vernimmst" statt: „Nur durchs Gehör vernimmst".

5. Theodor Körner an seine Eltern. 1. November 1812. Wien.

Ihr Lieben. Wien am 1sten 9br. 1812.

Die Gräfin Wey[2] bringt diesen Brief. Humbolds haben mich gebeten, sie euerer Güte zu empfehlen. Emma's Notizen folgen bey, sowie die Ballade. Neues weiß ich seit gestern nichts, als daß ich noch ganz

[1] Zweifellos verschrieben für „20. Juli", da Minnas Brief an Richardson (unsere Nr. 9) vom 20. Juli und der oben erwähnte Begleitbrief Försters zur Sendung an ihn vom 22. Juli datiert.

[2] Die Gräfin Vay geb. v. Wartensleben besuchte Körners Eltern auf einer Reise nach Holland in Dresden; der Vater nannte sie eine sehr angenehme, empfängliche und gutmütige Frau, mit der man namentlich über Kunst sprechen könne. Vgl. *E. Peschel* und *E. Wildenow*, erster Band Seite 373.



begeistert bin von der ersten allgemeinen Probe des Alexandersfests.[1] — Der wunderschöne Sopran der Frau von Geymüller[2] hat mich entzückt. Der Zriny wird der Direktion an 7000 Gulden Wiener Währung kosten.[3] — Ich habe heute auf eignen Antrieb und mit Zustimmung kunstverständiger Leute ein paar Scenen unbarmherzig gestrichen. Der halbe dritte Act der Rosamunde ist fertig. Lebt wohl.

Euer Theodor.

6. Johann Wolfgang von Goethe an Christian Gottfried Körner. 22. Juli 1821. Weimar.

Die Worte: „treulichst J. W. v. Goethe" nebst dem darüber gezogenen Haken sind eigenhändig. Gedruckt nach einer dem Goethe-Schiller-Archiv im Januar 1897 durch Herrn *Wilhelm Dancker* [nicht, wie dort steht: *Daucker*] übersandten Abschrift des vorliegenden Originals in „Goethes Briefe", 35. Band, Weimar 1906, Seite 22—24; vgl. hiezu Seite 315. Der Brief ist die Antwort auf des Adressaten Brief vom 25. Juni 1821 (abgedruckt im „Goethe-Jahrbuch", herausgegeben von *L. Geiger*, 4. Band Frankfurt a. M. 1883, Seite 307 f.), mit dem er Goethe die neue Ausgabe 1821 der „Dramatischen Beyträge" Theodors übersandte.

Gar viele liebliche und ahndungsvolle Erinnerungen wurden diese Tage bey mir aufgeregt; beyde treffliche Humboldts von Norden und Westen gedachten meiner, mit Brief und Sendung; da mußte denn unser Jenaisches Zusammenseyn entschieden zur Sprache kommen, man mußte Schillers gedenken; sodann aber drang sich auf was zeither alles geschehen, wie viel gewonnen und verloren worden. Auch Ihr Andenken mein Theuerster fand sich in jene Tage mit eingeflochten und nun erhalt' ich von Ihnen gleichfalls Anregung an Ort und Zeit zu gedenken, wo Aeltern und Kinder zusammen, auf dem edelsten Wege, gränzenlose Hoffnungen zu hegen berechtigt waren.

Füge ich nun hinzu daß die Erinnerung an die theuren Ihrigen bis in meine frühsten Jahre hinausreicht,[4] so kann an diesem Faden gar manches Andenken abgesponnen werden. Eine seltsame wilde Zeit hat die Menschen getrennt, auseinander gehalten wo nicht geschieden; daher sey uns höchst erfreulich was überzeugt daß alles Edle, Wohlverknüpfte und Verbundene über die Zeiten hinausreicht und über das Geschick, das, nachdem es lange verwirrt, doch wieder herstellen muß.

Haben Sie nun vielfachen Dank daß Sie mich an das Vergnügen erinnern, welches mir die Arbeiten Ihres guten Sohnes gewährt, zur Zeit da ich, dem Theater viele Tage widmend, wünschen mußte, junge Geister mit Talent und Geschmack in diesem Fache hervorkeimen zu sehen. Auch jetzt eilen so anmuthige Bilder gefällig beym Lesen vor der Einbildungskraft vorüber, und ich höre mit Vergnügen daß sie sich auf dem Theater in Ehren erhalten.

Leben Sie, nach Verdienst recht wohl und glücklich und gönnen mir und meinen Productionen auch fern einige Theilnahme. Wie oft und viel hab' ich Ursache mich nach Berlin zu wünschen. Besuche von dort her, in Person und Briefen, die frohe Erinnerung meiner Kinder an ihren dortigen Aufenthalt, Nachrichten von so vielem Genußreichen was täglich hervortritt, geben einen starken Reitz, der den Wunsch nach Mobilität gar oft lebendig werden läßt. Indeßen muß ich mich begnügen, die Böhmischen Gebirge zu besuchen, wobey ich denn freylich hoffe den dortigen Heilquellen abermals entschiedenen Dank schuldig zu werden.

Mit den aufrichtigsten Wünschen und Empfehlungen an die theuren Ihrigen.

Weimar
den 22. July.
1821.

treulichst
J. W. v. Goethe.

7. Christian Gottfried Körner an George Fleming Richardson. 22. August 1827. Berlin.

Berlin the 22. August 1827.

Dear Sir,

It is a great Satisfaction to a mourning father to know, that the memory of his deceased son is honoured by a respectable public belonging to a most esteemed nation. You may imagine therefore how thankfully I received Your letter, and how much I acknowledge the favour of sending me a copy of Your edition of some works of

---

[1] Die Aufführung des Händel'schen Alexanderfestes war von der „Gesellschaft adeliger Frauen" zum Besten der Armen veranstaltet; Andreas Streicher dirigierte den aus 500 Dilettanten bestehenden Chor, in dem Theodor als Bassist mitwirkte. Vgl. *K. Berger*, „Theodor Körner", Bielefeld und Leipzig 1912, Seite 180.

[2] Johann Heinrich Geymüller und sein Bruder Johann Jakob, die von Basel nach Wien gekommen waren, wurden am 9. Juni 1810 in den österreichischen Ritterstand und am 31. März 1824 in den Freiherrnstand erhoben. Ersterer war mit Barbara Schmit aus Wien, letzterer mit Clara Forgaten verheiratet; eine der beiden war die von Theodor gemeinte.

[3] Die erste Aufführung des „Zriny" erfolgte am 30. Dezember 1812.

[4] Körners Schwiegervater, der Kupferstecher Johann Michael Stock, war Goethes Lehrer im Radieren während dessen Leipziger Aufenthaltes gewesen.



my son. It can be forwarded very easily by the Prussian Chargé d'affaires, Count Lottum in London who frequently sends an express to the Prussian Minister at Berlin and will take care that the copy destined for me shall be delivered by such an opportunity.

Und nun noch einige deutsche Worte, da mir das Englische jetzt schwerer zu schreiben wird, als wie ich vor vierzig Jahren selbst in England war. Empfangen Sie meinen kräftigsten Händedruck für Ihre herzliche und mir sehr schätzbare Theilnehmung. Ihr Brief machte auf mich und meine Frau einen besonders rührenden Eindruck, da er wenig Tage vor dem 26sten August, als dem Todestage meines Sohns hier ankam.

Haben Sie die Güte gelegentlich der verehrten Dame, von der das mir sehr werthe Gedicht auf meine Kinder[1] herrührt, meine innige Dankbarkeit zu versichern.

Das Trauerspiel meines Sohns: Rosamunde, sollte, dächt' ich, auch eine günstige Aufnahme in England erwarten dürfen.[2] Ist es vielleicht schon übersetzt?

Die Wohnung des Grafen Lottum ist wahrscheinlich in dem Hause des jetzt von London abwesenden Preussischen Gesandten Baron von Bülow.[3] Er wird von hier aus benachrichtigt, dass er von Ihnen etwas für mich zu empfangen hat.

Mit vollkommenster Hochachtung

Dero
ganz ergebenster
D. C. G. Körner.

Addresse.
An den Geheimen Ober-
Regierungs Rath K.
in Berlin.

[*Auf der vierten Seite*:]
To
Mister Richardson
12. Castle Square. Brighton.

8. Christian Gottfried Körner an George Fleming Richardson. 2. November 1827. Berlin.

Berlin Nov. 2. 1827.

Dear Sir,

I am at a loss to express my thankfulness for Your inestimable present. Accept kindly, I pray, the few lines, in which I have tried to utter my feelings.[4]

Bey Uebersetzung der kleineren Gedichte haben Sie bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Den Geist des Dichters habe ich überall wiedergefunden, aber durch Treue im Einzelnen zeichnet sich besonders aus, was Seite 73. 76. 78. 85. 139. 141. 143. 145 und 147. im ersten Bande zu finden ist. Im Zriny sind mir die Scenen S. 145. und 154. vorzüglich lieb. Auch freut es mich, dass die Darstellung des Solimann Sie befriedigt. Mir hat immer geschienen, dass gerade in den türkischen Scenen, wo der Stoff weniger anziehend war, etwas Bedeutendes geleistet worden ist. Gern will ich glauben, dass Zriny des Innhalts wegen in England willkommner seyn wird, als vielleicht Rosamunda gewesen wäre.

Das Aeussere Ihrer Sammlung ist sehr einladend, und die vortrefflich ausgeführten Kupferstiche sind ein erfreulicher Schmuck. Das Bildniss[5] hat einen Ausdruck von Ernst, der mir lieb ist, und die Hauptzüge sind getroffen. Auch für die Eleganz des Einbands haben Sie freundlich gesorgt.

Noch danke ich Ihnen besonders für die Beylegung Ihrer eignen Gedichte. Was mich vorzüglich angesprochen hat, steht S. 37. 43. 47. 92. 116. 119. 122. 157. 177. 183.

Sie haben wohl die Güte, beyliegende Distichen[6] an Mrs. Hemans ihr mit meinem und meiner Frau innigstem Danke gelegentlich zuzustellen.

Theodor's Mutter fühlt mit mir lebhaft, was Sie für unsern Sohn gethan haben.

Leben Sie recht glücklich!

Theodor Körner's Vater.

[*Auf der vierten Seite*:]
Mr. Richardson
Castle Square
12. Brighton.

[*Anlage* 1.]

---

[1] Das Gedicht vom 24. September 1824 „The Grave of Körner", siehe das Nähere oben in der Einleitung.

[2] Der Stoff zu „Rosamunde" war im Wesentlichen der englischen Ballade „Fair Rosamond" entnommen, vgl. *E. Peschel* und *E. Wildenow*, erster Band Seite 377 und *K. Berger*, Seite 190f.

[3] Heinrich v. Bülow, der Gemahl von Wilhelm Humboldts dritter Tochter Gabriele, war von 1827 bis 1841 preußischer Gesandter in London.

[4] Die Anlage 1.

[5] Nach einem Emmas bekannte Zeichnung wiedergebenden Stich von *Müller* von *Edward Scriven* gestochen.

[6] Die Anlage 2.



An Mr. Richardson in Brighton.

Wack'rer Britte, du ehrst im deutschen Volke den Jüngling,
Der in Gesängen und That strebte nach höherem Werth.
Dir verdankt er dass jetzt sein Geist zu Herzen zu sprechen
In der Ferne vermag, die für das Edlere glühn.
Seelen durch Sprache getrennt, doch erfüllt von gleicher Begeistrung
Finden im fremden Gedicht, was sie lebendig gefühlt.
Auch dem künft'gen Geschlecht hast du noch Genüsse bereitet,
Wenn es mit reinem Gemüth Stimmen der Weihe vernimmt.

Theodor Körner's Vater.

[*Anlage* 2.][1]

An Mrs. Hemans.

Wohllaut tönt aus der Ferne von freundlichen Luften getragen,
Schmeichelt mit lindernder Kraft sich in der Trauernden Ohr,
Stärkt den erhabenden Glauben in solcher Seelen verwandtschaft,
Die zum Tempel die Brust nur für das Wardige weihn.
Aus dem Lande, zu dem sich stets der gefeyerte Jüngling
Hingezogen gefühlt, wird ihm ein glanzender Lohn.
Heil dem Brittischen Volke, wenn ihm das deutsche nicht fremd ist,
Ueber Lander und Meer reichen sich beyde die hand.

9. Minna Körner an George Fleming Richardson. 20. Juli 1838. Berlin.

Werther Herr und Freund. Berlin den 20 July 1838.

Die Erinnerung an den verklärten Körner[2] und meinen Kindern hat mich innig gerührt. Ihr Brief den ich gestern erhielt, so wohlwollend und freundlich, spricht zum Herzen, wie er aus dem Herzen gekommen war.

Obgleich viel Jahre vergangen seyn, so blieben wir Ihnen im Geist nah — Ein Blik auf die vollkommene Uebersetzung, von des Sohnes Geistesgaben, erneute in uns, das Andenken an den Edlen, Der indem Er uns beglü[k]te, selbst glüklich mußte seyn, und gab uns das Zeugniß, das was schöne Seelen schön empfunden, trefflich und vollkommen ist.

Seit 7 Jahren da der theure Körner heimgegangen ist, lebe ich allein (da meine Schwester ihm bald nachfolgte),[3] allein in dem Erinnerungen an alle das Große und Herrliche, daß ich in einer 45 jährigen Verbindung mit dem edelsten und vollkommenensten Menschen erlebte. Viel Freude, viel Leid war unser Looß. Nun harr ich der Stundte, wo auch mich der müde Tag zur Ruhe ruft. Den ich bin 76 Jahr.[4]

Ihren liebenden Verlangen gemäß, send ich Ihnen etwas von Theodors Handschrifften; seit 25 Jahren, wo er blieb, haben wir vieles weggegeben, mit seinen Nahmen ist fast gar nichts mehr vorhanden. In dem Brief[5] ist die Handschrifft am deutlichsten. Gott seegne Sie Edler Freund. Maria[6] Körner.

II. Neue Mitteilungen zu Theodor Körners Leben und Dichtungen.

Nach ungedrucktem Material im Kestner-Museum zu Hannover.

Von

Dr. Wolfgang Stammler in Hannover.

Es ist nachgerade Mode geworden, in wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Kreisen über Theodor Körner absprechend zu urteilen; der einstmaligen zweifellosen *Über*schätzung ist eine ebenso ungerechte *Verdammung* gefolgt. Allerdings ist diese Wandlung leicht zu erklären: Ein liebenswürdiger, körperlich und geistig hervorragender, dichterisch begabter

[1] Abschrift auf einem auf der vierten Seite an Richardson adressierten und mit zwei Stempeln — „St. Asaph" und „Free 4 Ap 4 1828" — versehenen Brief bogen. Da Mrs. Hemans von 1825 bis zum Sommer 1828 in St. Asaph, Flintshire, wohnte, ist die Abschrift wohl zweifellos von ihrer eigenen Hand, woraus sich auch die fehlerhafte deutsche Schreibung erklärt.

[2] Christian Gottfried Körner war am 13. Mai 1831 gestorben.

[3] Dora (eigentlich Johanna Dorothea) Stock, die unvermählt bis zu ihrem Tode bei ihrer Schwester Minna lebte, starb am 26. Mai 1832.

[4] Minna starb am 20. August 1842.

[5] Nr. 5.

[6] Sie war auf die Namen Anna Maria Jakobine getauft, wurde aber von Jugend auf im Familien- und Freundeskreise Minna genannt.



Jüngling fällt in den Freiheitskriegen, wie tausende vor ihm und nach ihm; Körners *Helden*tod immer so hervorzuheben, halte ich für eine Ungerechtigkeit gegenüber den vielen anderen deutschen Jünglingen, die mit der gleichen Begeisterung und dem gleichen Opfermute in den heiligen Krieg zogen und für die Sache des Vaterlandes ihr Leben ließen. Die herbe Tragik von Körners Tod beruht vielmehr darin, daß ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Dichter (und ich glaube, daran ist wohl nicht zu zweifeln) jäh aus einer emporstrebenden Bahn gerissen wurde. Als man sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts jenen gewaltigen Enthusiasmus, jenen Begeisterungstaumel des Frühjahrs 1813 nicht mehr vorstellen konnte, verstand man den *Freiheits*dichter Körner nicht mehr; zur Zeit des Naturalismus, der Schillerbekämpfung und -verachtung wurde der *Dramatiker* Körner höhnisch lächelnd beiseite geschoben; und erst jetzt, mit dem Erwachen der Schillerverehrung und des Schillerstudiums, beginnt man, sich mit dem jugendlichen Theaterdichter wieder, auch wissenschaftlich, zu beschäftigen.

Und in der Tat, welch ein reizvolles Problem liegt hier vor! Allen Hypothesen stehen Tor und Tür offen: der eine macht aus ihm „einen zweiten Schiller“, ein anderer nennt ihn „einen solideren und anständigeren Kotzebue“, ein dritter sieht in ihm „eine Nebensonne Grillparzers“, ein vierter spricht ihm jegliche Bedeutung für die deutsche Literatur und Bühne überhaupt ab.

Man denke sich einmal, Schiller sei nach dem ersten Entwurf des ‚Don Carlos‘ dahingeschieden; wer wollte sich dann vermessen, seine Laufbahn so vorauszusagen, wie sie sich wirklich gestaltet hat? Allerdings daß er ein bedeutender Dichter geworden wäre, hätte man prophezeien können aus dem Ernst, mit dem er um den Lorbeer rang, aus der Energie, mit der er an einen Stoff heranging, aus der Tatkraft, mit der er ihn zu bewältigen suchte.

Und ich glaube, wenn wir diese Momente bei Körner berücksichtigen, die wir bei ihm ebenfalls vorfinden, darf wohl die Behauptung aufgestellt werden: Ein *Dichter* war er (kein *Macher* wie Kotzebue), und er hätte wohl auch Bedeutendes erreicht, zum mindesten keine Dutzendware geliefert. Denn bei der Beurteilung seiner Laufbahn vergißt man leicht einen Punkt, der gerade für Körner sehr in Betracht kommt: die Kritik seines Vaters. Dieser weitblickende, einsichtsvolle, durch und durch ästhetisch gebildete Mann, der einst schon Schiller soviel gewesen war als Warner und Berater, hätte seinem Sohn wohl weiterhin treulich als kritisches Gewissen zur Seite gestanden und ihn vor Seichtheit und Plattitüde bewahrt.

Indes ich gerate damit selbst ins Prophezeien und wollte doch nur philologische Beiträge liefern zur tieferen Erkenntnis des Dichters Körner. Für eine wissenschaftliche Kritik liegt ja noch alles recht im argen: wir besitzen weder eine kritische Ausgabe seiner Werke und Briefe, noch eine wissenschaftliche Biographie. Noch nicht einmal über die Chronologie seiner Gedichte wissen wir genau Bescheid, obgleich doch das Material dazu bequem im Körner-Museum zu Dresden vereinigt ist.

Die folgenden Mitteilungen aus ungedruckten Handschriften mögen daher als eine Aufforderung an die berufene Stelle verstanden werden, uns endlich eine würdige Ausgabe der Gedichte zu schenken, chronologisch geordnet, mit dem reichhaltigen Variantenapparat.

I. *Zu den Gedichten.*

Im Kestner-Museum zu Hannover befinden sich in der Autographen-Sammlung des verstorbenen Senators Culemann acht Gedicht-Manuskripte, die zum Teil erste Niederschriften sind und daher manche Abweichungen von dem überlieferten Text zeigen. Mit ihren zahlreichen Verbesserungen gestatten sie außerdem einen Blick in die Arbeitsweise des Dichters und entkräften am besten den immer noch hie und da laut werdenden Vorwurf, Körner habe seine Gedichte, wie sie ihm in die Feder geflossen seien, der Öffentlichkeit vorgelegt.

Ich gebe im Folgenden eine Kollation der Handschriften mit der, wie mir scheint, bisher vollständigsten Ausgabe von *Eugen Wildenow* bei Hesse (Leipzig 1903). In der Reihenfolge der Gedichte suche ich, soweit es mir möglich ist, die Chronologie ihrer Entstehungszeit zu wahren.



1. *An Schönberg und Luise.* (Wildenow S. 200—202.)

3 Seiten Folio, offenbar (da mit geringen Verbesserungen) Reinschrift von Körners Hand für seinen Jugendfreund Fritz Henoch, wie uns der Vermerk auf S. 4: „An Henoch" belehrt. Unterzeichnet ist das Cedicht: „C.T.K."

Überschrift: An Schönberg und Luisen, am Tage ihrer Verbindung. —

Vers 1. waldigten — 2. kühlend erwehen [= kühlender wehen?] — 14. freundlichen *verbessert aus*: freundlichem — 19. jauchzenden *nach durchgestrichenem*: staunend — 22. wieder — 23. stimmen *unter durchgestrichenem*: stimmten — 24. spat — 36. wölbenden — 37. *Schreibfehler*: Manner — 42. *Für* herzliches *stand zuerst*: süßes, *dann durchgestrichen.* — 55. finstren — 64. herrlichem — *Für V. 65—80 (die drittletzte und vorletzte Strophe) folgende beiden Strophen:*

Die Kraft des Wissens darf ich entfalten,
Es strebt das Herz durch das Dunkel hin,
Es sehnt sich und drängt durch die Felsenspalten;
Da erstirbt der Blick, da verstummt der Sinn.
Er flieht zurück in des Todes Höhlen,
Denn nur der Liebe unsterbliche Seelen
Ertragen der Gottheit glühendes Licht;
Ihr schaut hinein, ihr erblindet nicht.

Drum froh in die Zukunft, mit süßem Verlangen!
Drücke die Braut an das liebende Herz.
Gewaltig musst du das Glück umpfangen,
Dann wirbelt die Seele[1] sich himmelwärts.
Aber kannst du der Wonne Übermass tragen,
Wenn dir der göttlichste Morgen wird tagen?
Zu den Himmel des Ewigen schwingt sich der Geist,
Wenn die Wiege dich Vater heisst.
[In kleinerer Schrift:] Wenn des Säuglings Lallen dich Vater heisst. —

Vers 83. vom

2. *Träume der Liebe.* (Wildenow S. 250f.)

Von diesem an Hannchen Biedermann (1808/09) gerichteten Gedicht[2] hat sich eine abweichende Niederschrift mit dem Titel: An die Liebliche! auf zwei Quartseiten erhalten, die ohne Zweifel Reinschrift ist, und die bereits Friedrich Förster in seiner recht zweifelhaften Ausgabe (bei Hempel) Band II, Seite 45 mitgeteilt hat. Ich gebe sie hier noch einmal genau nach der Handschrift.

An die Liebliche!

Ich denke dein beym Strahl der Morgenröthe,
Und wenn des Mittags heisse Gluth erwacht.
Ich denke dein beym Klang der Abendflöte.
Ich denke dein im Sternensaal der Nacht.

Es schwebt dein Bild in lieblichen Conturen
Mit süsser Pracht in meiner Phantasie,
Und auf des Liedes zartgewebten Spuren
Erkenn ich deines Nahmens Melodie.

Ich glaub an dich! — mir dies Gefühl zu rauben
Vermag die Zeit nicht, nicht der Neid der Welt!
Ich glaub an dich, und will dir ewig glauben,
Und wenn im Leben alles steigt und fällt.

Ach! wie ist doch im lauten Welgetümmel
Mir deine Nähe so erquickend süß!
Mit dir find' ich auf Erden meinen Himmel,
Und fänd' im Tartarus mein Paradies.

Die Liebe hat mein kühnes Herz bezwungen,
Und meines Lebens Frühling ist erwacht.
Und was melodisch meine Brust durchklungen,
Das lichtet herrlich meines Strebens Nacht.

Tief in der Seele[3] keimen schöne Triebe,
Sie welken nie, sie sind kein Raub der Zeit.
Ach, nur ein Herz voll Glauben Treu und Liebe
Fühlt dieser Erde höchste Seeligkeit.

Ihr darf der Liebe heilge Kraft ermessen,
Die alle Schranken kühn und muthig bricht? —
Ich liebe dich! — Nie kann ich dich[4] vergessen! —
Drum denk auch meiner und vergiß mich nicht!

3. *Das Wunderblümchen.* (Wildenow S. 50f.)

Zwei Folioseiten, mit Verbesserungen, daher wohl keine Reinschrift.[5]

6. Grünt *unter durchgestrichenem*: blüht — süßen — 11. Horch wie der Hain im heil'gen Schweigen —

1 die *verbessert aus*: der — Seele *über durchgestrichenem*: Geist.

2 Vgl. *Peschel-Wildenow*, Körner und die Seinen. Band II, Seite 204.

3 *Förster:* in den Seelen.

4 dich *verbessert aus*: dein.

5 Entstehungszeit nicht genau zu fixieren; etwa die Jahre 1808/09.



12. Vom Lied der Vögel wiederklingt. — 14. am *verbessert aus:* dem — 19. mit goldner — 23. Es glüht *über durchgestrichenem:* Und dringt — 26. verfliegt — 27. *Ursprünglich:* doch ewig frisch in, *dann* ewig *durchgestrichen*, frisch *ergänzt zu* frischer *und* noch *über der Zeile hinzugefügt.* — 29. *ursprünglich:* Da kommt das Spätjahr angezogen, *dann gestrichen; vor* Kühle *durchgestrichen:* Ernst — 32. Innern *über* Stillen, *aber beide Varianten offengelassen.* — 35. stille Freude — 41. Das Blümchen nur, frey vom Geseze — 42. Der Welt, entfaltet seine Schätze. — 43. Doch furchtbar mit der ehrnen Kette — 44. Bricht von Gebirg der Winter loss — 50. von — 52. strebt empor — 55. *ursprünglich:* Gewiegt mit selger Himmelsweye, *dann gestrichen.*

4. *Spielmann und Zither.* (Wildenow S. 183f.)

Stark verbesserte Handschrift auf drei Quartseiten, unterzeichnet: *Carl Theodor*, wohl erster Entwurf.[1] *Die Überschrift ursprünglich:* Des Barden Tod, *dann gestrichen.*

1. Spielmann *über durchgestrichenem:* Barden — 5. Zither *über durchgestrichenem:* Harfe; *ebenso in Vers 31* und *32.* — 6. *ursprünglich:* Das Auge war so mild — 10. *Vor:* Spielt *durchgestrichen:* Weht — 23. *Vor* Und *durchgestrichen:* Sah Lie, *nach* Und *durchgestrichen:* hört — 25. *ursprünglich:* Da ist er aus den Träumen, *dann:* Und schnell aus seinen Träumen, *beides gestrichen.* — 26. *ursprünglich:* Mit schnellem Sinn erwacht, *dann:* der Spielmann schnelle wach, *beides gestrichen.* — 39. Findt — 33. Wogen — 35. *ursprünglich:* Er fühlt sich nieder gezogen — 36. Bey *vor durchgestrichenem:* In — 39. sich *über der Zeile.* — 42. *ursprünglich:* Und er kämpft, *dann* er *gestrichen.* — 43. *ursprünglich:* drauf thät er mit Liebchen versinken — 44. *ursprünglich:* So Harfe wie Sänger, *dann gestrichen.*

5. *Die Eichen.* (Wildenow S. 2.)[2]

Vielfach korrigierter Entwurf auf einer Folio-Seite, mit der Überschrift: *Die 5 Eichen von Dallwitz.* Oben links in der Ecke datiert: d 27^t. Körners weilten vom 29. Juni bis Ende Juli 1810 in Karlsbad und kehrten am 27. Juli nach Dresden zurück. Theodor kam Anfang Juli dort an und verließ es Ende des Monats wieder, um sich nach Leipzig zu begeben.[3] So ist das Datum also zu ergänzen: 27. Juli.

6. euch noch — 7. Und *über gestrichenem:* Aus — 9. Viel des *über gestrichenem* Manches, *ebenso Vers 10; daher aus Versehen stehen geblieben in 9:* Edle, *in 10:* Schöne — 11 weichen *über:* wollen, *aber beides offengelassen.* — Blätter Kränze *entstanden aus:* [Blatt][4] [Blüthenzweige], *dann darüber:* Blätter [haine] [schlag], *darüber:* Kränze — 12. Dort *verbessert aus:* mir — 13. *vor* Verhängnis *gestrichen:* Sturm — 15. *Vor* Und es *gestrichen:* Mahnt mich — 16. soll *über gestrichenem:* muß — *2. Strophe: Ursprüngliche Stellung der Verse, durch vorgesetzte Zahlen in die jetzige gebracht:* 9. 10. 13. 14. 11. 12. 15. 16. — 18. *vor* frisch: herrlich — starkem *über gestrichenem:* ganzem — 21. *nach* Blätter *gestrichen:* Blüt — 26. *ursprünglich:* Bessre Zeiten haben sie geschaut, *dann gestrichen.* — 29. [Wie sie auch] *über:* [Ach daß ich den alten], *darüber:* Ach was hilfts daß ich den — 30. *ursprünglich:* den ich nur der tiefsten Brust vertraut, *dann gestrichen; dafür:* Tausende sind, *gestrichen; darüber* sind doch alle. —

6. *Trinklied.* (Wildenow S. 116f.)

Von diesem noch jetzt vielgesungenen Liede aus Körners Landsmannschafterzeit in Leipzig (Winter 1810/11) hat sich eine Reinschrift auf drei Quartseiten erhalten, unterzeichnet: *Theodor* vielleicht bestimmt als Unterlage für einen Einzeldruck. Die Abweichungen von der jetzigen Fassung sind ziemlich stark, sodaß die Handschrift hier ganz mitgeteilt sei.

Trinklied.

(Die ersten drei Strophen singt jeder nacheinander seinem Nachbar zu, wo allemal bey dem letzten kurzen Verse das Chor mit einfällt. Die[5] letzte Strophe[6] wird von Allen zugleich gesungen.)

Komm, Bruder, komm, und folge mir
Sieh wie die Becher schäumen!
Bey vollen Gläsern wollen wir
Ein Stündchen froh verträumen.
Das Auge flammt, die Wange glüht,
In kühnen Tönen rauscht das Lied,
Schon wirkt der Götterwein:
Schenkt ein!

Doch was dir tief im Herzen wacht
Dis will[7] ich jetzt begrüssen
Dem Liebchen sey dies Glas gebracht,
Der Einzigen, der Süssen!
Das höchste Glück für Menschenbrust,
Das ist der Liebe Götterlust,
Sie trägt dich himmelan!
Stoß an!

---

[1] Strophenbau und Rhythmus wie im ‚König von Thule'; vielleicht also aus dem Jahre 1808, nach dem Erscheinen des Faust, der ja sehr auf den Dichter gewirkt hatte. (Vgl. in den ‚Knospen': ‚An Goethe, als ich den Faust gelesen hatte.')

[2] Zu verbessern ist bei Wildenow der Druckfehler: „1802" in „1810" in der Überschrift, wie bei dem vorhergehenden Gedicht: ‚Andreas Hofers Tod.'

[3] *Peschel-Wildenow*, Körner und die Seinen. Band I, Seite 229. 234.

[4] Das in [ ] Eingeschlossene bezeichnet Durchgestrichenes.

[5] Die *verbessert aus:* Der.

[6] Strophe *verbessert aus:* Vers.

[7] Dis will *unter durchgestrichenem:* Jetzt woll



Ein Herz, in Kampf und Streit bewährt
Bey strengem Schicksals Walten,
Ein strenges Herz ist Goldes Werth
Das musst du fest erhalten.
Vergänglich ist des Lebens Glück,
Drum lebe für den Augenblick,
Im ewgen Saus und Braus!
Trink aus!

Jezt aber sind die Gläser leer
Noch einmal füllt sie[1] wieder!
Es wogt im Herzen hoch und hehr!
Ja, wir sind alle Brüder!
Drum stoßt auch an mit stolzer Macht;
Dem deutschen Volke[2] sey's gebracht,
Auf daß es glücklich sey,
Und frey!

7. *Mein hohes Lied von der Einzigen.* (Wildenow S. 179—181.)

Von diesem durch die Überschrift auf Bürger hinweisenden Gedicht, ebenfalls aus dem Leipziger Winter 1810/11, gibt es eine Reinschrift auf vier Quartseiten, unterzeichnet: *Carl Theodor.* An wen es gerichtet ist, ob an die Leipziger Henriette oder eine andere Schöne, wage ich nicht zu entscheiden.

Überschrift: *Mein hohes Lied von der Einzigen.* In der Neujahrsnacht von 1811.

12. Vom milden, *verbessert aus*: von mildem — 17. in Sturm [*Schreibfehler!*] — 21. hätt ich — 28. dachte dich — 29. Zeit *verbessert aus*: Welt; Scheine *über durchgestrichenem*: Glanze — 32. den — 35. treuen — 36. Liebe aufgeblüht — 54. seinen.

8. *Lied der schwarzen Jäger.* (Wildenow S. 19).

Handschrift von zwei Folioseiten; wahrscheinlich, wie die Foliohandschrift des „Reiterliedes" im Körnermuseum[3], für sofortigen Einzeldruck bestimmte Niederschrift.

Überschrift: Lied der schwarzen Jäger. Nach der Weise. Am Rhein, am Rhein etc.

9. — [Der Wüthrich] drauf, Brüder, drauf! Könnt ihr — 13. schwarzen *nicht unterstrichen.* — 17. *Über:* Mit Gott! *durchgestrichen*: Drum frisch!

Anhang.

Im Kestner-Museum wird unter den Körnerianis noch ein Schulheft Theodors aufbewahrt, ein Heft von 25 unlinierten Blättern, in starken marmorierten Pappdeckel gebunden. Auf dem vorderen Deckel eine Etikette, darauf gedruckt: Ausarbeitungen /von/ *Karl Koerner.* Blatt 1a: *Laus diligentiae.* / *C T Koerner.* Blatt 2a—7a die Ausarbeitung, mit zahlreichen Verbesserungen von Lehrerhand mit roter Tinte. Das Thema, eine der beliebtesten Schulaufgaben, bewegt sich in den üblichen Formen eines lateinischen Aufsatzes: *Exordium. Pars I.* (*A. a. b. B*) *Pars II (A. B.)* *Conclusio* mit den stereotypen lateinischen Phrasen und Redewendungen, ohne individuelle Eigenart in der Gedankenführung. Am Schluß ist der Aufsatz unterzeichnet: *Carolus Koerner.* Nach der Art des Themas und seiner Behandlung dürfte das Heft etwa in die Jahre 1805—06 fallen, als Theodor die Kreuzschule zu besuchen anfing[4].

II. *Zu den Briefen.*

Zu dem Briefwechsel Theodor Körners mit den Seinen kann ich aus den Schätzen des Kestner-Museums ebenfalls beisteuern.

1.

Der erste Beitrag ist ein Brief der Mutter an den jungen Bergstudenten in Freiberg, der dort im Winter bei dem Berggeschworenen Braun Wohnung genommen hatte. Sein Lehrer und väterlicher Freund, der Professor Abraham Gottlieb Werner, nahm das größte Interesse an den politischen Zuständen und ließ sich durch Theodor Körner stets über die neuesten Nachrichten auf dem Laufenden erhalten, die sein Schüler von dem Vater aus Dresden erhielt. In dem Winter 1808, in den uns der Brief versetzt, waren allerdings die äußeren Verhältnisse interessant genug: der Krieg Österreichs gegen Frankreich und damit gegen Sachsen stand vor der Tür, der König hatte sich Ende Oktober nach Warschau begeben[5], und der französische Gesandte am Dresdner Hofe, Jean François de Bourgoing, war ihm nachgereist, ebenso verschiedene höhere Militärs.

[1] *Ursprünglich:* Füllt sie noch einmal

[2] *Darüber durchgestrichen:* Vaterlande

[3] *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 239f.

[4] In dieselbe Zeit wohl, aus der das lateinische Heft im Körnermuseum stammt; vgl. *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 195.

[5] Vgl. die Worte des Vaters an Theodor im Brief vom 21. Oktober 1808: „Der König geht nach Warschau."



Schön offenbart sich die Fürsorge der leidenden Mutter und der zärtlichen Schwester um den Studenten, der bei seiner Abreise daheim sein Zimmer in genialer Unordnung gelassen haben mochte.

Der Brief[1] lautet:

Freytags früh

Deine zwey Coffer sind richtig angekommen, hier schick ich dir einen großen zurück, denn du theils mit Büchern und deinen Kleidern ausfüllen kannst. Hier ist eine Hundekälte. Gestern bin ich zum erstenmal ausgefahren was mir aber gut bekommen ist. *Bourgoing* ist gestern früh plötzlich zu unsern König nach Warschau gereißt was die Politicker in Erstaunen, und Vermuthungen sezt. Dies für Werner. Emma und ich bemühn uns so gut als möglich deine Bücher in eine kleine Ordnung zu bringen, schicke uns gelegentlich ein Bücherregal. — Nim dich für Erkälten in Acht Gott befohlen.

Deine Mutter

Eben hör ich die Nachricht, daß diesen Morgen haben 9 Chirurgen von der Armee sollen entlaßen werden, und sie haben den Befehl bekommen zu bleiben. Oberst Langenau ist auch nach Warschau.

An Herren / Theodor Körner / Bergstudente / ab[ugeben] bey den Geschwornen / Braun zu / Freyberg / Nebst einen großen / leeren Coffer

2.

Als Theodor am 26. August 1811 in Wien eintraf, wurde er von Humboldts wie von Schlegels mit offenen Armen aufgenommen. In beider Hause ging er wie zur Familie gehörig aus und ein und wurde so auch in die Sorgen der Eltern Humboldt um den, wie es schien, schlecht einschlagenden Sohn Theodor eingeweiht[2]. Im Hause des Bruders weilte damals auch gerade Alexander v. Humboldt, der im Sommer 1797 während seines Aufenthalts bei Körners in Dresden einen Kasten mit Manuskripten zurückgelassen hatte.[3] ‚Die Wünsche eines deutschen Geschäftsmannes', eine Broschüre von Vater Körner, war im Jahre 1811 erschienen[4], und der Verfasser sandte sie Friedrich Schlegel zu. Von Theodors Gedichten waren einige komponiert worden von dem Tonsetzer Reinhold Becker, der, nach der Unsitte mancher Komponisten, sich nicht hatte enthalten können, am Texte zu gunsten der Musik zu ändern. Über die Aufführung der ‚Jungfrau von Orleans' äußerte sich Körner bereits am 2. November 1811 an die Seinen, die Schauspielerin Netti Krüger [Theodor schreibt: Krieger!] gab darin die Titelrolle.

Der Brief, dessen genauen Text ich jetzt folgen lasse[5], gehört zwischen den vom 2. November und den des Vaters vom 22. November 1811 bei *Wolffs*, Körners Werke. Berlin 1858. IV, S. 206 (in der neuen leider recht fehlerhaften Ausgabe des Briefwechsels von Auguste Weldler-Steinberg, Leipzig 1910, auf S. 156).

Wien, am 9t *November*. 1811.

Ihr Lieben.

So eben bekomme ich von Hornbosteln die überschickten Sachen, und mit Freuden hab ich von ihm gehört, daß Ihr alle recht wohl seid. — HE Becker hat sich die überflüssige Mühe genommen, in meinen Gedichten nach seiner Art einiges recht abgeschmackt zu corrigiren. Gott vergebe ihm die Sünde, die er an mir gethan!

Vor ein paar Tagen war ich wieder einmal in Schönbrunn. Ich habe recht oft an euch gedacht, und euch zu mir gewünscht, denn es ist herrlich da, u Herz u Sinn geht auf in diesem Paradiese.

Mit der Aufführung der Jungfrau muß man im Ganzen sehr zufrieden sein. Die Krieger spielt sehr wacker.

Heute wird *Griselda* italiänisch gegeben.

Auf Humboldts Bitte ersuche ich dich, lieber Vater, mir einiges Näheres über *Cotta's* Jugendinstitut zu schreiben. Er hatt Willens, Theodorn aus dem Hause zu thun. Die armen Eltern sind übel dran mit dem Jungen. Mann kann nichts flacheres und flüchtigeres sehn. Ein *Extract* des preusischen Officiergeists!

---

[1] 1 Seite 4°, auf Seite 4 Adresse.

[2] Bereits am 16. Mai 1804 schrieb Karoline von Humboldt aus Weimar an ihren Gatten: „Theodor nimmt nicht so zu, wie ich es hoffte und wünschte. Der Umgang mit andren Knaben wirkt eigentlich nicht vorteilhaft auf ihn." (Briefwechsel, hg. von *Anna Sydow*. Band II, Seite 167.) Später berichtet die Mutter zufriedener über ihn. (Ebda Band IV, Seite 23 u. ö.)

[3] Vgl. *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 189.

[4] *F. Jonas*, Christian Gottfried Körner. Berlin 1882. Seite 196.

[5] 3 Seiten 4°, auf Seite 4 Adresse.



Bey Schlegel's bin ich jetzt recht oft, u sie sind wirklich sehr freundschaftlich gegen mich.

Sonst such ich nach meiner euch bekannten Manier alle weiteren Bekanntschaften zu vermeiden, da ich gern zu Haus bin, u viel entwerfe.

Ich habe jetzt an Beethoven etwas gegeben.

Schlegeln werd ich mit dem Überschickten viel Freude machen. Die Wünsche eines deutschen Geschäftsmanns kannte ich selbst noch nicht, u habe sie daher aufgeschnitten.

Die deklamatorische *Redoute* von Sonntag hat mich amüsirt, obgleich aus dem Declamiren nichts werden konnte, da man im 2t Saal türkische Musik hörte.

Humboldt, nehmlich Alexander, lässt dich bitten, den versiegelten Kasten aufzubrechen, und dann zu schreiben was der Inhalt sey. Er vermuthet Manuscripte dabey über eine Reise nach Spanien.

Ich habe Hoffnung, einen jungen Dichterclubb zusammenzubringen

Weber soll das Geld schicken für das Instrument. Es ist fertig.

Schlegels u Humboldts empfeblen sich

Gott grüße euch.

Euer

Theodor.

[Adresse:]

S. des HE / Appellations Rath *Dr. Körner* / Wohlgeboren / in / Dresden / Fr. b. Gränze

III.

Als der dänische Dichter *Adam Oehlenschläger* im Herbst 1806 in Dresden weilte, kam er durch Goethes Empfehlung auch in das Körnersche Haus und verkehrte dort bald fast täglich. Er selbst berichtet in seinen ‚Lebenserinnerungen‘ (Leipzig 1850): „Die ganze Familie Körner hatte viel Sinne für Poesie. Theodor, der nachherige Held und Tyrtäus, war damals ein hübscher vierzehnjähriger Knabe, der, wenn ich ihnen meine Gedichte vorlas, sehr fromm und aufmerksam zuhörte. Seine Schwester Emma malte schön; eine Mamsell Kunze, die bei ihnen wohnte, sang vortrefflich“[1]. Beim Scheiden schrieb er seinem jungen Freunde Theodor ins Stammbuch[2]:

Wellen kommen im Strom und rollen von dannen und schwinden
Blicken kürzlich uns an, lächeln und ziehen dahin.
Und so gehts mit[3] den Thaten und Freuden alle der Erde
Nur die Erinnerung bleibt harrend erquickend zurük
Laß die Erinnerung dann, ein unverwüstliches Denkmahl
Stehn im Herzen dir tief ewig[4] erfreulich und jung.

Dresden 2ten *Octbr.* 1806. *Oehlenschläger.*

IV. *Nach dem Tode.*

Als die Kunde von dem Tode Theodor Körners sich allmählich in ganz Deutschland verbreitet hatte, war die Trauer allgemein. Seine Freiheitslieder waren zu Volksliedern geworden, überall im Heere sang man sie und ließ sich durch sie begeistern[5]; kein Wunder, daß die Klagen um den Tod des Heldensängers nicht verstummen wollten. Der Vater suchte mannhaft des Schmerzes Herr zu werden, Mutter und Schwester aber konnten sich lange nicht fassen.

Die Freunde des Hauses stellten sich mit Beileidsbezeugungen und Trostbriefen aller Art ein; als eine der ersten *Elisa von der Recke*, die sich rühmen durfte, den Dichter nach jenem verräterischen Überfall bei Kitzen, als er zur Heilung seiner Wunden in Karlsbad weilte, gepflegt

[1] Vgl. *Jonas*, Chr. G. Körner. Seite 141. 167f. (anerkennende Worte Minna Körners). *Peschel-Wildenow*, Band I, Seite 128.

[2] Queroktavblatt im Kestner-Museum.

[3] *Verschrieben:* mit mit

[4] ewig *verbessert aus*: innig

[5] Selbst ein Mann wie *Knebel*, der auf die erste Nachricht vom Tode Theodor Körners an Charlotte v. Schiller in kleinlicher Philisterhaftigkeit schreiben konnte: „Meine Kinder würde ich, ohne Pflichten gegen die Obrigkeit, anjetzt nicht in den Krieg gehen lassen; — sonst bin ich mit der Welt noch ganz leidlich zufrieden, so lange wir noch zu essen haben“, — selbst der mußte drei Tage später bekennen: „Die Verse des jungen Körner haben uns sämmtliche, denen ich sie las, tief getroffen. Ich sehe nicht so sehr auf die Größe seines Genies, als auf den Werth seines Charakters; und ein Mensch, der in diesen Umständen diese Zeilen schreiben kann, ist mir in der That ein vortrefflicher und außerordentlicher Mensch.“ (*Urlichs*, Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1860 Band III, Seite 345.)



zu haben. In einem langen[1] wortreichen Briefe suchte sie dem Vater über den herben Verlust hinwegzuhelfen:

Dem edlen Vater unsres Theodors

Nachod d: 20 Nov: 1813.

Nur ein Vater, der bey dem Heldentodte eines solchen einzigen Sohnes als unser Theodor war, mit so erhabenen Gesinnungen sich über diesen unersetzlichen Verlust trösten, die traurenden Seinigen aufrichten kann, ein solcher Vater nur konnte durch einen Sohn von unsers Theodors hohem Seelenwerthe beseligt werden.

Theodors Tod ist ein Verlust für die Welt! wer den hohen Geist den Edelsinn, die Reinheit des Herzens unsres nun Seligen kannte, dem wird er unvergeßlich seyn. Ja! solche Seelen müssen selbst Zweiflern an Unsterblichkeit ein Siegel unsrer ewigen Fortdauer werden.

Unser Parthey[2] wünschte ich mögte Sie Verehrter mit unsrem unersetzlichem Verluste bekannt machen. Die Post war gespert; aber wenn sie es auch nicht gewesen wäre, ich weiß nicht ob ich Körperlich die Kraft gehabt hätte, Sie mit einem Verluste bekannt zu machen dessen ganzen Umfang ich so tief empfinde. Seit d: 13 Sep: daß uns hier die Todesbotschaft unsres Theodors traf ist noch kein Tag entflohen ohne daß Tiedge Jettchen Eichmann[3] und ich, dem Andencken dieses so Einzigen Thränen liebevoller Verehrung geopfert hätten; und ohne daß unsre Herzen phisisch schmerzhaft zusammen gepreßt wurden, wann wir Eurer, Ihr mir so theuren Angehörigen unsres Theodors, dachten. Nach dem Freund Parthey mir schrieb er habe Sie, Verehrter, mit der traurigen Gewißhelt beckannt gemacht[4], daß unser Theodor uns für diese Welt entnommen sey, versuchte ich es mehr als einmahl an Euch Ihr Theuren zu schreiben, aber immer wurde Kopf und Herz mir so gepreßt, daß ich die Feder weglegen," still ausruhen und mich sammeln mußte, um dieses peinlichen Zustandes los zu werden. Ja Freund! unsers Theodors heiliges Bild schwebt mir immer vor die Seele. Die 20 glücklichen Tage wo ich den theuren Verwundeten unter meiner Pflege aufblühen sah, hatten mein Herz mit Muttergefühlen für den herlichen Jüngling beseligt; aber eben daher konnt ich mir auch ganz den Schmerz denken, den die Mutter bey der Nachricht empfinden würde daß ihr nun der liebe Einzige auf immer entrissen sey, und so, — edler Vater unsers Theodors! so war es mir nicht möglich an einen von Euch zu schreiben. Danck Ihnen mein erhabener Freund, daß Sie mir durch Ihren herlichen Brief die Kraft gegeben haben mich wieder schriftlich mit Euch, Ihr Theuren, zu unterhalten. Fester als je müssen unsre Herzen nun an ein ander gekettet seyn: Theodors geheiligtes Andencken sey das Band welches sie noch fester umschlingt.

Am Erbprinzen von Meckelnburg selbst werde ich mich wenden um Ihren Wunsch zu befördern[5], und die Teutschen müßen dem jungen Helden, wo seine Asche ruht ein Denckmahl setzen. Auch muß ein solches Leben, zur Nacheifrung, für die spätesten Zeiten so dargestellt werden, daß jeder Jüngling unsrem Theodor ähnlich zu werden strebt, und jede Mutter ihrem Sohne den Wunsch ans Herz legt, werde wie Theodor Körner war. Die verehrte Pichler sollte die Biographie dieses Unvergeßlichen schreiben da er seine Dichterlaufbahn so ehrenvoll zu Wien eröffnete. Alle die das Glück hatten unsern Theodor zu kennen sollten Charackterzüge von ihm aufzeichnen; unter den Mitgefährten seines Heldenmuthes werden doch wohl Männer seyn die etwas über seine militärische Laufban zu sagen wissen, und uns die letzten Worte des Unvergeßlichen überliefern. Wenn alles dieß gesammelt ist dann stelle die trefliche deutsche Schriftstellerin uns den jungen Helden als Muster für die Nachwelt dar. Wann ich ohne die schmerzhafte Rührung, die mich immer noch ergreift wenn ich an unsern Liebling dencke, von ihm werde sprechen können, dann sollen meine Briefe an Euch, Ihr Theuren, Euch einiges über unsers Theodors Aufenthalt bey mir sagen; aber erwartet nur nicht viel auffallend Interessantes: Doch da ich weiß daß jede Aeusserung eines lieben Entschlummerten den Nachbleibenden eine heilige Errinnerung wird, so werde ich Euch von Dingen unterhalten, die andern unbedeutend scheinen.

Freund Tiedge hat den Vorsatz den Tod unsres jungen Helden durch ein Gedicht zu feyern[6]: noch aber ist seine Seele zu tief erschüttert als daß seine sehr leidende Hülle es ihm gestattete, dem Wunsche seines Herzens folgen zu können. Denn Tiedge liebte Theodor ganz unaussprechlich, und immer noch ergreift ihn eine schmerzliche Wehmuth bey Theodors Andenken; Tiedge ist überzeugt die Literatur habe eben so viel verlohren, als Theodors Freunde und die Humanität, durch den frühen Hintrit des Unvergeßlichen. Selbst bey dem Jubel der unsre Herzen erfüllt wenn Siegesnachrichten unsre Seelen zur ewigen Urquelle aller Wesen dankbar froh erheben, ruft Tiedge immer noch schmerzhaft bewegt aus — „Ach! hätte unser Theodor doch diese Fortschritte der heiligen Sache noch erlebt!" — Vielleicht wird Ihr herlicher Brief, mein hochverehrter Freund! auch unsers tief fühlenden Tiedges oft bittern Schmerz, über unsern unersetzlichen Verlust mindern.

---

1 Vier engbeschriebene große Quartseiten.

2 Der bekannte Berliner Verlagsbuchhändler, Freund des Vaters Körner.

3 Der Dichter, Begleiter der Elisa von der Recke auf ihren Reisen; und die Schwägerin Partheys.

4 Anfang November hatte Parthey einen von dem Lützower Adjutanten Beuth verfaßten Bericht über Theodors Tod an die Familie gesandt. Vgl. *Jonas*, Seite 317 f.; *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 121.

5 Um Überlassung der Grabstätte. Vgl. *Jonas*, Seite 321. 333. *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 122.

6 Jetzt abgedruckt bei *Wolff*, Th. Körners Werke. Band IV, Seite 320ff.



Ich dancke Gott daß die treffliche Gräfin Hohenthal[1] um Sie war, und Ihnen half die tief gebeugte Mutter durch den Gedanken zu erheben einen solchen Sohn für die Ewigkeit geboren zu haben. Auch den Schmerz der guten Emma kenne ich! Auch mir nahm die Vorsehung in meinem früh verstorbenen Bruder, die Seele meiner Seele, den Stolz das Glück meines Lebens! 35 Jahre sind es schon daß dieser erhabene Jüngling zum vollkommneren Seyn hinüberschlief, und immer noch fühlt mein Herz die Lücke; aber auch die Seligkeit dauert fort einen solchen Bruder gehabt zu haben, und wir finden uns wieder! Halte unsre Emma sich fest an den hohen Werth ihres Theodors, und sie wird sich erhoben fühlen, die Kraft gewinnen den edlen Eltern auch nach diesem unersetzlichen Verlust, dieß Leben lieb zu machen. Gebt mir bald wieder Nachricht von Euch, Ihr mir so theuren Angehörigen unsres Lieblings, denn mit der innigsten Theilname bin ich Eure treue Freundin, Ihr edlen Dulder!

Elisa.

In die gefaßte und hochherzige Seele des Vaters aber, der im Hinblick auf die Befreiung des Vaterlandes des Trostes nicht mehr bedurfte, lassen uns, ebenso wie seine klaren und ruhigen Briefe nach dem Tode des Sohnes[2], vor allem die Worte blicken, die er in der Loge zu Dresden an die versammelten Brüder richtete. Ursprünglich Mitglied der Loge „Minerva" zu Leipzig, wurde er im Dezember 1813, ein Beweis seltensten Vertrauens, einmütig zum Vorsitzenden der Dresdener Loge gewählt, obwohl er nicht Mitglied gewesen war, und blieb Meister vom Stuhl der Loge „zu den drei Schwestern und wahren Freunden" bis zu seinem Scheiden aus Dresden.[3]

Die Rede, die er um die Jahreswende 1813/14 an die Brüder richtete, liegt uns in einer sauberen Reinschrift auf neun Quartseiten von seiner Hand vor und berührt sich in der Lauterkeit der Gesinnung, der Tiefe der Gedanken und Mannhaftigkeit der Überzeugung mehrfach mit der bereits bekannten Freimaurerrede[4], die er zur Einführung neuer Brüder „über die Idee der Freimauerei überhaupt" hielt, und die ich später ansetzen möchte, als die im folgenden mitgeteilte.

Zu einer Zeit da das Schicksal Deutschlands auf dem Schlachtfelde entschieden wird, da überall, selbst ohne Rücksicht auf eigne Gefahr die entgegengesetztesten Leidenschaften zur lebendigsten Theilnehmung aufgeregt sind, da oft Glieder Einer Familie und vieljährige Freunde durch den Krieg der Meynungen entzweyt werden — zu einer solchen Zeit macht diejenige Stimmung, die in einer ächten Versammlung der Freymaurer herrscht, einen sehr wohlthätigen Eindruck. In diese Mauern scheint Ruhe und Eintracht aus der ganzen übrigen Welt sich geflüchtet zu haben. Immer fester schlingt sich die Kette der Brüder, und jeder denkt in dieser Stunde nur an die Geschäfte des Bundes.

Wer von uns die hier versammleten Brüder nur mit einem flüchtigen Blicke überschaut, trifft auf Männer, die nicht zu fürchten haben, von irgend jemand der Gefühllosigkeit und Stumpfheit, oder des Leichtsinns und der Frivolität beschuldigt zu werden. Wenn daher solche Männer an der allgemeinen Stimmung der Loge Theil nehmen, so müssen edlere Triebfedern dabey zum Grunde liegen, und diese werden begreiflich aus dem *Standpunkte des Freymaurers zur Zeit des Kriegs*. Zu einer Betrachtung dieses Standpunkts erbitte ich mir auf einige Augenblicke die Aufmerksamkeit meiner verehrungswürdigen Brüder.

Mit dem Eintritt in die Loge hört der Freymaurer auf, bloß für die ihn zunächst umgebende Welt und für den gegenwärtigen Augenblick zu leben. Sein Gesichtskreis erweitert sich; die Schranken des Raums und der Zeit verschwinden. Die einzige alles umfassende Loge erstreckt sich von Aufgang bis Niedergang, von Süden bis Norden. Der Bau ihres Tempels ist nicht für die jetzige und die nächstfolgende Generation allein, sondern für alle künftigen Zeitalter bestimmt. An der Hand der Schönheit, Stärke und Weisheit erhebt sich der Freymaurer in eine höhere Region — in das Reich der *Liebe*, des *Glaubens* und der *Hoffnung*.

Die gangbaren Begriffe über den Weltbürgersinn des Freymaurers scheinen einer Berichtigung zu bedürfen. Von einer Liebe die sich über das ganze Menschengeschlecht verbreitet, darf man allerdings wenig Innigkeit erwarten, und es kann auch dem Freymaurer nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn nur das Liebenswürdige von ihm geliebt wird. Ob das jetztlebende Geschlecht im Ganzen liebenswürdig sey, können wir zweifeln, aber genug für uns, daß es hülfsbedürftig ist, und unser Eifer wird nicht erkalten. Ohne ein Gefühl zu erkünsteln erwirbt unser Bund sich ein wichtiges Verdienst, indem er solchen Regungen entgegen arbeitet, die die Menschheit verunehren.

Die Schönheit, der die Freymaurer huldigen, duldet keine Verunstaltung des Gemüths, und Haß verhäßlicht die Seele. Der edle Mensch zürnt, wenn irgend etwas, das ihm theuer ist, angegriffen oder gestört wird. Er zürnet und kämpft, aber mit dem Ende des Kampfs verschwindet der Groll auch gegen den siegenden

[1] Die Gemahlin des sächsischen Minister Peter Friedrich Graf von Hohenthal.

[2] Jetzt am bequemsten zugänglich in der Brief-Sammlung von *Augusta Weldler-Steinberg*, Seite 264 ff.

[3] Vgl. *Jonas*, Seite 324.

[4] Veröffentlicht von *Adolf Kohut*, Theodor Körner. 2. Auflage. Berlin 1893. Seite 279 ff.



Feind. Er kann bereit seyn, den offnen Kampf zu erneuern, aber unter dem Schein der Versöhnung die Schwäche des Gegners abzulauren, ist er unfähig. Schämen würde er sich vor sich selbst, wenn er die kleinste Spur von Neid oder Schadenfreude in sich entdeckte. Ein unglücklicher Erfolg demüthigt ihn nicht; er hat seinen Feind nicht gefürchtet, und sich selbst nicht geschont. Mit Unbefangenheit beurtheilt er daher die Person des Gegners, so sehr ihm auch seine That verhaßt war. Und dieß ist die Stimmung, wodurch der Freymaurer mitten im Kriege, ohne der Sache, wofür gekämpft wird etwas zu vergeben, den Frieden vorzubereiten vermag.

Nach den Begebenheiten der letzten Jahre gehört allerdings *Stärke* dazu, um den Glauben zu erhalten, daß in der verdorbenen Menschheit noch ein Keim des Guten übrig geblieben sey. Und eine solche Stärke verdanken wir unserm Bunde. Was uns in diesem Augenblicke versammlet, trägt das Gepräge einer bessern Welt. Unser Geschäft steht mit allem dem, was unser Zeitalter schändet, nicht in der geringsten Verbindung, und ist entweder ganz zwecklos, oder führt zu einem würdigen Ziele. Tausende von unsern Brüdern sind über den ganzen Erdboden verbreitet, und es ist ein herzerhebender Gedanke, daß wenigstens nicht unter allen der Geist unsers Bundes erstorben ist. Wo aber in diesem Geiste gesäet wird, kann die Erndte nicht ausbleiben.

Ein solcher Glaube bestätigt die *Hoffnung* des Freymaurers, deren Grund eine nicht trostlose, sondern muthvolle und richtige Weisheit ist. Das Resultat des tieferen Forschens für einen ungeschwächten Geist ist eine heitre Einsicht des Weltalls. Das Chaos zerstörender Elemente verwandelt sich in einen herrlichen Tempel, der überall die Spuren eines allgütigen und allmächtigen Baumeisters trägt. Selbst die Gräuel des Kriegs und die Erschütterungen der Staaten haben die durch Selbstsucht erschlaffte Menschheit aus einem dumpfen Schlafe gewekt, und das Gefühl für Tugenden erregt, die nun zur Zeit der höchsten Gefahr in vollem Glanze erscheinen. Und um sich zu solchen Tugenden zu stärken blickt der Freymaurer mit Hoffnung und Vertrauen auf die entferntere Zukunft. Leichter wird es ihm alsdann die gegenwärtigen Lasten zu tragen, sich gegen Besorgniße naher Unfälle zu waffnen, und seinen leidenden Brüdern beyzustehen. Wohl uns, meine verehrungswürdigen Brüder, wenn die heutige Versammlung dazu beyträgt, diese Gesinnungen in uns zu erhalten und zu beleben!

Nach dem Entwurfe des mit Körner befreundeten sächsischen Hofbaumeisters Thormeyer wurde darauf ein Denkmal für das Grab des Gefallenen in der königlichen Eisengießerei zu Berlin in Eisen gegossen, und die Hinterbliebenen wollten gemeinsam nach Wöbbelin reisen, um es am Grabe des Teuren aufstellen zu lassen. Ursprünglich hatte der Vater daran gedacht, diese Wallfahrt im August des Jahres 1814 anzutreten, um den Todestag auf diese würdige Art feiern zu können; doch wurde das Denkmal bis dahin nicht fertig, und die Reise verzögerte sich bis zum September[1].

In die Familienstimmung während der Zeit gewähren einen erhebenden Einblick zwei Briefe der Schwester Emma, voll gefaßter Resignation und würdevoller Trauer; nur noch im Andenken an den Verstorbenen lebt sie.[2] Das eine Schreiben ist gerichtet an die schon genannte Freundin des Hauses Körner und der Elisa von der Recke, *Jettchen Eichmann*, und lautet:

[*von fremder Hand:* An J. Eichmann] Dresden den 5. May 1814

Wie Sie von Parthey hören werden theure Freundin so bleibt es bey der Eisengießerei in Berlin, unser erster Gedanke war auch Mückenberg aber wie der Entschluß für Berlin gefasst wurde war noch keine Außicht das Magdeburg übergehen würde was den Transport von dort aus auf der Elbe unmöglich gemacht haben würde und uns die erstere Idee aufgeben ließ und auch jetzt noch würde von Mückenberg aus der Transport ungleich schwieriger seyn als von Berlin da letzteres 20. Meilen näher ist, Uebrigens hat es uns sehr wohl gethan daß Einsiedel[3] die Idee es bey sich verfertigen zu lassen mit so vieler Wärme aufgegriffen wir erkennen daran ganz den alten treuen Freund und es sollte mir sehr leid thun wenn ihm im mindesten dadurch weh gethan würde daß wir unsern Entschluß nicht ändern, Freund Partheys Delikatesse wird dabey das Beste thun können und er unsre abschlägige Antwort gewiß auf eine Art vorbringen daß er sie von seinen Freunden nicht übel aufnimmt.

Wir werden im August unsre Reise an Theodors Grab antreten und wenn ich auch dieses Frühjahr um die Freude komme Sie noch einmal zu sehen, wird mir die Entbehrung Ihres Umgangs in Berlin doppelt schmerzlich seyn, ich hoffe noch immer daß die Wege über die Lausitz werden zu schlecht befunden werden und daß Sie mein guter Genius dennoch hierher führen wird. Wir haben sehr lange keine Nachricht von der Recke, und würden befürchten daß sie krank sey wenn mich Ihr Brief nicht hierüber beruhigte, höchst wahrscheinlich ist ein Brief verloren gegangen. Von der Herzogin[4] wissen wir nicht ein Wörtchen was Sie mir über sie sagen

[1] Vgl. *Jonas*, Seite 328. *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 122 ff.
[2] Vier Oktavseiten.
[3] Alexander von Einsiedel, Freund der Familie, vermählt mit Körners Pflegetochter Julie Kunze.
[4] Herzogin von Kurland, Schwester der Elisa von der Recke, Patin Theodors.



macht meine Neugierde sehr rege und ich bitte Sie mir darüber einigen Aufschluß zu geben. Für den Kupferstich danke ich im Voraus, Hartknoch hat Theodors Bild[1] mit nach Leipzig genommen um noch einen Versuch bey Böhm[2] zu machen sollte dieser aber es nicht machen können so wäre *Buchhorn* ein sehr willkommner Kupferstecher nach dem was Sie mir von ihm sagen, und wir würden den Grabstichel der punktierten Manier vorziehen.

Man treibt mich zu schließen indem wir einige liebe Preußen zum *diner* erwarten die verstümmelt zu den Ihrigen zurückehren, und ich habe nur noch Zeit Ihnen ein herzliches Lebewohl zuzurufen.

Ewig Ihre Emma.

An *Karoline von Wolzogen* schreibt sie ein Vierteljahr darauf[3]:

Dresden den 6. August 1814.

Im Vertrauen auf Ihre freundschafftliche Güte, wage ich die Bitte diesen Brief an Frau von Humboldt gütigst einzuschließen wenn Sie ihr schreiben, oder ihn noch mit einer genauern Addresse zu versehen welche Ihnen gewiß bekannt ist. Ich weiß blos daß sie in Bern ist indem wir sehr lange keine Nachricht von ihr haben, vielleicht waren Sie glücklicher und dann verzeihen Sie gewiß meine unbescheidne Bitte. Das Unglück hat uns nicht egoistisch gemacht und wir haben tief mit Ihnen die Freude empfunden welche Sie jetzt bey der Rückehr Ihres Sohnes belebt haben muß, aus diesen Kampf die Seinigen zurückehren zu sehen ist gewiß das höchste irrdische Glück — —

Meine Aeltern emphehlen sich Ihren Andenken, und *Sie* haben gewiß jetzt doppelt für uns empfunden. Bald denken wir die Reise an Theodors Grab anzutreten, dort wird uns wohler werden — —— Leben Sie wohl

Ewig Ihre Emma Körner.

Ein halbes Jahr später, und auch Emma weilte nicht mehr unter den Lebenden. Die treue Schwester war dem Bruder nachgefolgt. „Sehnsucht nach dem einzig geliebten Bruder, den sie, für mehr als Eine Bestimmung, mit Griffel und Farben immer aufs neue erweckte, und der stille Kummer, den *sie* — die theuren Eltern schonend — unter einer heitern Außenseite, verbarg, hatten schon längst ihre frische Lebensblüthe angehaucht." So schrieb der tiefgebeugte Vater in dem Vorwort zu der Schrift, die dem Andenken der Kinder geweiht war: Das Geschwistergrab zu Wöbbelin (Leipzig 1815). Am 15. März 1815 war sie einem tückischen Fieber erlegen. Körner dachte zuerst an eine Grabstätte in Berlin, wo er die Reste der Frühverblichenen bestatten könnte, um immer in ihrer Nähe sein zu können; denn eben war er als Staatsrat in die preußische Hauptstadt berufen worden. In diesem Sinne schrieb er an den ihm befreundeten *Probst Hanstein* in Berlin und bat, einen stillen Platz für Emmas Grab ihm suchen zu helfen. Und umgehend erfolgte die bereitwillige Antwort[4]:

„Wie ist es so still u heilig, wo unsere Entschlafenen ruhen! Wohl wandeln da die Schatten u die Geister „des Todes. Aber dennoch ists einladend und wohlthuend, die Gottesäcker zu besuchen. Da sind wir im Geiste „mitten unter denen, die von uns schieden in Liebe. Da ist es uns an ihren Gruben als hätten wir sie auf Augen-„blike wieder, als hörten wir noch einmal ihr letztes — unvergeßliches — Wort, als sähen wir noch einmal den „letzten Blick des brechenden Auges, aus welchem Dank oder Liebe oder Tröstung sprach. Da bringen wir „die letzten Thränenopfer und — —"

So weit, mein theurer, edler Freund, hatte ich gestern an meiner Charfreytagspredigt geschrieben, als Nachbar Parthey mir durch meine Frau, die blaß u zitternd u weinend zu mir eintrat, Ihren schmerzlichen Brief in die Hand geben ließ. Welch ein wehmüthiges Zusammentreffen! Ach! das hätte ich nimmer geahnt, daß auch Ihr Geist u Herz in diesen Tagen mit Thränenopfern beschäftigt wäre; daß auch Sie eine heilige Stätte suchen müßten, die Ihrer, nur noch Einzigen! ein stilles Grab bereite, u wohin Sie wandeln könnten in Stunden der Sehnsucht. —

O Gott! welch ein Hartes u Schweres ist über Sie gekommen, edeler Mann, u über das arme, schon einmal gebrochene Mutterherz voll Liebe! Welch zweytes, großes, theures Opfer! Nicht längst erst der heldenmüthige, gemüthliche, wackere, deutsche Sohn! Und jetzt — ihm nach! die herrliche blühende Tochter; die reine, deutsche, fromme Jungfrau! Als hätte sie nur noch bleiben sollen, um den letzten großen Schmerz ihres Lebens auszuweinen, um die Thränen des Vaters und der Mutter zu trocknen, um der Welt das Bild des tapfern Jünglings zu geben; dann aber ihm nachzueilen in die Wohnungen der Verklärten! Theodor u Emma! — auch ihre

[1] Von Emma selbst während seines Aufenthalts in Dresden als Lützower im April 1813 gemalt. Vgl. *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 192.

[2] Kupferstecher.

[3] Brief von zwei Oktavseiten.

[4] 4 Seiten groß- 4°.



Geister mußten zu innig verschwistert u Eins seyn, als daß sie lange hätten getrennt seyn dürfen; und zu gleichgesinnt an Liebe u Dankgefühl, als daß Eins ohne das Andere den Eltern ihren Himmel hätte bereiten können! —

Theodor u Emma! nun Beyde der Welt entnommen u ihrem Streit u ihrem Undank u ihren Thränen; nun Beyde geborgen für ewig in den Räumen des Friedens u der Freude; nun Beyde in dem Lichte höherer Einsicht und freyerer Thätigkeit u reineren Genusses.

Ach! das ist alles wohl erwünschlich u preisenswerth, so wir an die früh- und schön- Verklärten denken. Aber hier, wo es noch dunkelt u trauert, müssen wir doch lange noch weinen mit den Weinenden und an die Gräber gehn u Opfer bringen.

Denn ach! wo ist ein Schmerz, Vater, wie Dein Schmerz! wo ist ein Gram, Du arme Mutter! wie der Deine!

wir fühlen, u wir trauern, u wir weinen tief u redlich mit Euch, Ihr Guten, die der Herr, der Unerforschliche, also gebeuget hat. Haben wir Euch doch so lieb. Halten wir Euch doch in so hohen Ehren. Kannten wir doch Eure himmlische, herrliche Tochter. Haben wir doch „Leyer u Schwert". — O wer sollte nicht mit diesen Weinenden weinen!

Ich weiß, wie dem also Weinenden zu Muthe ist. Fünf heilge Gräber hab ich mit meinen Thränen genetzt. Ach mein ganzes, ganzes erstes Eheglück ist im Himmel! — Darum glauben Sie mir es, gebeugte Freunde, meine Theilnahme ist nicht die alltägliche u gemeine. Darum kann ich auch u will auch nicht *trösten.* Dazu ist der Schmerz noch zu neu, u die Wunde blutet noch zu frisch! Aber ich kann für die blutenden Herzen beten, u die von Euch Genommene, die nicht todt ist, sondern schläft, segnen!

Ihr Wunsch, mein Theurer, den ich ehre u liebe, kann ohne alles Bedenken erfüllt werden. Ein schöner stiller Gottesacker ist der, zu St. Petri gehörige, Jakobskirchhof. Da ruhen viel theure Leichen sicher und ungestört. Dahin wallfahrt' ich oft zu dem Grabe meiner Henriette, meines Lüdeke u meines Teller. Parthey u ich, wir wollen Ihnen da eine Stelle suchen, die Ihre fromme Liebe überbauen u schmücken u heiligen möge nach freyer Wahl. Und dahin wollen wir die theuern Reste der früh-Unsterblichgewordenen begleiten, so bald sie angelangt seyn werden. Ich habe mir schon eine Überschrift ihres Denkmals gedacht einfach, wie sie selber war, und doch bedeutend u mahnend an die große Zeit. „Emma Körner. Des Helden und des Sängers Schwester. 1815."

Kommen Sie ja bald nach. In Parthey's Hause, wo lauter Liebe wohnt und seltene Treue, fließen die Thränen sanfter und werden mild getrocknet. Wie freue ich mich, einer schönen Hoffnung wegen, ganz besonders auf Ihr Hier seyn, mein edler Freund! Mit Ihnen zu arbeiten, an Einem Werke — *die* Freude hätt' ich auch kaum für möglich gehalten. Je früher Sie kommen, desto willkommner. Vielleicht sendet gerade Sie uns Gott zum Heil für Kirche u Schule. Denn die bodenlose Mystik, das schwärmerische Hinneigen zu katholischen Weisen u Formen, das gewaltsame Spiel mit — veralteten Systems u Glaubenssymbolen, fordert kräftigen Gegenhalt. Beynah die ganze weltliche Bank steht der geistlichen — ich will nicht sagen: feindlich gegenüber, aber doch — nicht freundlich zur Seite! Das ist nicht gut. Schuckmann[1] ist ein Mann der klar sieht, das Rechte will, auch kräftig drein reden kann. Aber — es ist als stünde er allein oder wäre umwunden.[2] Darum: kommen Sie ja bald. Die Verständigen müssen zusammenhalten, weils Noth thut. Das alles das *„vertrauliche"* Worte waren, darf ich Ihnen, verehrter u. geliebter Mann, nicht erst sagen. —

Grüßen Sie mir Ihre trauernde Gemahlinn von ganzem Herzen. Innig und ewig Ihnen ergeben.

Berlin d 19 März 15. Hanstein.

Allein der Plan, Emma in Berlin zu bestatten, wurde aufgegeben; sie wurde vielmehr am 27. April 1815 neben ihrem Bruder zu Wöbbelin in die Erde gesenkt.

Damals richtete Karl *Karl Theodor Winkler*, der unter dem Pseudonym *Theodor Hell* vielschreibende Dresdener Dichter, an die verwaisten Eltern eine poetische Trostesepistel[3]:

Mein innigst verehrter, ehrwürdigster Bruder und Freund!

Als die Trauerkunde war erschollen
Von der holden Jungfrau frühem Scheiden,
Sah man jedes Auge Thränen zollen,
Alle Herzen fühlten tiefes Leiden.

Alle Blicke waren hin auf Euch gerichtet,
Eltern! denen alles nun entrissen,
Denen jeder Hofnungs Stern zernichtet,
Die verhüllt in Schmerzens Finsternissen.

Und im Mitgefühl entquollen Töne
Aus der Dichter sanft berührten Saiten,
Daß das Leben sich mit Euch versöhne
Wenn des Trostes Genien es leiten.

Nehmt sie hin, die Lieder tiefer Trauer,
Zu der hohen Achtung Kranz gewunden.
Einst, nach Erdenlebens kurzer Dauer
Werden alle wir vom Schmerz gesunden.

Leipzig am 2. July 1815. Karl Theodor Winkler.

[1] Der damalige preußische Staatsminister.

[2] Über das damalige lebhafte Parteitreiben in Berlin, das Körner gründlich unsympathisch war, vgl. *Jonas*, Seite 356f. *Peschel-Wildenow*, Band II, Seite 153ff.

[3] Ob identisch mit dem Gedicht in der Sammlung ‚Das Geschwistergrab zu Wöbbelin', konnte ich nicht feststellen. — Die Originalhandschrift umfaßt zwei Quartseiten.



Und *Fouqué* widmete den Geschwistern folgende Distichen[1]:

An Theodor Körner.

|: Sein Siegel ein Pfeil, der gegen eine Wolke auffliegt, mit der Ueberschrift: Durch! :|.

1.

„Durch!" so riefst Du keck, und schnelltest den Pfeil nach der Wolke.
Doch die Wolke, sie sank, pressend den Pfeil Dir in's Herz.
„Durch!" so riefst du ergeben im Wetter des Kampfes zu Gott auf,
Sieh, und das Donnergewölk hob Dich empor an das Licht.

2.

Als die liebende Schwester Dich kunstreich malte, da sprach sie
Sehnend: „er ist es doch nicht!" — Siehe, da war sie bei Dir.
Aber sie kannte Dich nicht. Sie sprach: „Du leuchtender Cherub,
Wo ist mein Bruder?" — „Er ist's!" tönten die Engel darum.

3.

Wann, ehrwürdiges Paar der Aeltern, Dich frommes Gebet zieht
Einst in den Himmel, so harrt Eurer verschwistert das Paar,
Tönend: „schauet, da sind wir. Was staunt Ihr, daß wir so schön sind?
Spiegelt im Quell Euch. Ihr selbst seid ja wie Rosen erblüht." —

L M Fouqué.

So war ein vereinsamtes Elternpaar übrig geblieben, das mit der getreuen Dora Stock den Rest des Lebens, bei dem Vater dem Dienste des Staates, bei der Mutter der Erinnerung an die verblichenen Kinder geweiht, in Berlin zubrachte. Die alten Freunde aus Dresden waren auch jetzt noch den dreien getreu; häufig weilten Körners zum Besuche auf dem Gute Löbichau bei der Herzogin von Kurland oder in Schmiedeberg bei dem rasch alternden Grafen Geßler, dem einstigen preußischen Gesandten am sächsischen Hofe.

Während eines solchen Aufenthalts in Schmiedeberg im Sommer des Jahres 1818 schrieb die Mutter an den Studienfreund und Kriegskameraden ihres Theodor *Friedrich Förster* folgenden charakteristischen Brief[2]:

Schmiedeberg d 15 Juni 18.

Meinen Versprechen getreu, treuer Freund meines Theodors, schreib ich Ihnen, um Ihren von unsern Ergehn Nachricht zu geben, an dem Sie so freundlichen Antheil nehmen.

Unsre Reise war glüklich, obwohl die ersten Tage beschwerlich, weil man den Sand nicht ausweichen kann, und die Gegend nicht besonders ist — doch zwischen Punzlau[!] und Löwenberg wo wir den dritten Tag Nachmitags waren wird die Gegend reizend, und man weiß nicht wo man vor Augenlust zu erst hinschauen soll! Den Bober haben wir sehr freundlich begrüßt, und seinen wilden Anschwellen den innigsten Dank gesagt, daß er 13 so hülfreich, so verderbend, sich den Unterdrükern zeigte. Mittwoch den 10ten kamen wir in dem Hause des Freundes an, wo herzlicher Empfang, und treue Anhänglichkeit, uns alle Beschwerlichkeiten vergeßen ließen. Von dem Fenster, wo ich sitze, und Ihnen Theurer schreibe, ist mir die Schneekoppe und seine Gebürge gegenüber, und ich kann mit unbewaffneten Auge, die Cappelle sehn die auf ihrer Spitze steht, zur Seite sind ihre Berge noch mit vielen Schnee bedeckt, an ihren Abhängen alles freundlich belaubt, das schönste Grün lacht mir entgegen und die anmuthigsten Thäler, eröffnen den Auge die schönsten Landschafften. Zwischen Hirschberg, und Schmiedeberg, liegt das schöne Buchwald, was von dem verstorbenen Minister Reden angelegt worden ist — jezt besizt es seine Wittbe, eine der edelsten deutschen Frauen, die in seinen Sinn fortfährt es zu erhalten. Gräfin Reden ist uns mit unendlicher Güte entgegen gekommen, und wir haben 3 köstliche Tage mit ihr verlebt. Die Schönheiten von Buchwald zu beschreiben wär mir nicht möglich, man muß selbst sehen, und ich rathe Ihnen mein guter Förster, eine Reise hierher nicht zu versäumen. Ich begreife die Berliner nicht, sie sprechen von ihren schönen Schlesien so wenig, und eilen nur immer nach Sachsen, um da die schönen Puncte zu sehn! —

Theodor war vor 9 Jahren in Buchwald und ein Sonnet daß er auf Buchwald machte[3], hat die Gräfin zierlich drucken laßen, mit der Ansicht des Pavillons, den er sehr liebte, die Gräfin, giebt so ein Exemplar, den

[1] Handschrift: 1 Seite 4°.

[2] Vier Oktavseiten.

[3] Wir besitzen zwei Gedichte, die Körner im August 1809 auf Buchwald sang: eines in den „Erinnerungen an Schlesien", betitelt: ‚Buchwald' (*Wildenow* S. 87) in Stanzenform; und eine ‚Scharade' in Sonettform, deren Auflösung ‚Buchwald" ist (*Wildenow* S. 333).



Fremden den sie sieht, und deßen Erscheinen ihr wohlthuend ist. Wir bleiben hier bis zum 24, weil den 22 die Gräfin Reden von einer Reise zurük kömmt, und liebend von uns verlangt hat, daß wir sie noch erwarten. Lauren[1] und Ihrer mein Freund hab ich oft gedacht, bey den schönen was ich seh, wie dies, und jener Anblik würde auf Euch wirken, da Jugend, und Liebe, Euch jeden Reiz erhöht. Möchten die Stürme des Lebens freundlich an Euch vorüber gehn, und Euch nie in den Theuersten verwunden. Seyd Eins, und bleibt Eins! in Eintracht, und Liebe, Ihr Geliebten denen das Leben noch so viel zu geben hat.

Wir sind wohl, und ich hoffe der Allmächtige wird uns gläklich wieder in die Heymath bringen. Lebt wohl Ihr Lieben, die herzlichsten Grüße von Körner und der Schwester[2]. Mit Innigkeit Eure treue Freundin

Marie Körner

Ich bitte mein Förster, den Einschluß freundlich an Adelheit zu besorgen.

Die Reihe unserer Mitteilungen möge beschlossen werden durch zwei Briefe der beiden letzten Freunde an Marie (Minna) Körner.

Zwei Jahre vor ihrem am 20. August 1821 erfolgten Tode schreibt in Gottergebenheit die *Herzogin von Kurland*[3]:

Loebichau d 12ten August 1819

Mein geliebtes Minchen, herzlich danke ich Dir für die Lieben Worte die du mir sendest, und für die Zusicherung daß du Dich in Loebichau gefallen hast. Deinem zarten Gemüthe konnte es nicht entgehen wie sehr Eure Gegenwart meine Freunde, uns allen Lieb war, und ins Besondere mir, denn schon längst hegte ich den Wunsch etwas zu Deiner Aufmunterung beytragen zu können. Die mir mitgetheilten Nachrichten haben uns interessiert: ich hoffe daß die Zeit — alles — was jetzt noch im Halb Dunkel stehet im reinen Lichte wird erscheinen Lassen, auch habe ich das Vertrauen und den Muth zu hoffen daß die Sache der Menschheit nicht unter gehen wird. Es ist das Reich Gottes daß sich fortdaurend offenbaren soll — Christus Lehrte uns beten, *dein Reich komme* Das Reich der Liebe, welches nur beglücken kann, und die Rechte eines jeden schützt. Aber alles Gute muß erkämpft werden, der Kampf ist zur Erleuchtung u: zur Bewährung nöthig. — Meine Kinder und unsre Julie[4] senden Dir herzliche Worte. Ich umarme Dich meine Gute Minna mit der Zusicherung meiner treuen Freundschaft — Dorothea.

[*Adresse*:] *An Minna Körner*

Der alte in der Not erprobte Freund *Geßler* aber versorgt sie mit Wild und äußert sich launig und humorvoll zu der Freundin[5]:

Schmbg d I. X br.

Wenn mann steinalt wird, wie ich es bin vergeht einem die Zeit so geschwind, daß 4 Wochen herum sind wie sonsten ein paar Tage Ich denke Ihrer, meine Theuerste Freundinn Tage lang, und wenn ich meine Gedanken so geschwind zu Papier bringen könnte, so würden Sie nicht Zeit haben alle meine Briefe zu lesen. Ich habe wohl acht Tage auf Frost gewartet, um Ihnen unsere Gebirgs Vögel zu schicken. Der erste Frost möge diese beyden Hähne begleiten, und sie womöglich gefroren in *Berlin* eintreffen Diese Tage war Georg Miltiz hier, und schien recht heiter. Mann trägt sich hier mit allerley Gerüchten von *duellen* bey denen er zugegen gewesen sein soll *etc.* Fragen konnte ich ihn nicht darum. Fast schäme ich mich (nach Ihrer Äußerung) meiner cannibalischen Grausamkeit denn ich finde an einem Knochen nur etwas Kalkerde, Phosphor Säure und sehr wenig *gluten animale*, und wenn es wahr ist daß wir allen 7 oder 8 Jahre unsern Körper wechseln so finde ich gar nichts darin daß eine unserer Freundinnen, Ihre Knöchelchen in Ringen gefaßt an gute Freunde verschenkt hat — Sie können aus Fr. v. Miltiz nicht klug werden Aus wen können Sie denn klug werden? Von *Gen. F. M. Gney* nicht *Kneysenau* werde ich mir das Gedicht der Fr. v. Helwig zu verschaffen suchen.

Die herzlichsten Grüße an Dora und meinen lieben *Körner* von

seinem
alten Freund
Geßler

[1] Förster Gattin.

[2] Dora Stock.

[3] Brief von zwei Oktavseiten.

[4] Julie von Einsiedel, geborene Kunze.

[5] Brief von drei Oktavseiten.



Briefe Friedrich Schlegels an Clemens Brentano und an Sophie Mereau.

Mitgeteilt von

Heinz Amelung in Berlin.

Während des Wintersemesters 1797/8 war Clemens Brentano in Halle immatrikuliert, wo er in der Steinstraße beim Schneidermeister Borchert wohnte. Hier in Halle war er auf den Kreis der romantischen Dichter aufmerksam geworden, die sich in der Nachbaruniversität Jena zusammengefunden hatten. Was er von ihnen las und hörte, zog ihn so mächtig an, stimmte so vollkommen mit seinem eigenen dichterischen Empfinden überein, daß der Wunsch, sich jener Gruppe zu nähern, ihn veranlaßte, nach Jena überzusiedeln. Zudem war das in recht rohen Sitten sich bewegende Hallische Studentenleben dem feinen Frankfurter sicherlich sehr zuwider. In den Osterferien 1798 besuchte er seine Geschwister in Frankfurt, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, um den Bruder Franz, der seit dem Tode des Vaters Oberhaupt und Vermögensverwalter der Familie war, zur Genehmigung des Planes zu bestimmen, Studium und Universität zu wechseln. Während dieses Ferienaufenthaltes erlebte er die hohe Freude, seine Schwester Bettine, deren Erziehung im Kloster zu Fritzlar beendet war, nach langer Trennung wiederzusehen.

In Jena fand Clemens Brentano sehr bald Gelegenheit, mit Tieck und den Schlegels bekannt zu werden. „Keiner, der in J. war, nennt diesen Abschnitt seines Lebens ohne Dankbarkeit und angenehme Erinnerung", heißt es im Godwi. „In keinem glücklichern Momente hätte er das angenehmste Verhältnis finden können, das er jemals hatte – deine Bekanntschaft, T[ieck], und den Umgang mit dir, Fr[iedrich] S[chlegel] und deiner edlen Freundin . . . T[iecks] Umgang war ihm ermunternd – S[chlegels] Nähe bildender. Wenige haben sich dir, gute fromme Seele, mit diesem Vertrauen genähert – deinen Verstand, deinen Blick deine tiefe, gefühlte Würde, F. S., achtete Maria [Brentano], – deinen verhüllten Enthusiasmus erkannte er. Sein Schicksal war ein ewiger Irrtum – so hat er euch verloren." Daß in dem Jüngling, der sich willig und völlig ihrer Lehre und ihrem Einfluß ergab, poetische Anlagen und Fähigkeiten verborgen waren, welche ihre eigenen weit überragten, blieb dem Scharfblick der als Dichter schon anerkannten und als Kritiker gefürchteten Schlegel und Tieck noch verborgen. Man ließ sich die oft amüsante, stets anregende, gelegentlich auch unbequeme Gesellschaft des interessanten schwarzgelockten Studenten gefallen. Man belustigte oder ärgerte sich, je nach dem, wer die Zielscheibe seines Spottes und Witzes bildete. Man witzelte und spöttelte wiederum auch über den „Angebrennten", den man nicht recht ernst nahm und gar nicht verstand, aber man wußte ihn auch zu gebrauchen. Zumal „Herrn Friedrich mit der leeren Tasche" war der reiche Frankfurter Kaufmannssohn, der in ihm den Hohenpriester der Dichtkunst und seinen Lehrer enthusiastisch verehrte, der es sich wohl gar zur Ehre anrechnete, ihm hie und da „aushelfen" zu dürfen, gerade recht gekommen. So hoch man die künstlerischen und kritischen Qualitäten des jüngeren Schlegel einschätzen muß – und sie sind, wie ich glaube, stärker zu bewerten, als es gemeiniglich geschieht –, so wenig sympathisch ist er in jenen Jahren als Mensch. Auf ihn passen ebensogut wie auf Ludwig Tieck die Spottverse:

Wie ein blinder Passagier
Fahr ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir.

Aus den hier folgenden Briefen zeigt sich, daß Friedrich Schlegel in Verlegenheit wegen der Promotionskosten geraten wäre und seine Reise nach Berlin 1801 nicht hätte antreten können, wenn ihm nicht Clemens Brentano ein Darlehen von fast 700 Mark von seinem Bruder Franz verschafft hätte, und daß, wie es scheint, der Wechsel nach einem Jahre prolongiert werden



mußte, weil Schlegel ihn seiner Reise nach Paris wegen nicht einlösen konnte. Dieser chronische Geldmangel war übrigens über den Kreis der näheren Freunde hinaus kein Geheimnis. So berichtete Caroline am 7. Mai 1801 ihrem Gatten: „Sie [Friedrich und Dorothea] sind wirklich mit sich selbst nicht viel diskreter umgegangen, indem ihre Geldnoth oder häusliche Angelegenheiten immer der ganzen Societät bis zu den Studenten herunter bekannt waren. Ja Friedrich hat von Brentano Geld begehrt, der ihm keines geben konnte." Daß diese letzte Bemerkung unrichtig ist, ergibt sich aus dem hier abgedruckten Briefe vom Anfang März 1801.

Nicht ohne Einschränkung vermögen wir dem Urteil Arnims zuzustimmen, der Anfang März 1803 aus Paris an Brentano schrieb: „Denke Dir, über Friedrich Schlegel bin ich der festen Meinung, daß er eine grundgute Seele wäre, wenn er nicht in seinem Beutel den Grund sehen könnte; das giebt ihm zuweilen Neid, Prätension ein, er denkt: flectere si nequeo superos, Acheronte movebo." (Steig. I, 67.) — Schlecht zu Gesicht steht Schlegel auch die Rolle des Moralisten, die er in dem Schreiben vom 26. November 1801 spielt. Der burschikose, etwas leichtfertige Ton, über den er sich in schulmeisternder Weise beschwert, herrschte ja in seinen eigenen Briefen und war im persönlichen Verkehr zweifellos nicht selten gewesen.

In dem Verhältnis zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau hat Friedrich Schlegel sicherlich eine zweideutige Rolle gespielt. Wie noch heute in kleinen Orten, so waren auch im „klassischen Zeitalter" in Weimar und Jena Klatschereien an der Tagesordnung, und Schlegels Haus war geradezu eine Brutstätte von falschen und halbwahren Gerüchten. „Es herrscht in jenen Kreisen ein endloses Wiedersagen, und gewiß wird ein gut Theil weniger geklatscht werden, wenn sowohl die Veit als Friedrich weg sind, denn er ist nicht frey von dieser Schwachheit," schrieb Caroline am 20. Dezember 1801 an August Wilhelm. Sophie Mereau nun, um die sich, wie Rist erzählt, „wo sie erschien . . . ein dichter Schwarm von Bewunderern" drängte, und die, wie jedermann wußte, in unglücklicher Ehe mit ihrem Gatten lebte, gab den bösen Zungen manchen Anlaß zu übler Nachrede. Neidische, feindselige weibliche Blicke verfolgten sie, die als Frau und Dichterin sehr gefeiert wurde, überallhin. Keiner ihrer Bewunderer, zum Beispiel auch Hölderlin, entging dem Verdacht, ihr erfolgreicher Verehrer zu sein, und mancher hätte gewiß gern die schöne Frau für ihr häusliches Ungemach getröstet.

Mit den Schlegels war Sophie Mereau bald nach Carolinens Heirat mit August Wilhelm in Verkehr getreten. Ihr Tagebuch verzeichnet häufiger Besuche bei und von Schlegels, wobei sich meist die Bemerkung „Gute Unterhaltung" findet. Der ältere der Brüder dichtete auf sie ein scherzhaftes Sonett, das er 1798 in Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" drucken ließ.

Impromptü
bei einem gesellschaftlichen Fragespiel.

An Madame S. M.

Endlich wird auch mir das Glück zuteil,
Holde Dichterin, dich zu befragen.
Ach, mein Herz hat dir so viel zu sagen,
Und es ist nicht für die Langeweil'.

Ängstlich sah ich deine große Eil',
Dich nach Hause von uns wegzutragen:
Ich verzehrte mich in stillen Klagen
Und verzagte fast an meinem Heil.

Höre denn! doch tu' zuvor den Schwur
Bei den Grazien und Musen zwölfen,
Bei der Tugend, Schönheit und Natur:

So Apollo stets dir möge helfen,
Woll'st du Wahrheit mir verkünden nur —
Liebst du mehr die Sylfen oder Elfen?



(Wiederabgedruckt in „A. W. Schlegels Sämtlichen Werken.“ Hg. von Ed. Böcking. Leipzig 1846. Band 2. Seite 358.)

Schon am 27. Mai 1796 erzählte Friedrich dem Bruder von einem Urteil Pölchaus über Sophie Mereau. Walzel hat in seiner Ausgabe von „Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder August Wilhelm“ (Berlin 1890. S. 278) diese Stelle unterdrückt, weil sie „unwiedergebbare frivole Invectiven“ enthalte. Im Originalbrief heißt es: „Von der Sophie Mereau sagte er [Pölchau]: O sie ist eine Kanaille. Er drückt sich sonst nicht stark, sondern schonend aus. Auf meine Frage: Aber doch eine reizende Kanaille? sagte er: O sie ist eine bezaubernde Beyschläferin.“ Diesen Ausdruck braucht man durchaus nicht als eine „frivole Invective“ aufzufassen, er ist nichts anderes als ein Zitat aus Heinses „Ardinghello“ (Schüddekopfs Ausgabe IV, 349, 403), wo von Tizians Venus gesagt wird: „Bezaubernde Beischläferin und nicht Griechenvenus; Wollust und nicht Liebe; Körper bloß für augenblicklichen Genuß.“

Bei näherer Bekanntschaft wurde Friedrich Schlegel einer der eifrigsten Verehrer der Dichterin, und mit eifersüchtigen Augen beobachtete er die wachsende Leidenschaft Brentanos für Sophie. Mit hämischen Worten berichtete Dorothea am 25. August 1800 ihrem Schwager, daß es zum Bruch zwischen den Liebenden gekommen war: „Ja ja, Meeräffchen hat dem Angebrennten eclatanten Abschied gegeben, so daß er nicht angebrennt, sondern ganz abgebrennt ist.“ Friedrich Schlegel suchte das Zerwürfnis nur noch zu vertiefen. Zu gleicher Zeit, da er an Brentano schreibt: „Warum nehmen Sie jezt so wenig Theil an ihr?“, macht er Sophie Vorwürfe, daß sie „noch an den Menschen, der sich doch eigentlich nichtswürdiger als billig“ gegen sie betragen habe, schreibe. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der angeblich in ein falsches Paket geratene Brief Sophiens an Clemens absichtlich nicht zur rechten Zeit weitergeschickt wurde. Und Brentano irrte sich gewiß nicht, wenn er erklärte: „Schlegel hat mich betrogen, und der bezauberte Drache, der ihn mit starrer angebannter Liebe besizzt.“ Friedrich Schlegel war wirklich — nach einem charakteristischen Worte Goethes — ein „immer Hetzender und immer Gehetzter, eine rechte Brennessel“. Später freilich dachte Dorothea anders; da schrieb sie am 4. Januar 1807 ihrem Gatten: „Professor Benzenberg hat mir die Nachricht mitgetheilt, daß Sophie Brentano im Kinderbett gestorben ist. Du hast nun eine gute Freundin weniger auf Erden und eine mehr im Himmel. Ich war doch recht erschreckt, als ich es hörte, und habe heute in der Messe ihrer in meinem Gebete gedacht.“ (Raich I, 204.) —

Für die Genehmigung zur Publikation der Briefe sei auch an dieser Stelle der Generaldirektion der Kgl. Bibliothek zu Berlin sowie Herrn Geheimrat Lujo Brentano der geziemende Dank ausgesprochen.

1. An Clemens Brentano.

Jena den 5ten Jul 1800

Wir haben uns sehr gefreut, daß Sie Sich in Ihrem Sommerlogis an uns erinnert haben. Dieß gilt auch für Mad Veit, die durch den Pyrmonter verhindert wird, heute zu schreiben. Sie können also denken, daß Sie Ihnen nicht wenig zu schreiben hat.

Sehr gut ist es daß Sie wissen wollen, wo wir den Winter seyn werden, um vielleicht auch da zu seyn. Nur hat leider beschlossen werden müssen. daß wir nicht in dem schönen Dresden uns ansiedeln sondern in dem alten Jena vors erste bleiben wollen. Es wäre gut wenn Sie wiederkämen. Ich glaube aber Sie werden es nicht thun, sondern haben im Gegentheil einen recht vernünftigen Streich im Sinne, etwa in alle Welt zu gehn oder drgl.

Ich denke mir Sie in Altenburg gleichsam ganz eingeschlossen und umdrängt wie von Milchsatten, aus denen Sie so viel von dem süßesten Mädchenteig schöpfen und schmausen können als Ihnen beliebt; und doch sind Sie wenn ich nicht irre, nach Ihrer Weise eher nachdenklich als lustig. Das letzte würde ich im höchsten Grade seyn wenn ich mir bey Ihrem Schmause eine Güte thun könnte. Ja ich würde mit dem größesten Kochlöffel beyde Backen so voll stopfen von der Süßigkeit bis ich mir selbst ganz von Milch schiene u dabey ausschweifend lustig. Denn solche gelinde Reize haben eine sehr erfrischende Wirkung auf mich. Ich hätte wohl den Einfall gehabt und ausgeführt um doch einmal etwas zu haben und auszuführen: aber man ist an so tausend Fäden gebunden, und hat dann noch den Aerger daß es äußerlich so aussieht als wäre man frey.

Seit Sie weg sind, habe ich Mad. Mereau einigemal gesehn. Ihr liebliches Wesen hat einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ich möchte Sie in dieser Rücksicht nennen gleich *Buonap.* den Massena ehedem — *l'enfant de la fortune.* — Interessanter ists mir daß sie inniger Zutrauen zu mir zu haben scheint: ich hätte sagen sollen bisweilen, denn bisweilen scheint dieses auch wieder zu versichen.





Ahmen Sie Ihr hierin ja nicht nach, lieber Brentano, sondern geben Sie mir den ersten Beweis Ihrer Freundschaft dadurch daß Sie mir über Ihr Verhältniß und Ihren Plan die volle Wahrheit bekennen — damit ich weiß wo Sie künftigen Winter sind und ob wir Ihre Gesellschaft haben werden.

Ihr Freund Friedr. Schl.

[Jena, Ende Juli 1800.]

Dringt noch die Stimme der Menschen zu Ihnen mein wertester Freund, so werden Sie wissen daß wir manche neue Unfälle erlebt, die auch eine Menge kleine Geschäfte für mich zur Folge gehabt, nicht unmittelbar aber mittelbar durch die Abreise meines Bruders. Also heute müssen Sie mit sehr wenigem zufrieden seyn, aber sagen wollte ich Ihnen doch wenigstens daß ich mich herzlich gefreut habe, daß Sie mir geschrieben, u daß ich (wie *Mereau* sagen würde) alles was Sie mir anbieten *utilissime* acceptire. Ich meyne Sie selbst u Ihre Freundschaft; u darum wünsche ich nichts mehr als daß Sie recht bald wieder zu uns kommen, und ich bitte Sie ausdrücklich darum, wenn kein Verhältniß Sie abhält, wie ich aus dem was Sie darüber sagen, schließen darf. — Wir wollen recht froh zusammen seyn. Altenburg scheint Ihnen nicht recht zuzuschlagen. Kommen Sie zurück: hier giebts keine Influenz. Wenn ich nur sicher seyn dürfte, daß Ihr innres Unwohlseyn nicht aus irgend einem positiven Misverhältniß herrührt, so würde ich gute Hoffnung hegen u es schlechtweg für den Geburthsschmerz einer neuen Jugend halten.

Leben Sie sehr wohl bis ich wieder schreibe. Friedrich Schlegel.

Dorothea Veit an Clemens Brentano:

[Jena, im Herbst 1800.]

Ich könnte mich drum hassen daß ich Ihren freundlichen Brief noch so sehr unbeantwortet gelassen habe; um desto mehr da ich so überzeugt bin *Sie* werden mich dennoch nicht hassen, und denken sich gewiß alle ersinnliche Ursachen, nur nicht die, daß ich es ganz unverantwortlich immer ohne alle Ursache von einen Tag auf den andern verschob! — Haben Sie aber sonst noch Schulden irgendwo einzufordern, so tragen Sie es ja niemand anders auf als Winkelmann, er führt Ihre Sache so gut, daß ich mich vor ihn fürchte, wenn ich ihn sehe, und der Brief an Ihnen ist *noch* nicht geschrieben. — Doch daß ich mir auch nicht Unrecht thue: so ganz ohne Ursache ist es doch nicht daß ich nicht schrieb. Sehen Sie, ich konnte Ihnen nicht schreiben! Mir geht es so sehr gut — und Ihnen nicht — und Trost hatte ich nicht für Sie; daß Sie sich mit meinem Wohlergehen trösten sollten, konnte ich nicht prätendiren; wir haben eigentlich wenige Ansichten mit einander gemein; Sie sehen das Leben im Profil, und ich, *en face* —

Warum aber haben Sie sich an mein Nichtantworten gehalten, und mir nicht lieber wieder geschrieben, mit derselben Freundlichkeit die ich an Ihnen gewohnt bin, wenn Sie gutmüthig wieder kamen mich zu besuchen wenn Sie mich vorher auch nicht zu Hause gefunden hatten? —

Friedrich ließt Philosophie, und wenn er von seinen Vorlesungen zurückkömt so trinken wir von Ihren Thee und freuen uns damit, Ihre Freunde Ritter, und Winkelman sind nicht selten dabey, und auch Sie sind oft zugegen.

Wir sind übrigens sehr, sehr vergnügt, unsre Wohnung die wir seit den October bewohnen hat eine freundliche weite Aussicht auf den Graben; wenn ich die Augen des Morgens aufschlage so sehe ich den Himmel mit den schönsten Farben sich mahlen, was will ich mehr haben, wenn ich das Glück dazu rechne daß ich keine lange Treppe mehr zü steigen brauche wenn ich zum Friedrich laufen will daß er mir Federn schneide, welches ich so gleich thun werde, denn diese schreibt ganz meschant. —

Es ist lange schon her lieber B. seitdem wir des Morgens nicht mehr in der Allee gehen, und Sie mir zwischen einem Glase Pyrmonter und dem andern, allerliebste Geschichten erzählen! Seitdem ist viel vorgegangen; die Blätter sind meist alle abgefallen, mein dicker Liebhaber hat einen blauen Rock an statt des gewohnten Rhabarberfarbnen in dem er uns zuerst erschien; und ich bin auf dem besten Wege von der Welt eine der gescheutesten Personen eben dieser Welt zu werden; wirklich werde ich alle Tage liebenswürdiger und klüger; es ist der Mühe werth, daß Sie einmal wieder herkommen, um es selbst zu bewundern.

Gries, über den Sie mir ganz unendlich witzige Dinge geschrieben, die wieder zu vielen Witz Anlaß geben, der ganz taube Gries, ist hier aber noch von mir nicht gesehen; er ist, versichert die ganze Welt, transcendental ennuiant, vor seinen Stanzen hat man übrigens große Hochachtung; und so ist es wieder einmal wahr daß einige sich bey der Hochachtung ennuiren, andre aber den *ennui* hochachten. —

Madame M. war wie Sie gewiß schon wissen ein paar Monate in Schwarzburg. Seit einigen Wochen ist sie wieder hier, und wie man sagt, wird sie wirklich geschieden.[1] Das ist wirklich alles was ich Ihnen von ihr erzählen kann. Wie viel nun *bestimmt* an dieser Sage ist, das kann ich Ihnen auch nicht sagen, denn um etwas bestimmtes darüber zu wissen, müßte sie selber bestimmter seyn, als wahrscheinlich der Fall ist. — Ich war ein-

[1] Die Scheidung wurde von einer Kommission unter Herders Vorsitz am 7. Juli 1801 ausgesprochen. Das Scheidungsprotokoll ist abgedruckt im Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. Herausgegeben von Heinz Amelung. Leipzig 1908. I, 219.



mal diese Tage mit ihr und der *Demoiselle Schubart*[1] in einen Garten, wo ich ihnen, und Ritter und Winkelman, den Kafee gab; dies ist das einzige Mal daß ich sie seit Ihrer Abreise gesehen habe; sie war recht liebenswürdig, und sah ganz wohl und dick aus; Schwarzburg schien ihr gut bekommen zu seyn. Wir waren recht vergnügt zusammen; auf den Abend erinnerte ich mich aber erstlich, daß *Demoiselle S.* mich so haßt und nun doch *bon gré, mal gré* sehr freundlich gegen mich war, das hat mich recht belustigt daß ich da den Nachmittag so von meinen Feinden umringt war ohne dran zu denken! Denn Sie erinnern sich ja wie auch Ritter mich haßte vorigen Sommer. Jetzt liebt er mich aber dafür desto mehr, er wird es Ihnen selber schreiben.

Leben Sie wohl, fahren Sie fort Madame M. zu lieben, sie ist liebenswürdig, und verdient es, und erleben Sie ja recht viel hübsche Geschichtchen, die Sie uns dann erzählen können; Sie wissen wir verstehen uns darauf; und vor allen Dingen sorgen Sie dafür einmal wieder her zu kommen. Philipp[2] empfiehlt sich Ihrem Andenken.

D. V.

Sie haben vergessen mir zu schreiben wie viel ich Ihnen für den Thee zu entrichten habe, ich bitte Sie es mir zu melden.

Nachschrift Friedrich Schlegels:

Ich muß Sie doch wenigstens aus rechtem Herzensgrunde begrüßen. Daß ich nur das thue, setzen Sie auf Rechnung des Idealismus u der Vorlesung.

Sophien habe ich von Ihnen gesprochen so oft ich sie sah. In der Stadt hat es seit ihrer Rückkunft allgemein geheißen, sie trenne sich von M; so allgemein daß das Gespräch wohl nicht ohne Veranlassung gewesen seyn kann; aber *ich* glaube nichts in dieser Art was nicht geschehen ist.

H. von Mayer empfehlen Sie mich u entschuldigen Sie mich daß ich ihm nicht schreibe; er würde mich auch beynah in Verlegenheit setzen, *so* schmeichelhaft ist sein Brief an mich. Aber wenn er ja einmal hieher kommt soll er mir ja seine persönliche Bekantschaft gönnen, u führen mich die Sterne dorthin, verspreche ich mir eine freundl. Aufnahme. Gott grüße Sie. Friedr. Schlegel.

Jena den 17ten Jan. 1801.

Daß Sie wiederkommen ist im Ganzen gut, wenigstens darf ich nun um so kürzer schreiben; nur hat es uns überrascht, da uns vor einiger Zeit gesagt wurde, Sie wären nach England gegangen. — Ihren Freunden empfehlen Sie mich, besonders Hr. von Mayer; ich hoffe, wenn er kommt, wird er es um so eher verzeihen daß ich ihm nicht schriftlich geantwortet habe.

Daß Sie einen so außerordentlich schönen H. . . angetroffen und sich von ihm haben durchdringen lassen, dazu wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, wenn er sich nur nicht so in Sie . . .[3] hat, daß Sie andrer Parthien dabey verlustig geworden sind.

Sophie ist äußerlich ganz vergnügt. Sonst taugt es eben nicht viel.

Den Godwi haben wir durch Winkelmann erhalten, u Mad *Veit* hat ihn schon gelesen u freut sich mit Ihnen darüber sprechen zu können. Mir ist es so gut noch nicht geworden, ich leide sehr am Idealismus.

Nun noch eine Bitte. Wäre es wohl möglich daß Sie mir behülflich wären, ein Capital von 30—40 *Lsdrs* zum Darlehn zu erhalten? Ich kann leicht denken, daß Sie nicht grade solchen Vorrath von unnützem Golde liegen haben; indessen kann es Ihnen doch nicht schwer werden dieß durch einen Freund zu vermitteln bey den Verbindungen in denen Sie stehn. Es versteht sich daß alle Bedingungen die Sie machen, d. h. die Ihnen gemacht werden, mir recht sind. Ich würde es wahrscheinlich in kurzem wiederbezahlen können, nur muß es recht bald seyn. — Den Zweck zu dem ich es brauchen will, überlasse ich Ihnen zu rathen. Doch darf ich versichern, daß auch Sie ihn billigen und ehren würden. Ich rechne dabey auf Ihre thätige Hülfe u Mitwirkung.

Schreiben Sie mir recht bald eine Zeile darüber.

Wir grüßen Sie alle. Haben Sie viel neues gedichtet u romantisirt? —

Ihr Fr. Schlegel
Im Hause der Hauptmanninn *Bieglein*
neben dem alten Fechtboden.

Ihr Brief scheint zu sehr die Frucht einer augenblicklichen Stimmung die unter den augenblicklichen Stimmungen selbst nur Ausnahme ist; sonst hätte ich viel darüber zu sagen.

Jena den 2ten Febr. 1801

Lieber Freund,

Das ist gut daß Sie eine lokomotive Veränderung mit sich vorgenommen haben. Ich wollte ich könnte es Ihnen bald nachthun. Irre ich mich oder ist der Ton ihres letzten Briefs gleich heitrer? Was wird Marburg selbst thun, wenn das schon die Idee von Marburg konnte!

[1] Sophiens Schwester.

[2] Dorotheas Sohn Philipp Veit war damals sieben Jahre alt.

[3] Unleserliches Wort.



Ihren *Sänger*[1] haben wir nun gedruckt gelesen und es bleibt dabey daß er uns vorzüglich gefällt, mir die Prosa mehr als die Gedichte. Haben Sie noch über ein Exemplar des *Godwi* zu disponiren so bitte ich darum; ich bin ernstlich gesonnen, ihn ernstlich zu lesen. Aber dazu muß ich ihn haben und es wissen daß ich ihn habe.

In Rücksicht auf die gute Wirkung die Ihr jetziger Aufenthalt auf Sie macht und in Rücksicht auf die möglichen Verstimmungen bin ich es wohl zufrieden, daß Sie jetzt nicht kommen, wenn Sie Sich nur desto gewisser entschließen, das Frühjahr bey uns zu feyern.

Daß Sie Sich meiner Bitte so angelegentlich unterziehn, hat mich sehr gefreut. Ich danke Ihnen herzlich dafür und werde Ihnen sehr verpflichtet seyn, wenn Sie mir diesen Freundschaftsdienst erweisen wollen. — Auf die pünktliche Erfüllung der Bedingungen rechnen Sie mit Zuversicht. Ich hoffe es wird nicht nöthig seyn, daß Sie die Wiederbezahlung vor Michael dieses Jahr ansetzen, und machte es nicht viele Umstände mehr und es könnte bis Ostern 1802 damit Anstand haben, so wäre es um so besser. Geben Sie mir von dieser Angelegenheit recht bald einige Nachricht!

Mad Veit ist seit einigen Tagen nicht wohl, sonst schriebe Sie Ihnen wohl selbst. Wir beyden haben uns sehr ergötzt, an dem schönen Gruß den Sie durch mich an die Allsichtbare, Durchsichtige u doch nicht klare Geliebte vermeldet haben. Warum *sprechen* Sie nur so witzig? In Ihren Werken oder Geisteskindern ist von dieser artigen Bosheit, fast nichts sichtbar. Ich habe den Gruß auch redlich bestellt und es hat Sophien auch dieß mal nicht an einer Art von Antwort gefehlt die wenigstens wörtlich sich auf Ihre Anregung bezieht. Sie wünscht Ihnen eine unsichtbare Geliebte die ganz Auge wäre. — Uebrigens bekommt das Element der Gemeinheit sehr die Oberhand.

Auch was Sie von Savigné schreiben — daß er an zu großer Unschuld leide — klingt allerliebst, obgleich ich diesen würdigen Jüngling nicht genug kenne um zu wissen, woran er zunächst leidet, wie z. B. Winkelmann an zu großer Vielseitigkeit. Sie kennen ja seine alte Schwäche dafür. Ich rieth ihm letzthin er solle sich auf den . . . . operiren lassen ehe es zu spät wird, u ich glaube wahrhaftig er ist bieder genug es zu thun.

Leben Sie wohl

Friedrich S.

Jena den 18ten Febr 1801.

So unangenehm es mir sein muß, daß Ihre gütigen Bemühungen, mein werthester Freund, noch fruchtlos geblieben sind, so war es mir doch sehr lieb und werth zu wissen, daß Sie mit solch Eifer und Ernst an die Erfüllung meiner Bitte gedacht haben; und so habe ich doch schon jetzt etwas dabei gewonnen, was mich nicht bereuen macht, sie gethan zu haben.

Allerdings ist der Zweck, auf den es ankömmt, noch nicht erreicht. Sollte sich Ihnen also bis zur Messe noch Gelegenheit zeigen, so nehme ich meine Bitte *nicht* zurück, sondern thue sie von neuem, und so wohl der Zweck auf den sie sich bezieht als der freundschaftl. Ernst mit dem Sie Sich der Sache angenommen haben, erlaubt mir dieses ohne Furcht vor Indiscretion zu thun. Lassen Sie es dann, wenn es seyn kann, so sein, wie ich zuletzt schrieb; 40 *Ldrs* bis Ostern 1802. —

Uebrigens geht es uns ganz leidlich. Mad Veit hat einigemal gekränkelt, doch ist der Winter im Ganzen sehr glücklich vorüber gegangen. Ritter sitzt tief im Galvanismus und ist fleißiger als je. Beide grüßen Sie herzlich.

Sophien rührte Ihr letzter Brief sehr. Uebrigens lebt oder stirbt sie auf die alte Weise zwischen Leben u Sterben, da auch in der That kein Grund da ist, sich zu einem von beiden zu entschließen. —

Haben Sie diesen Winter etwas gearbeitet, so geben Sie mir Nachricht davon.

Empfehlen Sie mich Herrn von Savigné u leben Sie wohl.

Ihr Friedrich Schlegel.

Lieber Freund, Jena den 27ten Febr 1801.

ich schicke Ihnen hier den Wechsel so wie Sie ihn verlangen bin sehr zufrieden mit allem wie Sie es eingerichtet haben, kann aber erst wenn ich den Empfang des Geldes melde, schreiben, weil ich heute nicht wohl u von allerlei Geschäften ganz abgemattet bin. Empfangen Sie indessen vorläufig meinen herzlichen Dank für den großen Dienst den Sie mir geleistet u erinnern Sie Sich bey der Einlage an Ihren

Friedrich S.

Lieber Freund, [Jena, Anfang März 1801.]

Verzeihen Sie ja daß ich den richtigen Empfang des Geldes nicht schon früher gemeldet. Ich bin seit 10 Tagen Sie glauben nicht wie sehr mit akademischen Faxen geplagt, mit einer sogenannten Disputation u

[1] Anonym erschienen in Sophie Mereaus „Kalathiskos". Erstes Bändchen. Seite 151 ff. (Berlin 1801 bei Heinrich Frölich.) Dorothea schrieb am 27. Februar 1801 an Clemens: „Ihr ‚Sänger' nimmt sich sehr gut aus, er ist auch die Vanille in dieser liebenswürdigen milchkalten Schale. Da kein Name darunter steht, so hat S[ophie] M[ereau] von vielen Seiten her Komplimente grade über diesen ‚Sänger' erhalten." (Raich, „Dorothea von Schlegel und deren Söhne", I, 20.)



dergl. Lausereien.[1] — Den Wechsel haben Sie hoffentl. richtig erhalten; es ist also bis ich wieder dichten leben streben u schweben u allenfalls an einen guten Freund schreiben kann nichts mehr übrig, als daß ich Ihnen noch einmal von Grund der Seele für den Freundschaftsdienst danke.

Daß ich den Godwi unter diesen Umständen noch nicht lesen können, sehn Sie leicht.

Ganz der Ihrige

Friedrich S.

Jena den 26ten Novemb. 1801.

Es freut mich daß Sie mir einmal wieder ein Zeichen des Lebens und des Andenkens gegeben haben. Winkelmann hatte mir manches Gute von Ihnen gesagt, aber es war mir lieb von Ihnen selbst zu hören; Ihre Briefe würden gewiß immer das freundschaftlichste Interesse bei mir finden, wenn Sie nicht so wunderlich abgefaßt wären. Warum schreiben Sie mir lauter solche Schweinereien, die ich vermuthlich nicht verstehe, weil ich gar nichts damit zu machen weiß? Nun sehe ich zwar aus Ihrem zweiten Theile des Godwi daß Sie leicht, wo Ihre Absicht auf eine heitre Ausgelassenheit geht oder doch gehn sollte, statt dessen in das Gebiet der Unsauberkeit gerathen; und eben das hat mich bis jezt verhindert, ihn zu Ende zu lesen. Ich setze also voraus, daß Sie bei diesem Tone, den Sie gegen mich angenommen haben, nur Ihrer Neigung und Stimmung gefolgt sind, ohne daß Sie die Absicht hatten, mich zu beleidigen. Aber auch so ist es gegen die Achtung, die man jedem nur einigermaßen achtungswürdigen Mann immer schuldig ist. Wie stimmt es also zusammen mit der Schmeichelei ja Abgötterei in den übrigen Redensarten dieses Briefes? Ich muß glauben daß es damit gar nicht ihr Ernst sei, und Sie bitten, diese Art des Weihrauchs lieber sich selbst zu bringen, da Ihnen jedermann gewiß eine gewiß nicht ganz unmäßige Dosis von Eitelkeit weit eher gestatten und nachsehn wird als mir.

Ich hoffe Sie werden den üblen Eindruck, den Ihr Brief nothwendig auf mich machen mußte, recht bald wieder ersetzen, durch einen andern recht ausführlichen Brief. Geben Sie mir Nachrichten von Ihren Studien und Werken, wie Sie leben und wie Sie weiter zu leben gedenken. Mit Vergnügen habe ich gehört, daß Sie zu der Aufgabe des besten Intriguenstücks[2] concurrirt. Ich freue mich überhaupt, daß Sie diesen Weg einschlagen, wo die Gattung selbst sie mehr zum Darstellen und zur Objektivität zwingen wird. Ihr subjektives Gefühl, Ihr Leben und Ihre Liebe auf die schönste Weise auszusprechen, dazu ists dann immer noch Zeit genug; und es wird dann, wenn Sie auf jenem Wege erst mehr Sicherheit erlangt haben, Ihnen besser gelingen als es bis jezt konnte.

Daß Sie über die Mer[eau] etwas milder denken, freut mich vom Herzen. Wenn sie Stärke genug hat, sich in Ihrer jetzigen Lage zu halten, so muß man sie achten.

Sind Sie uns wirklich vor einiger Zeit so nahe gewesen als man mir sagen will, so haben Sie sehr Unrecht gehabt nicht zu mir zu kommen, wenn Ihnen anders eine freundschaftlichste Aufnahme bei mir Grund genug ist zu kommen.

Daß Sie einen Menschen wie Savigny so sehr lieben können, macht Ihnen Ehre und man kann Ihnen schon vieles desfalls nachsehn. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald u anders.

Friedr Schlegel.

Dresden den 5ten April 1802

Daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, werthester Freund, davon müssen Sie den Grund einzig und allein in meinen kleinen Reisen und großen Arbeiten suchen, die meiner natürl. Trägheit schon mehr als zu viel aufbürden. Aber sehr leid hat es mir gethan, nicht in Jena zu sein, da Sie dort waren.[3] Ich würde mich sehr gefreut haben Sie zu sehen, theils um mehr von Ihnen Ihren Planen und Arbeiten zu erfahren, und dann besonders auch um Ihnen durch die That zu beweisen, wie wenig Sie Ursache mistrauisch, empfindlich oder sonst etwas der Art zu sein, was Ihnen den Werth, den meine Fıeundschaft für Sie haben könnte verdunkelt.

Ihre Briefe sind sehr spät an mich gekommen; der vorlezte war nach dem Datum mehr als 6 Wochen alt, da ich ihn erhielt. Wie alt der lezte sei, weiß ich nicht, da kein Datum darauf steht. Was Sie mir über das Geschäft schreiben, ist mir verdrießlich. Erstlich muß ich Ihnen meine Unwissenheit bekennen, ich habe gar nicht gewußt daß die Frankf. O[ster] M[esse] von der Leipziger verschieden sei, und in Gedanken immer nur die lezte vor Augen gehabt. Was ich einnehme, ist alles zur Leipz. O. M. und vorher habe ich nichts.

Aber auch außerdem ist mir Ihre Foderung sehr unangenehm, da ich eben im Begriff war, Sie zu bitten daß Sie den Wechsel wenn es möglich wäre auf ein Jahr prolongiren möchten, welches Ihnen gewiß bei Ihrem Bruder nicht schwer werden kann. — Ich mache eine große Reise im Frühjahr, und habe in jedem Sinne viel zu bestreiten gehabt — — Ich rechne mit Zuversicht darauf daß Sie mir diese Bitte nicht abschlagen, um so mehr da meine Reise wie ich hoffe, Veranlassung sein wird, daß wir uns bald wieder sehn. — Ich werde auf einige Zeit nach Paris gehn. Es wäre recht gut, wenn Sie auch einmal zur Veränderung auf einige Zeit hinkämen.

---

[1] Friedrich Schlegel promovierte am 14. März 1801 zum Doctor philosophiae.

[2] Zu der von Goethe ausgeschriebenen Preiskonkurrenz sandte Brentano den „Ponce de Leon". Der Preis kam nicht zur Verteilung; vgl. „Zeitschrift für Bücherfreunde" 1912/13, Seite 238.

[3] Clemens Brentano war im Dezember 1801 in Weimar und Jena.



Ich bitte Sie es als ein Geheimniß zu bewahren; ich frage Sie nun, ob ich Hoffnung habe, Sie auf der Durchreise in Frankf. oder in Mainz zu sehen? — Und bitte Sie desfalls mir recht schnell zu schreiben, wo Sie die nächsten 3 Monate zu finden sein werden.

Schreiben Sie mir nicht solche kurzen Zeitungszettel und leben Sie wohl.

Noch eins. Eine Sünde von mir, die ich zu entschuldigen bitte. Ich hatte einen Brief der Mer[eau] für Sie verlohren und habe ihn nur erst vor kurzem in einem Packet (wo er freilich nicht hingehörte und ich ihn wahrscheinlich in der Reiseverwirrung eingerafft hatte) zufällig wieder gefunden. Warum nehmen Sie jezt so wenig Theil an ihr? —

M[adame] V[eit] empfiehlt sich Ihnen bestens. Sie hat mir sehr viel Gutes von Ihrem Intriguen Stück gesagt. Wann werd' ichs zu sehen bekommen? Was arbeiten Sie sonst? —

Mein Trauerspiel *Alarkos* ist gedruckt, aber noch hab' ich kein Exempl.

Leben Sie nochmals wohl, und machen Sie daß ich Sie dieses Frühjahr wiedersehe. Wenn es Ihnen Ernst war mein Freund sein zu wollen, soll es Sie nie gereuen.

Ihr Friedr Schlegel.

Dresden den 17ten April 1802.

Werthester Freund,

Sie verlangen daß ich Ihnen nach Frankfurt schreiben soll. Ich habe es schon nach Marburg unter Savigny's Addresse gethan, und will Ihnen wenigstens in kurzem melden was der Brief enthielt auf den Fall daß er Sie nicht getroffen hätte.

Zuerst meine Entschuldigung wegen des Briefs der Mereau, und dann diesen selbst, nachdem ich ihn endlich wiedergefunden. Und dann zwei Bitten an Sie. Die erste daß Sie es einrichten möchten, daß ich Sie auf der Reise die mich wenigstens in Ihre Nähe führen wird, irgendwo treffen und sehen könnte. Ich gehe auf eine längere Zeit nach Paris. Mein Weg führt mich also natürlich über Jena u so auch nach Frankfurt wo ich in dem lezten Drittel des Mai zu sein denke. Ich würde mich sehr freuen Sie da zu sehn, und noch mehr wenn Sie mir Hoffnung machen wollten, daß wir recht bald die Kunstwerke in Paris in Gesellschaft sehn könnten.

Die andre Bitte betrift das Geldgeschäft. Denn da ich eben jener Reise wegen, wie Sie leicht denken können, meine wenigen Mittel schon sehr zusammen nehmen muß, so würden Sie mir eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie diese Schuld auf ein Jahr prolongiren wollten.

Von sich selbst geben Sie mir fast gar keine Nachricht mehr. Desto mehr bitte ich daß wir uns bald sehn.

Ihr Friedr Schlegel.

M. *Veit* empfiehlt sich Ihnen. Von meinem Alarkos würde ich Ihnen 1 Ex. schicken, wenn die Entfernung nicht so sehr groß wäre. *Ich bringe es Ihnen mit.* Denn wir müssen uns sehn.

Meine Adresse ist:

Mohrenstraße Nro. 748.

Ich empfehle Ihnen nochmals meine Bitte in Rücksicht des Geschäfts und genaue Bestimmung wo Sie sein werden u wo wir uns treffen können.

2. An Sophie Mereau.

[Jena,] den 30ten [August 1800.][1]

Es ist schön mein süßes Kind, daß Du Dich in der Natur[2] und in Deiner eignen Fantasie erfrischst. Es ist auch viel gewonnen damit, daß Du ohne Störung einmal seyn kannst, was Du bist, um es inne zu werden, und Dich dann über Dich selbst zu wundern daß Du es nicht immer warst, u dann gleich muthig fortan so zu bleiben. Dann würde erst eine Fülle süßer Thorheit aus Dir hervorblühen, anders noch wie es jetzt seyn kann. Verzeih was ich sage, aber es ist hart daß ich den Wunsch aufgeben soll, Du möchtest durch Deinen Aufenthalt im Freyen nicht bloß den Aufenthalt gewinnen, sondern auch die Freyheit zu erringen streben. — Warum darüber kein Wörtchen? — Ich könnte nun wünschen, Du bliebest recht lange damit Du der Freyheit recht gewohnt würdest *so* gewohnt, daß Deine Verhältnisse Dir dann ganz unerträglich wären. Du magst noch so oft in den Käficht zurückkehren, Du versäumst damit nur die Zeit u erschwerst Dir die Arbeit. Denn endlich mußt Du doch wegfliegen, wofür hättest Du sonst die zierlichen Flügel? — Glaub mir so ist es, u so wird es gewiß seyn. Du gewinnst durch die jetzige Freyheit nichts als einige schlechte Jahre mehr u einige gute weniger. — Verzeih daß ich wieder predige. —

Ich dichte u habe gedichtet u werde dichten — Doch dießmal war alles für die Lucinde[3]; nichts für die kleine Hulda[4]. Denn so solltest *Du* eigentlich heißen, und noch eigentlicher nicht bloß heißen sondern auch

---

[1] Das Datum ergibt sich durch die Eintragung in Sophiens Tagebuch: „5. Sept. Briefe vom Erbprinzen und Schlegel. Erbittert, gedemüthigt durch den letzten, aber erweckt."

[2] Der Brief ist nach Schwarzburg gerichtet, wo sich Sophie im Sommer 1800 ein paar Monate aufhielt (vgl. den hier abgedruckten Brief Dorothea Veits an Clemens Brentano).

[3] Der erste (einzige) Teil der „Lucinde" war 1799 erschienen.

[4] So hieß Sophiens Tochter.



seyn. Hat diese Hulda nichts gedichtet? — Daß sie dichtet u sogar an den u von dem der dieses schreibt, sehe ich wohl aus dem was sie geschrieben hat. Aber ich meyne es noch buchstäblicher. Der Vogel soll singen, so lange er aus dem Käficht ist; thut er es nicht, so ist die Erinnerung an den Käficht noch immer der Käficht für ihn.

Siehst Du, so leicht macht Dir die Natur, die Dich schon kennt, die Vernunft; alles Gute liegt für Dich auf *einem* Wege, und der Weg ist so nah u eben u lustig.

Ich wünsche u ich hoffe noch früher einen Brief von Dir zu bekommen als den, der die Antwort auf diesen seyn wird. Was kannst Du schönes thun als an mich schreiben, wenn Du dabey auch nicht immer an mich denkst? —

Du meynst ich wäre ein stiller tiefer See, worin Du Dein huldreiches Bildchen gern ansiehst. Darauf könnte ich nun wieder sagen: Nimm Dich in Acht Kind daß Du Dich nicht zu weit vorbeugst, sonst kannst Du hineinfallen. Aber auch in diesem — Falle verlasse ich mich ganz auf Deine Leichtigkeit, Du kannst gewiß auch schwimmen da Du so gut flattern u fliegen kannst. Vielleicht wäre es sogar um in Deine Natur ganz wieder hineinzukommen gut wenn Du Dich einmal ganz in mich untertauchen könntest und ich würde dann gewiß recht viele kleine Wellen schlagen, um Dir meine Freude zu bezeigen. Also denke nur an mich mit u ohne Kleid, über und unter der Erde als Bergmann u wenn Du am Ufer sitzest, als Hulda u als — Freya und in jeder andern Metamorphose.

Deinen Gruß an meine Freundin[1] habe ich nicht bestellt. Denn da Ihr Euch so wenig gesehn habt, und Du eigentlich nicht einmal recht artig gegen sie warst, so würde sie vielleicht nicht gewußt haben, wie sie dazu käme. Von Deiner unterirdischen Reisebeschreibung habe ich ihr etwas mitgetheilt was Sie sehr niedlich gefunden hat, wie alles ist was aus Dir und Deinem Innern kömmt, womit ich doch nicht sagen will daß das Aeußre weniger niedlich wäre.

Bleibe leicht werde lustig und sey liederlich.

Ich denke bisweilen an das Heliotrop auf Deinem Zimmer. Eigentlich war es zwar schon verblüht, da meines anfing zu blühen. Aber doch — Hast Du Blumen um Dich? —

Dein Begleiter ist auch gut, wenigstens kann er es seyn, wenn Du ihn recht ansiehst. Er sollte Dich an den erinnern der es noch weniger seyn dürfte.

[Jena, etwa 11. September 1800.][2]

Ich bin sehr ängstlich gewesen, Dir zu schreiben und bin es auch noch; weil Du meinen ersten Brief so wunderbar aufgenommen hast. Ich begreife es gar nicht. — Du schreibst von süßen Thorheiten, die Du mir sagen könntest, von den Gedanken u Erinnerungen an mich. Die mußt Du wohl alle vergessen haben, da Du meinen kindischen Muthwillen — der Dir vielmehr der beste Beweis glücklicher u zärtlicher Erinnerung seyn sollte — so arg misverstehen konntest, als behandle ich Dich nicht mit der Achtung, die Du erwarten kannst.

Liebe Du solltest doch wissen wie ich von Dir denke; wie oft habe ich Dir im Ernst u im Scherz gesagt wie ich Deine Umgebung Dein äußres Leben eigentlich wünschte, u so weißt Du auch was ich von Deinem Innern denke; u weißt auch, daß das Gefühl Deiner Liebenswürdigkeit sich nicht ändern kann, weil es so gar nicht leidenschaftlich ist so ganz bloß aus dem Gegenstande quillt, der nicht etwa als eine liebliche Täuschung irgend einem mir eignen dunkeln Bedürfnis entgegenkommen muß.

Eben darum sollte meine Neigung zu Dir einigen Werth für Dich haben, weil sie Dir die Deinige auf das *reinste* bestätigt. Freylich kann ich Dir wenig seyn, das wissen wir; um so schmerzlicher ist mirs wenn ich sehe daß ich Dir weh thue. O das sollte nicht seyn!

Und wenn ich ganz bestimmte Meynungen habe was Du thun müßtest, d. h. was Du thun würdest, wenn *Du* nur in Dir selbst u vor Dir selbst dürftest, u wenn ich für diese Meynungen Reden halte, so bilde ich mir gar nicht ein, damit etwas besondres zu Deiner Hülfe u Rettung zu thun; sondern ich thue es eben weil ichs nicht lassen kann, u so solltest Du verständig wenigstens — nicht übel nehmen.

Denn das war es doch wohl oder wenn es noch etwas andres war was Dir meinen Brief so verhaßt machte so begreife ich es vollends nicht! Das sind nun viele *Worte*, und besser wäre es ich könnte Dich sprechen und so den bösen Geist, der in Dir gegen mich wirken will, bannen. – Aber daran war nicht zu denken. Was so lange aufgehoben war, mußte doch endlich geschehen und ich bin überhäuft mit Arbeit.

Schreib mir wenn Du mich noch lieb hast sogleich wieder u freundlicher wie letzthin. Ich küsse Dich herzlich. —

Das vorigemal hast Du gesehen, wie ich schreibe, wenn ich freundlich u muthwillig an jemand denke; heute siehst Du, wie ich schreibe wenn man mich *ängstlich* gemacht hat, — damit nicht etwa auch dieser Brief so misdeutet wird.

[Jena, etwa Januar 1801.][3]

Wäre es nicht möglich, liebe Freundin, daß Sie auf einen Tag hereinkämen, diesen ganz bei uns zubrächten? Es würde uns beiden sehr viel Freude machen. — Sie brächten dann ihr Gedicht mit und wir hätten Zeit, recht viel darüber zu sprechen. —

---

1 Dorothea Veit.

2 Das Tagebuch verzeichnet am 16. September: „Briefe von Maier u Schlegel".

3 Die Datierung ist aus der Handschrift des Briefes erschlossen.



Sie glauben nicht, wie sehr ich jezt beschäftigt; oder doch — Sie wissen es. Denn Sie müssen überzeugt sein. daß ich sonst schon längst Ihrer freundlichen Einladung gefolgt wäre.

Friedrich.

[Jena, etwa Ende 1801.]

Ich komme morgen* zu Ihnen, wiewohl mich Ihr Brief beinah davon abgeschreckt hat, weil ich daraus sehe daß Sie böse auf mich sind. Ich hoffe wenigstens gewiß daß Sie es morgen nicht mehr sein werden.

Friedrich.

* Sollte ich morgen ja nicht kommen, so komme ich unfehlbar übermorgen.

Geliebte Freundin,

Wenn kein unvorhergesehenes Hinderniß eintritt, so werde ich Sie den Freitag besuchen. Erwarten Sie mich aber ja recht früh und bleiben Sie mir gewogen. Friedrich.

[Jena, Ende 1801.]

Ich danke Ihnen für die schöne Stanze mit der Sie den Almanach beantwortet haben — Aber die Stimmung die darin herrscht, hat mich ganz wieder in die Unruhe versetzt, die mir schon der kleine traurige Brief gab, mit dem Sie mir die geänderte Einleitung des Gedichts schickten. —

Ich bitte Sie recht sehr, liebe Sophie, mir wenn Sie noch Freundschaft für mich haben, zu vertrauen was Ihnen begegnet ist, warum sie gerade jezt so traurig sind? — Will man sie zwecklos quälen, so haben Sie ja oft schon die Kraft gezeigt, sich ganz in sich zurückzuziehn und in Ihre Poesie zu hüllen. —

Ich sollte aber denken, daß jeder der sie in Ihrem jetzigen Leben sieht, nicht anders als natürlich und gut mit Ihnen sein könnte, oder doch leicht dahin zu bringen wäre. —

Lassen Sie mich nicht länger in dieser Unruhe. — Was diese noch vermehrt hat, ist daß Winkelmann so oft bei Ihnen war. Sie wissen welch wunderliche Redensarten er immer von sich zu geben pflegt, die einen vollends ungeduldig machen müssen, wenn man gern im Ernst wissen möchte, wie es einer Freundin geht.

Fr.

Haben Sie noch viel an der Serafine geändert?

[Anfang 1802.]

Es hat mir Leid gethan, Sie so lange nicht zu sehn, und Ihrer freundliche Erlaubniß nicht folgen zu können; so ganz verschlungen, befestigt und gefesselt bin ich in Arbeiten.

Villeicht geh ich bald auf einige Tage nur nach Berlin und dann sehe ich Sie wohl bei der Durchreise. Schöner aber noch wär' es, wenn Sie einmal zu uns kämen.

Daß Br[entano] in Kamb[urg][1] gewesen sei, hat man mich auch versichern wollen. Ich fand in der Sache selbst eben nichts unmögliches, doch hab' ich nach meinem lezten Gespräche mit Ihnen nicht glauben können, daß es mit Ihrer Einwilligung geschehn sei. —

Was macht die indische Serafine?[2] —

Leben Sie wohl, liebe Freundin. Friedrich.

Dresden den 29ten April 1802

Es ist recht freundlich von Ihnen, daß Sie Sich meiner noch in Kamburg erinnert haben, geliebte Freundin. Ich verdiene es aber auch wohl, da ich die wenigen Tage, da ich Sie dort sah, die Schönheit des Ortes und Ihres ländlichen Lebens da, so sehr empfunden habe.

Hier schicke ich Ihnen das Drama[3], wovon ich Ihnen sprach. Lesen Sie es mir zu Ehren, und gedenken Sie meiner zuweilen. Im Mai oder Anf. Jun komme ich in Ihre jetzige Gegend zurück, und wenn ich auch nicht lange da bleibe, sehe ich Sie gewiß noch.

Ich habe noch eine Sünde bei Ihnen abzubitten. Ich habe die Einlage in Ihrem letzten Briefe — an Brentano etwas sehr spät besorgt.[4] Aber gewiß ohne meine Schuld. Ihr Brief wurde mir nach Berlin nachgeschickt, und in der Unruhe und Verwirrung des fortreisens war der Brief an Brent. in ein falsches Paket gekommen; wo ich ihn erst vor kurzem zufällig wieder fand. Jezt ist er in seinen Händen. Aber warum schreiben Sie noch an den Menschen, der sich doch eigentlich nichtswürdiger als billig gegen Sie betragen hat? —

Was macht Ihr kleines liebes Geschöpf? Ich meine erstlich Hulda und dann Serafine. Wie kommt es, daß ich von der lezten gar nichts wieder gehört habe? Leben Sie wohl, geliebte Freundin und gedenken Sie freundlich an

Ihren Friedrich Schl.

Wollen Sie mich mit einer Zeile erfreuen, so addressiren Sie sie an Vermehren.

---

[1] Clemens Brentano war im Dezember 1801 in Weimar, von wo er öfter nach Kamburg ging (vgl. Briefwechsel Brentano-Mereau I, XIV, 15ff.).

[2] Sophie Mereaus „Serafine" erschien 1802 bei Unger in Berlin als zweites Bändchen ihrer „Gedichte".

[3] Fr. Schlegels „Alarcos".

[4] Vgl. dazu die hier abgedruckten Briefe Fr. Schlegels an Cl. Brentano vom 5. und 17. April 1802.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

V. Jahrgang | April 1913 | Heft 1

Pariser Brief.

„Faust" bedeutet den Franzosen kaum etwas anderes, als ein romantisch sentimentales Opernlibretto, und auch die Aufführung des Goetheschen Werks, die Antoine seinen Stammgästen im Odéon als Weihnachtsgeschenk darbot, dürfte an dieser Meinung über das deutsche Werk nicht viel geändert haben. Die originale Einrichtung von *J. Vedel* läßt dem um das Übliche und noch etwas mehr gekürzten ersten Teil unverzüglich ein paar Szenen des zweiten folgen. Dazu lud man ungefähr sämtliche Komponisten berühmter Faustmusik, die *Florent Schmidts* Partitur jeder Gelegenheit entsprechend betätigte. So wurde dies zum Vorwand eines Balletts (Helenaszene), jenes zum lebenden Bild mit Rákoczymarsch, und sonst blieb wenig davon. Zuviel von den so schon verstümmelten Szenen wurde in Musik ertränkt, und das Ganze kam wiederum auf Gounod heraus. Sein Werk etwa glaubte man in moderner Ausstattung zu sehen. Der vortreffliche Antoine hat des Guten zu viel getan; bei diesem Einwand darf man aber wohl seine Mühe um diese Ausstattung und manche gute Idee loben. Gleich der Prolog im Himmel erhielt ein wunderschönes Gewand: Mephistopheles sprach im Dunkel einer Kathedrale, zum großen Fenster hinauf, das vom himmlischen Licht erstrahlte. Daß eine Reihe von Szenen im gleichen Dekor eines neutralen freien Platzes gespielt wurde, wo die Vorstellung — und die Vorschrift — bestimmte Örtlichkeiten verlangt, daß der gleiche Rahmen für die Gartenszene, Marthes Haus, die Straße, die Szene am Brunnen diente, war sehr ungewohnt, aber dem Fortgang förderlich. Aber auch dort, wo die Kirchenszene folgt, sahen wir Margarete allein in jenem Garten wandeln und hier schien uns diese Freiheit der Inszenierung überaus glücklich, weil sie die Vorstellung bekräftigt, das Walten des Gewissens spielte sich nur in Gretchens stillem Herzen ab. Die darstellerische Auffassung des Werkes gerecht zu beurteilen, fällt uns zu schwer.

In sechzehnhundert Rahmen und in Mappen, die über dreißigtausend Blätter enthalten, besitzt der Industrielle *A. Beurdeley* eine der interessantesten und umfangreichsten Sammlungen neuerer französischer Kunst. Sie unterscheidet sich in ihrem Charakter von vielen anderen Privatsammlungen. Diese möchte man oft Gelegenheitssammlungen nennen, während die Beurdeleys das Werk eines starken, ausgeprägten Sammlerwillens ist und hervorragend dokumentarische Bedeutung hat. Da hier der Sammler sich systematisch dem weiten, doch für seine umfassenden Absichten allein heute noch möglichen Gebiet der kleineren Kunstwerke, der Graphik und besonders der Zeichnung zuwandte, ist ihm die verhältnismäßig vollständige Darstellung einer langen Kunststrecke gelungen und seine Sammlung für deren Kenntnis überaus wertvoll geworden. Schritt für Schritt läßt sich daran die Entwicklung eines Jahrhunderts französischer Kunst, von David bis Forain verfolgen. Mit J.-B. Isabey und Ingres, Millet und Rousseau, Prud'hon, Delacroix, Courbet, Corot, Carpeaux, Decamps, Dupré, Fromentin, Ricard, Constantin Guys, Gavarni sind nur die bestens vertretenen Hauptmeister genannt; zum rein künstlerischen Interesse kommt das dokumentarische, denn es sind neben den ruhmreichen auch die wenig bekannten Meister vorhanden: ein Saint-Marcel, dessen Werke oft Delacroix zugeschrieben wurden, oder der mit Unrecht so ganz vergessene Dufeu, um nur diese zu nennen. Eine große Lücke allerdings wird heute noch empfunden: die Impressionisten. Diesen Mangel wird der Sammler wohl noch ausgleichen. Er dürfte vielleicht bald auch von einer anderen Sammlung ähnlicher Art wettgemacht werden: von jener der „*Bibliothèque d'Art et d'Archéologie*" und der ihres Schöpfers, Jacques Doucets, der sich besonders seit dem berühmten Verkauf seiner Sammlung von Kunstwerken des XVIII. Jahrhunderts für die neuere Kunst interessiert und seine Bibliothek durch verschiedene Ankäufe wertvoller moderner Graphik in letzter Zeit ungemein bereichert hat. So wurde besonders der Erwerb Manetscher Werke bemerkt, — fast könnte man meinen, daß Doucet für Frankreich retten wolle, was noch zu retten ist —; so — nur als ein Beispiel — lesen wir in einem Katalog des E.-P. Colinschen Werkes, der vom Schwiegersohn und Nachfolger Pelletans, R. Helleu, anläßlich einer Ausstellung des vortrefflichen Holzschneiders als erstes Buch auf neue Rechnung herausgegeben worden ist, daß eine Menge seltener Blätter, Zustände, Unica sich im Cabinet d'estampes der so generösen und nützlichen Gründung Doucets befinde.

Der Sammlung Beurdeley — um wieder auf diese zurückzukommen — entnahm die der Doucetschen Bibliothek angegliederte „Société de Reproduction des Dessins de Maîtres" die Vorbilder ihres neuesten Faszikels. Leider mußte man sich vorläufig bescheiden,



zehn Blätter aus dem Reichtum auszuwählen. Das schönste davon ist ein Selbstbildnis des jugendlichen Jacques-Louis David, ein Pastell, das die handschriftliche Bezeichnung trägt: Mon portrait au citoyen et ami Robespierre, David 1789. Die Beziehungen Davids, der selbst dem Jakobinerklub angehörte, zu dem großen Revolutionsmanne sind bekannt. Robespierre hat dem Maler auch Modell gestanden, wie aus einer Skizze ersichtlich, für den berühmten Schwur im Ballspielhaus. Das Porträt ist von einem bei dem David dieser Zeit nicht erwarteten Realismus, einer frischen, natürlichen Auffassung, noch ganz Dixhuitième im Sinne jener verbürgerlichten Kunst etwa eines Greuze. Es kann hier beiläufig die Mitteilung erfolgen, daß in den Tagen, da dieses Heft erscheint, im Gebäude der städtischen Kunstsammlung (Petit-Palais) eine Ausstellung Davids eröffnet wird, die der Fürsorge des Konservators *Henri Lapauze* zu verdanken ist und mit etwa vierzig Werken Davids solche seiner Schüler Gerard, Gros, Girodet, Ingres, Isabey, Navez, Rouget, Delécluze, Alex. Fragonard usw. vereinigen soll. — Die übrigen Blätter des vorliegenden Werkes, die wiederum von Marty mit erstaunlicher Kunst der getreuen Reproduktion hergestellt wurden, geben wieder: eine getuschte Studie „Neger Soldat" von Géricault, ein Damenbildnis in Bleistiftzeichnung von Ingres, die prächtige Studie einer schleichenden Löwin von Delacroix, ein Aquarell von Gavarni „Le Roi des Drôles", „Femme à l'éventail" von Guys, eine Zeichnung Millets „Heimkehrende Bauern", eine in Kohle und Kreide ausgeführte Kopfstudie des neapolitanischen Fischers („l'enfant à la coquille") von Carpeaux, eine Federzeichnung „Paysage méridional" von Paul Huet (1803—1869) und schließlich hervorzuheben die Studie einer mit dem schwarzen Kätzchen spielenden Olympia von Manet.

Die vorerwähnte Ausstellung *Paul Émile Colins* enthält neben den vielen vortrefflichen Platten, die dazu gedient haben Pelletansche Ausgaben zu illustrieren, ein paar feine Ölmalereien und eine Menge selbständiger graphischer Blätter; auch solche aus der Zeit, wo der, der heute eine der höchst geehrten Persönlichkeiten des französischen Holzschnittes ist, noch der Docteur Colin war, der seine dilettantischen Versuche mit dem Taschenmesser kerbte; es sind nicht die schlechtesten Blätter, die so entstanden sind. Heute möchten wir die Aufmerksamkeit nur auf zwei Werke lenken: auf den vor zehn Jahren zu Anfang der Colinschen Tätigkeit erschienenen „Almanach du Bibliophile", der eine Reihe interessanter Artikel sowie die Adressen des Grolier-Klub und der Gesellschaft der Bibliophilen enthält und in gewöhnlicher Ausgabe 12 Fr. kostet; und auf das jüngste Werk, das soeben herauskam: „Hésiode, Les Travaux et les Jours, suivis de la Terre et l'Homme par Anatole France" mit 114 vortrefflichen Holzschnitten Colins, die eine Rückkehr zum Stil bedeuten.

Zu der kürzlich hier angezeigten Monumentalausgabe von François Villons Gedichten gesellt sich im gleichen Verlag — A. Peignot, 7 Quai Voltaire — als ebenso bedeutendes Unternehmen dieses verdienstvollen „Amateur-Editeur" eine Ausgabe des Peter Schlemihl (unter dem Titel L'homme qui a perdu son ombre) mit vierzehn Originalradierungen von Bernard Naudin. Die Auflage ist auf hundert Exemplare beschränkt; diese kosten auf holländischem Papier 300 Fr., die wenigen auf solchem der kaiserlich japanischen Manufaktur, samt einer Folge der Bilder im ersten Plattenzustand 500 Fr. Auch Naudin ist einer der meist talentierten Pariser Buchkünstler. Er ist einer der erfindungsreichsten; und wenn bei seiner starken Produktion auch nicht alles, was man von ihm zu sehen bekommt, auf gleicher Höhe steht, so sind gerade diese Bilder zu Peter Schlemihl, einem Thema, das seiner romantisch-phantastischen Neigung gar wohl entspricht, als überaus gelungen zu bezeichnen. Diese Blätter sind voller Leben, voller Valeurs. Denn in seinem Handwerk ist Naudin Meister. Er wischt und kratzt und bedient sich der Säure wie ein Maler der Flüssigkeit beim Lavieren, so daß aus samtenem Dunkel und aufblitzendem Hell und den vielfältigen Halbtönen der Eindruck einer Farbigkeit entsteht.

Unter den jüngsten Erscheinungen heben wir das Buch von Roger Marx „L'art social" hervor. Emerson in Amerika, Morris in England vergleichbar ist Roger Marx in Frankreich der Apostel der Association Kunst und Volk. Was er genauer unter „Art social" versteht, wird deutlich aus seinen Bestrebungen für das Kunstgewerbe, das er für die eigentlich sozial wertvolle Kunstbetätigung hält. Ihm die gleichberechtigte Stellung an der Seite der „salon"fähigen Künste zu verschaffen war er als wertvoller Mitkämpfer tätig. Die in diesem Buch vereinigten Aufsätze enthalten so ziemlich das ganze Werden der Bewegung in Frankreich. Man liest mit besonderem Interesse jene, die den Gründern der „Art social", wie Gallé, Chéret, Lalique gewidmet sind. Man wird sich dabei erinnern, daß Paris heute — seit etwa fünf Jahren — ein staatliches Kunstgewerbemuseum besitzt, das den besten Instituten dieser Art würdig ist, dessen Organisation von der Verwaltung anderer staatlicher Kunstinstitute vorteilhaft absticht, das durch sammlerische Tätigkeit in seinem kurzen Bestand schon Enormes geleistet hat und durch eine gute Bibliothek und hauptsächlich durch wechselnde Ausstellungen anregend wirkt.

Aus seinen fünfzehn Bänden „Ballades françaises" — zu denen auch seine „Romane", wie Le Roman de Louis XI., Petites Epopées, Fantaisies à la Gauloise zählen, die in einer rhythmischen Prosa geschrieben sind, von der sich die Sprache seiner Verse durch den Reim und sonst nicht allzuweit unterscheidet, — aus seinen vielen Bänden hat *Paul Fort* kürzlich eine Auswahl herausgegeben. Die Interessenten des in tausend Stimmungen die Ile-de-France perorierenden Poeten werden diesen Band von 600 Seiten, der bei Figuière erschienen ist und 6 Fr. kostet, aufrichtig begrüßen; er bringt manches wieder ans Licht, das unter dem Schwall des Zuviel verborgen war. Besonders sei er denen empfohlen, die mit dem schönen und echten Talent, das Paul Fort ist, erste Bekanntschaft zu machen wünschen.

In der letzten Nummer seiner anthologischen Zeitschrift, die er zusammen mit Mercereau leitet, finden wir Verse von Mallarmé, Grégoire le Roy, Guillaume



Apollinaire, André Salmon, Jules Romains, Olivier Hourcade, Fritz Vanderpyl, Nicolas Deniker und andere, die „Paroles devant la Vie" in Prosa von Mercereau, den Akt eines Dramas „Le Roi sans Couronne" von Saint-Georges de Bouhélier, der kürzlich („Comoedia", 15. Dezember 1912) einiges interessante aus seiner Erinnerung an Zola schrieb. — Aus der „Revue" ist ein politischer Aufsatz von E. Reybel: Les deux Allemagne (das liberale, sozialistische gegen das konservativ-klerikal-junkerliche), aus der „Phalange" die Übersetzung von „Gyges und sein Ring" durch L. Schlincker und T. Hizet, aus der „Revue bleue" ein Tagebuch von Emerson (1845—1855) aus dem „Mercure", der Kuriosität halber, ein Vergleich von Faust II. mit dem „Martyrium des hl. Sebastian" von d'Annunzio hervorzuheben. In der „Grande Revue" unternimmt Péladan eine Fausterklärung: „La Doctrine de Goethe" — „Elsässer Hefte" drucken den Vortrag „Ce que l'Alsace doit à la Gaule", den C. Julian, Institutsmitglied in Straßburg, gehalten hat. Eine neue Geschichte der Elsässer Baumwollindustrie: Histoire économique de l'industrie cotonnière en Alsace, Etude de sociologie descriptive, Paris Alcan 1912, wird (in deutscher Sprache) besprochen von Univ.-Prof. C. Wittich. In einem Aufsatz „Bibliopolis" in der kleinen Zeitschrift „Le Beffroi" behandelt Manoel Gahisto bibliophile Fragen und im besondern Holzschnitte von Eugène Dété (ed. Dorbon ainé, Blaizot), von denen in selber Nummer nach Zeichnungen Martins van Maele hübsche Proben gezeigt werden. — Im „Pan" bespricht Xavier Pelletier „Exlibris anciens et modernes", unter diesen besonders die nicht übeln des Malers J.-P. Boulan.

Das „Manuel de l'amateur d'autographes", das Noël Charavay in seiner kleinen Zeitschrift veröffentlicht, ist beim Buchstaben L angelangt; hier teilt dieser Experte für Autographen einige Briefe Leibnizens mit (die alle in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts Pariser Auktionen passiert hatten). Einige dieser interessanten Schreiben beziehen sich besonders auf die von Bossuet und Pellisson einerseits, von Leibniz und dem hannoverschen Theologen Molanus andererseits angebahnten Verhandlungen, die eine Vereinigung der protestantischen und katholischen Gemeinde zum Ziele haben sollten; sie sind in französischer Sprache geschrieben und an Madame de Brinon, eine Freundin der Maintenon, Superiorin von Saint-Cyr und Beichtkind Bossuets, die als Vermittlerin diente, oder an Bossuet selbst gerichtet. Diesem gesteht er (18. April 1692, aus Hannover), daß er Schwierigkeiten befürchtet; aber er hält eine glückliche Lösung nicht für ausgeschlossen, indem den Protestanten so weit als möglich entgegenzukommen wäre. Er erinnert an die Konzessionen, die man den böhmischen Kalixtinern auf dem Baseler Konzil zu machen bereit war, und daß sie von Leo X. gutgeheißen wurden. „Urteilen Sie, Monseigneur, ob der größte Teil der germanischen Zunge nicht wenigstens so viel Zustimmung verdient, wie man für die Böhmen hatte . . . Wäre es nicht wertvoll für Rom und das allgemeine Wohl, wenn man vorläufig auch über einige Meinungen sich nicht einigen könnte? Die Protestanten näherten sich, wenn sie einen wirklichen Eifer für Reform der Mißbräuche sähen; denn es entsteht mehr Schwierigkeit aus den Praktiken, als aus den Doktrinen . . ." In einem folgenden Brief (13. Juli 1692) gibt er Bossuet ein berühmtes Beispiel dafür: „. . . . Erasmus und so viele andere ausgezeichnete Männer, die Luther nicht liebten, sahen doch die Notwendigkeit ein, daß man die Menschen wieder zur Lehre des heiligen Paulus zurückführen müßte, und es war nicht der Gehalt der Lehre, aber die Form, die ihnen an Luther mißfiel . . . ." Inzwischen hätte sich in der römischen Kirche manches gebessert, aber dafür seien andere Übel gewachsen; das Volk sei weit von jener wahren Andacht, die einer Religion Essenz ist. „Plust à Dieu que toutes les diocèses ressemblassent à ce que j'entends dire de lá vostre et de quelques autres gouvernées par de grands et saints évêques. Mais les protestants seraient fort mal avisés, s'ils se laissaient donner le change là-dessus" — wenn sie sich durch solche Ausnahmen irreführen ließen." So ist denn dieser schöne konziliatorische Plan, der eine Zeitlang durch die Verhältnisse begünstigt war, zunichte geworden. Mit Bewunderung kostet man in vorliegenden Briefen den hohen französischen Stil eines deutschen Mannes.

Auf einer Auktion moderner Graphik, 15. Februar, durch Desvouges und Delteil, im Hotel Drouot, wurden für einen ersten Zustand auf Chinapapier der „Glaneuses" von Millet 2500 Fr. bezahlt. Unter den Pariser Radierungen Meryons kamen folgende Preise vor: Die Galerie von Notre-Dame, vor der Schrift und ehe die kleinen Raben beigefügt wurden: 1605 Fr. — Die gleiche Radierung, dritter Zustand: 315 Fr. — Türmchen rue de la Tixéranderie, zweiter Zustand, vor der Schrift: 960 Fr.; der gleiche Abdruck war darauf auch um 126 Fr. zu haben. — Pont-au-Change, fünfter Zustand, vor der Schrift, mit dem Ballon Sperenza: 1980 Fr. — Die Morgue, vierter Zustand vor der Schrift: 1200 Fr. — Die Abside von Notre-Dame, vierter Zustand, vor der Schrift, mit der Jahreszahl: 2000 Fr. — Zwei Abzüge eines nicht beschriebenen ersten Zustandes von Manets Radierung „Enfant portant un plateau" erreichten 1400 und 1390 Fr. Ferner greifen wir aus der Liste heraus: Barye, Panther in der Wüste, Unicum: 705 Fr. — Forain, Le petit déjeuner: 660 Fr. — Aug. Lepère, La foule aux pontons: 791 Fr. — Rodin, Antonin Proust, vierter Zustand: 101 Fr. — F. Rops, „Gabriel", signiert: 69 Fr. — Steinlen, Zwei schlafende Katzen: 76 Fr. — Whistler, The Turkeys: 850 Fr.

Was an Büchern in letzter Zeit versteigert wurde, ist nicht der Rede wert. Wir tragen hier lieber von Auktionen, die noch vor Weihnachten stattfanden, einige bemerkenswerte Preise nach.

Versteigerung der Bibliothek „de la Princesse d'A . . . ." am 11. Dezember 1912 durch Desvouges und Leclerc: Alphonsus de Spina, Fortalitium fidei, 1487: 200 Fr. — Le antichita di Ercolano, 1757—1792. neun Bände in-fol. Dedicationsexemplar mit dem Wappen Ferdinand I., König beider Sizilien: 310 Fr. — Schedels Nürnberger Chronik: 101 Fr. — Galerie de Florence vier Quartbände (XVIII. Jahrhundert) mit 329 Künstlerbildnissen: 1060 Fr. — Giacomo Franco, Habiti d'huomini e donne Venetiane etc. Venedig 1610:



485 Fr. — Livius, Libro segundo de las Decadas etc. Manuskript in spanischer Sprache, Ende des XV. Jahrhunderts: 620 Fr. — Le Musée français. Paris 1805—1809, fünf Bände, 344 Tafeln: 135 Fr. — Luys de Narbaez. Los seys libros del Delphin de musico de cifras, 1538 auf Velin, in 4: 350 Fr. — Petrarca, Trionfi e sonnetti, in-folio, mit sechs seitengroßen Holzschnitten: 330 Fr. — Seneca, Proverbios, 1495, in fol., eine Inkunabel von größter Seltenheit: 515 Fr. — Die dritte Ausgabe des „Sacramental de Vercial", ein sehr seltener Sevillaner Druck von 1478: 1400 Fr. — (Vitruv), Medidas del Romano o Vitruvio. — Impresas en Toledo, Juan de Ayala, 1564: 500 Fr. — Zocchi, Vedute delle Ville, Firenze, Bouchard 1757. 47 Ansichten von Zocchi: 225 Fr. — Hegesippe Moreau, Le Myosotis, Conquet 1893. Kompositionen von Robaudi, auf Chinapapier: 129 Fr. — Renan, Prière sur l'Acropole, Pelletan 1899: 160 Fr. — Rostand, Chantecler, Unicum auf Japan, mit 40 Originalen von Fraipont: 320 Fr.

Als Beispiele hoher Preise für moderne Bücher entnehmen wir noch ein paar Stichproben zwei etwa um die gleiche Zeit durch den Buchhändler Durel veranstalteten Auktionen:

Anatole France, Monsieur Bergeret à Paris, Originalausgabe, nebst dem autographischen Manuskript von „Après Clopinel": 142 Fr. — Verlaine, Chanson pour Elle, Originalausgabe (Vannier 1891): 131 Fr. — Zola, Germinal, Originalausgabe (Charpentier 1885) auf Großpapier: 60 Fr.

Paris, Anfang März. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Sir H. Howorth, Präsident der *Gesellschaft für biblische Archäologie*" führte den Vorsitz in einer Vereins-Versammlung, in welcher Mr. Leonard W. King auf Grund eines kürzlich entdeckten und für die Geschichte der Astronomie überaus wichtigen Dokuments, einen Vortrag über „*Babylonische Sternkunde*" hielt. Das babylonische Dokument wurde vom British-Museum erworben und bietet zweifaches Interesse: Erstens liefert dasselbe eine erhebliche Menge von Material über Konstellationen von Fixsternen, dann aber den Beweis, daß die *Präzession der Äquinoktien*, das heißt das Vorrücken der Nachtgleichen etwa 2000 Jahre früher bekannt war, wie man bisher angenommen hatte. Es herrscht nämlich die Ansicht, daß als erster der Grieche Hipparchos im zweiten Jahrhundert v. Chr. das in Rede stehende Ereignis gekannt, wenn auch wissenschaftlich nicht habe erklären können, während die hier überlieferte Kunde etwa 2000 v .Chr. niedergeschrieben wurde. Wie wir heute wissen, beträgt die jährliche Präzession ungefähr 50″. Da die Babylonier Sternenkultus trieben, waren sie in bezug auf den Gegenstand allen damaligen Kulturvölkern überlegen. In echt babylonischer Auffassung und Versenkung des Geistes in den Orient, läßt die Bibel die Weisen aus dem Morgenlande, auf ihrem Wege nach Palästina, durch einen Stern leiten. Der Vortragende führte aus, daß das vorliegende Dokument, die Annahme der deutschen Schule, so von Winckler, Hommel und Wiedener über die außerordentlich frühzeitige Entwicklung der babylonischen Astronomie, vollkommen bestätige. Die dem *Königlichen Staatsarchiv* zur Seite stehende Kommission hat der Regierung einen von letzterer genehmigten Antrag unterbreitet, nach welchen künftighin ein ständiges und für den Zweck befähigtes Personal, von Zeit zu Zeit, Berichte über das Institut veröffentlichen soll.

Eine nachhaltige Bewegung befindet sich im Gange, um in England den rückständigen *Katalog* der im Lande vorhandenen *Inkunabeln* herzustellen. Da die einflußreichsten Fachautoritäten, so unter anderem Mr. Gilbert, R. Redgrave und Mr. Pollard, der Präsident der „Bibliographischen Gesellschaft", ihr volles Einvernehmen, Interesse und tatsächliche Mitwirkung für das genannte Unternehmen zugesagt haben, so kann an dem Gelingen desselben nicht gezweifelt werden.

In den Räumen des British-Museums läßt die „*Library-Association*" einen Kursus von sechs *Vorlesungen* Mr. *Peddies* über das Thema „*Methode für die bibliographische Forschung*" abhalten.

Eine Reihe von neun in *Oxford* stattgehabten Vorträgen ist in Buchform unter folgendem Titel erschienen: „*English Litterature and the Classics. Nine Lectures by G. Murray; A. Stewart; S. Gordon; S. Phillimore; A. C. Clark; W. Garrod; G. Owen; E. Tiddy; D. Godley. Oxford, Clarendon Press. 6 Shilling.*" Wenn man nicht wüßte, daß die Universität Oxford den humanistischen Studien bereitwilligst ihre Pforten öffnet, so könnte man nach den in der letzten Zeit von ihr publizierten Werken fast annehmen, daß sie sich ganz dem klassischen Altertum widmen wollte. Zu den beiden besten in obengenanntem Buch erschienenen Abhandlungen gehören die von Professor Gilbert Murray „*Greek and English Tragedy*", und A. D. Godley „*Tragödien des Seneca*". Ersterer sagt, um mich kurz zu fassen: die englische Tragödie will vor allem zur Unterhaltung dienen, und wendet sich außerdem durch die mitwirkenden Frauen an unsere sexuellen Sinne, während das griechische „Sacer Ludus" rituale Religion darstellt, selbstverständlich nicht in der Art und Weise unserer heutigen moralisierenden Religion.

Godley schreibt: Wer *Seneca* zu bewundern wünscht, tut am besten ihn nicht im Zusammenhange mit Shakespeare und Marlowe zu studieren. Der Charakter fast jeder Rolle bei Seneca geht über in erdrückende Gelehrsamkeit, ob es zur Sache gehört oder auch nicht. Die Personen machen den Eindruck, als ob sie klassische Diktionäre in ihren Taschen hätten. Zu Neros Zeit trug das Drama den Stempel aufgedrückt als ob es zum Lesen, aber nicht zur Aufführung bestimmt gewesen sei.

Von den theologischen Inhalt besitzenden Werken hebe ich besonders hervor: „*Eternal Life, a Study of its Implications. By Baron Friedrich von Hügel. Edinburgh. T.& T. Clark. 8 Shilling nett.*" Wünschens-



wert wäre es gewesen, in einem Buche, das die katholische Kirche als ein Normalwerk betrachtet, wenigstens in der Vorrede, oder Einleitung vielleicht, den Versuch über die Auslegung der Begriffe „Ewigkeit" und „Leben" zu wagen! Ist namentlich ein bewußtes, mit der Identität des früheren „Ichs", erkanntes und verknüpftes Leben gemeint? Da der Verfasser streng gläubiger Katholik ist, so muß um so mehr anerkannt werden, daß er vom historischen Standpunkt aus objektiv über die verschiedenen Auffassungen zu den Zeiten des Aristoteles, Plato, Augustinus, Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel und Schopenhauers, Kritik übt.

Aus einem soeben publizierten Band: *The Newspaper, by Dibblee. Home University Library. London. Williams and Norgate*, der sich mit der englischen Tagespresse beschäftigt, will ich nur zwei Dinge als Zusammenfassung hervorheben: Das Buch vertritt den Grundsatz, daß Anonymität in der englischen Presse aufrecht erhalten werden müsse, und daß die billigeren Tageszeitungen offen jeden erziehlichen Zweck aufgeben oder ablehnen.

Das tragische Geschick des am Südpol verunglückten *Kapitän Scott* nimmt zurzeit noch wesentlich das Interesse der gesamten Tagespresse in Anspruch. Eine Tatsache, bei der ich auch erwähnen will, daß besonders sympathisch die betreffende Beileidsbezeugung Kaiser Wilhelms an den König Georg in der Presse besprochen wurde. Abgesehen hiervon wird die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums in der Tagespresse gefesselt, durch die von dem Feldmarschall Lord Roberts begonnene Propaganda zugunsten von Einführung der militärischen Dienstpflicht in unserem Sinne. —

Die hiesige „*englische Goethe-Gesellschaft*" hatte unter Vorsitz von Dr. L. T. Thorne einen Vortrags-Abend veranstaltet, in welchem Herrmann Meyer sehr gelungen über „Oper und Drama" sprach. An Stelle des um die Gesellschaft verdienten, langjährigen und leider verstorbenen Sekretärs, Herrn Eugen Oswald, ist seine zu dem Amt in jeder Beziehung ungemein gut qualifizierte Tochter, Fräulein Lina Oswald, getreten.

Unter den neu publizierten Nachschlagewerken verdient genannt zu werden: „*The Era*", ein Almanach, der bedeutendes Material über die englischen Theater und Bühnenverhältnisse bringt. Zurzeit wird mit großem Erfolge im Londoner *Queens Theatre* „*Der Biberpelz*" gegeben.

In Verbindung mit dem Auktionsmarkt für Bücher bemerke ich, daß kürzlich der von Mr. J. H. Slater verfaßte, 26. Band von „*Book Prices Current*" zum Preise von 1 £ 7 Shilling 6 Pence, herausgekommen ist. Dies Nachschlagewerk, erteilt über alle seit 26 Jahren stattgefundenen Buch-Auktionen Auskunft.

Die besten Preise für Bücher, in den in letztvergangener Zeit abgehaltenen Auktionen, waren folgende: „Robinson Crusoe", zwei Bände, 1719, wurde mit 500 M. bezahlt; „Die deutsche Bibel", 1483, Nürnberg, von Koberger gedruckt, defekt 840 M.; Dickens, 19 Bände, meistens erste Ausgaben, 860 M., La Fontaine „Contes et Nouvelles", 1762, kam auf 630 M.; Ovid, „Metamorphosen" 1767, erreichte 500 M.; „Rockeby" von Walter Scott, 1813, mit Widmung des Dichters, 900 M.; „The Lay of the last Minstrel", gleichfalls mit Inschrift von Scott 800 M.; „The Sporting Magazine", von 1792—1842, erreichte 2140 M.; Oscar Wilde „Impression de Théâtre", Manuskript, 1260 M.; „The English Spy", 1825—26, zwei Bände, 730 M.; ein altpersisches Manuskript mit Miniaturen, 5500 M.; das Original-Manuskript von Sir Thomas Hanmers „Glossary", das die in der englischen Sprache nicht mehr gebräuchlichen, aber bei Shakespeare vorkommenden Worte erklärt, 200 M.; Fieldings „Dramatische Werke", drei Bände, erste Ausgabe, 480 M.; eigenhändige Abschrift Nelsons von seinem Bericht des Bombardements von Kopenhagens, 2000 M.; König Karl I. Instruktionen an Fanshaw, den englischen Gesandten in Spanien und Portugal, 1200 M. —

Leider ist der Tod von Mr. W. Skeat zu beklagen, der lange Zeit die Professur für angelsächsische Literatur auf der Universität Cambridge inne hatte. —

London, Ende Februar. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

In den ersten Februartagen ist in Wien der bekannte Literarhistoriker Hofrat Universitätsprofessor *Dr. Richard Maria Werner* im 58. Lebensjahre gestorben. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Werners Persönlichkeit und dessen literarisches Wirken zu würdigen. Was ihm die Hebbelforschung verdankt, was er auf dem Gebiete der Goetheforschung geleistet, welchen Rang er unter seinen Fachgenossen einnahm, das darzustellen, gehört eigentlich in andere Blätter. Nur kurz erwähnt, weil nicht genugsam bekannt, sei, daß der verblichene Gelehrte großes Verständnis auch der modernen Dichtung entgegenbrachte. Seine schöne Essaysammlung über Dichter und Dichtungen der Gegenwart „Vollendete und Ringende" hat manchem Modernen (so unter anderen Ludwig Jakobowski) erst die verdiente Anerkennung gebracht. Zu ganz besonderm Danke ist ihm jedoch die *Wiener Bibliophilen-Gesellschaft* verpflichtet, die in Werner eines ihrer eifrigsten und selbstlosesten Vorstandsmitglieder verliert. So jung die Wiener Gesellschaft ist, hat sie im Laufe ihres ersten Bestandsjahres bereits den Verlust zweier führender Mitglieder zu beklagen: Jakob Minors und jetzt Richard Maria Werners. Werners letzte, druckreife, in wenigen Woche zur Veröffentlichung gelangende Arbeit ist der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft gewidmet. Schon von der schweren Krankheit gestreift, ans Bett gefesselt, vollendete der Gelehrte in den Januartagen, ein Bild edelsten Pflichteifers, die literarhistorische Darstellung, die der ersten Jahrespublikation der Wiener Biblophilen-Gesellschaft „*Der österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild*" als erläuternde, gründliche Einführung vorangeschickt ist. Die Durchsicht und Korrektur seiner Arbeit war Werner allerdings nicht mehr vergönnt. Ein eigentüm-



liches Zusammentreffen ist es, daß auch Jakob Minor, der Gründungsmitglied der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft war, sein letztes Mühen in den Dienst der Bibliophilie, der „Gesellschaft der Bibliophilen", stellte und zwar Archim von Arnims „Ariels Offenbarungen' eine Arbeit, die gleichfalls erst nach dem Tode des großen Gelehrten herauskam. Werner wurde mit allen ihm gebührenden Ehren zu Grabe getragen. Unter den vielen Kränzen befand sich auch die Blumenspende des Wiener Goethe-Vereins und der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft. Am offenen Grabe sprachen Professor *Dr. Dollmayer* namens des akademischen Senats der *Lemberger Universität*, dessen Lehrkörper Werner jahrzehntelang angehört hatte, dann Prof. *Dr. Alex. R. v. Weilen* namens des *Wiener Goethe-Vereins* und der Schreiber dieser Zeilen als stellvertretender Vorsitzender der *Wiener Bibliophilen-Gesellschaft*. Im Nachlasse Werners befinden sich übrigens sehr interessante *Hebbel-Reliquien*, unter anderem auch das *letzte Notizbuch* des Dichters, das ihm von der verstorbenen Gattin Christine Hebbel-Enghaus als Zeichen des Dankes für seine unverwelklichen Verdienste um die Würdigung des großen Dithmarschen gespendet worden war. In dieser Zeitschrift, die ja auch das Organ der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft ist, dürfen wohl die letzten Worte, die der Schreiber dieser Zeilen am offenen Grabe Werner nachrief, als letzte Würdigung Platz finden: „Richard Maria Werner, du helle, klare, brave, lebenstapfere Seele lebe wohl!"

Eine kleine Broschüre *„Aus der ersten Zeit des Wiener Buchdrucks"* (1482—1485) von *Dr. Ignaz Schwarz*, Wien 1913 (im Selbstverlage des Verfassers) dürfte wohl in Fachkreisen Interesse begegnen. Dr. Schwarz, einer der besten Kenner auf dem Gebiete des alten Buchdruckes und der alten Wiener Graphik, vermutet in *Stephan Koglinger* den ersten Wiener Buchdrucker. Er sieht in dem 1480 aus Vicenza verschwindenden *Stephan Koblinger* und dem 1481 in Wien auftauchenden *Stephan Koglinger* — wenn auch nicht mit mathematischer Gewißheit — ein und dieselbe Person. Dr. Schwarz meint, daß für den aus Italien eingewanderten, beziehungsweise repatriierten Österreicher der Gedanke nahegelegen haben mag, durch Herausgabe des Deutsch-italienischen Wörterbuches ein praktisches Verständigungsmittel zwischen den in regen Handelsbeziehungen zueinander stehenden zwei Nationen zu schaffen. Fast sicher dürfte daher der Vocachabuolista jener Druck gewesen sein, mit dem sich der erste Wiener Buchdrucker hier eingeführt hat. Das nächste Produkt seiner Presse war wahrscheinlich die aus dem italienischen übersetzte Rochuslegende.

Der Bibliotheks-Assistent *Dr. Ebert* von der Wiener Universitätsbibliothek hat im Vereine mit *Dr. O. Scheuer*, einem vorzüglichen Kenner des studentischen Schrifttums, (siehe dessen auch in diesen Blättern seinerzeit besprochenes Werk „Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Studententums in Österreich") ein *„Bibliographisches Jahrbuch für deutsches Hochschulwesen"* bearbeitet und herausgegeben (Wien und Leipzig 1912 *Ed. Beyers* Nachfolger). Seit der 1904 erschienenen „Bibliographie der deutschen Universitäten" von Erman und Horn, die das bis 1899 vorliegende, freilich nur auf Universitäten beschränkte Material behandelte, war kein neuer Versuch auf diesem Gebiete unternommen worden. Die vorliegende Bibliographie umfaßt allerdings nur die Jahre 1910 und 1911, der Zeitraum von 1899 bis 1910 bleibt also offen. Es soll alle zwei Jahre ein zwei Berichtsjahre umfassender Band der Bibliographie erscheinen, dessen erster in Rede stehender Band in guter, auch typographisch ansprechender Ordnung auf 250 Seiten fast das gesamte die Berichtsjahre umfassende Material enthält. Alle Hochachtung vor dem Fleiße und der Umsicht der tüchtigen Herausgeber. Aber die ketzerische Frage sei erlaubt, ob alle diese Mühe nicht nutzlos. Auch unter den Bibliographen mehren sich die Stimmen, die einer Einschränkung des emporwuchernden bibliographischen Spezialistentums das Wort reden.

Der Vorstand der Handschriftenabteilung der Wiener Hofbibliothek *Dr. Rudolf Beer* hat eine kleine Broschüre *„Zur Geschichte der kaiserlichen Handschriftensammlung"* herausgegeben, die unseren Lesern empfohlen sei. Man hat ja jetzt durch das gleichfalls von Dr. Rudolf Beer geleitete, bei Hiersemann in Leipzip erscheinende schöne Unternehmen „Denkmale der Schreibkunst" Gelegenheit, in einen Teil der herrlichsten Handschriften der Wiener Hofbibliothek, auch fern von Wien, Einblick zu nehmen. Die kleine Schrift Dr. Beers stellt einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der Wiener Hofbibliothek dar, die gewiß auch manchem Bibliophilen interessante Aufschlüsse verschafft.

Seinerzeit ist an dieser Stelle über das Scheitern einer in Wien geplant gewesenen Ausstellung gegen „Schund und Schmutz" in der Literatur berichtet worden. Die Sache scheiterte infolge politischer Gegensätze: Konservative und Freiheitliche konnten sich über das Wie und Was nicht einigen. Jetzt wurde von einer behördlichen Stelle in anderer Form die Sache aufgegriffen. In Wien wird Mai 1913 der *Erste deutsche Jugendschriftenkongreß* tagen, dem die Aufgabe zufällt, den gegenwärtigen Stand des für die Jugend bestimmten deutschen Schrifttums nach allen Seiten hin zu beleuchten, die wünschenswerte Vervollkommnung der deutschen Jugendliteratur anzubahnen, für die Verbreitung guter Jugendschriften zu sorgen und die Interessen aller an dem Jugendschriftenwesen irgendwie beteiligten Faktoren, also Schriftsteller, Künstler, Buchhändler und so weiter wahrzunehmen. Eine gleichzeitig in den Räumen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie vorgesehene *Ausstellung von Jugendschriftenliteratur* soll den Entwicklungsgang dieses wichtigen literarischen Zweiges veranschaulichen. Nach den bisher vorliegenden Berichten dürfte der Kongreß eine starke Beteiligung aller in Betracht kommenden Kreise aufweisen.

Gerade jetzt ist, gleichfalls in den Räumen des Österreichischen Museums, eine Ausstellung historischer Amateurkunst zu sehen, die über tausend Werke aus allen Amateurkreisen (Kaiserhaus, Hof, Aristokratie, Bürgertum, Gelehrte, Musiker usw.) umfaßt. Im Saale III ist es ganz besonders interessant. Hier hängen



Bilder und Zeichnungen von *Goethe*, *Kestner* (dem Enkel von Werthers Lotte), *Gottfried Keller*, *Paul Heyse*, *Anastasius Grün*, *Adalbert Stifter*, *Felix Mendelssohn*, *V. v. Scheffel*, *Th. v. Billroth*, von anderen Berühmtheiten ganz zu schweigen.

In Österreich rüstet man allerorts, daß die Monarchie auf der *„Internationalen Buchgewerbe-Ausstellung in Leipzig 1914“* würdig vertreten sei. Nun hat man auch jenseits der Leitha den Beschluß gefaßt, sich an dieser großen Ausstellung zu beteiligen, so daß auch der zweite Staat unserer Doppelmonarchie, *Ungarn*, in Leipzig 1914 vertreten sein wird.

„Einiges über Druckfehler“ betitelt sich ein Sonderdruck aus der „Graphischen Revue Österreich-Ungarns 1911 Nr. 11“ der den Herausgeber der Revue *Joh. Pabst* zum Verfasser hat. In ernster und heiterer Form wird hier ein recht hübscher Beitrag zur Naturgeschichte des Druckfehlerteufels geliefert. Der Druckfehler, heißt es unter anderem dort, ist eine Naturerscheinung wie Hagelschlag, Pestilenz und teure Zeit, er ist eine physische Macht wie der Blitz und eine metaphysische Notwendigkeit wie das Übel; er wurzelt in der Unvollkommenheit der irdischen Dinge und in der Schwachheit des menschlichen Fleisches. Seine Abwesenheit beruht darauf, daß 1. der Verfasser oder Einsender das Richtige geschrieben, 2. das Richtige auch deutlich geschrieben hat, 3. der Setzer in alle Fächer des Setzkastens lauter richtige Lettern geworfen hat, 4. die richtigen Lettern greift, 5. sie in richtiger Reihenfolge setzt, 6. der Korrektor richtig liest, 7. der Setzer die erste Korrektur richtig verbessert, 8. der Korrektor die zweite Korrektur richtig liest, 9. der Setzer die zweite Korrektur richtig verbessert, 10. die Revision richtig gelesen wird, und daß 11. noch ein Dutzend andere Umstände sich ebenso glücklich abmachen. Und da nun ein Großoktavbogen 50000 Buchstaben zählt, so müssen jene günstigen Umstände sich 50000mal wiederholen, um dem lieben Publikum einen einzigen fehlerfreien Bogen in die Hand zu liefern.

Bei *Georg Müller* feiert jetzt der in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts verschiedene Wiener Satiriker *Daniel Spitzer* seine Auferstehung. Schon zu Lebzeiten Spitzers sind eine ganze Reihe von Bänden seiner vielgelesenen und vielbelachten *„Wiener Spaziergänge“* erschienen, die heute ziemlich selten geworden sind und verhältnismäßig hoch im Preise stehen. Die bei Müller erscheinende Gesamtausgabe der Werke Spitzers, der auch mit einigen kleinen novellistischen Arbeiten (das „Herrenrecht“, die „verliebten Wagnerianer“) hervortrat, ist von *Otto Erich Deutsch* und *Max Kalbeck* besorgt und auf ungefähr sechs Bände berechnet, von denen die ersten zwei in wohltuender Ausstattung und mit einer trefflichen biographischen Einführung aus der Feder Kalbecks vorliegen. Spitzers Hauptstärke lag im Feuilleton. Jeden Sonntag erfreute oder erbitterte er — je nachdem — eine andächtige, Zeile für Zeile (auch vom betroffenen Gegner) schlürfende Gemeinde durch ein selten über drei Spalten hinausreichendes Feuilleton in der führenden Zeitung Österreichs, der „Neuen Freien Presse“. Nomen est omen. Spitzer schrieb ungemein spitz. Wer das Wiener Publikum kennt, weiß, welche Bedeutung die Zeitung in dieser Stadt hat. Ein Aufsatz von dem Wiener Spaziergänger „Sp—r“ war immer ein gewisses Ereignis. Die dort ausgeteilten Dolchstiche bildeten eine ganze Woche das Gespräch einer bestimmten Gesellschaftschicht, bis das nächste Feuilleton das Thema ablöste. Spitzer war boshaft durch und durch, aber im Grunde genommen ein ernster Mann und eine geschlossene Persönlichkeit. Ein großer Teil seiner Angriffe galt politischen Persönlichkeiten, die er als ein überzeugter, wenn auch sehr einseitiger Liberaler, je nachdem sie ihm in den Wurf kommen, aufs Korn nahm, wobei er allerdings auch nötigen Falles die eigenen Leute schonungslos preisgab. Ein Beispiel: In der Zeit des Schwindelaufschwunges wendet er sich gegen die geadelten und baronisierten Industrie- und Finanzritter mit den seither geflügelt gewordenen Worten: „Eiserne Stirne, eiserne Kasse, eiserne Krone“. Spitzer gehörte mit Speidel, Kürnberger, Valdeck und anderen zu den Begründern des vielgerühmten (und auch vielbefeindeten) Wiener Feuilletons.

Wien, Ende Februar. *Hans Feigl.*

Amsterdamer Brief.

Die schärfsten Kritiker der Holländer sind oft die Holländer selbst. Mir will es nur scheinen, daß sie in ihren Selbstkritiken häufig von einem Fehler nicht ganz freizusprechen sind, dessen sie sich sonst wenig schuldig machen: der Übertreibung. Nicht ganz frei davon sind wohl auch die Ausführungen, die *Franz Coenen* im *Novemberheft* von *„Groot Nederland“* unter dem Titel „Over Hollandsche beschaving[1] en literaire kunstenaars in de 19e eeuw“ veröffentlicht hat. Das Bild, das Coenen von dem geistigen Leben seiner Vorfahren im XIX. Jahrhundert entwirft, ist kein schmeichelhaftes. Wenn man ihm glauben darf, befand sich Holland, wenigstens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, durch die künstliche Abgeschlossenheit, in der es sich hielt, und durch den durch die Erinnerung an die große, aber ferne Vergangenheit genährten Dünkel, der jeden frischen Luftzug von draußen ängstlich abwehrte, in einem Zustand ödester Stagnation alles geistigen Lebens. „Das holländische Leben jener Tage litt an einer erschrecklichen Mittelmäßigkeit bei einer maßlosen Selbstzufriedenheit. Die Erschütterungen, die der Geist da draußen, und es waren viele, durchmachte, drangen hier nicht durch, und man war stolz darauf, als auf einen Beweis geistiger Überlegenheit und praktischen Sinnes, der dem Wirklichen und besonders dem greifbaren Leben den Vorzug gab vor eitlen und hochtrabenden Gefühlen, ‚so‘ einen Menschen aus seiner Ruhe und keinen Pfennig in den Beutel brachten.“ Daß wieder Leben und Bewegung in die Nation gekommen, das ist dem unaufhaltsamen Gang der Welt-

[1] Kultur.



wirtschaft und des Weltverkehrs zu verdanken, der der Isoliertheit Hollands ein Ende machte. In der ganzen Periode sind es eigentlich nur zwei Persönlichkeiten gewesen, die sich über das niedrige Niveau ihrer Zeit erhoben haben, *Geel* (1789—1862) und *Multatuli* (1820 bis 1887). Aber beide hatten das Unglück, daß sie für ihre Zeit zu spät geboren waren. So stand Geel, der der Zeit nach ein Vorkämpfer und Vertreter der Romantik hätte sein müssen, dieser Bewegung ganz verständnislos und abwehrend gegenüber. Er atmete ganz in der skeptischen und rationalistischen Atmosphäre der französischen Enzyklopädisten des XVIII. Jahrhunderts. Wenn er sich doch von *Diderot* und *Voltaire* unterschied, wenn er von dem kritischen und spöttischen Geist dieser Männer nur das Feine und Gemäßigte, nicht das Prickelnde und Gespannte, nicht die Schärfe und die eisige Kälte des Verstandes hatte, dann liegt das daran, daß er auch wieder ein Holländer des XIX. Jahrhunderts war. Der Einfluß, den die *Romantik* auf das holländische Geistesleben ausübte, war gleich Null. Von dem, was die Romantiker eigentlich wollten, hatte man in Holland nur einen schwachen Begriff. *Walter Scott*, das war die Romantik, die hier erlaubt war, die hier nachgeahmt wurde. Denn in Walter Scott ging das Romantische gepaart mit soviel Vernünftigem-Überlegtem, soviel Solidem, Anständigem und Gemäßigtem, das der bürgerlichen Mittelmäßigkeit und Ordentlichkeit teuer war. Die Vertreter dieser wohltemperierten Romantik waren *van Lennep* und *Oltmans*. Nur auf religiösem Gebiete, nicht in der Kunst oder der Philosophie war es, daß sich die Holländer für die neue Richtung etwas empfänglicher zeigten. Die religiöse Bewegung des Réveil, die Coenen merkwürdigerweise als sanftmütig und undogmatisch bezeichnet (was sie ebensowenig war wie der romantische Katholizismus eines Friedrich Schlegel oder eines Zacharias Werner) hatte einen romantischen Zug. Aber im übrigen faßte die Romantik in Holland keinen Fuß. Wie den Holländern des XIX. Jahrhunderts der kalte Hochmut des Intellectualismus abging, der die französischen Denker zu so mächtigen und lebensvollen Figuren macht, so fehlte ihnen auch die leidenschaftliche Glut, das Tragische der großen Romantiker. Weder das eine, noch das andere, nur mittelmäßig waren sie, auch die Besten unter ihnen, wenn man das Geistesleben im übrigen Europa im Auge behält. Kam Geel nach Coenen achtzig Jahre zu spät, bei Multatuli sind es nur noch dreißig Jahre. Denn *Multatuli*, der erste, in dem die Erbitterung über das Süßliche und Unwahre in der holländischen Literatur ihre Stimme erhob, hat doch wieder zu viel von dem Romantiker, um völlig zeitgemäß zu sein. Sein Individualismus, der gegen die sozialen Mächte des Staates, der Kirche und der Sitte leidenschaftlich Protest erhebt, erscheint romantisch gefärbt. *Max Havelaar* (1860) und *Wouter Pieterse* sind romantische Erzählungen von der Dickensschen bürgerlichen Gattung, jede mit einem Helden, viel Phantasie und viel Sentimentalität, und in den Aufsätzen, in den „*Ideen*" (1862—1874) kommt der romantische Charakter Multatulis am deutlichsten in seinem heftigen Gefühlsidealismus zum Ausdruck. Coenen schließt seine interessante Studie mit folgenden Worten: „Bei Multatuli wiederholt sich, was in der Mitte des Jahrhunderts wahrzunehmen war: der Doppelsinn, die Unsicherheit des geistigen Strebens bei den intellektuellen Führern des Volks, wodurch ihre Gedanken für die Zeit nur halb geeignet sind und die Kultur sich hierzulande nie über das Mittelmaß erhebt Vielleicht war aber bei Multatuli das Übel nicht von einer solchen Bedeutung, weil der Individualismus hier immer ziemlich heimisch gewesen ist. In dieser Hinsicht kann man den Holländern wohl allein vertrauen, und marschieren wir — wer kann es leugnen — vielleicht doch an der Spitze der Völker. Ein angenehmer Gedanke für das Jubeljahr 1913."

In seiner Besprechung der neuen *Faustübersetzung* von *Adama van Scheltema* (siehe unsere Besprechungen im Beiblatt, Neue Folge III, 1, S. 181 f. und IV, 1, S. 56 f.) im *Novemberheft* des „*Gids*" verbreitet sich *Dirk Coster* über die Schwierigkeiten, mit denen man beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Holländische und umgekehrt zu kämpfen hat, und geht bei dieser Gelegenheit auch auf den verschiedenen Klangcharakter der beiden Sprachen ein, dem der Übersetzer immer Rechnung tragen muß. Er sagt hier, nicht ganz deutlich, das Deutsche sei musikalischer und rhythmischer, das Niederländische dagegen plastischer und kraftvoller. Das ist meines Erachtens nicht ganz richtig. Das Niederländische klingt für mein Ohr (ich denke hier, wie Coster, nur an Verse) viel melodischer und musikalischer, viel weiblicher und weicher als das Deutsche, was auf dem größeren Reichtum des Niederländischen an langen Vokalen und Diphthongen beruht, auf denen der Stimmton länger weilen und daher mehr Empfindung anklingen lassen kann. Das Deutsche klingt daneben männlicher, kräftiger, wuchtiger und energischer, eine Folge der so viel stärkeren Artikulation und des größeren Reichtums an stimmlosen Konsonanten. Coster wirft übrigens zweierlei durcheinander. Plastisch und musikalisch sind in diesem Zusammenhange keine Gegensätze und schließen sich keineswegs aus. Die Plastizität, das Anschauliche eines *Ausdrucks* hat nichts zu tun mit dem Klangcharakter des *Wortes*. Das Niederländische ist allerdings anschaulicher, konkreter und platter, das Deutsche spekulativer, abstrakter und ideeller; aber das betrifft nur die Begriffe, nicht die sinnlichen Klangformen. Was Costers Urteil über die Faustübersetzung angeht, so findet er sie von allen bestehenden niederländischen die bedeutendste, obwohl er sich ihren Mängeln nicht verschließt, die aber zum Teil an dem für eine solche Gedankendichtung zu spröden Material der niederländischen Sprache liegen.

Im *Rotterdamer „Leeskabinet"* an dem Gelderschen Kade, einer nur für Mitglieder zugänglichen größeren Bibliothek, war von dem Bibliothekar *Tiddo Folmer* im Monat Februar eine Auswahl von hundert merkwürdigen und seltenen Büchern aus dem Besitze der Bibliothek ausgestellt, die in einem hübschen kleinen Katalog beschrieben waren. Es waren nur Bücher bis 1700, die meisten in holländischer Sprache und in Holland gedruckt. Nur eine Inkunabel war darunter, eine Baseler lateinische Ausgabe der Heiligenlegende von

Voragine, gedruckt von Nic. Kesler 1486. Ein sehr merkwürdiges Buch war eine 1564 in Embden „na de copye van Nicol. Biestkens" gedruckte *holländische Bibel*; hier ist der Text durch Aufkleben kleiner Papierstreifen, auf denen die Lettern mit der Feder aufgezeichnet sind, an sehr vielen Stellen verändert; auch die Titel des Alten wie des Neuen Testaments sind auf diese Weise verändert, ebenso hier und da das Wort Evangelium am Kopf der Seite in „De History" usw. Dann war zu sehen der seltene erste Druck der holländischen *Reimchronik* von *Melis Stoke*, von Douza 1591 bei Barendt Adriaensz in Amsterdam herausgegeben. Natürlich waren auch die niederländischen Dichter des XVII. Jahrhunderts, die für den Nichtholländer hauptsächlieh wegen ihrer schönen Kupfer von Interesse sind, meistens in Erstausgaben vertreten, so die von P. Scriverius herausgegebenen „*Nederduytsche Poemata*" des Leidener Polyhistors *Daniel Heinsius*, Amsterdam 1616 mit dem Autograph von Scriverius und den Stichen von den de Passes, von Le Blond, Jac. Matham und P. Serwouter, die Liedersammlung von *Brederode* „Boertig, amoreus en aendachtigh groot Lied-boeck, Amstelredam 1622" mit den reizenden Stichen von J. van de Velde, J. le Blon und anderen. Die verschiedenen Werke des „Vaters" *Cats*, zum Teil auch wieder Erstausgaben mit den hübschen Illustrationen nach Adr. van de Venne, dann die „*Zeevsche Nachtegael*" Middelburg 1623, von demselben Künstler illustriert, mit Beiträgen von verschiedenen holländischen Dichtern der Zeit; die Sammlung lateinischer, französischer, italienischer und niederländischer Gedichte von *Constantin Huygens*, dem Vater des berühmten Physikers: „Otiorum libri sex, Hagae Comitis" 1625; der „Friesche lust-hof" von *Starter*, Amsterdam 1627, ebenfalls mit Stichen, die arkadischen Verse und Theaterstücke von *Jan Krul* „Eerlycke tytkorting", mit den zahlreichen, aber unbedeutenden Stichen von S. Savery, in schönem Lederband, Amsterdam 1634; eine Sammlung Gedichte von *Vondel* in der Erstausgabe: Verscheide gedichten .... Verzamelt door D. B. D. L. B., Aemsteldam 1644; dann die gesammelten Gedichte des mit Rembrandt befreundeten und von ihm porträtierten *Jeremias de Decker*, Amsterdam 1656, und *Roemer Visschers* „Zinne-poppen", eine Sammlung von Claes Jansz. Visscher gestochener Embleme, wie sie seit dem Vorbilde Alciatis sehr beliebt waren, mit kurzen, geistreichen Beischriften in Prosa und in Vers von Roemer Visscher selbst und seiner Tochter Anna Roemers, in der seltenen dritten Auflage von 1669. Noch ein anderes seiner Illustrationen wegen interessantes Werk verdient hier hervorgehoben zu werden, ebenfalls eine Sammlung von Emblemen: *Johannes de Brune*, „Emblemata of Zinnewerck .... Amsterdam 1624", das durch seine reizenden, nach Zeichnungen von Adr. van de Venne von Blon, J. Swelinck und andern sauber in Kupfer gestochenen Bildchen zu den schönsten Emblematabüchern überhaupt gehört. Von andern seltenen Werken seien noch erwähnt die Geschichte der ostindischen Kompagnie „*Begin ende voortgangh* van de .... Compagnie (Amsterdam) 1646", eine der merkwürdigsten Reisebeschreibungen, und das berühmte Bilderbuch des *Comenius* zur Erlernung der lateinischen Sprache, das man das erste Lehrbuch der Berlitz-Methode nennen könnte „Vestibulum rerum et linguarum, Amsterdam 1673", mit den Stichen von Crispyn de Passe und andern und dem deutschen Text von *Phil. von Zesen*.

Die *Amsterdamer Universitätsbibliothek* hat von dem bekannten Amsterdamer Professor *Quack* dessen wertvolle Büchersammlung als Geschenk empfangen. Quack, ein hoher Siebziger, ist der Verfasser eines umfangreichen und gründlichen Werkes über die soziale Bewegung „De socialisten. Personen en Stelsels Amsterdam 1875—1895", das hier eine große Berühmtheit genießt, im Auslande aber wenig bekannt ist. Das riesige in diesem Werke verarbeitete Material von Büchern, Zeitschriften und Flugblättern, ist so Eigentum der Amsterdamer Bibliothek geworden. Über die Bedeutung dieser Fachbibliothek äußerte eine hiesige Zeitung: „Die Sammlung Quack ist so etwas Besonderes, so etwas Einziges, daß die Stadt Amsterdam wohl Grund hat, dem Schenker ihren Dank zu bezeugen. Für Quack ist seine Bibliothek noch etwas ganz Anderes gewesen, als gewöhnlich für den Liebhaber, für den Gelehrten, für den Sammler. Das begreift jeder, der die Seiten seiner Selbstbiographie ‚Aan het schryven van mijn boek' gelesen hat; der aus seinen Schriften herausfühlt, in welch innigem Verkehr der Verfasser mit seinen papierenen Freunden gestanden; wie neben dem Neuen, dem Standardwerk, den schönen Bänden gerade das Kleine und Alte: nichtige Broschüren, vermoderte Zeitschriften, abgegriffene Manifeste die Liebe des Gelehrten gehabt haben; wie er sie aufgespürt hat auf den Ständen der fliegenden Buchhändler an den Seinequais, auf den Ladentischen kleiner Trödler, aus entlegenen Häusern in aller Herren Ländern, von alten Leuten, die in ihren jungen, feurigen Jahren einmal umstürzliche Schriften, weltverbessernde Blätter verschlungen hatten. Abschriften sieht man da von alten Broschüren, die vielleicht nur noch in einem Exemplar auf der Welt bestehen, im British Museum oder anderswo. Büchelchen, die möglicherweise nirgends mehr aufzutreiben sind." Man findet in dieser Sammlung die alten Zeitschriften der Saint-Simonisten von 1830 neben den Flugschriften von Fouriers Anhängern aus derselben Zeit, die gewaltigen Bannflüche Bakunins aus den sechziger Jahren, die Volksgesänge Krapotkins und die kommunistisch-anarchistischen Aufrufe von Louise Michel und den ihren aus den achtziger Jahren; ferner nüchterne Fachzeitschriften wie „L'organisateur Belge" (1831), „La Phalange" (1845), „Le Globe" (1824) neben phantastischen und religiösen Blättern, wie dem von amerikanischen Quäkern herausgegebenen „The Manifesto" und dem von kommunistischen Schwarmgeistern, die in Amerika eine Kolonie nach Fouriers berühmtem „Phalanstère" gegründet hatten, herausgegebenen „The Morning Star". Jedenfalls wird die nun dem allgemeinen Gebrauch zugänglich gemachte Büchersammlung für den Forscher eine sehr wertvolle Fundgrube bilden.

Der Konservator am *Leidener ethnographischen*



Museum, Dr. de Visser, fährt fort, die reichen Schätze dieser Anstalt an *japanischen Farbenholzschnitten* in wechselnden Ausstellungen vor die Augen eines größeren Publikums zu bringen; da keine Kunst wohl so sehr einer Einführung bedarf wie die japanische als das Abbild einer so fremden Welt von Vorstellungen und Gebräuchen, veröffentlicht de Visser regelmäßig in „Elseviers Maandschrift" orientierende Beschreibungen der jeweiligen Ausstellung mit Illustrationen, die als Sonderabdrücke in dem Museum erhältlich sind. In der augenblicklichen achten Ausstellung (1. Februar bis 1. Mai) sind 75 Arbeiten, hauptsächlich von *Utagawa Toyoharu* und seinen Schülern *Toyohiro*, *Toyohisa* und *Toyokuni I.* zu sehen.

Zum Schluß noch einige Preise von Stichen und Zeichnungen, die auf einer *Auktion* bei *van Stockum im Haag vom 18. und 19. Dezember 1912* bezahlt wurden. Die höchsten für Stiche erzielten Preise waren 600 fl.; das brachten sowohl zwei Farbenstiche von *W. Say* und *H. Meyer* nach der Zeichnung von *W. Owen* „The cottage door" und „The road side" (Nr. 98) auf, wie zwei Schabkunstblätter von *Ward* nach *G. Morland*, schöne Abdrücke mit breitem Rand: „The first of September, Morning and Evening" (Nr. 90). An zweiter Stelle kämen dann die beiden Farbenstiche von *William Blake* und *G. Maille* nach J. B., zwei weibliche Porträts, Mrs. Q. nach Huet Villiers und Windsor Castle (Nr. 20) mit 475 fl.; dann vier Schabkunstblätter von *R. Earlom*, die vier verschiedenen Märkte (Wessely 109—112), Nr. 55 mit 400 fl.; *F. Janinet*, „La comparaison" 415 fl. (Nr. 78). — Von den übrigen Stichen seien noch genannt: Nr. 3: *Brustbild von Napoleon*, als erster Konsul, Farbenstich. Paris, Chategnier 100 fl. — Nr. 49: *C. van Dalen*, Brustbild von Tromp 75 fl. — Nr. 50: *W. J. Delff*, Florian von Culenborch und seine Gemahlin 90 fl. — Nr. 53: *J. J. van der Berghe*, „Diana and the Shepherdess" 80 fl. — Nr. 85: *J. Dean*, nach G. Morland, „The widow" 140 fl. — Nr. 87: *W. Ward*, nach *Morland*, „Bathing horses" 160 fl. — Nr. 88: *Dieselben*, „Stable amusement" 150 fl. — Nr. 89: *Dieselben*, „The sportman's return" 120 fl. — Nr. 91: *Dieselben*, „The Angler's Repast" 120 fl. — Nr. 95: *J. Muller*, „Maurice, Prince d'Orange" 175 fl. — Nr. 96: *W. Nutter*, „Her Royal Highness the Princes Mary" 100 fl. — Nr. 103: *J. E. Ridinger*, „Neue Reit Kunst in Kupfer Stichen, Augsburg 1722" in halb kalbsledernem Band 72 fl. — Nr. 105: *L. Saillar*, „Guillaume II Prince d'Orange" 90 fl. — Nr. 110: *J. Grozer & G. Murphy*, nach Singleton, „The industrious mother" und „The good children" 110 fl. — Nr. 112: *John Smith*, „Maria Stuart, épouse de Guillaume III", nach Jan van der Vaardt 81 fl. — Nr. 116: *L. Surugue*, „Le plaisir de l'été" und „Le désir de plaire" 145 fl. — Nr. 128: *Watson*, „Girl reading by candle light" und „Girl holding a candle in her hand" 90 fl. — Von den Zeichnungen wollen wir nur eine auf *Rembrandts* Namen gehende nennen, die im Katalog auch abgebildet war, *die Findung Mosis* durch Pharaos Tochter vorstellend, in Sepia ausgeführt, 20 × 30 cm; dieselbe wurde für 1150 fl. verkauft. — Von den Städteansichten ist vielleicht noch von Interesse eine *Chromolithographie von Berlin* aus den vierziger Jahren, vier Ansichten der Straße „Unter den Linden" 70 fl.

Amsterdam, Ende Februar. *M. D. Henkel.*

New Yorker Brief.

Soeben bringt der Telegraph die Kunde vom Ableben eines typischen Poeten des Westens: *Joaquin Miller*, *„The Poet of the Sierras"*, wie er genannt wurde, des amerikanischen Byron, wie ihn seine enthusiastischen Freunde nannten.

Cincinnatus Heine Miller, dies war sein richtiger Name, wurde im Jahre 1841 im Staate Indiana geboren und kam schon als dreizehnjähriger Junge nach Oregon und in den sechziger Jahren nach San Francisco, wo er seine ersten Verse veröffentlichte unter dem Titel *„Joaquin et al"*. Der Name dieses Erstlingswerkes blieb ihm anstatt seines unaussprechlichen eigenen Namens und alle seine späteren Werke wurden von ihm so gezeichnet. Miller ist vor allem ein großer Schilderer der Natur in seinen Dichtungen; er besingt die Schönheit des freien Westens wie kein Anderer. Eine Gesamtausgabe seiner Werke ist eben bei *Whitaker & Ray Wiggin* in *San Francisco* erschienen. Der erste Band enthält eine Einleitung und Auto-Biographie des Verfassers; die übrigen Bände seine Dichtungen, deren Inhalt aus den Titeln zu erraten ist: *Songs of the Sierras*; *Songs of the Sunland; Songs of Italy and other Songs of the American Seas*; *Poetic Plays*. Miller hat sich mit seinen eigenen Händen einen großen Feuerherd auf seiner Besitzung, welche das Golden Gate von San Francisco überblickt gebaut, auf dem er seinem Wunsche gemäß verbrannt wird.

Die Januar-Nummer des *„Bookman"* bringt einen sehr interessanten Artikel über Mark Twain als Verleger. Im Jahre 1884 wurde die Firma C. L. Webster in Hartford mit der Absicht gegründet, die Werke Mark Twains zu verlegen. Der Erfolg blieb nicht aus, nach und nach wurden auch andere Werke verlegt, unter anderem die Memoiren des General M. S. Grant, von denen über 350000 Exemplare verkauft wurden, für die Mrs. Grant im voraus eine Abschlagsumme von 200000 $ ausbezahlt bekam, der größte Verlegervorschuß, der wohl je einmal irgendwo bezahlt wurde, insgesamt hat die Witwe 424050 $ Honorar bekommen. Leider ging es mit der Verlegertätigkeit Mark Twains nicht so weiter, schließlich kamen Mißerfolge und zum Schluß verlor er all sein Geld in seinem Verlagsunternehmen, so daß er als beinahe Sechzigjähriger wieder vorne anfangen mußte. Dieselbe Nummer enthält auch einen Beitrag von *F. A. King* über amerikanische Büchersammler, der in der Februar-Nummer fortgeführt ist.

Der Bericht des Librarian of Congreß über das am 30. Juni vorigen Jahres abgelaufene Geschäftsjahr, der dem Kongreß kürzlich unterbreitet wurde, verzeichnet eine Zunahme von 120000 Bänden während



dieser Periode, so daß jetzt über zwei Millionen Bände vorhanden sind. An besonderen Schenkungen verzeichnet der Bericht die Sammlung Judaica (10000 Bände) von dem New Yorker Bankier *Jacob H. Schiff* gestiftet; eine Sammlung Dokumente, unter dem Namen *Matthew Fontaine Maury* bekannt, die sich hauptsächlich auf den Bürgerkrieg beziehen und anderes mehr. An Manuskripten ist der Kauf der Dokumente über Hurbide, Kaiser von Mexiko 1822—23, und James Henry Hammond von South Carolina, der in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in diesem Staate eine große Rolle spielte, besonders erwähnt.

Zurzeit gelangt die Bücher- und Gemäldesammlung des verstorbenen Sammlers *M. C. D. Borden* zur Versteigerung. Bei der Versteigerung der Gemälde brachte *Rembrandts* Lukrezia den Rekordpreis von 130000 $; ein Bild von *Turner* brachte 105000 $, der Gesamterlös für die 82 Bilder war 1244725 $. Von den Büchern brachte die Sammlung *Cruikshankiana*, welche von John B. Gough, einem intimen Freund des Künstlers zusammengebracht worden war, in 27 Folio-Bänden 5000 $; ein extra illustriertes Exemplar der Werke von *Robert Burns* in 13 Bänden brachte 3500 $; die Erstausgabe von *Robert Burns*, Poems chiefly in the Scottisch Dialect, Kilmarnock 1786, brachte nur 2000 $ (gegen 3650 $ bei der Huth-Auktion); *Andubons* Birds of America und Quadrupeds of North America 1025 $; *Bodes* Rembrandt 500 $; *Bushnells* Oriental Ceramic Art 550 $. Ein Exemplar von *Dickens* in Erst-Ausgaben mit vielen Original-Skizzen (92 Bände) brachte 8400 $; *Keith*, Truth advanced in the Correction of many gross and hurtful errors N. Y. 1684 1050 $; *Kipling*, Schoolboy lyrics, Lahore 1881 380 $; *Robinson Crusoe* First edition London 1719, 1000 $; *John Gould*, ornithological works First editions 43 Bände 3900 $; *Rubayat*, Grolier Klub-Ausgabe 430 $; *Washington Irving*, History of New York, Grolier Club-Ausgabe 350 $; *Homer*, Florenz 1488 1250 $.

Von anderen Auktionen wäre zu berichten: *Platform of Church Discipline printed by Samuel Green at Cambridge, Mass.* 1649 brachte 3425 $; *Bowdich*, The fresh water fishes of Great Britain, London 1828—38 660 $; *Benjamin Franklins* „Poor Richard Almanac", Philadelphia 1736 225 $; *The Honour of The Gout*, Franklin, Philadelphia 1732 450 $.

Mr. *Updyke* von der Merrymount Press zeigt die „Correspondence of Philip Sydney and Hubert Languet, edited by W. A. Bradley" an; das Werk ist wie alle Veröffentlichungen dieses Verlags vom bibliophilen Standpunkt aus vorzüglich ausgestattet.

Zu erwähnen wäre noch die Vollendung der „*Catholic Encyclopedia*", die eben stattgefunden hat. Das von der Robert Appleton Company herausgegebene Werk umfaßt 15 Bände und ein Sachregister und soll das beste Nachschlagewerk für den modernen Katholiken von seinem Standpunkt aus sein.

New York, Februar 1913. *Ernst Eisele.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

Deutsche Kommission. Bericht der HH. Burdach, Heusler, Roethe und Schmidt (über die Inventarisation der literarischen deutschen Handschriften.)
Sitzungsberichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1913. Bd. 1. Nr. 4. S. 119—137.

Boinet, A., Le Psautier de Paul III. conservé à la Bibliothèque nationale de Paris. A propos d'un livre récent.
Bibliofila. 14. 1912/1913. S. 361—367 mit 4 Faksim.

Kuhn, A., Die Illustration des Rosenromans.
Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Bd. 31. H. 1. 1912. 66 S., 15 Taf., 45 Textabbild.

Lindsay, W. M., The old script of Corbie, its abbreviation symbols.
Revue des bibliothèques. 22. 1912. (1913.) S. 405—429.

Marignan, A., Études sur l'histoire de l'art allemand. Quelques manuscrits attribués aux Xe et XIe siècles. La porte en bois de Sainte Marie de Cologne.
Studien zur deutschen Kunstgeschichte. H. 162. 1913. V, 124 S.

Preisendanz, K., Drei Briefe Creuzers an Jacobs. (Brief 1 betrifft Rückgabe Heidelberger Hdss. aus Paris und Rom.)
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 22—27.

Bibliophilie. Exlibris.

Dolch, W., Bestimmungen der Dr. Ed. Langerschen Bibliothek über Bucheinbände, ihre Erhaltung und Katalogisierung.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 69—77.

Fischer, L. de, Les Marques de bibliothèque de la maison de Fischer-Reichenbach (de Berne).
Bulletin du bibliophile. 1913. S. 15—33 mit 4 Tafeln und 5 Abbild. i. T. (Wird fortges.)

Sjögren, A., Ur Främmestads Bibliotek.
Svensk Exlibris-Tidskrift. 2. 1912. S. 41 mit 2 Abbild.

Sjögren, A., En anonym exlibris Kopparstickare.
Svensk Exlibris-Tidskrift. 2. 1912. S. 37—40 mit 10 Exlibris-Abbild. und 1 Taf.



Sjögren, A., Pärmstämplar använda som vignetter vid boktryck och tvärtom.
Svensk Exlibris-Tidskrift. 2. 1912. S. 29—32 mit 4 Abbild. i. T. und 2 Tafeln.

Bibliothekswesen.

M. Armand d'Artois conservateur de la Bibliothèque Mazarine. (Par P. M.)
Bulletin du bibliophile. 1913. S. 46—49.

Vom Ausbau der Zentralbibliothek in Hannover. (Von am.) *Der Bibliothekar.* 5. 1913. S. 538—539.

Bacon. C., A library that's alive.
Public Libraries. 18. 1913. S. 50—55.

Behrend, F., Die John Rylands Library zu Manchester.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 62—69.

Bowker, R. R., The work of trustees in a large library.
Library Journal. 38. 1913. S. 3—7.

Boysen, K., Die Gesamtkatalogisierung der Deutschen Bibliotheken. Vortrag.
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 7. 1913. S. 1—6. (Wird fortges.)

Braun, J., Der Leihbetrieb in der Volksbücherei.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 104—112.

Clapp, C. B., Arrangement of cards under place names in a dictionary catalog.
Library Journal. 38. 1913. S. 73—77.

Dana, J. C., The Library (of Newark) in 1912.
The Newarker. 2. 1913. S. 243—247.

Evans, G. H., Experiments in library extension.
Library Journal. 38. 1913. S. 13—15.

Fick, (R.), Bericht über den Stand der Arbeiten am Gesamt-Zeitschriftenverzeichnis. (Dez. 1912.)
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 84—85.

Foulché-Delbosc, R., Manuscrits hispaniques de bibliothèques dispersées.
Revue de bibliothèques. 22. 1912. (1913.) S. 430—472.

Frati, C., Per la „Marciana".
Gazetta di Venezia. 1913. Nr. vom 9. Februar.

Frati, C., Bollettino bibliografico Marciano. Pubblicazioni recenti relative a codici o stampe della Biblioteca Marciana di Venezia. (Forts.)
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 397—412 mit 7 Faksim. (Wird fortges.)

Fritz, G., Politik der Bücherei. Eine Besprechung.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. N. F. 5. 1913. S. 12—15.

Hamdorff, G., Die dänischen Volksbüchereien im Jahre 1912.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. N. F. 5. S. 7—12.

Hawkes, A. J., An Extension and revision of the Dewey's Africa schedule.
The Librarian. 3. 1913. S. 242—245.

Heym, K., Die Reorganisation der Meißner Arbeiter-Bibliothek.
Der Bibliothekar. 5. 1913. S. 541—542.

Hicks, F. C., Inter-library loans.
Library Journal. 38. 1913. S. 67—72.

Hofmann, W., Politik der Bücherei. I.
Zentralblatt für Volksbildungswesen. 12. 1912. S. 121—135.

Jenner, H., George Knottesford Fortescue, A Memory.
The Library. 3. Ser. 4. 1913. S. 1—45.

Johnston, W. D., and., Mudge, J. G., Special collections in libraries in the United States.
U. S. Bureau of Education Bulletin. 1912. Nr. 23. 140 S.

Kesper, L. A., De oorsprong der Goudsche Librye.
Het Boek. 2. 1913. S. 61—68.

Lane, W. C., The moving of the Harvard Library.
Library Journal. 38. 1913. S. 81—84.

Lichtenstein, W., Book buying experiences in Europe. *Library Journal.* 38. 1913. S. 77—81.

Marais, P., Notice sur M. Armand d'Artois, conservateur de la Bibliothèque Mazarine.
Bulletin de l'Association des Bibliothécaires français. 6. 1912. S. 109—113.

Petrich, F., Die Berliner Arbeiterbibliotheken.
Der Bibliothekar. 5. 1913. S. 539—541.

Ruepprecht, Chr., Allgemeine, systematische Organisation von Volksbibliotheken. I. II.
Bayerische Staatszeitung. 1913. Nr. 38 u. 39 vom 14. u. 15. Februar.

Sadler, M.. Address at the opening of the Rastrick Branch Public Library.
Library Association Record. 15. 1913. S. 29—35.

Salaris, R., Gli incunaboli della Biblioteca comunale di Piacenza. (Forts.)
Bibliofilia. 1912/13. S. 330—337. (Wird fortges.)

Sayers, W. C. B., A short course in practical classification with special reference to the decimal and subject schemes with readings and exercises.
Library Association Record. 15. 1913. S. 1—12. (Wird fortges.)

Schnorr von Carolsfeld, H., Deutsche Nationalbibliothek, Königliche Bibliothek und Königliche Hof- und Staatsbibliothek München.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 58—62.

Schwenke, P., Eindrücke von einer amerikanischen Bibliotheksreise. 2—5.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 1—17. 49—58.

Shaw, G. T., Open Acces: an experiment.
Library Association Record. 15. 1913. S. 13—21.

Smither, R. E., The treatment of pamphlets, maps, photographs, and similar items.
Library World. 15. 1912/13. S. 195—199.

Tews, J., Die Bibliotheksleistungen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.
Blätter für Volksbibl. u. Lesehallen. 14. 1913. S. 1—10.

Tilton, A. C., Davis Memorial Library of Philipps Exeter Academy.
Library Journal. 38. 1913. S. 84—85 mit 2 Plänen und 1 Abbild.

Verzeichnis der wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten.
Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken. 11. 1913. S. 79—157.

Vidier, A., Publications nouvelles concernant les bibliothèques françaises. Rapports prés. aux assemblées générales des 23 Avril 1911 et 14 Avril 1912. (Suite et fin.)
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 101—108.

Vogelsang, Fr., Altägyptische Bibliothekare?
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 17—22.

Walter, F.K., Free and inexpensive reference material.
Library Journal. 38. 1913. S. 8—12.

Weber, F., Die auf der Stadtbibliothek zu Stettin befindlichen Drucke von 1500—1550. Ein Verzeichnis.
Baltische Studien. N. F. 16. 1912. S. 127—161.

Wrigley, M. J., The library staff: a plea for its recognition und organization.
Library World. 16. 1912/13. S. 211—213.

Buchdruck und -Gewerbe.

Aus der Buchführung der Quentelschen Druckerei in Köln in den Jahren 1577 bis 1585. (Von G. D.)
Deutscher Buch- und Steindrucker. 19. 1912/13. S. 344—345.

Celani, F., Manuziana.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 380—391. (Wird fortges.)

Colljin, J., Van dem nedderval der Veneddyer. 2. Niederdeutsche in Lübeck und Hamburg gedruckte Ausgaben einer Maximilian. Flugschrift aus d. J. 1509.
Jahrbuch der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten. 29. (1911.) Beiheft 9. 1913. 13 S., 5. Taf.

Decia, D., La prima edizione della Risposta all' Apologia del Tasso dell' Infarinato Primo e i suoi veri stampatori. (1585.)
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 391—397.

Kruitwagen, B., Het Horarium van Gerard Leeu, Antwerpen 1489, 27. Juli.
Het Boek. 2. 1913. S. 1—19 mit 5 Faksimiles. (Wird fortgesetzt.)

Lepreux, G., Les travaux sur l'histoire de l'imprimerie.
Revue des bibliothèques. 22. 1912. (1913). S. 499—501.

Lugano, Del tipografo Bresciano Bartolomeo de Zanettis al servizio di Camaldoli e della „Regula Vite Eremitice" stampata a Fontebuono nel 1520. (Schluß.)
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 338—344.

Murray, A. G. W., The edition of the „Fasciulus temporum" printed by Arnold ther Hoernen in 1474.
The Library. 3. Ser. 4. 1913. S. 57—71 mit 4 Abbild.

Olschki, L. S., Il typografo Giovanni Gengenbach successore del tipografo Giorgio Lauer di Roma?
Bibliofilia. 14. 1912/13 S. 321—324 mit 2 Faksimiles.

Plomer, H. R., Jamas Abree, printer and bookseller of Canterbury.
The Library. 3. Ser. 4. 1913. S. 46—56.

Pollard, A. W., The general catalogue of incunabula.
The Library. 3. Ser. 4. 1913. S. 105—108.

Preservation of paper.
Library Journal. 38. 1913. S. 16—20.

Scholderer, V., Wenceslaus Brack's „Vocabularius rerum". (1483 ff.)
The Library. 3. Ser. 4. 1913. S. 87—91.

Schottenloher, K., Ehemalige Klosterdruckereien in Bayern.
Das Bayernland. 24. 1912/13. S. 132—140 mit 5 Abbild.

Le nuove Tariffe grafiche per la piazza di Torino.
Giornale della Libreria. 26. 1913. S. 51—57.

Buchhandel.

Die Absatzmöglichkeit des deutschen Buchhandels in China.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 1423—1424.

Cercle de librairie. Assemblée générale annuelle du 21. Février 1913.
Bibliographie de la France. 1913. Chronique. S. 33—44.

Drahn, E., Vom Büchervertrieb der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 149—151.

Junta general de la asociación de la libreria de España.
Bibliografia española. 13. 1913. II. Crónica. S. 13—16.

Annual Meeting of the Stationers board of trade.
Publishers' Weekly. 83. 1913. S. 266—268.

Slater, J. H., English book sales 1912.
Publisher' Weekly. 83. 1913. S. 268—273.

Das Verlagsarchiv. Seine Aufgabe, Einrichtung und Ausgestaltung. (Von —rkl.)
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 1625—1626.

Die allgemeine Zusammenkunft der Association littéraire et artistique internationale zur Feier des 25jährigen Bestehens der Berner Union.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 1497—1498. 1535.

Zweig, St., Lob der deutschen Verleger.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 573—574. 611.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Butzmann, E., Bücher unter Gebrauchsmuster-Schutz.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 1713—1714.

De oudste Engelsche Couranten in Nederland uitgegeven. *Het Boek.* 2. 1913 S. 68—69.

Elster, A., Der Verlagsredakteur. I. II.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 2081—2082. 2145—2146. 2203.

d'Ester, K. Aus der Preßgeschichte einer kleinen westdeutschen Residenz in guter alter Zeit. Nach handschriftlichen Quellen. (Neuwied.) (Forts.)
Westfälisches Magazin. N. F. 4. 1912/13. S. 56—59. (Wird fortges.)

Herzog, R., Die schlesischen Musenalmanache von 1773—1823.
Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. 23. 1912. VIII., 154 S.

Weides, H., Die zivilrechtliche Haftung der Zeitung für falsche Nachrichten.
Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften im katholischen Deutschland, Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft H. 15. 1913. VI, 42 S.

Bibliographie.

Hulme, E. W., u. Kinzbrunner, C., On current sexial digests and indexes of the literature of science and some problems connected therewith.
Library Association Record. 15. 1913. S. 22—28.

Kruitwagen, B., Jets over bibliografie.
De Katholiek. 143. 1913. S. 165—185.

Nijhoff, W., Nederlandsche Bibliographie von 1500—1540. Vervolg B-Ber.
Het Boek. 2. 1913. S. 32—37. (Wird fortges.)

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Blennerhassett, Lady Ch., Einige Worte über die englische Romanliteratur.
Das literarische Echo. Jg. 15. H. 10. 1913. Sp. 669—674.

Brausewetter, A., Die Religion der Klassiker.
Hamburg. Correspondent. 1913. Beilage: Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft Nr. 2.

Bruns, F., Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Ein Vergleich ihrer Ansichten über das Drama.
Hebbel-Forschungen. 5. 1913. VI, 123 S.

Gebert, W., Der Anteil der deutschen Literatur an der Erhebung von 1813.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 107—118.

Gutmacher, E., Der Don Juan-Stoff im 19. Jahrhundert.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 353—360.

Körner, J., Die Renaissance des germanischen Altertums. Eine literarhistorische Studie.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 1—29.

Krauß, R., Vom Nichterkennen und von der Erkennung im Drama.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 228—232.

Lütjens, A., Herzog Friedrich von der Normandie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen und schwedischen Literatur des Mittelalters.
Münchener Archiv für Philologie des Mittelalters und der Renaissance. H. 2. 1912. VI, 99 S.

Mehring, S., Jungfranzösische Lyrik.
Das literarische Echo. Jg. 15. H. 10. 1913. Sp. 575—680.

Mehring, S., Französische Volkslieder.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt 1913. Nr. 8 vom 24. Februar.

Merbach, P. A., Literaturgeschichte und Literaturgeschichten.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 292—297.

Niewöhner, H., Der Sperber und verwandte mhd Novellen. *Palaestra.* 119. 1913. IX, 172 S.

Spiero, H., Neue Lyrik. 2.
Eckart. 7. 1912/13. S. 332—337.

Weise, A., Die Entwicklung des Fühlens und Denkens der Romantik auf Grund der romantischen Zeitschriften.
Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. 23. 1912. VIII, 188 S.

Einzelne Schriftsteller.

Bartsch: Hamann, E. M., Rudolf Hans Bartsch.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 100—104. (Wird fortges.)

Benelli: Weichardt, C., Sam Benelli.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 5 vom 3. Februar.

Björnson: Hans, W., Björnsons Stellung zu Ibsen.
Hamburg. Correspondent. 1913. Beilage: Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Nr. 2.

Boccaccio: Hammecher, P., Giovanni Boccaccio.
Velhagen und Klasings Monatshefte. 27. 1912/13. H. 5.

Böhlau: Krossa, E., Helene Böhlau.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 14. 1913. S. 11—15.

Browning: Fleckenstein, E., Die literarischen Anschauungen und Kritiken Elizabeth Barrett Brownings.
Würzburger Beiträge zur englischen Literaturgeschichte. 3. 1913. XIII, 124 S.

Bürger: Mentzel, E., Neues über Elise Bürger.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 371—377.

Dante: Tartufari, C., La rivelazione di Beatrice.
Giornale Dantesco. 20. 1912. S. 189—197.

Eschenbach: Minckwitz, M. J., Encore le „Willehalm“ de Wolfram d' Eschenbach.
Revue germanique. 9. 1913. Nr. 1.

Eulenberg: Franck, H., Herbert Eulenberg.
Eckart. 7. 1912/13. S. 231—245.

Goethe: Bode, W., Der Pudel und der Scholast.
Stunden mit Goethe. 8. 1912. S. 241—255.

—: Brandt, H., Goethe und die graphischen Künste.
Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. N. F. 2. 1913. X, 130 S., 6 Taf.

—: Brausewetter, A., Der geistige Sinn der Goetheschen Existenz.
Tägliche Rundschau. 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 31 vom 6. Februar.

—: Lienhard, F., Einführung in Goethes Faust.
Wissenschaft und Bildung. 116. 1913. 170 S.

—: Schmidt, E., Bemerkungen zur Chronologie von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“.
Archiv für das Studium der neuerer Sprachen. 129. N. S. Bd. 29. 1912. S. 289—292.

Graff: Götze, A., Jörg Graff, Landsknecht und Poet.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 81—107.

Hauptmann: Merbach, P. A., Die Gerhart-Hauptmann-Literatur.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 198—203.



Hebbel: Lewin, L., Friedrich Hebbel. Beitrag zu einem Psychogramm. *Hebbel-Forschungen.* 6. 1913. 152 S.

—: Walzel, O., Hebbels Weltanschauung. *Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.* 1913. H. 4. Sp. 469—500.

—: Walzel, O., Friedrich Hebbel und seine Dramen. Ein Versuch. *Aus Natur und Geisteswelt.* 408. 1913. VIII, 115 S., 1 Portr.

Heidenstam: Wien, A., Ein Dichter der einsamen Größe. (Verner von Heidenstam.) *Der Zeitgeist.* Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 4 vom 27. Januar.

Heine: Deetjen, W., Neue Heinefunde. *Zeitschrift für deutsche Philologie.* 44. 1912. S. 478—481.

Herder: Müller, O., Handschriftliches aus Herders Bückeburger Zeit. (Schluß.) *Archiv für das Studium der neueren Sprachen.* 129. N. F. Bd. 29. 1912. S. 301—323.

Hille: Hermann, G., Peter Hille. *Das Literarische Echo.* Jg. 15. H. 10. 1913. Sp. 665—669 mit 1 Portr.

Homer: Drerup, E., Homer als Dichter. *Hochland.* 10. 1912/13. H. 4.

Ibsen: Lütgenau, F., Wie schuf Ibsen? *Westfälisches Magazin.* N. F. 4. 1912/13. S. 60—64. (Wird fortges.)

Immermann: Wohnlich, O., Tiecks Einfluß auf Immermann, besonders auf seine epische Produktion. *Sprache und Dichtung.* 11. 1913. XI, 72 S.

Jung Stilling: Stecher, G., Jung Stilling als Schriftsteller. *Palaestra.* 120. 1913. VIII, 280 S.

Kröger: Brandt, O. H., Timm Kröger und seine Dichtungen. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 306—317.

Lagerlöf: Bethge, H., Selma Lagerlöf. *Hamburg. Correspondent.* 1913. Beilage: Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Nr. 3.

Lasker-Schüler: Moerner, G., Gedanken über Else Lasker-Schüler. *Hamburg. Correspondent.* 1913. Beilage: Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Nr. 2.

—: Zech, P., Else Lasker-Schüler. Eine Einführung in ihr dichterisches Werk. *Der Zeitgeist.* Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 6 und 7 vom 10. und 17. Februar.

Liliencron: Flaskamp, Ch., Detlev von Liliencron. *Bücherwelt.* 10. 1912/13. S. 95—100. (Wird fortges.)

Ludwig: Arminius, W., Otto Ludwig, der Epiker, geb. 12. 2. 1813, gest. 25. 2. 1865. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 318—332.

—: Brausewetter, A., Otto Ludwig. Zu seinem 100jährigen Geburtstag. *Tägliche Rundschau.* 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 35 vom 11. Februar.

—: Franck, H., Das Drama Otto Ludwigs. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 293—306.

—: Friedemann, K., Otto Ludwig im Rahmen seiner Zeit. (Zu seinem 100. Geburtstag.) *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 27. 1913. S. 119—122.

Ludwig: Jentsch, E., Das Pathologische bei Otto Ludwig. *Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.* H. 90. 1913 VI, 72 S.

—: Merker, P., Otto Ludwigs literarischer Nachlaß. *Tägliche Rundschau.* 1913. Nr. 67 vom 9. Februar 7. Beilage.

—: Willmann, F. E., Zu Otto Ludwigs 100. Geburtstage. (11. Februar 1913.) *Literarisches Zentralblatt für Deutschland.* Beilage: Die schöne Literatur. 14. 1913. Sp. 57—59.

Manzoni: Arcari, P., Alessandro Manzoni nach neuen Briefen. *Hochland.* 10. 1912/13. H. 4.

Nibelungenlied: Grimme, H., Zur Geschichte der Herausgabe des Nibelungenliedes. *Ueber den Wassern.* 5. 1912. S. 858—866.

Nikolaus von Montenegro: Stümcke, H., Nikolaus I. von Montenegro als Dramatiker. *Bühne und Welt.* 15. 1912/13. S. 177—185.

Raabe: Zwei deutsche Briefe Wilhelm Raabes. *Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes.* 1912. S. 92—96.

—: Hahne, F., „Das Odfeld" und „Hastenbeck". *Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes.* 1912. S. 77—91.

Reuter: Seelmann, W., Parallelen zu Fritz Reuters Läuschen. *Archiv für das Studium der neueren Sprachen.* 129. N. F. 29. 1912. S. 324—331.

Schiller: Berger, K., Schiller-Schriften. *Das literarische Echo.* Jg. 15. H. 10. 1913. Sp. 685—694.

—: Brandt, O. H., Wilhelm von Humboldt und Schiller. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 27. 1913. S. 30—49.

Seidel: Biese, A., Erinnerungen an Heinrich Seidel. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 245—252.

Stein: Bode, W., Briefe der Frau v. Stein an Knebel. Sechste Reihe. Oktober 1813 bis Ende 1815. *Stunden mit Goethe.* 8. 1912. S. 280—301.

Storm: Hanssen, P., Medicinisches bei Theodor Storm. Eine medizinisch-literarische Studie. *Medizinische Abhandlungen zur Literatur-Geschichte.* 1. 1912. VIII, 48 S.

Strindberg: Strecker, K., Der Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und August Strindberg. Zum erstenmal veröffentlicht (im Auftrage des Nietzsche-Archivs und mit Zustimmung Strindbergs). *Tägliche Rundschau.* 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 33—35 vom 9.—11. Februar.

Tolstoi: Tolstoi, Gräfin A. A., Erinnerungen an Leo N. Tolstoi. Übersetzt von Ad. Heß. *Velhagen u. Klasings Monatshefte.* 27. 1912/13. H. 5.

Trojan: Erinnerungen von Johannes Trojan. *Verein der Bücherfreunde.* Nr. 171. (= Jahrg. 22, 3). 1912. 332 S.

Wieland: Hart, J., Christoph Martin Wieland. *Zeit im Bild.* 11. 1913. Nr. 4.



Wieland: Lütkemüller, S. Ch. A., Gespräche mit Wieland.
Stunden mit Goethe. 8. 1912. S. 256—279 mit 3 Abb.
—: Seuffert, B, Wielands Beziehungen zum Theater.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 309—322.
—: Strecker, K., Wieland und Goethe. Zum wirklichen Todestage Wielands vor hundert Jahren.
Tägliche Rundschau. 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 16 vom 20. Januar.

Wieland: Teutenberg, A., Wielands Herzenserlebnisse. (Zur 100. Wiederkehr seines Todestages: 20. Januar 1913.)
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 3 vom 20. Januar.
Wildenbruch: Ein Brief Ernst von Wildenbruchs.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 270—271.
Zahn: Zahn, E., Wie ich Schriftsteller wurde. (Schluß.)
Die Erholung (Leverkusen). 4. 1913. S. 15—17.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Hermann Eßwein, Megander, der Mann mit den zween Köpfen und andere Geschichten. *Delphin-Verlag, München* 1912.

Wer seine Bibliothek so ordnet, daß er die innerlich und entwicklungsgeschichlich zusammengehörigen Werke zusammenstellt, der müßte dies, acht seltsame Geschichten enthaltende Buch, in der Abteilung unterbringen, wo die Werke E. T. A. Hoffmanns, Poes, Barbey d'Aurévillys, Villiers' de l'Isle Adam, Boutets, Meyrinks, Ewers' zu finden sind. Man merkt, Eßwein hat mit Nutzen die sonderbaren, grausamen, grotesken Erzählungen all dieser Autoren gelesen und hat, durch eine gute Gabe der Erfindung und frischen Fabulierens unterstützt, dies unterhaltsame, in behaglichen Stunden zu lesende Buch zusammengebraut. Die verschiedensten Arten von seltsamen Geschichten in den verschiedensten Stilarten, jedoch stets knapp und gewandt erzählt, ziehen also an dem gespannt zuhörenden Leser vorüber. So liest man mit Gruseln und Entsetzen das „Bekenntnis des Dr. Webelhorst", der, ungeahnte Möglichkeiten chemischer Erfindungen verwirklichend, durch sein Radion den Weltuntergang erzeugt, denn alles, was mit diesem Stoff in Berührung kommt, versteint zu einer grünlichen Masse, die sich wiederum in gewissen Verbindungen in völliges Nichts auflöst, so daß also die Menschen, Städte, Gewässer, alle Materie ins Leere hinschwindet. Noch gruseliger ist die Geschichte von „Tom Neerwindt", der genau nach dem Programm geheimnisvoller Voraussagen greulich umkommt. In das unbegrenzte Gebiet des Psychologischen führen die „Träume vom alten Haus" und der „Selbstmord des Schülers Brubacher". Die Durchkreuzung eines Schicksals durch den Zufall schildert „Das sonderbare Geschick des Franz Wild", der nach einem verlorenen Leben den Selbstmord beschließt und in dem Augenblick, als er die Idee des Selbstmords überwindet und ins Leben zurückkehren will, von einem Straßenbahnwagen überfahren wird. Im Biedermeierton, mit bald behaglichem, bald grausigem Humor ist die geheimnisvolle Geschichte von dem Stadtschreiber Megander erzählt, der, einst jugendlich ausschweifend, dann pedantisch arbeitsam, aber stets weinliebend, sich auf einer großen Reise einen neuen Kopf anschafft und sich in ein Mädchen verliebt. Als sich das geliebte Mädchen aber als die Tochter seiner Jugendgeliebten erweist und er mit Hohn aus dem Hause getrieben ist, findet er in Trunkenheit und Irrsinn ein greuliches Ende im alten grauen Hause seiner Väter. Noch wunderlicher und kunstvoller erdacht ist das Märchen „Vom Gespensterfritz und der Regentrude", in dem Wirklichkeit, Naturgewalten, Humor und Schauerlichkeiten in verwirrendem Wechsel bunt durcheinandergemischt sind. Und ganz ins Groteske wendet sich die Schlußgeschichte von „Herrn Krautmann", einer Vogelscheuche, die, durch die Elektrizität eines Gewitters plötzlich lebendig geworden, als Mensch davonläuft. Das Titelbild A. Kubins, welches diese letzte Geschichte illustriert, bildet eine gute Verheißung für das ganze Buch.

K. P.

Das *„Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker"* schreitet in dem neuen Verlag von *E. A. Seemann* in *Leipzig* schnellen Schrittes vorwärts. Schon liegt uns der siebente Band des großen Unternehmens vor, umfassend die Artikel *Cioffi* bis *Cousyns*. Trotzdem somit bis jetzt auf jeden Buchstaben zwei bis drei Bände kommen, kann man doch durchaus nicht von Breite reden, vielmehr hält der jetzt alleinige Herausgeber, Professor Ulrich Thieme, seine mehr als 300 Mitarbeiter straff am Zügel und gestattet nirgends eine ästhetisierende Breite. Nur die sicher feststellbaren biographischen Tatsachen und die objektiven, für die historische Stellung und die absolute Bedeutung eines Künstlers wesentlichen Merkmale werden verzeichnet, daneben die Hauptwerke und die Literatur mit rühmenswerter Vollständigkeit. So reicht für John Constable 3½ Seiten, für Benjamin Constant sogar weniger als eine Seite aus. Gerade durch diese strenge Sachlichkeit und Knappheit wird das Künstler-Lexikon zu einen um so brauchbareren, in seiner Art einzigen Nachschlagewerk, für das alle die mannigfachen, kunsthistorisch interessierten Kreise der Tatkraft des Herausgebers und dem Opfermut des Verlags zu dankbarster Anerkennung verpflichtet sind.

G. W.

Adolf von Sonnenthal, Briefwechsel. Mit 2 Bildnissen in Gravüre und 24 Einschaltbildern, zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Es hat eine Zeit gegeben, da ein Teil des Wiener Publikums auch gegen Sonnenthal, den „ersten deutschen Schauspieler", wie ihn Ludwig Speidel einmal nannte, ziemlich kritisch wurde. Gebärde und Sprache der „Borch" gefielen nicht mehr, waren „überwunden". Andere Momente spielten gleichfalls mit, kurz es gab



eine garnicht unansehnliche Sonnenthal-Opposition. Allzulange dauerte freilich der Rummel nicht. Als man wieder ernüchtert die Dinge betrachtete, war man froh, einen solchen ganzen Kerl und großen Künstler in Wien sein eigen nennen zu können. Und als Sonnenthal plötzlich in Prag verstarb, fühlte man erst, was man an ihm verloren hatte. Denn alle, die ihn persönlich näher gekannt, waren einmütig in dem Urteile, daß hier eine prachtvolle Vereinigung von Menschen- und Künstleradel dahingegangen sei. Jetzt hat Hermine v. Sonnenthal ihrem Vater ein schönes Denkmal durch Herausgabe dieses Briefwechsels errichtet. Sonnenthal hat keine Memoiren hinterlassen, wir müssen also in diesen vorliegenden zwei Bänden seinen literarischen Nachlaß erblicken. Und diese zwei Bände sind in der Tat mehr als ein rein menschliches Dokument, denn Sonnenthal stand mit fast allen hervorragenden irgendwie mit dem Theaterleben verbundenen Persönlichkeiten im Briefwechsel, mit Hocharistokraten ebenso wie mit Literarhistorikern, Gelehrten und Dichtern, ganz besonders natürlich mit den Leuten vom Bau, Kollegen wie Direktoren. Daß er das geschriebene Wort fast gleich dem mündlichen meisterte, beweist dieser Briefwechsel, der sich über die lange Zeit von achtundfünfzig Jahren, darunter nicht weniger als dreiundfünfzig Jahren Burgtheater erstreckt. Wir wünschen diesem schönen Werke, das eine Art Selbstbiographie Sonnenthals darstellt und überdies keinen unwichtigen Beitrag nicht allein zur Geschichte des Burgtheaters, sondern auch zur allgemeinen Theatergeschichte bedeutet, alle jene zu Freunden, die gerne den Blick in die Seele harmonisch abgerundeter Persönlichkeiten werfen.

H. Fgl.

Das neue Bild. Veröffentlichung der Neuen Künstlervereinigung München. Text von *Otto Fischer*. *Delphin-Verlag, München* 1912. Preis 18 M.

Die Neue Künstlervereinigung wurde im Jahre 1909 von Adolf Erbslöh, Alexej von Jawlensky, Wassily Kandinsky, Alexander Kanoldt, Alfred Kubin, Gabriele Münter, Marianna von Werefkin, Heinrich Schnabel und Oskar Wittenstein in München gegründet. Ihr traten in den folgenden Jahren u. a. bei die Franzosen Pierre Girieud und Le Fauconnier, die Russen Wladimir von Bechtejeff, Alexander Mogilewsky, Moissey Kogan und Franz Marc. Im Herbst 1910 gab die Künstlergruppe in einer großen Ausstellung (München Moderne Galerie) einen interessanten Überblick über den nicht an nationale Grenzen gebundenen Charakter der modernen Bewegung. Nach mannigfachen Spaltungen — Kandinsky und Marc sind ausgeschieden und haben unter dem Namen „der blaue Reiter" Gesamtausstellungen und eine große Publikation veranstaltet — besteht die Neue Künstlervereinigung heute aus: Bechtejeff, Erma Barrera-Bossi, Erbslöh, Girieud, Jawlensky, Alexander Kanoldt, Kogan, Mogilewsky, Marianna von Werefkin.

In einer vorzüglich ausgestatteten Publikation mit 36 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen, die in 800 numerierten Exemplaren erschienen ist, versuchen die Künstler neue Freunde für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Otto Fischer sucht mit leise wägenden Worten das Wollen der Künstler zu künden und ihr Wesen zu umschreiben.

Diese Deutsche, Russen und Franzosen umfassende Gruppe setzt sich aus sehr verschieden gearteten Persönlichkeiten zusammen. Ihnen gemeinsam ist ein gewisser Lyrismus, Stimmungen und Erlebnisse werden aus der Sphäre des Sichtbaren losgelöst und in Farben und Linien ausgedeutet, doch fehlt den Bildern das Zwingende der Gestaltung. Eine wirklich schöpferische Persönlichkeit wie Picasso in Frankreich, Schmidt-Rottluff in Deutschland gehört der Neuen Künstlervereinigung nicht an. Den geschlossensten Eindruck unter den abgebildeten Werken macht Kanoldts streng konstruiertes „Stadtbild". *Dr. Rosa Schapire.*

Hermann Bahr, Inventur. (Berlin, S. Fischer.) Man hat Bahr einmal mit Friedrich Schlegel verglichen, ihn den Friedrich Schlegel unserer Zeit genannt. Er selbst hat, glaube ich, einmal in seinem vor einigen Jahren erschienenen „Tagebuche" seiner Verwunderung, ja seinem Erschrecken darüber Ausdruck gegeben, daß, je mehr er sich in die Lektüre des Romantikers vertiefe, um so überraschendere Ähnlichkeiten zwischen diesem und sich selbst entdecke. Ein Kapitel in der Inventur ist mit „Selbstinventur" überschrieben, das wir schon aus einem früheren Abdrucke in der „Neuen Rundschau" kennen. Hier ist der ganze Bahr, jener leidenschaftliche Verkünder und Impressionist, der sich selbst als Leitmotto die Worte vorsetzt: „Niemals derselbe und immer derselbe". In der Tat, wer den wechselvollen Werdegang dieses für die Entwicklung der modernen deutschen Literatur hochbedeutsamen Mannes verfolgt — eine Anerkennung, die ihm unter anderem auch der berühmte Geschichtschreiber Karl Lamprecht zubilligt — wird finden, daß Bahr, was die grundsätzliche Seite seiner Natur betrifft, Ähnliches, ja fast dasselbe schon in den Anfängen seiner Laufbahn von sich ausgesagt hat wie jetzt als Fünfziger. In dem seinerzeit in Pernerstorfers „Deutschen Worten" abgedruckten Aufsatze „Über das transzendente Korrelat unserer Weltanschauung" ist eigentlich schon derselbe Grundzug seines Wesens von ihm dargelegt worden, wie jetzt in der „Selbstinventur". Bahr stellt sich sonst in diesem Bande gegen unsere Zeit, die mit ihrer Industrialisierung verheerend und entseelend wirke. Überflüssig zu sagen, daß auch diesmal Bahr fesselnd und geistvoll schreibt. Und immer hat man das Gefühl, daß alles aus reinster Überzeugung quillt, mag es auch erst eine Überzeugung der letzten Tage sein. Neu ist der religiöse Ton in manchem der Aufsätze, insbesonders in der „Selbstinventur". Boshafte Menschen, zu denen wir aber gewiß nicht gehören, wollen auch darin eine weitere Ähnlichkeit zwischen Bahr und Friedrich Schlegel entdecken, wobei sie allerdings nicht wissen oder nicht recht bedenken, daß auch die spätere Religiosität Friedrich Schlegels im tiefsten Grunde innerlicher Notwendigkeit entsprang.

Hans Feigl.



Ernst Jentsch, Das Pathologische bei Otto Ludwig. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1913.

Der Kollege *Jentsch* zeigt sich in dieser pathographischen Studie als ein echter Schüler von *Lombroso* und *Möbius*. Zum 12. Februar 1913, dem 100. Geburtstag Ludwigs, beschenkt er die Literarhistoriker mit einer Gabe, die sie sehr gut werden nützen können. Denn *Jentschens* Pathographie füllt geradezu eine Lücke aus. Wer *Otto Ludwigs* Schriften kennt, wird kaum ahnen, „daß diese größtenteils unter sehr besonderen Schwierigkeiten geschaffen wurden".

Auf eine kurze biographische, orientierende Skizze folgt eine treffliche Schilderung von *Ludwigs* Krankheitszuständen, die den scharfsinnigen Neurologen und Kliniker erkennen läßt. In den letzten Jahren litt *Ludwig* unter einem schweren Gallensteinleiden, das sein Arzt *Ayrer* richtig erkannt hatte und das durch *Fiedlers* Sektionsprotokoll bestätigt wird. In der Besichtigung und kritischen Beschreibung der „*Totenmaske Ludwigs*" sieht man wieder *Jentschens* ausgezeichnete anthropologische Begabung; wie fein diagnostiziert er den Tic convulsif, den *Julian Schmidt* schon im Leben an Ludwig beobachtet hatte.

Nicht minder glücklich und gelungen ist der Abschnitt über *Ludwigs Veranlagung*, in dem *Jentsch* so recht in seinem Element ist und aus dem Vollen schöpft. Auch das Kapitel, in dem *Ludwigs* Werke in diesem Zusammenhang gewürdigt werden, ist voll von wichtigen und Klarheit schaffenden Fragen. *Ludwig*, dessen Poesie „eine Poesie der Wahrheit" sein wollte, wurde zunächst durch diesen realistischen Grundzug zu einer größeren psychologischen Vertiefung gezwungen, die seinen Werken einen so besonderen Reiz verleiht. *Shakespeare* besonders und *Goethe* waren *Ludwigs* Lehrmeister. Auch in der Novelle „Maria", die das Sujet von der unerklärlichen Empfängnis behandelt, ist dem Psychopathologischen ein größerer Spielraum gelassen. Die Analyse der *Ludwigschen* Werke im einzelnen muß die Lektüre des Büchleins selbst bringen. Es gehört sicher zu den interessantesten und wertvollsten Gaben am 100. Geburtstage Otto Ludwigs. *Dr. med. Erich Ebstein.*

Fritz Böckel, Detlev von Liliencron. Erinnerungen und Urteile. *Leipzig, Xenien-Verlag.* 1912.

Als zweites Sonderheft der besonders seit letztem Jahre sich merklich hebenden Monatsschrift „Xenien" erscheint, von Fritz Böckel herausgegeben, eine vermehrte Sammlung zeitgenössischer Urteile über Detlev von Liliencron. Wie immer in solchen umfänglichen Publikationen findet sich neben manchem wirklich Wertvollen auch recht viel Nebensächliches und Wertloses, das bei besserer, strengerer Redaktion ganz gut hätte ausgemerzt werden können. Man weiß, in welchem Umfang heute die beliebte Methode der Umfrage angewendet wird, so daß schon überhaupt ein gutes Herz dazu gehört, sie zu beantworten. Aus dieser Gesinnung heraus sind denn auch viele Antworten entstanden, die auf die Frage eingingen: „Wie denken Sie über Liliencron?" Mit das Beste und aus wirklich persönlichem Erleben heraus Geschriebene hat Böckel selbst geliefert; die allermeisten der anderen Beiträge sind schon räumlich viel zu kurz, als daß sich etwas Gescheites darin sagen ließe. Und mit Aphorismen ein Lebensbild zu geben, selbst wenn diese Aphorismen von sehr bedeutenden Leuten herrühren, will mir nicht möglich erscheinen, wenn ich diese Sammlung ansehe. Wenn sich doch nur Verleger und nach Herausgeberruhm lüsterne Schriftsteller dazu entschließen wollten, ihre Energie lieber auf knappe, aber gut gearbeitete Schriften zu verwenden, als auf solche Sammelsurien, in denen man höchstens blättern, aber nicht befriedigend lesen kann. Und das Lesen haben wir heute — vielleicht dank zu vieler solcher Publikationen! — schon allzusehr verlernt. *Franz E. Willmann.*

Erwin Piechottka, Die Morisken. Eine Tragödie in fünf Akten. *Xenien-Verlag, Leipzig* 1912.

In Granada zur Zeit Philipps II. von Spanien lebt friedlich das Volk der Morisken. Der plötzliche Befehl, dem Islam abzuschwören und Christen zu werden, auch spanische Tracht anzulegen, reizt sie zum Aufstand. Ein sehr tapferer Jüngling wird stracks zum König gewählt. Die schönste Frau wird seine Gemahlin, als er den ersten Sieg errungen hat. Deren eigner Oheim aber neidet sie ihm und ein falscher Freund die Krone. Damit ist die Intrige gegeben. Erst spinnt man Verrat, um durch eine kleine Niederlage das Ansehen des Königs zu erschüttern. Da es so noch nicht gelingt, ihn zu stürzen, bleibt nichts übrig, als ihn ermorden zu lassen. Leider tötet sich auch gleich die Königin selbst und der eine Verschwörer hat das Nachsehen, weshalb er mit dem andern böse ist. Der andere ist aber nun König. Da sagen plötzlich Verbündete (nach des Verfassers Meinung Türken) ihre Hilfe in dem begonnenen Kriege ab, der neue König sagt: „Ich — allein!" und mit Recht fällt der Vorhang. -o-

---

Franz Keim, Gesammelte Werke. *München, Georg Müller.*

Zum siebzigsten Geburtsfeste Franz Keims gab es zu des Dichters Ehren viele Feiern, festliche Abende und ähnliches. Die schönste Ehrung wurde aber Keim durch seiner Freunde Entschluß zuteil, seine Arbeiten, Schriften und Dichtungen in ein Gesamtwerk zu vereinigen und bei Georg Müller in München erscheinen zu lassen. Bald konnte auch dem stillschaffenden Poeten der erste Band überreicht werden, zu dem der „Landlbua", wie sich Keim selbst so gern nennt, seine Selbstbiographie, „Aus dem Bilderbuche meines Lebens" betitelt, schrieb. Keim zu den Großen zu zählen, wäre lächerliche Übertreibung, deren sich nicht einmal die klügeren Festtagsartikel anläßlich des 70. Geburtstages schuldig machten. Er ist durch und durch epigonenhaft, hat aber dabei manches Schöne und Dauernde geschaffen. Seine auch im Hofburgtheater aufgeführte „Spinnerin am Kreuz", sein urdeutsches Epos „Stefan Fadinger", ferner sein Erstlingswerk „Sulamith" und manches andere noch.



Viel beachtet und auch in weiteren Kreisen des Volkes sehr bekannt, wurde sein Gedicht „Der Weltverdruß", ebenso wie mancher Vers „Aus dem Sturmgesange des Lebens" (darunter auch das von starkem nationalen Pathos geschwellte „Sturmlied der Siebenbürger Sachsen") ihm Freunde und Verehrer eroberte. Wie viel Keim geschaffen, zeigt die zu fünf starken Bänden gediehene Gesamtausgabe, in der sich auch sein Lebenswerk „Mephistopheles in Rom" befindet. Die Bände sind von Georg Müller, wie immer, splendid ausgestattet worden. H. Fgl.

Gaston Maspero, Geschichte der Kunst in Ägypten. Deutsch von *Dr. A. Rusch*. Mit 565 Abb., 4 Farbentafeln. Ars una-Bibliothek. Verlag *Julius Hoffmann, Stuttgart* 1913. In Leinwand gebunden 6 M.

Die ägyptische Kunst ist etwas uns Fernliegendes. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb suchen wir, einmal auf sie aufmerksam geworden, mit einer gewissen Begier nach den geistigen Treffpunkten, auf die unser ästhetisches Gefühl bei ihr reagiert. Man hat es erlebt, wie Ebers mit seinen ägyptischen Romanen sich die Herzen der breitesten Schichten erobert hat. Es ist nichts so fremd, daß es dauernd fremd bleiben könnte. Eine ägyptische Kunstgeschichte in die Hand zu nehmen, wird sich mancher überlegen. Aber man liest sich hinein. Besonders wenn es sich, wie hier, um eine so vortrefflich gründliche Arbeit und eine so geistvolle angenehm zu genießende Art der Darstellung handelt. Gaston Maspero befindet sich als Direktor des Museums in Kairo im Quellgebiet seines Themas. Schon das Museum selbst bot ihm ein fast unerschöpfliches Studienmaterial. Der Verfasser wußte dieses Material aber auch zu verwerten. Man muß seinem Werk die Ehre lassen, daß es *das Beste* ist, was bis jetzt über ägyptische Kunst geschrieben wurde. Alle bisherigen Werke erweckten dem Leser mehr oder minder die Vorstellung, daß die ägyptische Kunst in einem Zeitraum von Jahrtausenden doch eigentlich verzweifelt wenig vorwärts kam und bei aller Monumentalität etwas gespensterhaft Starres und Wirklichkeitsfremdes habe. Mit diesem Urteil wird man sie fortan nicht mehr „abtun" können. Öffnete uns schon „der schöne Mensch" von O. Bulle die Augen für das lebenswahre Element dieser Kunst, so zeigt uns Maspero noch in weit stärkerem Maße den frisch pulsierenden, warmblütigen Realismus, dem sich die ägyptischen Künstler der verschiedenen Epochen hingaben. Obwohl diese Kunst im innigsten Zusammenhang mit der Religion stand, vornehmlich dem Totenkult dienend, hat kein dogmatischer Druck die Künstler gehindert, die Natur im vollen frohen Reichtum ihrer Erscheinungsmöglichkeiten zu erfassen und zu gestalten. Das äußert sich besonders in den Darstellungen des arbeitenden Volkes und in der Tierplastik. Hier haben wir eine köstliche volkstümliche Kunst, von der unsere Modernen lernen können. Dem höchst anregenden Buch ist deshalb weiteste Verbreitung, namentlich, wie der Verfasser selbst ausspricht, in Künstlerkreisen zu wünschen. M. E.

„Geister". Novellen von *Grete Meisel-Heß*. 1912. *Dr. Sally Rabinowitz* Verlag, *Leipzig*.

Diese Geistergeschichten entspringen alle aus einem gebildeten, wissenschaftlich erzogenen Intellekt, der hinter den Dingen die geheimen Stimmen vernimmt, mögen sie aus einer unbestimmten Ferne geisterhaft erklingen oder aus dem Menschenherzen ungerufen herauftönen. Jedesmal ist eine starke Spannung vorhanden und wird klug und sicher entladen. Ein großes Können hat sich hier an kleinen Aufgaben spielend geübt.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. *Hermann Suchier* und Professor Dr. *Adolf Birch-Hirschfeld*. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band. Mit 79 Abbildungen im Text, 17 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und fünf Faksimile-Beilagen. *Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut*. 1913.

Nach zwölf Jahren erneuern die beiden Autoren dieser vortrefflichen französischen Literaturgeschichte ihr Werk von Grund aus und, wie sich von selbst versteht, ist alles, was die Forschung inzwischen zutage gefördert hat, der gründlichen und klaren Darstellung zugute gekommen. Auch der Verlag hat nicht auf seinen Lorbeern ausgeruht. Als ein sehr schönes neues Farbendruckbild ist das Widmungsblatt der Vivianusbibel (etwa 845 n. Chr.) hinzugekommen, außerdem ein Faksimile der dritten Planche der „Neuf Preus" und eine Anzahl Abbildungen im Text. Gleich der deutschen und der englischen Literaturgeschichte des Verlags ist auch diese jetzt in zwei Bände geteilt. Der vorliegende erste reicht bis zum Regierungsantritt Franz I., also bis zum Jahre 1515, der zweite soll im Herbst dieses Jahres erscheinen und außer der Fortführung bis zur Gegenwart die Literaturnachweise für beide Bände bringen. Es braucht bei einer Publikation des Bibliographischen Instituts nicht erst gesagt zu werden, daß die gesamte Ausstattung in bezug auf Material, Technik und Geschmack jedem billigen Anspruch genügt. G. W.

Lorenz Scherlag, Empfindsame Menschen. *Xenien-Verlag, Leipzig*. 1913. (2 M., gebunden, 3 M.)

Als Lyriker hat der Verfasser einige Anerkennung gefunden, die Novellen, die es jetzt bringt, sind sein erster epischer Versuch. Und das Urteil muß dahin lauten, daß er doch noch sehr stark Lyriker geblieben ist. Zuweilen, nicht durchgängig; denn stilistisch sind die Novellen nicht einheitlich, liebt es Scherlag, mit wenigen Worten und knappen Wendungen die Stimmung scharf herauszuarbeiten. Die Charaktere dagegen muß er noch oft direkt schildern. Unter empfindsamen Menschen versteht er etwas anderes als das Wort vortäuschen könnte. Sie sind eigentlich sehr verschieden, zwei Arbeiter, die sich um eines Mädels willen den Schädel einschlagen, und ein junger Mann, der seiner Häßlichkeit wegen sein Leben ohne Liebe zubringen soll und es darum wegwirft, gelockt von den plätschernden Wellen, die an das Wiegenlied der



Mutter erinnern, haben doch gar nichts miteinander gemein. Gerade diese letzte Novelle, das Wiegenlied benannt, läßt an sich exemplifizieren. Der Vorwurf ist zweifellos gut, wenn ich aber verrate, daß er auf fünf Seiten erledigt wird, die man auf drei zusammendrängen könnte bei glattem Satzbild, kommen wohl Bedenken. Das eine Motiv, daß selbst eine Dirne den Häßlichen verschmäht, ist gewagt, psychologisch vielleicht anfechtbar. Sei es aber zugestanden, so darf der Epiker doch nicht bloß die nackte Tatsache mitteilen. Scherlag setzt dann noch auf einer halben Seite die sentimentale Stimmung seines Helden auseinander, bis diesen die Donau aufnimmt. Die Mehrzahl der Novellen sind in Wahrheit doch nur Entwürfe. Daß Scherlag unglücklicherweise verschiedene Stoffe gewählt hat, die schon von Größeren dargestellt sind, schadet ihm, denn nur ein ganz großes Talent darf zum Vergleich herausfordern. -h

---

Samuel Lublinski, Die Novelle Teresa und Wolfgang. Das erste Buch der Bücherei Maiandros, eine Zeitschrift von 60 zu 60 Tagen, herausgegeben von H. Lautensack, A. R. Meyer, A. Ruest. *Verlag von Paul Knorr, Berlin-Wilmersdorf* 1912.

Der junge Verleger A. R. Meyer in Berlin, der allerlei junge, verheißungsvolle, mutige Literatur um sich schart, gibt neben seinen lyrischen Flugblättern nunmehr alle zwei Monate periodisch erscheinende Hefte heraus, die den gemeinsamen Titel „Die Bücherei Maiandros" auf dem grauen Umschlag tragen. Diese Maiandros-Bücher enthalten zunächst in einem Beiblatt eine Einführung in das eigentliche Werk und kritische Beiträge, mit kampffrohem Temperament geschrieben, über neue Bücher. Alsdann folgt auf etwa 60 Seiten das eigentliche Werk. Das erste Heft der Bücherei Maiandros belebt eine nachgelassene Novelle jenes arbeitsamen, nachdenklichen Samuel Lublinski, den man im allgemeinen zu den Neuklassizisten zählt. Die Novelle „Teresa und Wolfgang" zeigt den Weggestorbenen als doppelstrebend: in der Form ist diese Novelle klassisch, ihr Inhalt zielt auf höchste, härteste Ethik ab. In dem klaren, zurückhaltenden, Objektivität erstrebenden Stil, der schöngeformte Sätze mit überlegendem Bewußtsein aneinanderreiht, in jenem Stil, den der alte Goethe schrieb, und den in unsern Tagen am trefflichsten Jakob Wassermann beherrscht, wird eine einfache und dennoch spannende Geschichte erzählt, die, wiewohl im Zukunftsjahre 3000 spielend, dennoch das ethische Problem der Selbstbestimmung so eindringlich hin- und herwindet, daß immer stärkeres Nachdenken im Leser erwacht. Es gibt in dieser Zukunft ein Gesetz, welches gestattet, daß jeglicher sein Leben in die Hände eines anderen geben kann, so daß er diesem anderen zu Gehorsam verpflichtet ist und jederzeit von ihm dem Tode überliefert werden kann. Die schöne Tragödin Teresa fühlt die ungeheure Verantwortlichkeit, die sich über ihr auftürmt, als der junge Vetter Wolfgang sich in ihre Macht begibt. Sie will den Ziellosen erziehen, das Halbtalent zum Genie steigern, aber in ihrer milden Strenge versagt sie ihre Liebe dem geliebten Jüngling. Dieser nun, Freiheit begehrend, die geliebte Beherrscherin hassend, ist gierig nach der Ehre der Schande und wirft sich der Dirne Isa zum Sklaven hin. So ist schließlich Teresa gezwungen, Wolfgang töten zu lassen, und dieser ist ihr dankbar für das Urteil, da auch er keinen Ausweg aus den Wirrsalen seines zwischen Sehnsucht nach Edlem und nach Schändlichem schwankenden Daseins finden kann. Ungeheure ethische Probleme, die den gewöhnlichen Menschen unsrer Zeit noch fremd sind, die aber den nachdenklichen Bessern oft, halb unbewußt, drohend heraufsteigen, entwickeln sich aus der Handlung. Auch unbekanntes Psychisches steigt verwirrend empor. Und doch ist durch die Kunst des Erzählers diese Novelle ein klares, rundes Werk geworden, das im Leser ein seltenes Gefühl der Reinheit und Größe aufsteigen läßt. *Kurt Pinthus.*

Murillo, Des Meisters Gemälde in 287 Abbildungen herausgegeben von *August L. Mayer.* (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Zweiundzwanzigster Band.) *Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt* 1913.

August L. Mayer, der bewährte Forscher spanischer Malerei, stellt dem Murillo-Band eine knappe, alles Wesentliche zusammenfassende Einleitung voran, in der er Murillos Stellung innerhalb seines Landes und seiner Zeit beleuchtet und auf die Bedeutung und die Grenzen dieser vom großen Publikum doch sehr überschätzten Persönlichkeit eingeht. Raffael und Correggio werden als Murillos Geistesverwandte vergleichsweise herangezogen, doch ist der Umbrer, trotz seines Hanges zum Konventionellen, dem Sevillaner an Gestaltungskraft überlegen.

Am interessantesten unter den Abbildungen sind die Reproduktionen nach den wenig bekannten und zum Teil erstmalig reproduzierten Bildnissen, aber Murillos Tendenz die Dinge zu verweichlichen, indem er sie einem allgemeinen Schönheitsideal anpaßt, tritt auch hier gelegentlich störend zutage.

Dr. Rosa Schapire.

Rudolf Hans Bartsch, Schwammerl. Ein Schubertroman. *Leipzig, L. Staakmann.*

Viel wird er gelesen werden, dieser neueste sogenannte Roman von Rudolf Hans Bartsch, der wieder, wie alle übrigen Werke dieses Dichters, gar kein Roman ist, sondern lyrische Prosa eines von inneren Gesichten vollen, begnadeten Poeten. Denn daß dies Bartsch ist trotz seinen manchmal ins Unmögliche gesteigerten Bildern, trotz der Formlosigkeit seiner Werke, trotzdem er noch immer nicht Herr der auf ihn mit mächtiger Gewalt einherstürmenden Rhythmen und Leidenschaften werden konnte, beweist wieder fast jede Seite des „Schwammerls". Man wird unsere Zeit einmal später anklagen, daß sie alle dichterischen Formen durcheinander gewirbelt, einen Roman als Gedicht, ein Gedicht als einen Roman bezeichnet hat und man wird auch Bartsch zu denen zählen, die



hier verwildernd gewirkt. Aber item! Er ist ein Poete, der tief an unsere Seele rührt. Es sind die letzten Erdenjahre Schuberts, die hier der Dichter der „Haindlkinder", der „Zwölf aus der Steiermark", der „Bittersüßen Liebesgeschichten", des „Deutschen Leids" u. s. w. uns mit seiner reichen Phantasie und mit seiner von süßen, einschmeichelnden, auch wehmutsdurchtränkten Tönen übervollen musikalischen Sprache vorzaubert. Manches zerflattert und zerfließt vielleicht in allzugroßer Gefühlsweichheit, aber nur, der selbst von all dem schönen Zauber guter, lieber, heiterer und auch trauriger Menschen und Zeiten nichts im Leibe hat, wird Bartsch, der übrigens diesmal ein wenig seine brausende Überschwänglichkeit gedämpft hat, nicht verstehen. Uns ist aber durch den jüngsten Roman des ehemaligen Offiziers der „Schwammerl"-Schubert, der ewig Arme und immer Reiche, der sehnsüchtig nach Liebe Verlangende und stets um sein Lebensglück Betrogene, er und all die lavendeldufterfüllte Biedermeierzeit doppelt ans Herz gewachsen. H. Fgl.

Christ. Ferckel, Die Gynäkologie des Thomas von Brabant. Ein Beitrag zur Kenntnis der mittelalterlichen Gynäkologie und ihrer Quellen. Mit 21 Lichtdrucktafeln, worunter vier in farbiger Ausführung (Faksimiledrucke). Druck und Verlag *Carl Kuhn, München* 1912.

Vorliegende Arbeit stammt aus dem unter Geheimrat *Sudhoffs* Leitung stehenden Institut zur Geschichte der Medizin zu Leipzig; sie ist gedacht als Beiheft zu den Frauen- und Hebammen-Büchern der „*Alten Meister der Medizin und Naturkunde*", die ich auch in diesen Blättern angezeigt habe. Seit 100 Jahren spielt der Name des *Thomas von Brabant* eine unklare Rolle in der Geschichte der Geburtshilfe, da sein Name immer wieder von neuem mit dem Buche „de secretis mulierum" in Zusammenhang gebracht wurde.

Es ergibt sich aber aus *Ferckels* Auseinandersetzungen und Nachweisungen erstens, daß *Thomas von Brabant* mit dem Pseudo-Albertinischen Traktate „de secretis mulierum" nichts zu tun hatte, zweitens ebensowenig mit den deutschen Büchern „von den Geheimnissen des Weibes" und ähnlichen. Denn letztere sind völlig verschieden von den lateinischen „de secretis mulierum" und stammen auch nicht aus *Thomas* auf dem Umwege über *Konrad von Megenburgs* „Buch der Natur"; dieses ist vielmehr die Bearbeitung einer Neuredaktion der Bücher „de naturis rerum", in welcher gerade der embryologisch-geburtshilfliche Teil fehlt. Auf Grund der Stuttgarter Handschrift hat *Ferckel* unter Berücksichtigung der anderen zahlreichen Handschriften ausgewählte Kapitel aus dem ersten Buche „de naturis rerum", das um 1240 beendet ist, zum ersten Male herausgegeben und zu dem Text sowohl kritische Anmerkungen als einen erläuternden Anhang gebracht, der etwa 50 Seiten umfaßt. — In dem Nachwort spricht *Ferckel* geradezu seine Verwunderung aus, daß auf den so naheliegenden Gedanken, den Kindslagentext bei Thomas von Brabant mit den entsprechenden Bildern zu versehen, keiner seiner Illustratoren gekommen zu sein scheine. Insofern zeigt *Ferckel* auf prachtvoll reproduzierten Tafeln zum ersten Male die Anregung, die dieses Werk der mittelalterlichen Miniaturmalerei, insbesondere der naturwissenschaftlichen Illustration gab. — Wir wünschen dem gewissenhaften und kundigen Herausgeber herzlich Glück bei dem Erscheinen seiner Arbeit, die bereits Mai 1911 fertig vorlag, deren Druck sich aber sehr lange herausgeschoben hat. Trotzdem wird sie immer ein grundlegendes Werk bilden, auf das spätere Forscher und Editoren stets werden zurückgreifen müssen.

Dr. med. Erich Ebstein (*Leipzig*).

Herrenzimmer. Herausgegeben von *Alexander Koch. Darmstadt*, 1913. Verlag von *Alexander Koch*.

Als zweiter Band der Kochschen Handbücher neuzeitlicher Wohnungskultur liegt vor uns ein starkes Buch, das wieder nur durch das Bild zu uns spricht und das Herrenzimmer in weitester Ausdehnung dieses Begriffes schildert, wie es sich in das Wohnungsbild unserer Zeit einfügen soll. Den meisten ist es doch wohl Arbeitsraum und darauf ist hier auch in weitem Maße Rücksicht genommen worden. Auf die richtige Plazierung der Schreibgelegenheiten, auf geeignete und genügende Bücherdepositorien, auf bequemes Gestühl ist Wert gelegt worden und um diese Hauptgegenstände ist das Zimmer herum gebaut. Es würde viel zu weit führen, wollten wir auch nur eine Auslese unter den Namen der zahlreichen Innenkünstler veranstalten, die hier mit erlesenem Geschmack und den weitgehendsten Wünschen Rechnung tragend sowohl im Einzelnen wie in der gesamten Raumgestaltung ganz Hervorragendes geleistet haben. Aber ich möchte derartige, viele Anregungen und Vorbilder enthaltende Bücher gern in den Bibliotheken der Theater wissen, die gerade in der Ausstattung moderner Zimmer unglaublich Geschmackloses bieten. Selbstverständlich kann diese vollendete Kultur des Wohnungsinnern auf der Bühne niemals ganz kopiert werden, aber allein für die geschmackvolle Anordnung der Möbel bietet dies Bilderbuch derartig viel gute Winke, daß schon um dessentwillen seine Verbreitung in weitesten Kreisen wünschenswert erscheint. Was an diesem Buch im Gegensatz zu dem letztbesprochenen über die Schlafzimmer auffällt und bedenklich erscheint, ist das Fehlen einfacherer Zimmerausgestaltungen für den kleineren bürgerlichen Haushalt. Gerade hier wird am meisten gesündigt, weil hier teils die meiste Unkenntnis vorhanden ist, teils die finanzielle Seite der Wohnungseinrichtung einen großen Druck ausübt. So gut der Berliner Fabrikant Dittmar in seinen beachtenswerten Broschüren für die einfachere Wohnung mit Rat zur Hand ist, möchte das auch in dieser Serie weiterhin nicht unterlassen werden. *Franz E. Willmann.*

Oskar Criste, Erzherzog Karl von Österreich. Ein Lebensbild. Drei Bände. *Wien, W. Braumüller*. 50 M., gebunden 60 M.

Es war keine leichte Aufgabe, das Leben und



die Gestalt des großen Schlachtendenkers und -Meisters, der unter der Ungunst der Zeiten so manches zu erdulden und zu erleiden hatte, in einen Rahmen zu fassen. Bedenkt man, daß diese Aufgabe überdies einem Offizier im österreichischen Kriegsarchiv, dem gegenwärtigen Oberstleutnant Criste, übertragen wurde, so wird man ermessen können, welche große Schwierigkeiten es zu überwinden galt. Cristes Arbeit fußt auf den Forschungen dreier Vorgänger: des Archivars Malcher und der Professoren Zeißberg und Zwiedeneck v. Südenhorst, die aber alle vorzeitig abstarben, so daß nur einiger Rohbau ihrer Forschungen übrigblieb. Diesen Rohbau aus- und weiterzuführen, ist nun Criste gelungen, der überdies vor seinen Vorgängern noch den Vorzug hatte, Militär zu sein, was bei der Darstellung des Lebens einer so hervorragend militärischen Persönlichkeit, wie es Erzherzog Karl war, von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. In den drei Bänden wird uns nun das ganze Leben des berühmten Mannes von seiner frühesten Jugend bis zu seinem Tode entrollt. Wir werden wieder Zeugen seiner freudlosen harten Jugend, verfolgen seinen weiteren Daseinslauf in der Armee, erleben seine erste geniale militärische Tat in der Schlacht bei Neerwinden, für die man ihm — etwas frühzeitig — das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens verlieh. Dann steigt das Jahr 1796 vor unseren Blicken auf, Karl schlägt Frankreichs glänzendste Generale Jourdan und Moreau, sein Name bekommt einen helleren Klang in allen deutschen Gauen — nur in Österreich mäkelt und kritisiert man an ihm, wird ihm sein Leben zeitweise verbittert, weil er, wie alle großen Menschen, ein Eigener war, der sich nicht der Schablone unterwerfen wollte, Kommendes voraussah und das, was verdiente, daß es falle, auch stoßen wollte. Schließlich übertrug man ihm doch die erste Stelle des Heerwesens, die er acht Jahre lang bekleidete. Überflüssig, hier seiner großen Ruhmestaten zu gedenken, des Siegers von Aspern, des Erretters aus Deutschlands Not. Eher noch des späteren Dulders, der so viel Undank erntete und gerade von jenen, die ihm zu höchstem Danke sich hätten verpflichtet fühlen sollen.

„Ja, von dem Zorn, dem Dränger im Gefechte,
Hielt sich ein Tropfen auf der Seele Grund
So haßtest du das Niedrige und Schlechte
Und mit dem Trug war ewig dir kein Bund.“

So apostrophierte ihn Grillparzer 1843, als man die Jubelfeier der Verleihung des Theresienkreuzes beging. Freilich — und das sagt vieles — das Gedicht wurde von der Zensur zur Veröffentlichung nicht zugelassen, erst Professor Sauer hat es vor einigen Jahren im 20. Jahrgange des Grillparzer-Jahrbuches abdrucken lassen. — Die drei auch äußerlich würdig gehaltenen, mit zahlreichen Illustrationen und Faksimiles bereicherten Bände dürfen Anspruch auf starke Beachtung erheben. *Hans Feigl.*

Bibliographie der Originalausgaben deutscher Dichtungen im Zeitalter Goethes. Nach den Quellen bearbeitet von *Ernst Schulte-Strathaus.* Erster Band. Erste Abteilung (Bogen 1—17. Mit 81 Abbildungen). *München und Leipzig.* Erschienen bei *Georg Müller* 1913.

Seit langer Zeit ist keine Publikation begonnen worden, die der vorliegenden an Wichtigkeit für das Hauptgebiet der deutschen Bibliophilie gleichkäme. Sie wird nach ihrer Vollendung der Brunet und zugleich der Cohen für die deutsche Literatur der klassischen und romantischen Zeit werden und in der Bibliothek keines Sammlers fehlen dürfen. Ohne Zweifel wird man künftig, wo es sich um Feststellung von Drucken aus den genannten Kreisen handelt, immer von diesem Werke auszugehen haben, mag auch, wie nicht anders möglich, systematische Nachforschung und Zufall noch hier und da Übersehenes auftauchen lassen. Wird ja schon die bloße Existenz dieses Werkes zum Aufspüren versteckter Drucke Sammler und Forscher stärker als zuvor anreizen. Der Gesamtumfang ist vorläufig auf drei Bände berechnet, spätere Erweiterungen sind in Aussicht genommen. Die erste Abteilung des ersten Bandes verzeichnet die selbständig erschienenen Originalausgaben der Werke von *Hamann, Hippel, Herder, Jung Stilling, Lavater, Merck, Goué, Fr. H. Jacobi, H. L. Wagner, Lenz, Klinger, Heinse, Mahler Müller, Schubart, Ludw. Phil. Hahn,* also in der Hauptsache den Kreis um den jungen Goethe. Was hier geboten wird, ist schon so erfreulich und nutzbar, daß der Gesamtleistung auf Grund dieses Anfangs die günstigste Prognose gestellt werden darf. Die Anlage erscheint durchaus praktisch, die Arbeit solide und mit der für solche Aufgaben nötigen Mischung von Selbstvertrauen und Selbstbescheidung durchgeführt. Die Korrektheit des schwierigen Satzes stellt der ungenannten Druckerei und der Sorgfalt des Verfassers das günstigste Zeugnis aus. 81 Titelblätter sind in genügenden Nachbildungen beigegeben und erhöhen den Wert des Werkes. Der Preis kann, wie sich von selbst versteht, nicht niedrig sein; er beträgt für diese 17 Bogen 15 M., was immerhin in Anbetracht der Nützlichkeit des Buches nicht übermäßig erscheint, denn alle Ware soll nach ihrem Werte bezahlt werden. G. W.

Göttinger Musen-Almanach auf das Jahr 1912. Herausgegeben von Heinz Unckenbold. *Otto Hapke, Göttingen.* 1912.

Um ein Jahr zu spät zu kommen, ist für einen Almanach (wenn auch keiner drin ist) immer wenig vorteilhaft. Mögen ja Gründe technischer Natur vorhanden gewesen sein, schließlich waren die Beiträge doch eben zu spärlich. Und so wird es den meisten Studentenalmanachen ergehen, die sich jetzt noch ans Licht wagen. Zwischen Boies und Voßens Tagen und dem modernen Wissenschaftsbetrieb liegt eine Kluft, die selten einer kühnen Sprunges bezwingt. Die starke Ausdehnung der Interessen wie der einzelnen Gebiete fesselt uns so viel mehr an rezeptive Arbeit, als es damals der Fall war, daß die Schaffensfähigkeit einfach aus energetischen Gründen ververmindert wird. Und ein ganzer Almanach verlangt schon viel.



Das blaue Bändchen mit dem überreichen Golddruck gibt sich äußerlich nicht sehr stürmisch. Der kleine Amor obenauf paßt nicht ganz, denn von Liebe wissen die jungen Göttinger eigentlich nicht gar viel zu sagen. Sie hegen die Hoffnung, den alten gleichgestellt zu werden, und man muß zugeben, daß ein solches Verlangen nicht unmäßig ist. Denkt man nur ein paar Jahrzehnte zurück, wundert man sich der Dichterbescheidenheit unserer Tage. Das Vorwort geht an den Fragen nach dem Wie und Warum des Büchleins vorbei, und dem Leser gelingt es ebensowenig, über die Grundsätze der Auswahl und Anordnung klar zu werden. Jetzt überhaupt noch zu kritisieren, ist mißlich, da es selbst der Herausgeber als Nachteil empfindet, daß der und jener nun schon über das hier Gebotene hinausgereift ist und trotzdem danach beurteilt werden soll. Nun, Talente darf man wohl einige nennen, eine besondere persönliche Note ist aber kaum bei irgendwem ausgeprägt. *Quentins* Ballade „Der Wiking" wird man in die Nachfolge Schillers mit Ehren einreihen, auch des Herausgebers mag einiger recht hübscher Gedichte wegen gedacht sein. Von den Kommilitoninnen, die heutzutage natürlich nicht fehlen dürfen, ist etwa *Eva Merkel* zu erwähnen, die man auch im Almanach höflicherweise den Reigen eröffnen ließ, und *Iris Runge*, in deren Gedichten noch mehr persönliches Empfinden steckt. Die Nichtgenannten sollen deshalb nicht getadelt sein.

C. N.

Friedrich Schneider, Kunstwissenschaftliche Studien. Gesammelte Aufsätze. Band I.: Kurmainzer Kunst. Herausgegeben von *Erwin Hensler*. Verlag *Heinrich Staadt*, *Wiesbaden* 1913.

Der Mainzer Prälat Friedrich Schneider ist in den Annalen der Kunstwissenschaft ein goldener Name. Schneider war eine jener innerlich reichen, warmherzigen und abgeklärten Persönlichkeiten, die zu kennen eine Bereicherung des Lebens bedeutet. Neben einem sichern ungemein weitverzweigten Wissen besaß er eine Liebe für die Kunst, die ihresgleichen sucht. Das Schöne aller Zeiten war ihm heilig und er konnte in eine wahre Wut geraten, wenn er sehen mußte, wie man verständnislos das Alte zerstörte, verschandelte oder vertrödelte. Sein Wirken konzentrierte sich im wesentlichen auf sein geliebtes Mainz und der Gelehrte verschmähte nicht sich der Lokalpresse zu bedienen. Hier erschienen die flammenden Mahnrufe, die der Rettung alter Kunstwerke und alter Gebäude in dem an solchen Schätzen überreichen Mainz galten. In Sonderdrucken flatterten sie dann durch ganz Deutschland. Es war ein dankenswerter Entschluß, den literarischen Nachlaß dieses um die „Kunstsache" in Deutschland so verdienten Gelehrten herauszugeben. Nun liegt vorläufig der geschmackvoll ausgestattete und gut illustrierte erste Band, — der auch dem Verleger alle Ehre macht —, vor. Dr. Hensler hat die Herausgabe besorgt und in der Einleitung die nötigen Kommentare zu den verschiedenen kleinen Aufsätzen, die in diesem Band vereinigt sind, gegeben. Um die ausführlichen Register machte sich Gottfried Müller verdient. Der Band enthält 25 Aufsätze aus den Jahren 1870 bis 1906, darunter eine Reihe sehr beachtenswerter Forschungen. Mit besonderer Freude begrüßt man den seinerzeit in der „Allg. Ztg." erschienenen feinsinnigen Essay „Mathias Grünewald und die Mystik". Der demnächst folgende zweite Band, dem vielleicht noch ein dritter folgen dürfte, wird von Professor Joseph Sauer herausgegeben werden und eine ausführliche Biographie des Verstorbenen erhalten.

M. E.

Stefan Milow, Abendrot. Neue Gedichte. *Stuttgart, Bonz & Co.*

„Abendrot" nennt Milow seinen letzten Gedichtband und will damit andeuten, daß er längst schon die Wende des Lebens überschritten hat. Noch hat das Schaffen des Dichters nicht jene volle Anerkennung gefunden, die ihm gebührt, aber besser ist es mit den Jahren doch schon geworden: der nun fast Siebzigjährige kann auf eine treue Gemeinde von Anhängern blicken. Reicht auch seine Kunst an die seines Freundes und ehemaligen Gefährten im Waffenrocke Ferd. v. Saar nicht ganz heran, so ist er ihm doch in vielem wesensverwandt, insbesondere auch in der Vornehmheit der Natur und des poetischen Schaffens, dem Milow nun seit fast fünfzig Jahren reinen Herzens und mit stiller Resignation ergeben ist. Auch der vorliegende Gedichtband gibt wieder Zeugnis von der Innigkeit und nachdenklichen Einfachheit seiner Poesie.

H. Fgl.

Ernst Lissauer, 1813, Ein Zyklus. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1913.

Der junge Dichter, der sich in den Büchern „Der Acker" und „Der Strom" als starker Zusammenballer von Gefühlen und Erscheiungen erwies, formt in diesem neuesten Gedichtbuch die Ereignisse des Jahres 1813 zu harten, balladenartigen, knappen Schöpfungen. Wie ein plastischer Spuk rauscht das tatenreiche Jahr vorbei. In Legenden, in Visionen, in Einzelerscheinungen, im Gefühl der Volksmassen steigt dies Jahr herauf, welches die Welt durcheinanderwirbelte wie kein anderes des vergangenen Jahrhunderts. Die Gestalt Napoleons, von einem düstern Daimonion beseelt, beherrscht das Ganze. Massen der Völker steigen empor: die Geknechteten, Fürchtenden, Hoffenden, Sehnenden; die Armeen ziehen durch Deutschland; alles horcht nach Rußland hin; Moskau lodert empor; und die Kunde des französischen Untergangs quillt zurück nach dem Westen. Dann folgen Bilder aus der Erhebung Preußens, ferner einige anekdotische Zwischenspiele. In einem zweiten großen Teile erleben wir „Die Befreiung" in Schlachtenbildern, sich steigernd vom „Lützowerhandstreich" bis zu dem gewaltigen Tryptichon „Die Schlacht bei Leipzig". Drei Nachspiele beschließen das Buch. Hineingestreut sind einige Silhouetten, die je in einem Satz das Wesentliche einer der großen Gestalten aus dem Jahr 1813 zusammenfassen wollen. Diese Silhouetten erscheinen mir am wenigsten bedeutend in dem Buche, sie sind Aphorismen, aber nicht eigentlich Lyrik. Die Anekdoten raffen



die Handlung auf den engsten Raum zusammen, sie sind anschaulich, einprägsam. Aber weitaus am bedeutendsten sind die Gedichte, welche aus dem stärksten Gefühl des Dichters hervorgesprossen sind, aus dem demokratischen Erfühlen der bewegten Volksmassen. In einer Art von rauhem Pointillismus, einer Mosaikarbeit scharfer Farben formen ich diese großen Gedichte. Sie rauschen wuchtend empor, stehen ungeschlacht, dröhnend da, von einem wilden Pathos erfüllt. Nirgends treffen wir geschmeidige nach einem üblichen Versmaß abrollende Strophen. Sondern alles in diesem Buche ist in jene harten, konzentrierten Rhythmen gegossen, die sich jeweils aus dem Stoffe selbst gebären. Jedes Gedicht ist Anschauung und Klang. Eine unerhörte Klangmalerei offenbart sich, die vielleicht manchmal zu dröhnend, zu aufdringlich ist. Aber dies Buch, aus Liebe zur Masse entstanden, ist für die Massen bestimmt. Wuchtig und hindröhnend wie der Schritt der erregten Völker ist der Rhythmus der Gedichle. Aber nirgends ist Patriotismus im schlimmen Sinne zu verspüren, die Fürsten und Führer schwinden zurück hinter der Wucht der Völker. Und so ist Lissauers Kriegsbuch „1813" als Schmuck jenes Bild Hodlers vorangesetzt, das die Universität zu Jena ziert und den Auszug der Studenten in die Freiheitskriege darstellt. Nach Lissauers Ansicht ist die Dichtung jederzeit Ausdruck der Gefühle großer Massen. Die Wirkung dieses Buches wird erweisen, ob diese Meinung richtig ist, und ferner dartun, ob die Gefühle des Volkes im allgemeinen in unsern Tagen ähnlich denen sind der Menschen, die vor 100 Jahren lebten. K. P.

Von *Wilhelm Diltheys* klassischem Werke „Das Erlebnis und die Dichtung" (Verlag *B. G. Teubner* in *Leipzig*) erschien die vierte Auflage, die erst nach dem Hinscheiden des Verfassers und, wie sich gebührt, als unveränderte Wiederholung der dritten, die erst vor zwei Jahren ans Licht trat, bereichert durch die großzügige Einleitung „Gang der neueren europäischen Literatur". Hinzugekommen ist jetzt nur ein schönes Porträt des 74jährigen Meisters, aus dem das kluge Auge uns gleich jugendfrisch entgegenblickt wie aus diesen vier großen Essais, die unter den Aufschriften: Gotthold Ephraim Lessing, Goethe und die dichterische Phantasie, Novalis, Friedrich Hölderlin, die Künstlerpersönlichkeit in ihren Hauptspielarten ebenso tief wie sicher erfassen.

Emil Ertl, Nachdenkliches Bilderbuch. II. Folge. Ernste und heitere Geschichten. *Leipzig*, *L. Staackmann*.

Alfred Dr. Walheim, Emil Ertl. Sein Leben und seine Werke. Eine Studie. Mit acht Bildbeilagen. *Leipzig*, *L. Staackmann* 1912.

Ungleich Rudolf Hans Bartsch, dessen Prosa sich immer zu Lyrismen steigert, ist Emil Ertl, der Grazer Poet, dessen Wiege in Wien stand, ein echter geruhsamer Epiker mit der herzinnigen Freude am Erzählen. Man schätzt ihn heute in weiten Kreisen und nicht nur bei uns zu Hause, sondern auch draußen im Reiche, wo gleichfalls die seinen heimatlichen Ruf begründende große, uns Österreichern gewidmete Romantrilogie „Die Leute vom blauen Guguckshaus", „Freiheit, die ich meine" und „Auf der Wegwacht" starke, wie es scheint, auch dauernde Beachtung gefunden. Alles an Ertl ist gedämpfter, stiller, ausgeglichener, der Wahrheits- und Wirklichkeitssinn in ihm vorherrschender und deshalb alles an ihm wirkungsvoller. Hier waltet noch die Tradition der großen Erzähler, die Ertl sicher Vorbilder waren. Seine Freude am echten Fabulieren hat uns im vorigen Jahre das „Nachdenkliche Bilderbuch" geschenkt, dem jetzt die zweite Folge erstanden ist. Alle Vorzüge der Ertlschen Kunst sind in diesem Bande wieder vereinigt. Es sind sechs ernste und zwei heitere Geschichten, wirklich „nachdenkliche" Geschichten, die den Titel des Buches rechtfertigen. Lebensklug und weise, verstehend und mitfühlend nimmt uns der Dichter an der Hand und führt uns in die Seelen seiner Menschen. Und Ertl wäre nicht der begabte epische Gestalter, der er ist, leuchtete nicht auch aus der Art, wie er Menschen und Menschenschicksal betrachtet, jener schöne Funke hervor, der allen ersten Dichtern zu eigen: der tiefe Humor. — —

In der Studie über Emil Ertls Leben und Werke wird von Dr. Walheim der Versuch unternommen, heute schon eine Biographie des Dichters zu geben. Es läßt sich darüber streiten, ob solche Unternehmungen bei Lebzeiten eines Dichters, noch dazu eines so rüstig Schaffenden wie es der Fünfziger Ertl ist, nicht als verfehlt, weil als verfrüht bezeichnet werden müssen, zumal wenn sie sich in zu breiter Ausführung ergehen. Den zahlreichen Verehrern der Ertlschen Muse mag damit vielleicht doch eine Freude bereitet werden. *H. Feigl.*

Theodor Reik, Flaubert und seine „Versuchung des heiligen Antonius". Ein Beitrag zur Künstlerpsychologie. *Minden i. W.*, *J. C. C. Bruns*.

Die Methode, die hier Dr. Reik anwendet, um Flauberts Hauptwerk näher zu untersuchen, ist die psychoanalytische, die als Erzeugnis unserer Zeit doch wohl allzu stark unter dem Einfluß naturwissenschaftlicher Methodik auch in die Gebiete der Geisteswissenschaften hineinspielt. Mit einer fast unheimlichen Geschäftigkeit hat eine neuere Literatenschule sich dieser Methode bemächtigt und nun allen bisherigen den Krieg erklärt. Die Psychopathologie, die sich auch sofort der naturwissenschaftlichen Umgestaltung der Forschungsmethoden anschloß, stand dabei Gevatter und heute sind wir schon soweit, daß, im wesentlichen unter der Leitung von S. Freud, die Literaturwissenschaft ganz von psychoanalytischen Gesichtspunkten aus beurteilt wird. Unsere moderne Literatur mit ihrer geflissentlichen Bevorzugung dekadenter Motive gibt ja freilich genugsam Anlaß, sich mit den pathologischen Problemen zu befassen. Neu ist jedoch der Versuch, besagte Methode auf ein Werk anzuwenden, das lange geschrieben ward, ehe die Freudschen Theorien verkündet wurden. An der Einseitigkeit der rein psycho-



analytischen Betrachtungsweise scheint mir diese Schrift am meisten zu kranken; der Eigenart der Freudschen Schule, alles auf das sexuelle Gebiet hinüberzuspielen, selbst die harmlosesten Sachen immer bloß als sexuelle Erlebnisse zu erklären, kann man, wenn sie in diesem Umfang auftritt, keinen Geschmack mehr abgewinnen. Die Zeit wird ja lehren, wo die Freudsche Schule, die heute die extremste der ganzen psychoanalytischen Richtung ist, zu weit gegangen ist, wo diese Methode eben doch aufhört, greifbare Erkenntnis zu vermitteln. Heute kann nur gesagt werden, daß der hypothetische Charakter der meisten Ergebnisse ihren Wert recht unbedeutend erscheinen und es fraglich sein läßt, ob wir noch lange damit fortfahren sollen, irgendwelche Bereicherung unseres Verständnisses für die Künstlerpsychologie von dort her zu erwarten.

Franz E. Willmann.

Dantes Monarchie. Übersetzt und erklärt von Dr. *C. Sauter. Herdersche Verlagsbuchhandlung. Freiburg i. Breisgau.* 1913.

Vielleicht ist das, was wir in der Historie „Übergangszeit“ nennen, die entscheidende Voraussetzung für überragende Gestalten der Geschichte. Der überwältigende Eindruck von Michelangelos Kunst hängt sicherlich an seiner weltgeschichtlichen Mission, den Übergang der abendländischen Kunst vom gleichgewichtig-gebundenen Klassizismus zum beweglich-aufgelösten Barock zu monumentalisieren. Und der unvergleichliche Charakter Beethovenscher Musik ist zweifellos bedingt durch die damaligen Tendenzen seiner Kunst aus der formalen Mozartschen Sphäre herausgetreten, um den im einzelnen bestimmteren Empfindungen des Komponisten Raum zu geben — durch den Übergang von der „absoluten“ zur „Programm“-musik.

Dante steht am Anfang der bedeutendsten Übergangsepoche für unsere moderne Kultur: als das Abendland die mittelalterlich-christlichen Scheuklappen, die es dauernd auf das Jenseits hatte hinstarren lassen, abriß, und die Welt, wie sie uns sichtbar, hörbar, fühlbar umgibt, wiedergewann. Seine „Monarchie“ offenbart dieses neue, in ihm sich anbahnende Grundgefühl zu den Dingen auf dem Gebiete der Staatsauffassung. Das dritte und das vierte Kapitel des ersten Buches sind dafür die entscheidenden. Hier setzt er der Menschheit einen *diesseitigen* Endzweck: den ewigen Frieden auf Erden. „Der Gedanke ist aristotelisch; er findet sich auch in der Staatslehre des Thomas (von Aquino), aber in dieser Form (daß es ein festgefügtes Diesseits mit immanentem Zweck gibt) wird er nirgends in der gesamten, staatstheoretischen Streitliteratur ausgesprochen“, sagt Sauter, der Autor der vorliegenden Übersetzung (der ein lateinisches Original zugrunde liegt) auf S. 63 seiner umfangreichen Einleitung.

Leider nur ist er meines Erachtens dieser hervorragenden, kulturellen Bedeutung von Dantes Schrift viel zu wenig nachgegangen. Er erzählt uns sehr schön von dem Verhältnis von Staat und Kirche im Mittelalter bis auf Dante auf Grund durchaus objektiver Darstellungen, gibt uns eine Entwicklung der mittelalterlichen Staatsanschauungen, betrachtet die „Monarchie“ im Rahmen der damaligen Streitschriftenliteratur und liefert schließlich eine knappe, übersichtliche Inhaltsangabe, zuverlässige Daten über die Entstehung der Schrift und ein reiches Literaturverzeichnis — aber man vermißt es ganz und gar, die „Monarchie“ in ihrer Stellung zur gesamten europäischen Kulturentwicklung betrachtet zu sehen. Hindert ihn seine (katholische) Weltanschauung, die Renaissance und das Verhältnis Dantes zu ihr richtig einzuschätzen?

F. K.

Karl Franz Ginzkey, Der von der Vogelweide. Roman. *Leipzig, L. Staackmann 1912.*

Vielleicht wird die Literarhistorik, wenn sie, in richtiger Distanz einmal an die Einschätzung der dichterischen Produktion unserer Tage geht, von dem Aufkommen einer neuen Gattung des Romans sprechen: vom lyrischen Roman, der insbesondere in Österreich geblüht habe. Von den zwei lieben Brüdern in Apoll, die in diesem Zusammenhange genannt werden müßten, Bartsch und Ginzkey, ist mir persönlich Ginzkey der liebere. Ich weiß, Bartsch ist die reichere, üppigere Natur, aber der Dichter des innigen Romanes „Jakobus und die Frauen“, der Sammlung „Balladen“ und des Lyrikbandes „Heimliches Läuten“ ist mir der stillere, feinere, goethisch ruhigere, indes es bei Bartsch immer schillerisch braust und tobt. Auch Ginzkey hat mit seinem Vogelweiderroman keinen eigentlichen Roman in den festumrissenen Formen geschrieben, ebensowenig wie es Bartsch mit seinem neuesten Schubertroman getan hat. Aber vielleicht wird es viele geben, die Herrn Walter von der Vogelweide, diesen unserer liebsten Minnesänger, gar nicht anders sehen und haben wollen als wie ihn uns Ginzkey liebevoll mit seinen zarten von Stimmung übervollen Farben gemalt. Und Ginzkey hat sich dabei wohl gehütet, den Vogelweider uns als den Sänger von Frauenhuld und -gunst vorzuführen, sondern ihn mit Recht auch als den streitbaren tapferen Kämpfer für Kaiser und Reich und wider den Papst gezeichnet. Sonne, viel Sonne liegt auf den schönen Tiroler Sommertagen, da Herr Walter wieder gen die Heimat zieht und ihm dort auf der Burg Säben ein neues kurzes Minneglück aus den süßen Augen eines Mädchens entgegenleuchtet, dessen Mutter er einst am Wiener Hofe geliebt. Allzuviel, wie gesagt, geschieht in dem Romane nicht, aber es liegt ein wunderbarer Duft über all diesen vielen Episoden und Menschen, die Ginzkey, diesmal vielleicht ein wenig allzu freigebig, durch das Buch führt. Aber wir wollen ihm danken für das schöne Lebensbild des Vogelweiders, der wohl eine verwandte Seite in dem Lyriker Ginzkey wachrief, für das farbige Zeitgemälde, das er uns vorzauberte und — nicht zum letzten — für die Sprachkultur, die in diesem Werke lebt.

Hans Feigl.

Philipp Keller, Gemischte Gefühle. *Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig* 1913.

Dies erste Buch eines jungen Menschen liest man



mit Schmunzeln, Behagen und Beifall. Es ist ein durchaus impressionistisches Buch, aus unzähligen Gefühls- und Anschauungstupfen zusammengesetzt. Eine Unzahl von Personen treten auf, tausend Stimmungen und Milieus ziehen vorbei, vom Spießerheim bis zur Bohème. Und trotzdem wirkt dies Buch einheitlich durch die einheitliche, sichere, objektive, mit leiser Ironie übergossene Art des Vortrags. Die Motive der Handlung sind nicht von Belang, denn diese Schicksale des Bürgermädchens Bertheline hätten sich ins Unendliche weiterspinnen lassen, nichts Erschütterndes geschieht. Kein ethisches Problem wird aufgerollt, sondern mit staunenswerter Welt- und Lebenskenntnis werden gemischte Gefühle enthüllt, Alltagsgefühle von tausenderlei Art, die symphonisch zusammenklingen, und ein großes Konzert ergeben von dem, was wir Menschenschicksal nennen. Alle Personen sind seltsam eindringlich umrissen; sofort stehen sie, trotz ihrer Sonderlichkeit so klar vor uns, das jede Bewegung, jede Handlungsweise von ihnen uns als selbstverständlich erscheint. Ohne die Kenntnis Flauberts und Maupassants, hätte der junge Autor wohl kaum diese knappen, aufs sorgfältigste abgewogenen Sätze schreiben können. Es muß eine ungeheure Arbeit in dem kleinen und leicht lesbaren Roman stecken. Das ganze Buch und jeder Satz sind von luzider Latinität; ohne Schweißvergießen und bohrende Gedankenarbeit rollt sich dies kleine Welttheater ab. Wenn Keller sich als entwicklungsfähig erweisen wird, so ist man verpflichtet, ihn unter diejenigen zu rechnen, welche den langgesuchten, feineren neuen Prosaroman schaffen werden, ohne in jenen heute wieder so üblichen klassischen, schweren Stil zu verfallen, wie ihn etwa der alte Goethe oder Gottfried Keller schrieben. Dieser Keller schreibt jenen Stil, in dem viel von der Elastizität und der weltsicheren Haltung unserer Zeit zu finden ist. P-s.

Otto Hinrichsen, Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters. — Sexualität und Dichtung. Ein weiterer Beitrag zur Psychologie des Dichters. *Wiesbaden J. F. Bergmann* 1911 und 1912.

Alles, was *Hinrichsen* in dem ersten Heft über Dichter und pathologische Schwindler, über die „befreiende Kraft" des dichterischen Schaffens, über den Einfluß körperlicher Zustände auf die dichterische Konzeption, über die verschiedenen Stadien poetischen Schaffens, über visionäre Veranlagung, Dichtung, Halluzination vorbringt, ist wert, gelesen zu werden. Besonders sympathisch berühren die Schlußausführungen, die sich mit aller Reserve, aber doch deutlich gegen *Freud* wenden; die letzte Frage wird halt immer die sein: wo hört die Psychopathie auf und wo beginnt die geistige Gesundheit?

In dem zweiten Beitrage setzt sich *Hinrichsen* nun ausführlicher mit der *Freudschen* Schule auseinander; soweit er es nötig hat, bespricht dann eingehender *Goethes* und *Grillparzers Liebesleben* und kommt auch wieder zu Schlußfolgerungen, die kaum Widerspruch finden dürften, worunter der Satz zu rechnen ist: „Wir können ein Individuum nur seiner sexuellen und intellektuellen Eigenart nach im ganzen schildern."

Im einzelnen kann ein kurzes Referat die Lektüre der beiden interessanten Beiträge nicht ersetzen!

Erich Ebstein (*Leipzig*).

Der junge Kainz. Briefe an seine Eltern. *S. Fischer, Berlin 1912.*

Ob es nötig war, diese Briefe schon jetzt und in diesem Ausmaße zu veröffentlichen? Ich schließe mich hier den bei Erscheinen dieses Bandes geäußerten Bedenken Richard Maria Werner an, der es mit Recht tadelte, daß man heute mit dem Nachlasse unserer modernen Berühmtheiten nicht rasch genug auf dem Platze sein zu müssen glaube, indes man nebstbei sich über jeden „Waschzettel" der Goethephilologie lustig mache. Aber nun liegen einmal diese Briefe des jungen Kainz vor und man freut sich dessen, daß diese so eilige Publikation keine Enttäuschung bereitet. Viel anders, als er sich in diesen vom Beginne seines 17. bis zum 24. Jahre reichenden Briefen gab und offenbarte, werden sich ihn die, die den jungen Brausekopf nicht kannten, wohl auch nicht vorgestellt haben: ehrgeizig, klug, voll lodernden Feuers, tief durchdrungen von seiner Mission und dem hohen Berufe seiner Kunst und dabei, wo immer er weilte, sei es im Steierland, sei es in Leipzig bei den wandernden Meiningern oder in der bayrischen Hauptstadt, wo ihm die Sonne besonderer königlicher Gunst lächelte, stets sehnsüchtigen Herzens nach dem Stefansturm oder besser gesagt nach dem Michaelerplatze und dem Burgringe ausblickend, jederzeit, auch in der Fremde durch und durch Wiener, insbesondere auch im Gemüte, wovon die liebevoll gehaltenen Briefe an die Eltern prächtiges Zeugnis geben. Es sind echte Schauspielerbriefe, geschrieben von einem, dessen Beruf es ist, vor ein Publikum zu treten und der auch dann noch nach der Galerie ein wenig zwinkert, wenn er ein Kainz ist und an seine geliebten braven Eltern schreibt. Auf die Rechnung werden alle kommen, jene die den ernsten Künstler an seiner Vervollkommung rastlos arbeiten sehen wollen und auch die, welche sich immer ein wenig von der Atmosphäre des Komödiantentums angeheimelt fühlen. Die nicht unansehnliche Gemeinde des so früh Dahingeschiedenen wird sicherlich gerne nach diesem Bande greifen.

H. Fgl.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. IX. Jahrgang 1912. Herausgegeben von Dr. Max Ettlinger. Verlag der *Köselschen Buchhandlung in Kempten und München.*

Ähnlich wie seit einigen Jahren, aus dem „Kunstwart" erwachsen, ein Ratgeber in Gestalt einer kommentierten Bücherauslese erscheint, hat sich auch aus dem „Hochland", dem von Karl Muth mit wachsendem Erfolg herausgegebenen bedeutendsten Blatt der deutschen literarisch interessierten Katholiken, ein Ratgeber entwickelt, der in unserer unter einer Überschwemmung



mit Büchern wahrhaft leidenden Zeit ein willkommener Führer sein kann. Die Debatten, die zwischen „Kunstwart" und „Hochland" vor einiger Zeit geführt worden sind, die mangelnde Fühlung der fortschrittlicher gesinnten deutschen Katholiken mit ihren protestantischen Glaubensgenossen zeigt, daß noch keineswegs die Zeit gekommen ist, die eine solche, theoretisch unsinnige Trennung in katholische und nicht katholische Literatur überflüssig machte. Schon bei einer ganz willkürlichen Stichprobe, zum Beispiel dem Abschnitt Lyrik und Epos, zeigt sich aber, daß der Unterschied in der Beratung fast unwichtig ist; eine gelinde Bevorzugung der aus streng katholischem Empfinden heraus entstandenen Literatur ist das wesentlichste Moment. Im übrigen bleibt lediglich die subjektive allgemein menschliche Differenz in der Bewertung des einen oder anderen Buches übrig. Damit steht dann aber der Ratgeber auf einer sehr hohen Stufe und ist in der Tat geeignet, modernen Menschen katholischen Glaubens ein Wegweiser in der Wüste zu sein. Er ist zugleich ein Dokument von dem vielen Wertvollen, das der deutsche Katholizismus unserer Zeit aus eigenem Schaffen zu dem heutigen Weltbild beizutragen hat.

Franz E. Willmann.

Hans Heinrich Ehrler, Lieder an ein Mädchen. *Albert Langen, München.* 1912.

Ein stilles, feines Büchlein tritt hier unter die lärmende Menge der Gedichtsammlungen, mit denen wir jetzt überschüttet werden. Ehrler hat nicht wie so viele andere seine Dichtermappe durchstöbert, um einen beliebigen Band zu füllen, sondern breitet die Geschichte einer Liebe vor uns aus. Keins der Gedichte trägt eine Überschrift, nach der man später wieder suchen könnte, sie sind auch voneinander untrennbar. Die Verse stehen so da, wie sie dem Dichter aus der Seele quollen, als diese überfließen mußte von all dem Glück, das sie erfuhr. Der reife Mann fand in einem blutjungen Mädchen eine Gefährtin für eine kurze Strecke Weges. Die Frauen, denen er einst begegnete, sind aus seinem Verlangen alle ausgeschieden und haben sich zu dem Bild der Einen zusammengefunden, die in unnahbarer Ferne das Ziel ist, dem jeder zustrebt. Und in seine Bahn tritt nun sie, die er erst zu sich selbst erwecken muß, daß sie dann lichtvoll mit ihm weiterschreitet. Sie erscheint ihm nun als die Eine. Es ketten sich die Erlebnisse aneinander, eins erwächst aus dem anderen, vergangenen und steigert sich zum nächsten, bis hin zum Scheiden. Das Ganze ist nur eine Episode, aber eine von denen, die ein Leben wert sind. In den Gedichten, möchte man sagen, sind bloß die seelischen Höhepunkte ausgemünzt, meist sind sie darum klein, aber köstlichen Inhalts. Fast durchweg ist es reine Gefühlslyrik, die uns ganz neue Bilder von ungeahnter Schlichtheit und Anschaulichkeit offenbart. Auch wenn sich ein Gedicht dazu erweitert, die Landschaft darzustellen, trägt es Starkpersönliches an sich. Ein eigener Ton von Abgeklärtheit klingt überall durch. Kein lautes Begehren erregt die Seele, der Dichter „streckt nicht mehr die Hand nach der Rose aus, ist am Duft zufrieden, ein stiller Gott ist in ihm zu Besuch". Des Dichters Worte fließen unwillkürlich ein. Verinnerlichtes Erleben durchströmt diese klaren Verse, die sich in ungezwungenem Rhythmus aneinanderschließen. Noch nie hab ich wie bei diesen Gedichten den Eindruck der Notwendigkeit einer Form gehabt.

Seit Mörike vernahmen wir nicht wieder solche Klänge wie diese hier, in denen man übrigens wohl die ersten Lyrika des Dichters begrüßt. C. N.

Max Burckhard, Cilli—Lina—Gabriele. Briefe von und an Carl Rahl. *Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag.*

Eine eigentümliche Korrespondenz liegt da vor uns, Briefe, die der berühmte Wiener Carl Rahl an seine „süssen Mädeln" geschrieben und von ihnen wieder erhalten hat. Als Herausgeber zeichnet der verstorbene Max *Burckhard*, dessen letzte Arbeit die Sichtung dieser Briefsammlung gewesen ist, der aber selbst nicht mehr das Erscheinen dieses Buches erleben sollte. Man hat es dem dahingeschiedenen ehemaligen Hofburgtheater-Direktor verübelt, daß er diese Korrespondenz veröffentlichte, allein, wie ich von einer Burckhard sehr nahestehenden Seite weiß, ist er mehr oder weniger an der Herausgabe unschuldig, da er unter dem Zwange eines Versprechens handelte. Im übrigen wäre moralische Entrüstung oder irgendwelche anderer Art gar nicht am Platze. Der *Mensch* Rahl war immer interessant und der Einblick in diese Briefe vertieft nur noch das Interesse an dem Manne, dem man schon auf der Akademie den Beinamen des „wilden Tizian" gab. Die drei Verhältnisse „Cilli, Lina, Gabriele" stammen alle aus den unteren Volksschichten. Schön und süß sind sie sämtlich, diese Huldinen. Während aber Cilli eine ziemlich gewöhnliche Person ist (und sich auch durch Rahl nicht ändert), entwickelt sich Gabriele, die trotz ihrer späteren Verheiratung Rahls Freundin bleibt, zu einer geistig hochstehenden und aufopferungsfähigen Genossin. Die ganze Korrespondenz ist von höchstem psychologischen Reize. Das nett ausgestattete Büchlein enthält einige recht gute Porträtheliogravüren. H. Fgl.

Otto v. Schleinitz, Ph. A. v. László. Monographie mit 147 Abbildungen. Verlag von *Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig* 1913.

Eine von sonniger Herzlichkeit und Begeisterung erfüllte Monographie. Man hat das Gefühl, als ob der Verfasser einem vornehmen Kreise vorplaudre. Das Gespräch kam von Kunst im allgemeinen auf László und da ergreift Otto v. Schleinitz das Wort und fängt an zu erzählen. Erzählt von des Künstlers armer Jugendzeit, den ersten paar Jahren, wo es trotz rapider Anerkennung seitens der Akademieprofessoren und frühe eintretender Erfolge noch knapp ging, der romantischen Liebesgeschichte, die im — Münchener Hofbräuhaus begann und mit einer ungetrübt glücklichen Ehe endete, dannn den Jahren des steigenden Sterns, wo Sieg an Sieg sich reiht, die Fürstenhöfe sich



gastlich dem liebenswürdigen Künstler öffnen und die europäische Aristokratie sich herandrängt, um von László gemalt zu werden. Im Nachlaß des Dichters Jokay fand sich eine auf László bezügliche sicherlich zur Verwertung für einen Roman aufgezeichnete originelle Notiz: „Armer ungarischer Kunststudent — Staatsstipendium — junge vornehme und schöne Engländerin kennen gelernt — berühmt geworden — geheiratet — vorzüglicher Mensch." Der Verfasser weiß seine Erzählung auf das artigste teils mit reizvollen Zügen aus dem Privatleben des Künstlers, teils mit fesselnd eingestreuten Bemerkungen über die von dem Künstler dargestellten vorwiegend berühmten, zum mindesten bekannten Persönlichkeiten zu würzen. Dadurch ist aus der Künstler-Monographie eine solche der Zeitgeschichte geworden, ja man darf fast sagen, ein in angenehmste Plauderei umgesetzter und auf internationales Gebiet erweiterter Gothaischer Hof- und Adelskalender. Hier wird gesprächsweise ein Stammbaum bloßgelegt, dort eine politische Beziehung gestreift. Bedeutet doch Lászlós Lebenswerk spätern Generationen ein historisches Vermächtnis. Aus diesem Grunde konnte für diese Monographie kein besserer Autor als der gewählte gefunden werden. Nur eine in der Welt, die Lászlós Sphäre geworden ist, völlig heimische Persönlichkeit konnte in diesem Maße geeignet sein, für den geistreichen Maler der Gesellschaft das würdigende Wort zu finden. Die zahlreichen zum Teil farbigen Abbildungen, die uns die imposante Schaffensfülle des Meisters vorführen, bilden eine würdige Ergänzung des Textes. M. E.

Alfred Polgar, Hiob. Ein Novellenband. *München, Albert Langen.*

Ein kleiner, wenn auch nicht unbedeutender Wiener Kreis verehrt in Polgar einen unserer geistvollsten Wiener Kritiker, wenn auch Polgar selbst vielleicht das Wort geistvoll nicht wahr haben will. Boshaft durch und durch, weil von Natur veranlagt alle Schwächen von Menschen in Werken zuerst zu erspähen, ist es ihm stets ein Vergnügen gewesen, die Großen klein, die Kleinen groß, das Erhabene lächerlich, das Lächerliche erhaben zu zeigen. Man könnte natürlich den letzten Satz noch harmonikaartig ausdehnen und träfe dabei so nebstbei ein Hauptkunststückchen der Polgarschen „Schreibe", die sich ab und zu in glänzenden Jongleurkünsten präsentiert, allerdings immer mit Grazie, immer mit Verve, und immer mit — Geist! Auch das wird Polgar vielleicht nicht gerne hören, daß er einen Teil seiner künstlerischen Habe Peter Altenberg verdankt, insbesondere dort, wo er sich bemüht, mit einem Satze den Schuß ins Schwarze zu treffen. Aber das hindert nicht, ihm seine kapriziöse sonstige Eigenart zuzubilligen. Der vorliegende Novellenband wird Feinschmeckern ein Genuß sein. H. Fgl.

Almanache, Kalender, Jahrbücher für 1913. *IV.* In seinem Biedermeiergewand stellt sich zum vierten Male der *„Theater-Kalender"* ein, den *Hans Landsberg* und *Artur Rundt* (bei *Oesterheld & Co., Berlin*) herausgeben. In bunter Reihenfolge bringt er Bilder vom Theater unserer Tage und vergangener Zeiten. Witkowski knüpft an die Veränderungen im Theaterleben des zeitgenössischen Leipzig an, um aufzuzeigen, wie sich allmählich der Gedanke einer Übernahme der Theater in die städtische Regie Bahn gebrochen hat. Einen sehr umfänglichen Abriß der Münchner Theatergeschichte liefert Otto Liebscher. Olof F. Anders schreibt über das isländische Theater, das so gut wie Neuland für uns ist. Wesentlich sind wie in früheren Jahren naturgemäß die Porträtskizzen bedeutender Theaterleute. Dem jüngst verstorbenen Freiherrn von Berger widmet Stefan Großmann einen schönen Nachruf; mit der Analyse des eigenartigen Wesens der Eysoldt beschäftigt sich Herbert Ihering; von historischen Persönlichkeiten werden uns von Fr. L. Schroeder die Johanna Christine Starke, von Hans Landsberg Ludwig Devrient und Auguste Crelinger nahe gebracht. Neben einer Fülle anderer Beiträge wird dann mit einer Jahresübersicht über die Uraufführungen in Deutschland der Charakter des Jahrbuchs gewahrt. Im wesentlichen handelt es sich also wieder um eine theatergeschichtliche Publikation, die mit der Zeit zu einer wertvollen Bereicherung der Fachliteratur werden kann, auf der anderen Seite aber das Fehlen einer Parallelerscheinung für das Theaterleben der Gegenwart und seine Probleme um so deutlicher hervortreten läßt.

Einen *„Deutschen Bibliophilen-Kalender für das Jahr* 1913" gibt als Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler erstmalig der Wiener *Hans Feigl* heraus (*Wien*, *Moritz Perles*). Das äußere Gepräge des Buches ist bewußt schlicht, aber geschmackvoll; doch hätte mancher wohl gerade bei dieser gewissermaßen offiziellen bibliophilen Publikation etwas Eigenes erwartet. Wir möchten die Hoffnung darauf nicht aufgeben, da der ausgezeichnete Inhalt ebenfalls Hoffnungen aufsteigen läßt, daß hiermit eine periodische Veröffentlichung geschaffen ist, die bei guter Leitung zum Mittelpunkt der bibliophilen alljährlichen Aussprache werden kann. Neben einem Kalendarium und allerhand nützlichen Mitteilungen finden wir eine Reihe bemerkenswerter Aufsätze, die von Professor Witkowski mit bibliophilen Betrachtungen und von Hugo Thimig mit einer autobiographischen Skizze eröffnet werden. Die beigegebenen Bilder dieser um die Förderung der Bibliophilie verdienten Männer dürften freilich besser sein, zumal an dieser Stelle! Besondere Beachtung verdient dann die von Hans Feigl zusammengestellte Bücherliste für Bibliophilen, eine Art idealer Bibliothek, die für unseren Geschmack aber doch zu sehr auf die Gebiete der Literatur- und Kulturgeschichte beschränkt ist. Einen so bemerkenswerten Ansatz zur bibliophilen Ausgestaltung auch anderer Gebiete, wie er zum Beispiel in der „Politischen Bibliothek" von Eugen Diederichs vorliegt, hätten wir gerne vermerkt gefunden. Auch wird künftighin darnach zu streben sein, auf allen anderen Gebieten nach ähnlichen Versuchen zu fahnden. Ist doch auch neuerdings erst das Gebiet der Philosophie für die Bibliophilie gewonnen worden durch die Ausgaben von Georg Müller und



Cassirer. Ein interessanter Beitrag, für die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Bibliophilie typisch, ist der von Frau Förster-Nietzsche über die Bibliothek ihres Bruders, des Philosophen. Sie gibt eine Liste der Büchersammlung und sehr gut orientierende Bemerkungen dazu. Welchen Wert diese Durchforschung der Bibliotheken unserer Großen für die biographische Forschung haben kann, erhellt aus dieser kleinen Arbeit bereits ausgezeichnet. So weist dieser Kalender gleich zum ersten Male auf eine ganze Reihe von Aufgaben hin, die vielversprechend für die Zukunft in Angriff genommen werden können. Auch so brauchbare praktische Erörterungen wie die eines bescheiden ungenannt Gebliebenen über Zettelkataloge werden künftig von allen Büchersammlern hochwillkommen geheißen werden. *Franz E. Willmann.*

Paul Pfann, Zwanzig Federzeichnungen. In Mappe. *München G. D. W. Callwey* 10 M.

Erzeugnisse der Photographie können uns heute trotz der unleugbaren Höhenentwickelung dieser Kunst, allenfalls als Surrogat dienen, genügen oder gar befriedigen werden sie insbesondere dort, wo es sich um die Wiedergabe künstlerischer Eindrücke handelt, wohl nur wenige. Man nehme irgendein Blatt aus dieser Mappe zur Hand und man wird sich sofort des großen Unterschiedes bewußt, der zwischen mechanischer Nachbildung und künstlerischer Handzeichnung obwaltet. Bei der großen mit Albrecht Dürer bereits ihren Anfang nehmenden Fülle deutscher Künstler, die die Zauberwelt Tirols uns vorführten, bedeutet es immer ein Wagnis, hier nochmals mittun zu wollen. Pfann braucht sich aber nicht zurükzustellen, seine Federzeichnungen geben uns ein künstlerisches Bild der von ihm geschauten Tiroler Stätten. Die Mappe enthält Motive aus den uralten Orten Rattenberg, Brixlegg, aus Hall, Waidbruck, Kastelruth, Klausen, vom Brenner usw. Trotz der einfach schlichten Schwarzweißtechnik erzielen die sehr gut reproduzierten Blätter starke Wirkung. Pfann genießt ja als Zeichner einen außerordentlichen Ruf, der sich auch durch diese Mappe wieder bewährt. Für die vielen Freunde unseres schönen Tirols werden diese zwanzig Federzeichnungen eine schöne Gabe bedeuten. Der Verlag hat auch für eine geschmackvolle, nicht aufdringliche Mappe gesorgt. H. Fgl.

Umelecky Mesicnik. Monatsschrift für neue und alte bildende Kunst. 20 Seiten reich illustrierter Text, acht Bildbeilagen, jährlich 12.60 M. Prag I.

Die tschechische Zeitschrift „Umelecky Mesicnik" erscheint bereits im zweiten Jahrgang. Sie ist das Organ der „Skupina", einer Künstlergruppe, der die Maler E. Filla, V. Benes, Prochazka, der Plastiker Otto Gutfreund und andere angehören. Diese jungen Künstler suchen wie die Kubisten in Frankreich nach neuen Ausdrucksformen für ihr Erleben.

Die interessante Zeitschrift, die allen Freunden der neuen künstlerischen Bewegung sehr zu empfehlen ist, bringt ein reiches Abbildungsmaterial aus ältester und neuester Kunst. Neben den Bildern der Franzosen; Pablo Picasso, Dérain, Braque, Henri Rousseau und anderer werden byzantinische Mosaiken und romanische Plastik reproduziert, aus denen ein verwandtes Stilempfinden spricht. Auch Architektur und Kunstgewerbe sind reich vertreten. — „Umelecky Mesicnik" ist besser geleitet als der in London erscheinende „Rhythm", der ähnliche Tendenzen verfolgt. Leider besitzen wir keine illustrierte Monatsschrift in Deutschland, die sich in den Dienst der jüngsten künstlerischen Bewegung gestellt hätte. Das Bedürfnis dafür ist vorhanden — sollte für uns unerreichbar sein, was sich in anderen Ländern als selbstverständliche Konsequenz der Entwicklung mühelos ergibt? *Dr. Rosa Schapire.*

J. J. Vrieslander, Paris. Verlag *Georg Müller, München* 1913.

Von Vrieslander ist kürzlich das Album von Wiesbaden hier besprochen worden. Der Künstler bietet uns bereits wieder ein neues Werk: Paris. Wiederum eine Folge von rasch hingeworfenen Zeichnungen. Diesmal mit gesteigertem Schwung, wie es das dankbarere Sujet mit sich bringt. Bei der künstlerisch wenig reizvollen Taunusstadt war Entwicklung diplomatischen Geschicks notwendig, um Noten klingen zu lassen, die sonst verhallen; Paris kommt einem sensitiven Stift von selbst entgegen. Man erwarte nicht die wichtigsten Punkte im Sinne des Baedecker. Vrieslander hat sie fast mit hartnäckiger Absicht umgangen oder nur nebenher *auch* gebracht. Was ihm werter dünkte notiert zu werden, das sind die düstern Häuserschichten der rue du cimetière Saint Benoist, das sind Kaimotive mit Schiffsschloten, bestaubten Uferbäumen, grauen Dächerfluchten mit den sonderbaren Silhouetten der französischen Schornsteine, das sind Vorstadtzäune mit Plakaten, kleiner Leute Gärten mit den Rauchzeilen der Riesenstadt als Prospekt, das sind aufdämmernde Strebebogen vergessenen Mittelalters über modernen Geschäftshäusern, das sind die Brücken, die sich in wunderbarem Rhythmus — nur in französischen Städten gibt es diese traumhaft durcheinander laufenden Brücken — über das blitzende Wasser schwingen, hohe Brücken, über die das feine Gesträusel winziger Menschensilhouetten kaleidoskopartig hinüber und herüber wimmelt. Großstadtmomente. In Callots Manier. Es ist *die* Großstadt. Und doch nicht irgendeine. Es ist — Paris. M. E.

Richard Schaukal, Beiläufig. *Georg Müller, München* 1912.

Eine unbeschreiblich gemeine Zeit hat Schaukal einmal die Gegenwart genannt. Wertvoll ist ihm, in die Zeiten sich hineinzufühlen, die einen großen, klaren Stil ausgeprägt haben. Doch ist der immer nur eine Synthese der dominierenden Geistesströmungen, ein logisches Produkt der Nachwelt. Mitmenschen gab es jederzeit. Mich dünkt es ein höheres Verdienst, in dem wirren Gemisch der Kulturerscheinungen des Heute das Stilträchtige zu erfassen und herauszuheben. Wer so stark der Gegenwart abgekehrt ist,



wie Richard Schaukal, hat es leicht, Aphorismen über sie zu machen. An Menschen und Dingen, die man nicht leiden mag, sieht man so viele Schwächen, daß eben auch ein paar Aphorismen ganz beiläufig abfallen. Soll in einem halben Jahre ein Buch damit angefüllt sein, setzt dies freilich schon eine stärkere Neigung voraus. Und es ist nicht zu leugnen, daß die Sinne dessen sich schärfen, der als Feind ständig auf der Lauer liegt. Ein kritischer Geist, der contra reum orientiert ist, deckt manches auf, worüber sich die Betroffenen nicht gern klar werden. Manche Wahrheit, die Schaukal ausspricht, ist denn auch verdient, anderes aber abgequält. „Kein Mensch muß müssen, aber er soll es können. Und die Menschen müssen ja gern. Nehmt ihnen das Müssenmüssen und ihr Nichtkönnenkönnen steht nackt da." Wenn man etwas erst zweimal lesen muß, um dann vor solchen Tiefen zu erschrecken, bedauert man hinterher die aufgewandte Zeit. Vieles, das meiste sogar ist wirklich zu beiläufig, auf dem Titelblatt verwundert nur der Name des Verfassers. Stillos ist es auch, wenn Witze hervorgesucht werden, über die allenfalls noch Primaner lachen. Daß es mehr Vereine als Menschen gibt, behaupteten schon unsere Großväter, und daß die „Lustige Witwe" im Grammophon nicht schöner klingt, wissen wir ebenfalls seit einiger Zeit, und schließlich sind Jägers Normalhemden auf Simplizissimusbildern besser angebracht als in einem Aphorismus. So etwas sagt man nicht mehr. Kann die Kritik also nicht besonders viel Lob anbringen, so entschuldigt sie vielleicht die leise Inkonsequenz, das Büchlein überhaupt zur Kritik zu stellen: „Kritik ist müßig, Bessermachen überflüssig. Wer merkts denn?" C. N.

Emil Lucka, Winland. Novellen und Legenden. *Wien, Deutsch-österreichischer Verlag.*

Unter den jüngeren österreichischen Dichtern wurde der Name des Wieners Emil Lucka, der unter anderem sich auch durch eine Studie über seinen so tragisch dahingeschiedenen Freund Otto Weininger einführte, des öfteren mit großem Lobe genannt. Seine „Isolde Weißhand" und sein Gedichtband „Buch der Liebe" haben viele aufrichtige Freunde gefunden. In „Winland" gibt Lucka eine prächtige Probe seiner dem Vergangenen sowohl wie dem Gegenwärtigen zugewendeten Erzählungskunst. Wir heben aus dem schönen Novellenkranz die feine Perle „Die Kugelschalen", dann die Legende „St. Denis" in der er den Waldbruder das schöne Wort sagen läßt, daß ein Augenblick, dem die Liebe fehlt, Sünde sei, ferner die Titelnovelle „Winland" und die „Alten Briefe", Geburtstagsgedenken eines vierzigjährigen nunmehr aller Hoffnung entsagenden Mädchens, hervor. Man hat Lucka einen Dichter und Philosophen zugleich genannt. Glücklicher Weise hat der Philosoph in ihm nicht den Dichter verdrängt. Lucka meistert überdies die Sprache, zumal dort, wo er durch ihren Klang uns vergangene Zeiten vorzaubert. H. Fgl.



Literarhistorische Miszellen und Kuriosa.

1. *Die zwei Ausgaben von Kotzebues „Hyperboreeischem Esel"*. Von Kotzebues „abgeschmackter Posse", wie Haym dieses „drastische Drama" nennt, existieren — ich wies schon einmal im Beiblatt der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, II, 148 darauf hin — zwei Ausgaben mit der Jahreszahl 1799 auf dem Titelblatt, die eine von 58 + (1), die andere von 74 + (1) Seite. Die Bedeutung der Satire als Stimme aus dem Lager der Gegner der Romantik rechtfertigt wohl den Nachweis, in welcher von beiden wir die erste Ausgabe zu erblicken haben. Der Sachverhalt ist der: Im Jahre 1801 (oder 1800, falls der Band vordatiert sein sollte) nahm Kotzebue das Stück in den sechsten Band seiner „Neuen Schauspiele" auf, wo es die Seiten 399—470 füllt. Es ist völlig neu gesetzt; das Titelblatt hat keine Vignette, also fehlt auch deren Erklärung. Der Verleger zog nun den Satz für eine Einzelausgabe ab, die er mit einem von dem der Ausgabe des Jahres 1799 nur wenig abweichenden Titelblatte und der Erklärung der darauf befindlichen Vignette auf einem besonderen Blatte versah. Diese Abweichungen sind: hinter *oder* Kolon; Vorname und Adelspartikel des Verfassers ausgeschrieben; letzte Zeile bei (statt bey). Nicht einmal die Druckfehler wurden verbessert, so blieb also stehen Seite 459 (= 63 der Einzelausgabe), Zeile 1 v. o.: durch; Seite 462 (= 66), Zeile 12 v. o.: Himmel; Seite 469 (= 73), Zeile 5 v. u.: Jener. Die erste Ausgabe des „Hyperboreeischen Esels" also ist die von 58 + (1) Seite.

---

2. *Werther in Italien.* Wie Kotzebue in Rom und Tieck in Verona,[1] so hat Friedrich Förster Sografis fünfaktige Wertherkomödie in Florenz aufführen sehen. Er berichtet darüber im ersten Bande seiner „Briefe eines Lebenden"[2] (Berlin, bei Duncker und Humblot. 1831) von Seite 329—332:

„Am Abend besuchten wir das Theater del Cocomero, auf welches wir schon am Tage durch den Komödienzettel aufmerksam gemacht worden waren. Die auf Tafeln geleimten Komödienzettel werden hier, wie in anderen Städten die Laternen, an Leinen befestigt, welche quer über die Straße von einem Hause zum anderen gezogen sind; die Theater-Directoren sorgen dafür, daß dergleichen Tafeln den Vorüberfahrenden in eigentlichster Bedeutung des Wortes *in die Augen fallen.* Das Stück, welches wir sehen sollten, war nichts geringeres als: „Der junge Werther", Komödie in fünf Acten. Ich erwartete jenes heitre Lustspiel zu finden, welches ich in Paris mit Vergnügen gesehen hatte, fand aber zu meinem geringen Ergötzen ein sehr langweilendes mo-[330]ralisches Familienschauspiel, von dem Schlage, wie sie *Iffland* und *Kotzebue* für das deutsche Theater geliefert haben, und ich glaube versichern zu können, daß die schwersten Leiden, welche der junge Werther jemals erduldet, diejenigen sind, welche ihm

[1] Siehe Appell, Werther und seine Zeit, [4] Seite 27—28.

[2] Hiernach ist die Angabe in Goedekes Grundriß VII, Seite 849, Nummer (14.) 12 zu berichtigen, wo der Titel lautet: Briefe eines Lebendigen.

die italienische Bühne zubereitet hat. Das Stück beginnt damit, daß Werther das Haus seines Freundes Albert, dessen Gattin, Lotte, er heftig liebt, verläßt, alle Bedienten und Kammermädchen reden ihm zu, zu bleiben — vergebens, er nimmt seinen Mantelsack und geht. In der zweiten Scene tritt ein alter Abbé, Hofmeister in Werthers Hause, auf, welcher mit der größten Zudringlichkeit Lotten eine Liebeserklärung macht, und, da er von ihr schnöde zurückgewiesen wird, an ihr bittre Rache zu nehmen schwört. Noch während Lotte mit diesem alten Sünder sich herumzankt, meldet das Kammermädchen Werthers heimliche Abreise, Lotte geräth außer sich, sie schickt das Mädchen ihm nach, und Werther läßt sich willig finden. Er kehrt zurück und bittet Lotten fußfällig um Verzeihung. Diesen Moment benutzt der Hofmeister, um Albert, den Gemahl Lottens, in das Zimmer zu führen, und redet ihm ein, daß Werther mit seiner Frau heimlich eine Flucht verabredet hätte. Albert geräth in die höchste Wuth, er verbietet dem Freunde das Haus, und der Hofmeister erhält Auftrag, Lotten unter seiner Auf-[331]sicht nach einem entfernten Landgute zu bringen. Werther beschließt nun, Lottens Unschuld dadurch zu beweisen, daß er sich erschießen will, und da das Pistol versagen könnte, hat er sich durch seinen Bedienten eine Flasche vergifteten Wein auf den Tisch stellen lassen. Schon ruft er das verhängnißvolle Wort: „Lotte! Lotte! sie sind geladen!" als ihm noch zur rechten Zeit einfällt, daß mit dem Pistolenschuß Lottens Unschuld nicht gerettet werde. Er ruft sich also den alten Verleumder, setzt ihm die Pistole auf die Brust, und zwingt ihn, einen Brief zu schreiben, worin er seine Lügen eingesteht. Werther hat noch etwas in dem Nebenzimmer zu besorgen, und der alte Abbé läßt sich unterdessen den vergifteten Wein vortrefflich schmecken. Jetzt kommt Werther zurück, noch immer entschlossen zu sterben, schenkt er sich ebenfalls ein Glas ein, und, erklärt nun dem Abbé sein Vorhaben. Kaum hört dieser, daß der Wein vergiftet sei, so geräth er in die heftigsten Krämpfe und bricht in das jämmerlichste Geschrei aus. Das ganze Haus läuft zusammen, man hört mit Entsetzen, was vorgegangen, allein Werthers Bediente tritt vor, und erklärt, daß sein Herr ihm zwar geheißen, den Wein zu vergiften, daß er jedoch dies hübsch habe bleiben lassen. Das Stück schließt, nachdem der Verleumder fortgeschickt worden ist, mit einer allgemeinen Versöh-[332]nung. Es wurde in diesem Lustspiele so viel geweint, als vor Zeiten in „Menschenhaß und Reue" in Deutschland, und das sonst so unruhige italienische Publicum war höchst andächtig, und nur der Ruf: „bella sentenza" unterbrach zuweilen die allgemeine Stille."

---

3. *Die Kraftstelle des „Götz" in der Literatur.* Die amüsante Schilderung der Katastrophe, die in Tiecks Novelle „Der junge Tischlermeister" Götzens Kraftausdruck im Parterre noble hervorruft, darf wohl als bekannt gelten oder kann wenigstens leicht nachgeschlagen werden. Entlegener (auch der Zeit nach) sind zwei Bezüge, die merkwürdigerweise beide sich in sogenannten Totengesprächen finden; der erste im ersten Bande von Wekhrlins „Chronologen" (Frankfurt und Leipzig. In der Felßeckerischen Buchhandlung. 1779), Seite 45—46. In einem Gespräch des Magisters Schönfleck mit Tacitus „Ueber den teutschen Genius" — im Inhaltsverzeichnis wird es „Eine Ironie über das heutige Theaterfieber — und über die Suffisancè unserer jungen Autoren" genannt — kommt die Rede auf den Geschmack, dessen Schule gegenwärtig die Schaubühne sei. Der Magister fragt: „Sind sie begierig, eine Probe vom neuesten Geschmack des heutigen Jahrhunderts zu vernehmen?" und deklamiert, da Tacitus nicht abgeneigt ist, die bekannte Stelle aus dem dritten Akt des „Götz". Das weitere sei vollständig mitgeteilt, weil es den Verfasser deutlich als Gegner des Geniestils zeigt:

Tacitus. Dieß ist, wie ich aus ihren Geberden urtheile, eine Stelle aus einem Schauspiel?

Magister Schönfleck. Aus einem der berühmtesten der Nation.

[46] *Tacitus.* Ists möglich! Man kan nicht sittenloser sprechen. So war der Geschmack der römischen Senftenträger.

Magister Schönfleck. Gleichwohl sagen die Kunstrichter unseres Jahrhunderts, daß es die feine Natur sey — Vornehmlich bey einem deutschen Landjunker.

Es folgt nun noch ein Gespräch über die Kunstrichter; die ganze Szene ist abgedruckt bei Ebeling, Geschichte der Komischen Literatur in Deutschland. Zweiter Band, Seite 403—407.

Eine andere Satire auf die Geniezeit (und zugleich den zweiten Bezug auf die Kraftstelle) fand ich, wie vorher schon Warkentin („Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts", Seite 76f.), in einem Totengespräch zwischen einem Schauspieldichter, Charon und Lessing, jedoch nicht wie er in Reischels „Dramatischem Briefwechsel das Münchner Theater betreffend", wo es als aus der Schrift eines anderen entlehnt gedruckt ist, sondern in der Quelle selbst, die Warkentins Vermutung, Schink sei der Verfasser, einwandfrei widerlegt. Es ist in dem Buche „Visionen Dialogen und Erzälungen. Vom Verfasser der Szenen aus Fausts Leben. [Motto] Bremen, bei Friedrich Wilmans. 1795" als drittes der „Göttergespräche" von Seite 98—104 enthalten; sein Verfasser ist also Aloys Wilhelm Schreiber. Ich darf ausführlicher sein, da Warkentin nur anmerkungsweise einen Auszug von wenigen Zeilen gab. Von Charon kaum ins Land der Schatten übergesetzt, stürmt der Tragödiendichter auf Lessing ein und es entwickelt sich der folgende Dialog:

Lessing. Erzäle mir etwas von dem Neuesten eurer dramatischen Litteratur.

Der Dichter. Die Stücke aus den Ritterzeiten sind izt Lieblingsware, und Natur, Natur ist die Muse, die unsre Genie's begeistert. Man sieht jetzt auf der Bühne verheerte Bergschlösser, rauchende Städte, verstümmelte Leichname, entjungferte Mädchen, die sich die Haare ausraufen oder in die Wochen kommen, betrunkene Sieger, die mit Todenschädeln Fangball spielen. Wer am ersten Akt zu sterben schien, lebt im zweiten wieder auf, um kunstmäßig am fünften zu erwürgen.



Lessing. Und das nennt ihr Natur?

Der Dichter. Allerdings. Die Bühne ist ein Spiegel des Lebens, und ein Spiegel muß die Dinge zeigen, wie sie wirklich sind.

[102] *Lessing.* Und finden sich keine Männer in Deutschland, welche auf der Bahn reizender Einfalt wandeln, die ich in meinem Nathan vorangieng?

Der Dichter. Man findet ihrer wol, aber ihre Periode ist vorüber. Sogar der Vater der Ritterpoesie — Goethe verlies unsern Weg, und schrieb ein paar Stücke, so kahl und prunklos, und so fern vom hohen blutbespritzten Kothurn, daß es kein Marionettentheater wagen würde, sie aufzuführen. Auch gab dieser Mann einen andern Beweis, wie das Genie mit den Jahren die Flügel hängen läßt. Erinnerst du dich noch des frappantesten Zugs in seinem Göz von Berlichingen?

Lessing. Ich besizze zu wenig Divinationsgabe, um errathen zu können, welchen Zug du in jenem Stücke für den frappantesten halten möchtest.

Der Dichter. Welcher könnt es seyn, als die erhabene Stelle, wo Göz dem Anführer des Reichstrupps aus seinem Burgfensterlein zuruft — du magst mich im A* lecken! Diese unnachahmliche Stelle, eine der glücklichsten Eingebungen der tragischen Muse, hat der Verfasser in der [103] neuesten Ausgabe seines Stücks — lugete veneres cupidinesque! — durchstrichen. Zwar ließ sich das von einem Mann erwarten, der zu eben der Zeit, wo wir eine Klara von Hoheneichen, einen Ludwig den Springer, eine Mathilde von Giesbach erhielten, einen Tasso und eine Ifigenie schreiben konnte.

Sie begegnen einigen Göttinnen, deren Kostüm nicht den Vorstellungen entspricht, die der Dichter sich davon gemacht hat. Als er aber auch hierüber seiner Enttäuschung Ausdruck verleiht, empfängt er dafür von Lessing einen derben Verweis.

---

4. *Die Besprechung des „Clavigo“*, auf die in meinen „Neuen Goetheana“ („Zeitschrift für Bücherfreunde“, Neue Folge, IV, Seite 92 des Hauptblattes) hingewiesen wurde, ist, wie dort richtig vermutet, nicht ohne Bedeutung und wert, nachträglich mitgeteilt zu werden. Sie ist, um die Quellenangabe zu vervollständigen, im zweiten Bande des ersten Jahrgangs der „Baierischen Beyträge zur schönen und nützlichen Litteratur“ (München, 1779. Bey Johann Bapt. Strobl, churfürstl. akademischer Buchhändler) von Seite 1180—1183 gedruckt und lautet: „Wem die wahre Geschichte dieses Trauerspiels, etwa aus der Uebersetzung im deutschen Merkur, bekannt, und mithin bewußt ist, was Göthe geändert, oder behal-[1181]ten, oft wörtlich behalten hat: der wird sich bald überzeugen, daß Beaumarchais nach den vorgenommenen Aenderungen vor allen Charactern die vortheilhafteste Gestalt behalten habe. Ohne Zweifel war der historische Clavigo dem Dichter für die Schaubühne zu boshaft; er wollte jenes Entsetzen, welches man für Greulthaten empfindet, und welches von der tragischen Bühne entfernet bleiben muß, mildern, und schilderte die Handlungen des Clavigo mehr als Folgen der Schwachheit, als einer vorsetzligen Bosheit. Aber nun so, wie er ist, sind wir beynahe verlegen, wie wir ihn nennen, und seine Eigenschaften alle zusamm reimen sollten. Noch der Mann, der durch den Geist seiner Schriften ganz Spanien belehret und beleuchtet, und zu gleicher Zeit so unentschlossen, so ganz ohne Festigkeit, preisgegeben den bittern Vorstellungen eines auflaurenden Freundes, der ihn eben in dem Augenblick, wo sein Herz ganz voll war, wo er nichts hören, nichts verstehen hätte sollen, durch bloßes Zureden sogleich wieder zum Gegentheil hinreißt. Auch ist sein Schicksal am Ende so wenig als das Leichenbegängnüß, an sich ganz tragisch; aber seine letzten Worte rührten uns, und erschütterten uns im Innersten der Seele. Eben das ist es auch, was uns Mariens Tod, der hier die Wirkung nicht hervorbringen kann, welche er in einer Erzählung haben würde, so anziehend macht. — Aber [1182] Beaumarchais ganz der rüstige, entschloßne, siegende Mann belebt und befriedigt uns (hie und da seine zu grausame Hitze ausgenommen) gänzlich.“ Mit den Worten. „Doch laßt uns unsere Anmerkungen über ein Schauspiel enden, an dem man überall dessen großen Verfasser erkennt“ wendet sich der Verfasser zu den Schauspielern, die bei der Aufführung des Stückes auf dem Münchener Theater am 19. November 1779 die wichtigsten Rollen darstellten. Namentlich gerühmt wird Huck als Beaumarchais, besonders in der großen Szene des zweiten Aktes, und die Heiglin als Marie.

Aus verschiedenen Gründen durfte auf Lorenz von Westenrieder als Verfasser der anonymen Kritik geraten werden. Die Richtigkeit dieser Annahme wurde durch die Tatsache bestätigt, daß sie auch in „Lorenz v. Westenrieders sämmtlichen Werken . . . Herausgegeben von Dr. E. Grosse“ (Kempten, 1832. Druck und Verlag der Joseph Kösel'schen Buchhandlung), Band II, Seite 288—289 enthalten ist.

---

5. *Wohl das erste Gedicht an Goethe als literarische Persönlichkeit* (die Gedichte von Horn in den „Jugendlichen Ausarbeitungen“ und in der Zeitschrift „Fidibus“, sowie das von Schlosser in den „Puemata“ sind nur familiärer Art) brachte die „Schreibtafel“ in ihrer fünften Lieferung (Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler) 1776 auf Seite 67—70:

An Göthe.

Nicht länger sollst du ungesehn mir durchglühn
Den Jünglingsbusen, du der Bewunderung,
Der tiefen Ehrfurcht sonnenhelle
Flamme! So flamm dann empor wie Blitzstral

Und werd ein Loblied ihm dem erhabenen
Geistvollen *Göthe!* Längst ist mir voll von ihm
Das Herz! Und nie mit Liedern wagt' ich
Ihm mich zu nahen, dem Stolz der Deutschen.

Doch unaufhaltsam braußt der Empfindung Strom
Jetzt aus dem vollen Herzen. Und kann ich ihn,
Sprich Herzenskenner, hemmen! Nein! Du
Lächelst schon freundlich auf mich hernieder.



[68] Laß jenen Kranz mich, der deine Schläfe ziert,
Laß nur mit Feuer-Thräne des Dankes ihn
Mich netzen! O laß mich den Geist des
Göttlichen *Shakespear* in dir anbeten.

Viel Afterbarden traten ins Heiligthum,
Wo *Shakespear* stralt im Schos der Unsterblichkeit:
Allvater sah es und gebot dem
Geiste des Britten auf dir zu ruhen:

Du kamst! dein Wink nur! Weg war der Mücken Schwarm!
Willkommen! rief entgegen dein Deutschland dir,
Und jauchzte laut, als es aus deinem
Blicke sah flammen die grosse Seele.

Bald reiftest du zum Manne! Schnell grifst du nach
Dem Zauberpinsel, maltest ein Schauspiel uns
[69] So stark, so kühn, so unnachahmlich,
Einen der edelsten deutschen Männer.

Götz mit dem tugendliebenden Heldenmuth,
Götz ists! der freie Stirn dem Tyrannen bot;
Dein Fels, o Unschuld, wenn Verderben
Donner dir dräuten vom Wütrichsthrone.

Auf dem Gemälde ruht oft mein trunknes Aug;
Genie! dann staun ich ob deiner Gotteskraft! —
Doch wend ich, *Göthe*, mich zum schönsten
Deiner Gemäld' hin — o dann verstumm ich.

Mit Adlerblicken treffend durchdringst du da
Des Herzens tiefste Tiefen! Da spähest du
Die Leidenschaft, wie sie vom Funken
Bis zum verzehrenden Feur aufglimmt.

[70] Du zeigst der Liebe milderes Lächeln uns,
Und zeigst auch ihren wilden verzweiflungsvollen Blick,
Mit dem sie in ihr Grab hinunter
Blickt, und ach! jammergepreßt hinabstürzt.

Mit welchen Farben schilderst du die Natur!
Jetzt sanft wie *Yorik*, hoch wie dein *Klopstock* jetzt.
Und deine Sprachgewalt, wie reißt sie
Gleich dem Gebirgstrom dahin die Seelen!

Wie soll ich danken dir für die Freuden all,
Die du gewärt hast mir! und gewären wirst!
Nimm hin indeß das Lied des Jünglings!
Kräftiger will ich als *Mann* dich singen.

Stäudlin.

Der Dichter dieses Hymnus ist der damals siebzehnjährige Schwabe Gotthold Friedrich Stäudlin, über den in der „Schwäbischen Litteraturgeschichte" von Rudolf Krauß, Band I, Seite 244 ff. näheres nachzulesen ist.

---

6. ***Werther und der Tanz.*** Ein Ausschnitt ist es nur, ein Bildchen: Werther und Lotte walzend, hingegeben an die göttliche Bewegung des Tanzes, und er ganz Entzücken, ganz Liebe zu dem schönen Mädchen, unbekümmert um den Ausgang und das Ende nicht ahnend — „So wie ein Traum scheints zu beginnen und wie ein Schicksal geht es aus." Wir begreifen den Enthusiasmus seiner Worte (auch wenn wir nicht oder nicht mehr jung und feurig genug oder schon zu sachlich sind, ihn zu teilen): „Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher vergieng und — Wilhelm, um ehrlich zu seyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen sollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte, du verstehst mich." Dieses Verständnis haben ihm die schwärmerischen Jünglinge der Zeit entgegengebracht, jedoch, wie die folgende Darstellung meist im Wortlaut der Quellen zeigen wird, mit auffälliger Betonung der moralischen Gründe für ihre Zustimmung. Ihre Moral ist aber nur Selbstschutz. Denn obwohl sie aus ihrer Leidenschaft für den Tanz kein Hehl machen, nennen sie, in eifersüchtiger Übertreibung, vor allem den Walzer schamlos, weil sie nicht hindern können, daß ihr Mädchen auch mit einem anderen Manne tanzt, Arm in Arm geschlungen, Brust auf Brust gepreßt und Blick in Blick geschmolzen, in völliger Betäubung ihrer selbst. Dann heißen die Schlingungen lasziv und die Blicke wollüstig und die Sittsamkeit beleidigend. Wissen sie doch aus eigener Erfahrung, daß nach jedem Walzer des Mädchens Busen stärker pochte, sein Blut schneller wallte, seine Gefühle sinnlicher wurden, und daß die Geliebte in solchen Augenblicken dem von gleichen Regungen Hingerissenen Freiheiten übersah, die sie bei jedem anderen Anlaß streng geahndet hätte. Die Zärtlichkeit der Liebenden, dieses innigste, reinste Himmelsgefühl, war zu sinnlicher Begierde herabgestimmt, die Geliebte dem Jüngling nur Weib, und seine Berauschung schwärmte von ihr auf jedes andere schöne Mädchen über. Wenn auch diese Gefahr für sie vielleicht geringer ist, weil weibliche Sinne und weibliche Einbildungskraft nicht so leicht abgleiten als die männlichen (was noch nicht erwiesen ist), so bleiben doch der sinnliche Taumel und die Wollust atmenden Gefühle bei den Mittänzern selten weg; denn der größte Teil der Männer greift begierig nach jeder Gelegenheit, wo er seinen unedlen Wünschen fröhnen kann. Welch ein Gedanke für ein Mädchen, das Spiel ihrer wollüstigen Phantasie, die Reizung ihrer Begierden und der Gegenstand ihres sinnlichen Vergnügens gewesen zu sein! Wenn doch die Schönen dann und wann, aus einem versteckten Winkel, die zweideutigen Gespräche über ihre Reize hören könnten! Ist es darum, bei solchen schlechten Erfahrungen, die der Mann mit seinesgleichen macht, ein Wunder, wenn er, damals wie heute, mit Werther den Schwur tut, sein Mädchen nie mit einem anderen walzen zu lassen?

Quellen: J. G. J[acobi]. Vom Tanzen. Iris. Vierter Band. Düsseldorf 1775. Seite 237—243. Abgedruckt in: Des Herrn Jacobi Allerley. Frankfurt und Leipzig, 1777. Seite 94—100; ferner in: Die Feyerstunden der Grazien. Ein Lesebuch. BERN, in der Hallerschen Buchhandlung 1780. Seite 132—137.



Schimpf und Ernst oder Wochenblätter des Schweizerischen Sammlers. Erstes — Zweytes Quartal von 1780. Zürich und Winterthur, bey Füeßly und Steiner. Seite 213—220 [in den „Fragmenten aus den Briefen eines Liebenden"].

L[?] Zur Beherzigung aller Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen. [Brief über und gegen den Tanz.] In: Olla Potrida. 1793. Drittes Stück. Seite 114—123.

Leipzig. *Fritz Adolf Hünich.*

Kleine Mitteilungen.

Eine *Bibliothek ohne Bücher*, auf wenige Zettel zusammengedrängt, die wenig Raum einnehmen und den Inhalt der umfangreichen Folianten gut lesbar wiedergeben, das ist das Wunderbare, dessen Erfüllung der bekannte Brüsseler Physiker *Robert Goldschmidt* und der Direktor des Internationalen Bibliographischen Instituts in Brüssel *Paul Otlet* anstreben. Schon im Jahre 1865 hatte ein gewisser Simpson in London auf die Möglichkeit hingewiesen, mikrophotographische Reproduktionen von Druckwerken beliebiger Art herzustellen. Das Verfahren wurde mit Erfolg bei der Belagerung von Paris angewendet, wo von Brieftauben auf einem Plättchen von vier Quadratzentimetern bis zu 1500 Depeschen befördert wurden, die bei der Ankunft vergrößert und an ihre Adressaten weitergegeben wurden.

Ein ähnliches Verfahren haben jetzt die beiden Belgier in einer Denkschrift an das Internationale Bibliographische Institut empfohlen, und zwar zur mikrophotographischen Vervielfältigung von Artikeln aus Revuen und von ganzen Büchern überhaupt. Der Artikel oder das Buch wird Seite für Seite mit Hilfe eines besonderen Apparates photographiert. Der Mechaniker braucht nur die Seiten wie beim Lesen umzuschlagen und gleichzeitig die entsprechende Veränderung der photographischen Platte und die Öffnung des Objektivs zu bewirken. Man kann auf diese Weise in einer halben Stunde bis zu fünfzig Seiten eines Oktavbandes auf einer Platte von 9×12 Zentimeter photographieren. Von dieser Platte kann man positive Abzüge durch das übliche Verfahren erhalten. Aber auch die negative Platte ist ohne weiteres verwendbar, nur weist sie die Schrift in weißen Lettern auf schwarzem Hintergrunde auf. Legt man der Berechnung die gebräuchlichen Dimensionen des bibliographischen Repertoriums zugrunde, so kann man auf einem Zettel von 72 Quadratzentimetern nicht weniger als 72 Seiten unterbringen, wobei man sich je nach dem Formate des Buches einer 50-, 100- oder 200fachen Verkleinerung bedienen kann. Da die Artikel in den Revuen gewöhnlich nicht länger als 72 Seiten sind, so werden sie meistenteils auf einem einzigen Zettel untergebracht werden können, und eine sehr geringe Zahl solcher Zettel wird genügen, um irgendein Buch in dieser Weise zu reproduzieren.

Selbstverständlich hat die ganze Einrichtung nur dann einen praktischen Wert, wenn es möglich ist, die Vergrößerung sofort und ohne Schwierigkeit vorzunehmen. Das *Lesediapositiv* des Physikers Goldschmidt, das sich auch zu Projektionen verwenden läßt, entspricht diesen Anforderungen in hohem Maße. Auf die Details dieses Apparates soll hier nicht eingegangen werden. Es genüge der Hinweis, daß sich das Bild des Druckes auf einem weißen Karton projiziert und daß die Bewegung einer Kurbel genügt, um Seite für Seite vor dem Beschauer passieren zu lassen. Die Bewegung entspricht vollständig dem Blättern in einem gewöhnlichen Buche, und die Täuschung soll eine so vollkommene sein, daß man, wenn man die Lektüre einer Seite beendet hat, versucht ist, den Karton wie das Blatt eines Buches mit der Hand umzuwenden.

Die allgemeine Einführung des mikrophotographischen Verfahrens würde voraussichtlich eine vollkommene Revolutionierung des ganzen Bibliothekenwesens zur Folge haben. Alle die kostbaren Dokumente, Manuskripte, Bücher, die bisher als unveräußerlicher Schatz gehütet wurden, brauchten nicht mehr aus ihrem Gewahrsam genommen zu werden, da man sich ja anstatt des Originals der Reproduktion bedienen kann. Außerdem könnten die einzelnen Bibliotheken durch Austausch ihrer Films in ungeahnter Weise bereichert werden. Jede noch so kleine Bibliothek könnte mit Rücksicht auf die Einfachheit des Verfahrens und die geringe Ausdehnung des mikrophotographischen Buches in der Lage sein, alle seltenen und bedeutenden Druckwerke zu besitzen und ihre Leser von anderen Bibliotheken unabhängig zu machen. Der riesige Bücherbestand, der heute in den Bibliotheken einen so beträchtlichen Raum einnimmt, könnte durch eine Kollektion von Zetteln, die in wenigen Räumen unterzubringen wären, ersetzt werden. Ja, sogar Privatpersonen würden in die Lage kommen, sich für verhältnismäßig billiges Geld eine mikrophotographische Bibliothek beizulegen, die vollkommen ihren Bedürfnissen entspräche. Das Verfahren würde einerseits eine bei weitem größere Zentralisation der vorhandenen Materien, andrerseits eine jede Erwartung übertreffende Verbreitung wissenschaftlicher Werke gestatten, da jeder Gelehrte die Möglichkeit hätte, sich den gesamten Bestand der ihn interessierenden Literatur anzuschaffen.

Allerdings bleibt noch eine rechtliche Frage ungelöst, nämlich: wie weit ist die photographische Reproduktion von Werken beliebiger Art mit den bestehenden internationalen Gesetzen vereinbar? Es wäre bedauerlich, wenn an dieser Frage die Idee scheitern würde, zu deren Verwirklichung das Internationale Bibliographische Institut in Brüssel die ersten Schritte unternimmt.

Über ein Büchlein von großem Bibliophilen-, aber noch viel größerem kulturhistorischen Interesse berichtet William E. A. Axon in „The Nation". Ein sehr seltenes Pamphlet wirft grausames Licht auf die Verfolgung der Quaker durch die Regierung des jetzt kulturreichsten amerikanischen Staates von Massachusetts in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Das nur



in ganz wenigen Exemplaren bekannte Schriftchen führt den Titel „*Declaration of the sad and Great Persecution and Martyrdom of the People of God, called Quakers in New England for the Worshipping of God*". Die edlen Puritaner, — von denen abzustammen heute noch der Stolz der amerikanischen „Mayflower"-Familien ist, d. h. derjenigen Familien, die von den Passagieren der Mayflower abstammen — haben nicht minder gewütet, als die spanische Inquisition und die Genfer Kalvinisten gegen solche, die sich nicht dem herrschenden Glauben anschlossen. Das Gouvernement von Massachusetts hat nach der Broschüre 22 Quaker unter Androhung der Todesstrafe verbannt, drei hinrichten lassen, drei erhielten das rechte Ohr abgeschnitten, einer wurde gebrandmarkt, 31 Personen erhielten 650 Peitschenhiebe, einer wurde zu Tode gepeitscht, mehrere wurden mit geteerten Seilen geschlagen, fünf Quakern, die an England appellierten, wurde das Recht dazu von den Machthabern in Boston entzogen. 1040 Pfund Geldeswert wurden von ihnen, die alle arme Leute waren, eingefordert, weil sie sich in der Furcht des Herrn und um Christi Gebote zu halten versammelten. Einer lag noch zur Zeit des Erscheinens der Broschüre in Ketten, um seinen Tod zu erwarten. Das Titelblatt, das außer den genannten Untaten der Puritaner noch manches andere enthält, schließt mit dem Satze: „Gott beachtet nicht das Opfer Kains, der seinen Bruder um der Religion willen tötete." — Das Pamphlet ist von einem gewissen Edward Burrough, den seine Quakergenossen „einen Sohn des Donners und des Trostes" nannten, verfaßt. Der puritanische Gouverneur Endecott in Boston, der unter anderem auch einen Maibaum als wider die Religion niederhauen ließ, hatte keine Idee von Toleranz gegen solche, deren Glauben nur im geringsten von dem seinen sich unterschied. In Gemeinschaft mit anderen der sogenannten Pilgrim Fathers (Pilgerväter) errichtete er seine Semitheokratie wie eine Hecke um den Staat und suchte alle diejenigen auszuschließen, deren Glauben von den auf der Mayflower importierten Doktrinen sich unterschied. Er war eigentlich nicht der Schlimmste der Puritaner; aber er hatte das Unglück, mit Männern und Frauen zusammenzutreffen, die gerade so wenig zu überreden waren wie er selbst. Wenn die Quaker weder durch Argumente, noch durch Strafen, noch durch Peitsche und Kerker zu überzeugen waren, so verbannte er sie unter Androhung von Todesstrafe, wenn sie in sein Machtgebiet zurückkehrten. Kehrten sie dann zurück, so hatte die puritanische Regierung die Ansicht, daß man sie logischerweise aufhängen könne, nicht allein als Häretiker, sondern als Friedensstörer. So konnte man die Ansicht vertreten, daß man das Schwert gegen sie ausstrecken durfte: Wenn sie hineinrannten, waren sie keine Märtyrer, sondern Selbstmörder. Das hätten Jesuiten auch nicht schöner ausdenken können. Drei Quaker Stevenson, Robinson und Mary Dyar, waren verbannt gewesen und zurückgekehrt. Die zwei Männer wurden gehängt, die Frau ließ man auf den Stufen der Leiter, als sie schon den Strick um den Hals hatte, frei und brachte sie unter Wache aus der Kolonie. Aber sie kehrte zurück und wurde 1660 dann definitiv gehängt. Keiner der drei Gemordeten durfte sich verteidigen und wie auch in anderen Religionen waren die Priester der Puritaner die heftigsten Verfolger. Zur Zeit des Erscheinens des Pamphlets war ein weiterer Quaker, William Leddra, noch im Kerker; dieser wurde dann auch am 14. des ersten Monates 1660/61 gehängt. Edward Burrough, der Verfasser des Berichtes, hatte eine Audienz bei Karl II. in London und machte durch seine Schilderung und die überreichte Broschüre einen solchen Eindruck auf den im übrigen so gleichgültigen König, daß er sofort eine Ordre losließ, wonach jede weitere Vorfolgung der Quaker im Staate Massachusetts zu unterbleiben habe und alle verurteilten oder eingekerkerten Quaker nach England zurückkehren müßten, um da gemäß dem Gesetz vor dem Gerichte behandelt zu werden. Es war ein bitterer Moment für John Endecott, den Gouverneur in Boston, als die Quaker mit dem königlichen Dekret in der Hand nach Massachusetts zurückkehrten. Aber er sagte: „wir werden dem Befehle Seiner Majestät gehorchen". — Es ist interessant, daß Edward Burrough selbst wegen Anwesenheit bei einer Quakerversammlung in London verhaftet wurde und am 14. Dezember 1662 im Newgate-Gefängnis starb. Die Londoner Behörden, welche die heftigsten Verfolger der Quaker waren, spotteten selbst einem Befehle des Königs, der seine Freilassung beorderte. Auch von ihm kann man sagen: Alios salvos fecit; se ipsum non potest salvum facere. -M.

Bei der Inventarisation der für die königliche Bibliothek aus den Beständen der Heiligenstädter Gymnasialbibliothek erworbenen Druckschriften des XV. und XVI. Jahrhunderts fand Dr. *Hermann Degering* in einem kleinen Sammelbande ein Pergamentvorsatzblatt, das mit Schriftzügen des XIII. Jahrhunderts in deutscher Sprache bedeckt war und sich als Rest einer *Handschrift der Gedichte Walthers von der Vogelweide* erwies. „Von ganz besonderem Interesse," berichtet der erfreute Finder in der „Zeitschrift für Deutsches Altertum", „wird der Fund aber durch den Umstand, daß das Fragment neben bekanntem ein bisher unbekanntes Produkt der Waltherschen Muse enthält," nämlich den Schluß eines im sogenannten Reimarton verfaßten Spruches, und zwar gerade die sieben letzten Verse. Die fehlenden Zeilen sind noch nicht ermittelt, ebensowenig der Inhalt eines zweiten verlorenen Blattes, von welchem nur der Abklatsch einer Seite auf dem Buchdeckel, gegen den es geklebt war, erhalten ist; es enthielt sicher „Walthersches Gut und zwar unbekanntes" und „hoffentlich taucht das wertvolle Blatt noch einmal aus dem Versteck eines gutgläubigen Privatbesitzers, dem der Wert desselben unbekannt blieb, wider auf" — weshalb alle Bibliophilen und Handschriftensammler auf das interessante Objekt aufmerksam gemacht seien.

Außerdem wurde vom Archivrat *de Merx* im Staatsarchiv zu Münster ein Pergamentdoppelblatt mit Liedern und Sprüchen aufgefunden, die zumeist Walther von der Vogelweide angehören und vor allem einige *Melodien* bringen, die uns nach Prof. Dr. *Franz Jostes*



„in die Lage setzen, den Dichter nunmehr auch als Komponisten wenigstens einigermaßen zu beurteilen". Die Publikation der Noten hat der bekannte Forscher auf dem Gebiete der Kirchenmusik, Abt *Raphael Molitor* von der westfälischen Abtei S. Joseph übernommen. Wie schon die Handschriftengeschichte der deutschen Lutherbibel zeigt (man vergleiche darüber den Vorbericht in der großen Weimarer-Ausgabe), sind eben die Schätze unserer alten Bibliotheken noch lange nicht erschöpfend erforscht.

In dem zweiten Februarheft der Musik teilt *Eugen Mehler* auf Grund eines unlängst wieder aufgefundenen alten Textbuches von *Wagners „Rienzi"* Interessantes über die Dresdner Aufführung des „Rienzi" mit. Die Zensur hatte daran Anstoß genommen, daß Papst, Kirche und Priestertum in das Stück hineinbezogen waren und daß sogar von Freiheit darin gesprochen wurde. Das Dresdner Textbuch zeigt nun die Änderungen, zu denen sich Wagner bequemen mußte. Schon das Personenverzeichnis weist manche merkwürdige Metamorphose auf: „Cola Rienzi, päpstlicher Notar" ist zu einem „römischen Notar" geworden. Den „päpstlichen Legat" Raimondo finden wir als „kaiserlichen Statthalter" wieder. Die Priester und Mönche sind zu „älteren kampfunfähigen Bürgern" geworden. Amüsant sind auch die „Verbesserungen" im Text:

Gesamtausgabe:	Dresdner Textbuch:
Lest die Messe!	Laßt uns fechten!
Ist dies die Achtung vor der Kirche?	Ist dies die Achtung vor dem Frieden?
Kann stets ich auf die heilg'e Kirche bau'n?	Kann stets auf Euren mächt'gen Schutz ich baun?
Mit dem Papst versteht der neue Kaiser sich.	Mit den Nobili versteht der neue Kaiser sich.
O heil'ge Jungfrau! Hab Erbarmen!	Allmächt'ger Vater, hab' Erbarmen!
Der Kaiser droht, die Kirche zürnt.	Der Kaiser droht, euch trifft sein Zorn.
Ein feierlich Te Deum soll heut danken.	Durch Prunk und Festlichkeit soll heut gedankt sein.
So wißt — nicht Rom allein sei frei: nein, ganz Italien sei frei.	So wißt, — nicht Rom allein sei groß; nein, ganz Italien sei Rom!

Bekanntlich wird die *Königliche Akademie für graphische Künste und Buchgewerbee in Leipzig* im Jahre 1914 ihr 150jähriges Jubiläum feiern. Sie wird eine monumental angelegte Jubiläumsdenkschrift herausgeben, an deren Gestaltung die besten Kräfte des blühenden Instituts emsig tätig sind. Sie wird gänzlich in der Akademie selbst hergestellt und ein würdiges Denkmal der deutschen Buchgewerbekunst der Gegenwart bilden.



Bitte.

Der Unterzeichnete, der für den Verlag Georg Müller in München eine vollständige Ausgabe von *Jean Paul Friedr. Richters Briefen* vorbereitet, richtet an alle Besitzer von Jean-Paul-Autographen (auch Briefen an und über den Dichter) die herzliche Bitte, ihm dieselben anzuzeigen und womöglich zur Einsichtnahme zu übersenden. Erstattung aller Kosten, sorgfältige Behandlung und baldige Wiederzustellung wird gewährleistet.

München, Kufsteiner Straße 2.

Dr. Eduard Berend.

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, beziehungsweise durch Gerichtsurteil bestätigt:

Heptameron oder die Erzählungen der Königin von Navarra. Verlag von Karl Voegels, Berlin.

Wiener Karikaturen. 32. Jahrgang. 4. Februar und 3. März 1912.

Les moeurs légères au XVIII. siècle, contes et facéties galantes. Verlag Louis Michaud, Paris. 1., 2., 3. Serie.

Le centre de l'amour. Verlag Albin Michel, Paris.

L'inconduite de Lucie Max et Alex Fischer. Verlag Ernest Flammarion. Paris.

Bekanntlich besteht die sexualpädagogische Aufklärungsliteratur, mit der heutzutage das Publikum von gewissen Seiten überschwemmt wird, zu gut 95 Prozent aus verkappten Reklamebroschüren, in denen für Gummiwaren und hygienische Artikel zur Verhütung der Schwangerschaft Tamtam geschlagen wird. Eine solche Broschüre, „*Goldenes Buch für Ehefrauen*", erschienen im *Hygienischen Verlag „Eros"* zu *Leipzig*, war es auch, die der Kaufmann Rudolph Vogt in Dresden in allerlei Prospekten den jungen Eheleuten und Ehekandidaten Dresdens, deren Adressen er aus einem „Verlobungsanzeiger" herausgeschnitten hatte, empfehlend in Erinnerung brachte. Bezogen die Empfänger des Prospektes das „Goldene Buch für Ehefrauen", so fanden sie darin in der Hauptsache eine großspurige Reklame für einen Gebärmutterspülapparat, der angeblich die Folgen der Empfängnis radikal beseitigen sollte. Das Buch stellte sich also nach durchgängig geltender Rechtsauffassung als eine Anpreisung von Gegenständen dar, die zum unzüchtigen Gebrauch bestimmt sind. Wegen dieser Anpreisung wurde Vogt auf Grund von § 184 Absatz 3 des Strafgesetzbuchs vom Landgericht Dresden am 2. August 1912 zu einer Geldstrafe von 50 M. verurteilt. Seine hiergegen eingelegte Revision ist vom 4. Strafsenat des Reichsgerichts als unbegründet verworfen worden.










Digitized by Google

HONORÉ DAUMIER

RECHT UND GERICHT

Eine Folge von vierzig Steindrucken, genau nach den ursprünglichen Abzügen (aus dem Besitz der berühmten Daumiersammlung des Eduard Fuchs) mit der Hand auf den Stein übertragen und vom Meister Mechel in der Merlinpresse eigenhändig abgezogen, in doppelseitige sogenannte Passepartouts gelegt und aufbewahrt in einer mit dem riesigen Zeichen Daumiers versehnen Mappe im Umfang von 50×35 cm.

Hier gelangt zum erstenmal wieder ein anscheinend neues, aber wegen Mißbrauch aufgegebnes Verfahren zur Anwendung, unter Ausschaltung aller mechanischen Vervielfältigungsarten von Kunstwerken, bei denen jeder geringste Strich Ausdruckskraft besitzt. Die Zersetzung der Linien durch den Raster, und seis der feinste, bedeutet eine Schwächung ihrer künstlerischen Wirkung. Selbst der Lichtdruck, eine bisher unübertreffliche Weise zur Wiedergabe von Zeichnungen, lieferte nicht ganz zufriedenstellende Ergebnisse. Sollte also der Meisterschaft Daumiers Ebenbürtiges geboten werden, so mußte eine andre Art sich finden lassen, die durch ihre Treue alle Mängel ausschloß. Sie bot sich in der sichern Hand des *Meister Mechel* von der *Merlinpresse*. Ganz dem Wert seiner Aufgabe hingegeben, ohne Drangabe eignen Mitschaffens hat er mit getreuer Sorgfalt in das Wesen Daumiers sich eingefühlt und mit unglaublicher Zähigkeit gewissenhaft das große Vorbild nachgeschaffen. Nach gutem Handwerksbrauch war er auf der Walze, hat in langen Jahren zu Paris seine Kunst vervollkommnet und das Unlernbare, *Kunstgefühl in den Fingerspitzen*, aufgenommen und vertieft. Sein Stift ist so sicher und voll geschärften Ausdrucks, wie etwa das Messer des Holzschneiders *Krüger*, wie der Stichel der Japaner oder das Handwerkszeug der mittelalterlichen Handwerker. Die Ehrlichkeit seines Verfahrens: alle für die Wiedergabe nur bequemen, aber nicht endgültigen Hilfsmittel zu verachten, der geübten, unablenkbaren Hand den Vorzug zu geben, lassen auf den Abzügen die Saftigkeit der Erstdrucke nachfühlen, ohne daß ein Versuch der Täuschung beabsichtigt wird.

Die Mappe ist aus Blättern der gesamten Schaffenszeit Daumiers unter dem Gesichtspunkt ihrer Bezeichnung zusammengestellt. Auf die Theaterei der Richter, Anwälte und Gerichteten hat Daumier, der frühere Advokatenlaufbursch, sein Lebtag lang mit Ingrimm gedeutet. Mit wahrer Wut der Begeistrung fuhr sein Stift über die Fläche, die den Auguren bestimmt war. Alle Umgrenzungen seiner Schaffensart sind in den Blättern zu erkennen: das An- und Abschwellen des Grau zum Schwarz oder Weiß in der Anfangszeit, das wirre Hineinschießen temperamentvoller Linien in die aufgelöste Fläche (60er Jahre), die Gliedrung und Vereinfachung der Umrisse, die Wandlung vom Malerischen zum Zeichnerischen, vom Fratzenhaften über die Physiognomie zum Typischen, die Gestaltung des nur Bedeutungsvollen zum gewaltigen Mythos.

Als Vorzugsausgaben erscheinen fünfzig Mappen, deren Blätter je nach Wunsch, auf echt Japan oder Van Geldern abgezogen werden. Der Name des Bestellers wird unter eine der Ziffern 1—50 eingedruckt. Dieser Ausgabe werden fünf Abzüge auf Japan nach kleinen Holzschnitten Daumiers, in sogenannten Passepartouts beigegeben. Sie kostet Mark 50.— bis zum 1. April 1913; alle später einlaufenden Bestellungen können nur zum Preise von Mark 75.— ohne Nameneindruck berücksichtigt werden.

Der Preis der einfachen Ausgabe beträgt zwanzig Mark bis 1. April 1913; später fünfundzwanzig Mark.

Eine Werbeschrift mit beispielgebenden Abbildungen ist in Vorbereitung und wird jedem auf Verlangen übersandt.

ERICH BARON/VERLAG/HELLERAU UND BERLIN





Das
kleine
Zwiebelfisch-
Kulturkratzbürsten-Vademecum
Herausgegeben von
Hans von Weber
Mit boshaften Porträten
aus der deutschen Bücherwelt
von Emil Preetorius

EIN APRIL-SCHERZ

Broschiert M. 1.— Geb. M. 2.—

Aus dem Inhalte:
Literaturgeschichte ad usum Delphini.
Ein assyrischer Bücherfluch.
Wintasport in Obabayern. Der Dublettenkönig.
Journalistische Stilübungen
des „Zwiebelfisch" u. v. a. m.

Durch jede gute Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom
Hyperionverlag Hans von Weber
München NW. 16.

HELGA-ANTIQUA

Eine
neue Antiqua
von höchster Eleganz
und Klarheit der Formen mit
geschmackvollen Initialen, Vignetten
und Einfassungen nach Zeichnungen von
Professor F. W. Kleukens. Die Probe mit vielen
Anwendungsbeispielen geben wir an Interessenten gratis



Schriftgiesserei D. STEMPEL, A-G, Frankfurt-Main




Digitized by Google



Soeben erschien:

Kat. 578. Kultur- und Sittengeschichte (Aberglaube, Hexen — Gastronomie — Frauen, Liebe, Ehe — Hof- und Skandalgeschichten — Gauner, Verbrecher — Karikaturen, Satire — Luftschiffahrt — Merkwürdige Menschen (Kaspar Hauser) — Noble Passionen (außer Jagd) — Robinsonaden — Sagen — Spiele, Schach — Totentänze — Trachten — Volksdichtung — Wein, Bier, Tabak.) 4500 Nr.

Kat. 579. Almanache, Taschenbücher, Kalender u. deren Geschichte. (Enthält eine große Anzahl Almanache mit Kupfern von Chodowiecki, Ramberg, Meil usw.)

THEODOR ACKERMANN K. B. Hofbuchhdlg. Abtlg.: Antiquariat

MÜNCHEN, Promenadeplatz 10

Obige Kataloge stehen a. Verlangen gratis u. franco zur Verfügung.

ERSTAUSGABE VON GOETHES GÖTZ 1773

gut erhalten, Originalband, für 300 M. zu verkaufen. Angebote an Dir. Gerecke, Berlin W., Mauerstr. 41.

MEDIAEVAL-KURSIV

GEZEICHNET VON PROF. WALTER TIEMANN

Mit dieser hervorragenden Schöpfung bieten wir nicht nur eine Kursiv-Auszeichnungsschrift zu unserer Tiemann-Mediaeval, sondern auch eine wertvolle, selbständige Schrift für Gelegenheitsdrucksachen aller Art. Die reizenden Zierbuchstaben, Einfassungen und Schmuckstücke ergänzen sie aufs glücklichste und betonen ihre Eigenart.



GEBR. KLINGSPOR
IN OFFENBACH AM MAIN

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

V. Jahrgang | Mai 1913 | Heft 2

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Die *erste Jahrespublikation* der Gesellschaft *„Der österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild"*, eingeleitet von *Richard Maria Werner*, ist Anfang April in einer Mappe von Foliogröße an die Mitglieder zur *Versendung* gelangt.

Die *ordentliche zweite Generalversammlung* der Gesellschaft wurde Dienstag, den 15. April, ½8 Uhr abends im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Klubs in Wien abgehalten. Der erste Vorsitzende *Hugo Thimig* begrüßte in einer Ansprache die sehr gut besuchte Versammlung, wobei er nochmals auf den schönen Verlauf der im Herbst in Wien abgehaltenen Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen" (Weimar) hinwies und insbesondere der Hofbibliothek und deren Direktor Hofrat Dr. *R. v. Karabaček* sowie dem Sektionschef *Freiherrn v. Weckbecker* für die Überreichung der auf dem Bankette zur Verteilung gelangten Spende den herzlichsten Dank aussprach.

Den Tätigkeitsbericht erstattete der stellvertretende Vorsitzende *Hans Feigl*. Der Bericht konstatierte, daß das erste Jahr des Bestandes der Gesellschaft wohl ein Jahr der Mühen und Sorgen, aber auch des Erfolges gewesen sei. Rasch sei die Mitgliederanzahl bis zur Höhe von fast 400 Mitgliedern angestiegen, unter denen sich auch solche in Deutschland, Skandinavien, Schweiz, Holland, England, Frankreich, Rußland, Amerika befinden, wenngleich zwei Drittel der Mitgliedschaft auf Wien und Österreich entfallen. Sodann widmete der Redner dem verstorbenen Gründungsmitgliede Hofrat *Jakob Minor* und dem dahingeschiedenen Vorstandsmitgliede Hofrat Dr. *Richard Maria Werner*, mit deren Tode auch die Wissenschaft den Verlust zweier hervorragender Vertreter zu beklagen habe, sowie den übrigen verstorbenen Mitgliedern den Herren Dr. *Gustav Dirner* in Budapest, *Felix Gärber, Max Herzig* und *M. Stern* in Wien einen warmen Nachruf, der von den Anwesenden stehend angehört wurde. Der stellvertretende Vorsitzende brachte hierauf eine Reihe von interessanten Vorschlägen für die Publikationen der nächsten Jahre zur Kenntnis, von deren Verwirklichung die Gesellschaft sich besondere Erfolge verspreche, sowie ja auch die erste Publikation „Der österreichische Parnaß, verspottet in Wort und Bild" bereits viele Anerkennung gefunden habe. Man werde vorzüglich der österreichischen Literatur, unter anderem auch dem alten österreichischen Novellenschatz, dem verschollenen kulturhistorisch großen Reiz bergenden Schrifttum, ebensowie der kuriosen Literatur das Augenmerk zuwenden.

Hierauf erstattete der Schatzmeister Dr. *Ottokar Mascha* den Kassenbericht, der das *Kalenderjahr* bis Ende Dezember 1912 umfaßte. Die Einnahmen betrugen 2646 Kronen, die Ausgaben 1421 Kronen. Der Einzelbericht wird im Jahrbuch veröffentlicht werden. Auf Antrag der Rechnungsrevisoren *Hans Kainz* und *Robert Mohr* wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt. Die Neuwahl der *Revisoren* ergab die Wiederwahl der Herren *Hans Kainz* und *Robert Mohr*.

Im Namen des Vorstandes referierte sodann Dr. *Ottokar Mascha* über die statutenmäßig jedes Jahr festzusetzende Höhe des Jahresbeitrages. Es lagen zwei Anträge vor und zwar der *Antrag des Vorstandes* auf Festsetzung des Jahresbeitrages mit *zehn Kronen* und ein Antrag des Mitgliedes *Heinrich Lorenczuk* (Würbenthal, Österreichisch Schlesien), den Beitrag für in *Wien*

wohnhafte Mitglieder mit *zehn Kronen,* den für *auswärtige* Mitglieder mit *sieben Kronen* festzusetzen. Begründet wurde der letzgenannte Antrag damit, daß die außerhalb Wiens wohnhaften Mitglieder an den gesellschaftlichen Veranstaltungen der Vereinigung nicht teilnehmen könnten. Unter Ablehnung des Antrages Lorenczuk entschied jedoch und zwar *einstimmig* die Generalversammlung für den *Antrag des Vorstandes.*

An die geschäftlichen Mitteilungen schloß sich ein von *Hans Feigl* erstatter Bericht über die *Deutsche Bücherei in Leipzig.* Nach unendlichen Schwierigkeiten und nachdem jahrzehntelang der Gedanke immer wieder gescheitert, ist es endlich durch die Gründung der Deutschen Bücherei in Leipzig gelungen, vom 1. Januar 1913 an ein lückenloses Archiv des deutschen Schrifttums ins Leben zu rufen, das die gesamte vom 1. Januar 1913 an erscheinende deutsche und fremdsprachige Literatur des Deutschen Reiches und ebenso die deutsche Literatur des Auslandes, also auch Österreichs, umfassen werde. Das, was Frankreich, England, Amerika seit langem bereits in Angriff genommen haben, werde nun von den Deutschen in einer von keinem Lande übertroffenen Weise verwirklicht werden. *Feigl* beantragte eine einstimmig angenommene *Resolution,* in der sich die Wiener Bibliophilengesellschaft sowie deren Mitglieder verpflichten, die von ihnen veranstalteten Privatdrucke in je einem Exemplar der Deutschen Bücherei in Leipzig zu widmen.

Sodann folgte ein Referat des stellvertretenden Vorsitzenden *Hans Feigl* über die *Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig 1914.* Der Vorstand der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft behält sich einstweilen noch Beschlüsse vor, in welcher Art er sich an dieser Ausstellung beteiligen werde. Es sei nicht ausgeschlossen, daß vielleicht die Fahrt einer größeren Gruppe von Vereinsmitgliedern nach Leipzig unternommen werde. Feigl brachte zur Kenntnis, daß sich unter den Abteilungen der Ausstellung eine Gruppe Bibliophilie gebildet, die vielleicht nebst der vom Historiker Geheimrat Lamprecht geleiteten „Halle der Kultur" einer der anziehendsten Punkte dieser Weltschau des Buches zu werden verspreche. Der Vortragende erörterte hierauf das ungemein fesselnde Programm dieser Gruppe, die keine Seite der Bücherliebhaberei außer acht lassen werde. Als besonderes Kabinettstück ist das Sammelzimmer eines modernen Bibliophilen geplant. Feigl schloß mit der Aufforderung zu einer regen Beteiligung seitens der bekanntlich sehr zahlreichen und über große Kostbarkeiten verfügenden österreichischen Bücherfreunde. Nach diesem Referate schloß der erste Vorsitzende *Hugo Thimig* die glatt verlaufenen Verhandlungen.

Ein in den Räumlichkeiten des Wissenschaftlichen Klubs veranstalteter *geselliger Abend* hielt die Mitglieder noch lange beisammen.

Die Versendung des auch die vollständige Mitgliederliste enthaltenden *Jahrbuches* wird voraussichtlich im Laufe des Monats *Mai* erfolgen.

Da unser bisher im Amte befindliche Schatzmeister, Herr Dr. *Ottokar Mascha* längere Zeit von Wien abwesend sein wird, sah er sich genötigt, seine Funktion als Schatzmeister niederzulegen. Aus diesem Grunde erfolgte zunächst die Kooptierung des Dr. *Hans Freiherr v. Jaden* in den Vorstand, der sodann zum *Schatzmeister* gewählt wurde.

Die Zahlung des Jahresbeitrages von *zehn Kronen* wird an das *k. k. Postsparkassenamt in Wien auf das Konto 132735 der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft* erbeten. Auch *außerhalb* Österreich-Ungarns wohnhafte Mitglieder können auf diese Weise die Beiträge leisten, eventuell an den Schatzmeister Dr. *Hans Freiherr v. Jaden, Wien XVIII, Wallrießstraße* 72 senden.

Nähere Mitteilungen über die Jahrespublikation für 1913 erfolgen noch im Laufe des Frühsommers.

Alle Zuschriften, Beitrittserklärungen usw. sind an den stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft *Hans Feigl,* Schriftsteller, Wien IV/2 Johann Straußgasse 38 zu richten.

Der Vorstand der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

WIEN, den 17. April 1913.

I. A.: **Hans Feigl**
stellvertretender Vorsitzender.



Pariser Brief.

Mit Hilfe der Gesellschaft französischer Bibliothekare und des Internationalen Instituts für Bibliographie veranstaltete die „*Ecole des Hautes Etudes Sociales*" auch in diesem Winter wieder eine Reihe von allgemein zugänglichen Vorträgen über Bibliothekswesen und moderne Büchereien. Wir geben hier das Programm dieser Vortragsreihe: *Henri Martin*, La Bibliothèque de l'Arsenal; *Ch. Sustrac*, Essai de Théorie catalographique; *P. Marais*, La Bibliothèque Mazarine; *M. Vitrac*, La Librairie et la publicité; *A. Rondel*, Les Collections de Théâtre; *L. Barreau-Dihigo*, La Bibliothèque de la Sorbonne; *J. Tiersot*, La Bibliothèque du Conservatoire; *H. Dehérain*, Les dépôts de cartes géographiques à Paris; Dr. *Lucien Hahn*, Les Bibliothèques médicales; *C. Oursel*, La Bibliothèque de Dijon; *H. Lemaitre*, Le chauffage et l'éclairage dans les grandes bibliothèques de l'Europe et des États-Unis; *Ch. Kohler*, La Bibliothèque de Sainte-Geneviève; *Geisler*, Les Procédés modernes de reproductions photographiques; *J. Dubois*, L'office de Législation étrangère; *E. Morel*, Le livre français en France: Essai de statistique; *J. Cordey*, Le livre français hors de France: I. Suisse; *P. Otlet*, Le livre français hors de France; II. Belgique.

Man weiß, daß der französische Büchervertrieb bei weitem nicht auf einer musterhaften Organisation, wie die des deutschen Sortimentsbuchhandels beruht. Einerseits wird das französische Sortiment vom Antiquariat eingeschränkt; andererseits sehen wir die reinliche, vornehme Scheidung des Buchhandels vom Kramladen mit allerhand Papiererzeugnissen hier nicht mit der Selbstverständlichkeit durchgeführt, wie selbst die Buchhandlung einer kleinen deutschen Stadt es zeigt. (Deutsche werden mit Verwunderung das französisch-englische System an einem erstklassigen Geschäft wie Brentanos Filiale, rue de la Paix, beachten.) Diesem rückständigen System, dem Vorwiegen der kommerziellen Seite des hiesigen Buchhandels entsprechend, ist auch die berufliche Qualität der damit Beschäftigten oft geringer als es die ideale Seite der Aufgabe erfordern würde. Es wird darüber geklagt, daß die wichtige Vermittlerrolle vielfach Leuten anvertraut sei, die kaum ein Interesse daran nehmen, welches Buch sie verkaufen, und deshalb auch nicht das Schrifttum durch eine Propaganda für das Wertvolle zu fördern, Bücherkenntnis und Bücherbedürfnis zu steigern imstande seien, wie es etwa den deutschen Sortimentern durch die Ansichtssendungen gelang. Indes bemüht sich, nicht zum mindesten in seinem eigenen Interesse, das Syndikat der Verleger um Verbesserung dieser Zustände und veranstaltet mit Hilfe der Chambre syndicale des Libraires und der Genossenschaft der Angestellten schon seit ein paar Jahren Kurse zur fachlichen Ausbildung der Buchhändlergehilfen. Dieser Unterricht findet während der Monate März, April und Mai zweimal wöchentlich im Cercle de la Librairie statt und wird diesmal von etwa fünfzig Schülern besucht; er umfaßt vier Kurse, die sich auf zwei Jahre verteilen. Der erste Kurs handelt im allgemeinen von der Herstellung eines Buches und umfaßt praktische Übungen in den hierzu nötigen Gewerben. Im zweiten wird die Tätigkeit des Verlegers gelehrt. Das Programm sieht hier folgende Themen vor: a) *Prinzip des geistigen Eigentums*: französische und internationale Gesetzgebung darüber; Verlagsrecht; Verkehr mit dem Schriftsteller. — b) *Vom Manuskript zum Buch*: Beschreibung der verschiedenen Phasen einer Edition; Wahl des Papiers, des Formats, der Type usw. Kostenberechnung, Selbstkostenpreis; Anzahl der Exemplare; Auflagen; Nachdruck. — c) *die Qualität eines Buches*: Äußeres und Inhalt; Charakter der Ausstattung im Verhältnis zum Text, Illustration; Titel, Tafeln, Vorwort; Entwicklung in der Erscheinung des Buches seit hundert Jahren, im besonderen die Bucherscheinung in der letzten Zeit, in Frankreich und im Ausland; Von der Volksausgabe zum Luxusbuch. — d) *Einführung in den Handel und Verkauf*: Reklame; Ankündigung an den Buchhändler; ans Publikum; Kataloge; Anzeigen; Verkauf an den Buchhändler und ans Publikum; Verschiedene Arten des Verkaufs; Propaganda in Frankreich und im Ausland. — Der dritte Kurs umfaßt die Theorie des Sortimentbuchhandels, während im vierten ausschließlich Literaturgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung des französischen Buchhändlers gelehrt wird. Der Wert dieses Unterrichts dürfte sich später geltend machen.

Gegenwärtig wird die Abschaffung der sogenannten „*Remise*" besprochen. Der gewöhnliche geheftete, durch Aufdruck des Preises zu 3,50 Fr. (Prix-fort) taxierte Band wird, während der volle Preis für die Provinz, wie überhaupt beim Versand in Betracht kommt, in Paris überall zum Nettopreis von drei Franken abgegeben. Es heißt, daß die meisten Händler der von ihrem Syndikus M. Rey vorgeschlagenen Reform günstig gesinnt seien, während die eigentlichen Geschäftsleute unter ihnen, — diejenigen mit großem Umsatz — sich widersetzten.

Nach den modernen Buchhändlern sei von einem Vertreter der Gilde aus alten Zeiten — etwa denen des Jacques Ménétrier alias Tournebroche und der Bratküche „zur Königin Pédauque" — die Rede: *Siméon-Prosper Hardy*, der 1729 am Berg der heiligen Genoveva geboren wurde, lernt bei einem Drucker des Quartiers „Lever la lettre", wird 1755 als Buchhändler angenommen, verheiratet sich und lebt sein Leben auch fernerhin im Schatten der Sorbonne in seinem Bücherladen „Zur goldenen Säule" rue Saint-Jacques. Der Katalog seines „Assortiments" belehrt uns, daß er seinen Kunden verschiedene lateinische und französische Grammatiken, Handbücher der Jurisprudenz und Gesetzessammlungen zur Verfügung hielt, ferner die vierzehn Bände des „Abrégé chronologique" von *Mézeray*, die „Eléments de chimie" von *Juncker*, übersetzt von *Becker*, die „Instructions pour les jardins fruitiers et potagers" von *La Quintinie*, die „Pensées errantes, avec quelques lettres d'un Indien" der Madame *de Bénonville*; — Titel, die heute vielleicht noch durch Zitat bekannt sind. P. S. Hardy pflegte auch den



Verlag und gab auf seine Kosten ein Buch des Abbé *Nicolas Baudeau* heraus: „Analyse de l'ouvrage du pape Benoit XIV sur les béatifications et canonisations, approuvée par lui-même et dédiée au roi" (1759, in-12) Mit den wirklich großen Geistern seiner Zeit scheint er ebensowenig Verkehr gehabt zu haben, wie heute ein echter Boulevardbuchhändler. Doch in diesem engbeschränkten Leben eines kleinen Pariser Philisters ist eines der höchst beachtenswerten und reichsten Dokuments der Zeitgeschichte entstanden. Unter den Manuskripten der Nationalbibliothek werden acht starke Foliobände aufbewahrt, in die Hardy von 1764—1789 alle ihm merkwürdig scheinenden Ereignisse säuberlich, wie in ein wohlgeführtes Geschäftsbuch aufgezeichnet hat. (Mes Loisirs" par S.-P. H. Journal d'évènements tels qu'ils parviennent à ma connaissance.) *Maurice Tourneux* und *Maurice Vitrac* haben sich an die Veröffentlichung dieser interessanten Aufzeichnungen gemacht, deren Blätter jeder Historiker des XVIII. Jahrhunderts zur kulturgeschichtlichen Information benutzt hat. Kürzlich ist der erste Band, die Jahre 1764—1773 umfassend, bei A. Picard erschienen.

Hardys Tagebuch ist eine große Sammlung von „Faits-divers", seine Arbeit ungefähr die eines vorzüglichen Reporters, wie ihn erst die moderne Entwicklung der Zeitung hervorgebracht hat. Er beschreibt Teuerung von Brot und Fleisch, Überschwemmung und Eisgang der Seine, Streit und Totschlag, er ist bei den öffentlichen Sitzungen der Académie, wie bei den kirchlichen Zeremonien, notiert die Ordnung einer Prozession oder eines prächtigen königlichen Aufzugs, verfehlt keine der zahlreichen Exekutionen, wobei er uns den genauen Hergang oder die Kleidung eines Verurteilten von Distinktion bis ins Detail so anschaulich schildert, wie man es nur von einem Reporter des Petit-Journal verlangen mag. Diese Aufzeichnungen mögen an und für sich, mochten besonders für die Zeitgenossen unbedeutend sein; hinter der Distanz der Historie kann der banalste Vorgang unser starkes Interesse erregen. Die Summe dieser Schilderungen bietet — vielleicht ungewollt in vielen Zügen — ein großes Gemälde der Zeit. Man könnte es — nach ähnlichen Charakteristiken — eine Weltgeschichte aus der Conciergeloge nennen.

Auf dem Gebiet der volkstümlichen „Imagerie", von der wir jüngst hier zu reden Gelegenheit nahmen, ist soeben, im Verlag der „Lorraine Illustrée", ein prächtiges Werk über die Bilderbogen von Epinal erschienen. Außer 151 farbigen Abbildungen im Text der die Entstehungsgeschichte der Bildertypen verfolgenden Studie von *Perrout* sind originalgroße getreue Reproduktionen der Holzschnitte auf 44 Tafeln beigegeben. Diese Bildertypen wurden in sieben Klassen eingeteilt, nämlich a) die ersten Bilder; b) Heilige und Soldaten; c) die „Pot-Pourris" usw.; d) die Erzeugnisse von Nicolas Pellerin und Vadet; e) die militärischen Bilderbogen (darunter die prächtige Serie der Napoleonischen Historie von Georgin); f) die Bilder von Pinot, Lacour, Ensfelder, Dubreuil usw.; die moderne Produktion; g) die „Bibliothèque bleue", Almanache, Spielkarten und andere Kolportierware. Das Werk, das in 300 Exemplaren hergestellt worden ist, von denen aber nur etwa noch 60 frei bleiben, steht würdig neben analogen Publikationen, wie die von Rovinski über russische, die von Van Heurek über belgische Volksbilder.

Im bekannten Kunstbücher-Verlag Laurens ist in Buchform erschienen, was *Antonin Proust*, weiland Minister der schönen Künste, der Manets Jugendfreund und Mitschüler bei Couture war und dem großen Maler zeitlebens in Freundschaft nahestand, in Erinnerung an diesen aufgezeichnet und in der „Revue blanche" bereits teilweise veröffentlicht hat, ehe ihn Krankheit an der Vollendung seines Buches hinderte. (Ecrits d'Amateurs et d'Artistes. — Edouard Manet, par Antonin Proust. Souvenirs publiées par A. Barthélemy mit 39 Tafeln, geheftet 6 Fr.) Deutschen Lesern sind diese Memoiren zum Teil aus der Übersetzung bekannt. Der Herausgeber, ehemaliger Sekretär des Ministers, vervollständigte durch Benutzung nachgelassenen, von Proust noch nicht verarbeiteten Materials das Werk zu einer eigentlichen Darstellung des Künstlerlebens. — Unter dem Titel „Figures d'Evocateurs" vereinigt *Vitor-Emile Michelet* (bei Figuière) von hohen Gesichtspunkten aus unternommene Darstellungen von Baudelaire, A. de Vigny, Barbey, d'Aurevilly, Villiers de l'Isle-Adam, mit welch letztern der Autor in seiner Jugend persönlich zu verkehren das Glück hatte. — In einem neuen Band der „Bibliothèque d'Histoire contemporaine" (Alcan), betitelt „Nos Hommes d'Etai et l'Oeuvre de Réforme", handelt *François Maury*, Chefredakteur der „Revue Financière" und Sekretär der „Revue bleue", auf gute Dokumentation gestützt, von der Vergangenheit heutiger Staatsmänner, wie Ribot, Caillaux, Briand, Deschanel, Poincaré und bietet damit wertvolle Unterstützung dem Verständnis der gegenwärtigen politischen Situation. — Von *Romain Rolland* eingeleitet, erschien bei Ollendorff „Celles qui travaillent", interessante Studien von Mlle. *Simone Bodeve*, zur Naturgeschichte der Pariser Arbeiterin und Geschäftsangestellten. — Von dem Werke Georges Goyaus „Bismarck et l'église. Le Culturkampf, 1870—1887" sind (bei Perrin) weitere Bände III und IV herausgekommen, die die Jahre 1878 bis 1883 behandeln. Schließlich ist das Erscheinen eines praktischen kleinen illustrierten Leitfadens der deutschen Literaturgeschichte (im Verlag Larousse) zu erwähnen.

Aus den Zeitschriften heben wir hervor: „Mercure de France": *Louis Dumur*, Société des Gens de Lettres et les intérêts des écrivains français, gründliche Darstellung des erwähnten gegenwärtigen Konflikts. *Pierre Bart*, Les dernières Aventures du Baron de Trenck, des Preußen, der nach wechselvollen Sckicksalen wie mancher Deutsche von den mächtigen Klängen der Revolution gelockt, auf die Sache der Freiheit abstellte, doch Schlimmes erntete. Seine reinen Absichten sind öfters angezweifelt worden; vorliegende Darstellung, auf unbenutzten Dokumenten der Archives Nationales beruhend, dient seiner Verteidigung; *Claude-Roger Marx*, Le sentiment de la mort chez Maeterlinck. „Renaissance contemporaine": *Gustave Dupin*, J. J. Rousseau-Sa Mort; dokumentarische Unterstützung der von Dr. Raspail aufgestellten These, daß Rousseau von Therèse Levasseur ermordet worden sei. „Nouvelle Revue



Française" bringt den amüsanten Roman „Barnabooth": Tagebuch eines Millardärs. „La Revue": Briefwechsel zwischen Strindberg und Nietzsche, herausgegeben von *Karl Strecker*. *E. Faguet*, Dernières Nouvelles de Lamartine; . . . . de Flaubert. „Grande Revue": *André Tibal*, La mise en valeur des colonies allemandes. „Phalange": Foires de Flandre, Verse von *Verhaeren*. „Poème et Drame": *Gaston Sauvebois*, Romain Rolland et Jean Christophe. „Pan": *Léon Deffoux* und *Emile Lavie*, Essai sur la tristesse chez les écrivains naturalistes; als Paradigma dient Léon Hennique. „Revue bleue": *Guy Balignac*, La Noblesse Saxonne. — Son esprit, sa Tradition. *Eugène d'Eichthal*, L'économiste Frédéric List, Candidat à l'un des concours de l'académie des Sciences morales et politiques en 1837. In der gleichen Zeitschrift äußert sich *Alfred Croiset* über die Aussprache des Lateinischen, da dessen mangelhafter Klang in französischem Munde neuerdings diskutiert wurde. Durch Beschluß des Conseil Supérieur de l'Instruction publique soll es aber im wesentlichen beim alten bleiben.

„L'art décoratif", eine sehr beachtenswerte Zeitschrift für moderne Kunst, brachte in der Februarnummer den ersten größern, reich und vortrefflich illustrierten Aufsatz über den bedeutenden Bildhauer *Aristide Maillol*. Die Aprilnummer von „Art et Décoration" ist in ausgiebigster Weise dem neuen Théâtre des Champs Elysées und seiner würdigen künstlerischen Ausstattung gewidmet, zu der Maurice Denis, Lebasque, Mme Marval, K. X. Roussel, Vuillard und andere beigetragen haben. „Revue des Bibliothèques", Oktober-Dezember 1912, enthält: *W. M. Lindsay*, The old script of Corbie, its abreviation symbols. *R. Foulché-Delbose*, Manuscripts hispaniques de Bibliothèques dispersées; ferner die Fortsetzung des von *Julian Paz* bearbeiteten Katalogs der auf Flandern und Holland bezüglichen Dokumente im Archiv von Simancas. Eine neue bibliographische Revue, „Revue du livre ancien", erscheint im Verlag Fontemoing. Sie will sich seltenen und merkwürdigen Büchern, unveröffentlichten Manuskripten und Dokumenten zur Literaturgeschichte widmen; als Leiter zeichnet der als Romanschriftsteller bekannte Bibliophile *Pierre Louys*.

Im Nekrolog ist des Historikers *Paul-Marie-Pierre Thureau-Dangin* zu gedenken, der im Alter von 76 Jahren starb und dessen Lebensabend, seit seiner 1893 erfolgten Wahl in die Académie Française, sich aufs engste mit dem Leben dieser Gesellschaft verband, indem Thureau-Dangin als deren „Secrétaire perpétuel" amtete. Er hatte früh seine Anstellung im Staatsrat aufgegeben, um sich seinen historischen Studien zu widmen, die besonders der Verteidigung der liberalen Monarchie dienten. Von seinen Arbeiten nennen wir: Eine Studie über Papst Pius IX.; „Royalistes et Républicains"; (1879) und besonders „l'Eglise et l'Etat sous la monarchie de juillet".

Paris, Anfang April 1913. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Unter den hiesigen Vereinigungen für wissenschaftliche Zwecke und geselliges Leben hat es der „*Lyceum Club*" stets verstanden, sich als anziehender Mittelpunkt in den Vordergrund zu stellen. *Präsidentin der deutschen Abteilung* ist *Frau Dr. I. P. Richter*, die Gattin des rühmlichst bekannten Kunsthistorikers. Ganz besonderes Interesse lenkte sich jüngst dadurch auf den „*Lyceum Club*", daß die Gemahlin unseres Botschafters, die *Fürstin Lichnowsky*, Mitglied wurde, und die auf sie gefallene Wahl als Ehrenpräsidentin annahm. Von kürzlich daselbst abgehaltenen Vorträgen erwähne ich namentlich den sehr gelungenen und von Lichtbildern begleiteten Fräulein *Antonie Stolles*, betitelt „*Albrecht Dürer in Nürnberg*". Schon früher hatte dort eine humoristische Vorlesung stattgefunden von „*Dame*" *Walter Crane*, der Gattin des „*Commanders*" *Walter Crane* — Titulaturen, die beide gern vernehmen, weil letzterem das Kommandeurkreuz eines italienischen Ordens verliehen wurde.

In der „*Asiatischen Gesellschaft*" hielt Dr. *T. G. Pinches* eine Vorlesung, betitelt „*Der achte Feldzug von Sargon, König Assyriens*", in welcher er sich vornehmlich auf neu entdeckte Inschriften, sowie auf das Werk Thureau-Dangins „Une Relation de la huitième Campagne de Sargon" stützte. Die Spezialisten sind vom literarischen und sprachlichen Standpunkte aus besonders zur Sache interessiert, weil die Einleitungsphrasen der Inschriften mit denen von den berühmten Tafeln von Tel el Amarna fast identisch lauten.

Über die „*Numismatische Gesellschaft*" ist zu berichten, daß der Rev. *Edgar Rogers* ein ebenso schönes wie seltenes Beispiel von einem Tetradrachm Antiochus VIII. und Cleopatra Thea von Syrien vorlegte. Ferner verlas Mr. *Henry Symonds* die von ihm verfaßte Schrift „*Die Stecher der königlichen Münze* in der *Tudor-* und *Stuartperiode*". Als Wichtigstes aus letzterer konnte entnommen werden, daß es dem Autor gelungen war, den Namen „*Briot*" eines flämischen Künstlers festzustellen, der das Bildnis Heinrich VII. lieferte, und welchen man überhaupt den Vater der englischen Medaillenporträtkunst nennen müsse.

Die *Universität Oxford* feierte am 28. März durch einen öffentlichen Gottesdienst den 300jährigen Bestattungstag *Sir Thomas Bodleys*, des Begründers der weltberühmten Bibliothek gleichen Namens. *Bodley* war in Frankfurt a. M. und in Genf erzogen, bevor er nach Oxford kam. Er starb am 28. Januar 1613, wurde aber erst zwei Monate später in der Kapelle von „Merton College" beigesetzt. Zuerst trat er in Magdalen- und vier Jahre später in *Merton-College* ein. Der Predigt war das Motto der Universität, der 27. Psalm „*Dominus illuminatio mea*", zugrunde gelegt. Außerdem kam hierbei zur Erwähnung, daß in der Bodleiana sich vom *Ecclesiasticus* ein zur Zeit der Revision der „Apocrypha" unbekanntes Manuskript befindet, dessen Version heute als die richtige und maßgebende anerkannt wird.

Der dritte, alle fünf Jahre tagende „*Internationale*



Historikerkongreß" wurde am 3. April durch den Präsidenten, Mr. *James Bryce*, eröffnet. Vizepräsidenten sind: Der Erzbischof von Canterbary, Graf Rosebery, Graf Curzon, Viscount Morley, Sir Edward Grey, Mr. Balfour, der Lordmayor von London, Lord Strathcona und Sir George Reid. Der König als Protektor des Kongresses sandte demselben seinen Gruß und Glückwunsch zu den bevorstehenden Arbeiten. Bei Absendung meines Briefes waren noch keine Ergebnisse über die Einzelsitzungen zur Hand, jedoch will ich wenigstens bemerken, daß unter den deutschen Delegierten sich Professor von Wilamovitz-Moellendorf befand.

Da die gesamte englische Presse sich unausgesetzt mit den „Suffragetten", d. h. den in gewaltsamer Weise vorgehenden Wahlrechtlerinnen zu beschäftigen genötigt sieht, und hierbei namentlich des beliebten und erfolgreichen „Hunger-Strikes", der dem Gefängnis sich möglichst bald entziehen wollenden Frauen Rechnung trägt, so möchte ich an einem klassischen Beispiel beweisen, daß es eigentlich nichts Neues mehr in der Welt gibt, und selbst diese Kampfesmethode schon vor 1500 Jahren bestand. *Caesar Baronius* († 1607), der römisch-katholische Kirchenhistoriker, gibt in seinen „Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198", eine Erzählung folgenden Inhalts: Während der Arianischen Kämpfe im IV. Jahrhundert, wurde Eusebius mit anderen orthodoxen Bischöfen des Westens von seiner Diözese vertrieben, und in mehr oder minder strenger Gefangenschaft zu Scythopolis in Palästina gehalten, woselbst ihm das Haus eines jüdischen Konvertiten angewiesen worden war. Seine Freunde durften ihn hier besuchen, ihm Lebensmittel und dergleichen bringen. Diese Milde rief den Zorn der Arianer des Orts hervor. Ihr Führer, der Bischof Patrophilus, ließ nun Eusebius in die Einzelzelle eines anderen Hauses unter peinlichsten Gewahrsam schaffen, woselbst er weder Besuche noch andere Nahrung als die übliche Gefängniskost erhielt. Eusebius aß und trank seit diesem Tage nichts mehr und erklärte, daß er lieber sterben, als solchen Vorschriften sich unterwerfen würde. Patrophilus, aus Besorgnis, daß der Tod eines Bruderbischofs doch große Ärgernisse hervorrufen möchte, gab Eusebius jetzt frei!

Allerdings kannte man damals noch nicht die Anwendung der künstlichen oder gewaltsamen Ernährung, deren die englischen Wahlrechtlerinnen ausgesetzt sind. Zwei junge Damen von ganz ungewöhnlichem und viel versprechendem Talent, Miß *Amelia Bowerley* und Miß *Estella Canziani*, haben mir Gelegenheit gegeben, ihre vorzüglichen graphischen Arbeiten und Gemälde zu besichtigen. Über den Werdegang der ersteren, die aus einer Künstlerfamilie stammt und Mitglied der hiesigen „Malerradierer", des „Royal Art Club" und der „Womens Guild of Arts" ist, mögen einige Worte gestattet sein: Der verstorbene Vater der Künstlerin hat zahlreiche Porträts der königlichen Familie hergestellt, so unter anderem des Königs Georg V. als Kind, des Herzogs von Clarence, der Prinzessin Louise und des Herzogs von Connaught. Ihre Studien begann Miss Bowerly in München, während sie später in London unter der Anleitung von Sir Frank Short sich der Radierung widmete. Zu ihren besten Blättern gehören „der Garten der Hesperiden", „Orpheus", „Meerkind", „Weihnachten", „Rotkäppchen" und „der Zauberer Merlin". Nicht geringeres und sehr vielseitiges Talent besitzt Miß *Estella Canziani*. So schrieb sie den Text und stellte zu gleicher Zeit die Illustrationen her für das prachtvolle Buch „*Costumes, Traditions and Songs of Savoy" by Estella Canziani. Illustrated with fifty Reproductions by the Author and with many Line Drawings. London. Chatto and Windus*".

Unter den bei *Sotheby* stattgehabten *Bücherauktionen* wurden die höchsten Preise für nachstehende Werke gezahlt: „Romeo und Julia", 4° Quartausgabe aus dem Jahre 1609, für 10400 M. (Mr. Quaritch), „*Molière, Oeuvres*", sechs Bände, 1773 (3800 M.), *Capt. John Smith* „General History of Virginia", 1625 (6600 M.); *Le Fevre* „Le Recueil des Histoires de Troye", 1529 (1700 M.).

Leider ist der Tod des Seniorenchefs der Verlagsbuchhandlung „*Chatto & Windus*", Mr. *Andrew Chatto*, zu melden, der sich der allgemeinsten Achtung und Beliebtheit erfreute. Ferner verstarb *Lord Archibald Campbell*, der Bruder des Herzogs von Argyll. Unter seinen Publikationen sind hervorzuheben: „*Records of Argyll*", „*Waifs and Strays of Celtic Tradition*", „*Highland Dress, Arms and Ornament*" und „*Armada Cannon*".

London. Anfang April. *O. von Schleinitz.*

Wiener Brief.

Soeben ist die erste *Jahrespublikation der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft*, der „Österreichische Parnaß", verspottet in Wort und Bild, eingeleitet von *Richard Maria Werner*, ausgegeben worden. In einer Mappe enthielt sie vor allem eine Gravüre nach dem ungemein seltenen Blatt des bekannten verstorbenen Malers *Franz Gaul*, der „Österreichische Parnaß". Das Original, wahrscheinlich eine Kohlenzeichnung, ist verschollen. Es dürfte Anfang 1862 entstanden sein, da Castelli auf dem Blatt noch als Lebender erscheint. Grillparzer bildet den Mittelpunkt als Apollo mit der Leier im linken Arm, in der rechten Hand eine Rolle mit der Inschrift Sappho; er scheint etwas vorzutragen, denn alle drängen sich herzu, um ihm zu lauschen. Sein Kopf ist gegen rechts gewendet, in seiner nächsten Nähe stehen die im Burgtheater aufgeführten Dramatiker: Zedlitz, Prechtler, Mosenthal, davor Laube und Hebbel usw., hinter den Dramatikern erscheinen die Lyriker und einzelne Epiker. Bei einer ganzen Reihe von Dichtern gehen die Anspielungen bis ins Einzelnste. So zum Beispiel schleppt Hebbel als Holofernes das Haupt Emil Kuhs, der damals schon aus seinem Schüler sein Gegner geworden war, zu seinen Füßen liegen zwei Karyatidenköpfe, ein Tscheche und Pole. Die Bilder der einzelnen Dichter auf dem Gaulschen Blatte sind schon zur Zeit der Entstehung der lustigen Verspottung, die

Hebbel übrigens sehr schief nahm, als wohlgelungen bezeichnet worden. Von den 61 auf dem Gaulschen Bilde vereinigten Schriftstellern und Dichtern lebt nur mehr ein einziger, *Max Waldstein*, der dem nun leider gleichfalls bereits verstorbenen Herausgeber der Jahrespublikation, Richard Maria Werner, mit seinen Erinnerungen aushalf. Der Reproduktion ist ein Spiegel beigeschlossen. Außer dem Gaulschen Blatte enthält die Jahresausgabe noch die für sich abgeschlossene Einleitung Coerners und einen Text in drei Broschüren und zwar: „Österreichischer Parnaß", bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar, Frey-Sing, bei Athanasius & Cie (Literarische Pamphlete VI) und dann folgende unter dem Sammelnamen „Literarische Pamphlete" zusammengefaßten Neudrucke: „Ein Neujahrsgeschenk", „Rechtfertigung des Schwaben", „Faschingskrapfen", „Oster-Ey", „Über Wiens Autoren" (Literarische Pamphlete I—V), „X. Y. Z.", „Die jüdischen Federhelden" (Literarische Pamphlete VII—VIII). Ein von Dr. *Otto Rommel* hergestelltes Generalregister ist der letzten Broschüre angeschlossen. Die Auflage der Jahrespublikation beträgt 400 Exemplare, also nur um einige Exemplare mehr als die Mitgliederzahl der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Ein alter, auch über die Kreise der Wiener Sammler hinaus sehr bekannt gewordener Antiquar, *Konstantin Kubasta*, ist hier in den ersten Apriltagen verstorben. Seiner Persönlichkeit und seines noch an längst entschwundene Zeiten erinnernden Ladens habe ich des öfteren an dieser Stelle Erwähnung getan. Kubasta war noch ein getreuer Helfer Haydingers, wie er überhaupt den Typus des alten Antiquars darstellte. In den neueren bibliophilen Richtungen wußte er wohl weniger Bescheid, dagegen galt er mit Recht als ein vorzüglicher Kenner der älteren Sammelgebiete, insbesondere des kulturhistorischen.

Im Österreichischen Museum am Wiener Stubenring ist jetzt eine *Exlibris-Ausstellung* untergebracht, die die Österreichische Exlibris-Gesellschaft zur Feier ihres zehnjährigen Bestandes veranstaltet. Es sind ungefähr 1000 Exlibris hier vereinigt, die meisten aus den Sammlungen des Grafen *Hans Wilesek*, der Frau Dr. *Neumann* und des Baron *Hoschek*. Im Erdgeschoß ist die geschichtliche Abteilung untergebracht (darunter das erste bekannte gestochene Exlibris aus dem Jahre 1491), also die Meister des Holzschnittes der Barock-, Rokoko-, Empire- und Biedermeier-Zeit. Berühmte Blätter, durch den Besitzer wie durch den Künstler ausgezeichnet, finden sich in schönen Exemplaren vor. Unter den Exlibris des XVIII. Jahrhunderts begegnen wir einem Blättchen von der Hand *Goethes* für *Käthchen Schönkopf* bestimmt. Sehr unterrichtend ist die auf der Galerie untergebrachte moderne Abteilung, in der im internationalen Vereine alle bekannten Meister der Graphik vertreten sind wie *Struck, Klinger, Greiner, Vogeler, Beardsley, Bell*, von uns Österreichern unter anderen: *Unger, Schmutzer, Jettmar, Klimt, Coßmann*.

Eine *Buch-Ausstellung* wird in der mährischen Landeshauptstadt *Brünn* von der Bibliothek des Franzens-Museums veranstaltet. Nach einem Berichte der kaiserlichen „Wiener Zeitung" zählt sie 272 Nummern, vorzüglich Wiegendrucke, ferner Werke des Comenius und reich illustrierte Bücher des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Die Landesbibliothek in Brünn besitzt eine eigene *Comenius-Bücherei*, von der mehr als 200 Nummern ausgestellt sind. Es sind teils Originalwerke des Reformators, teils Übersetzungen in deutscher, tschechischer, englischer, französischer, italienischer, holländischer, ungarischer, russischer, kroatischer und rumänischer Sprache. Wir finden da das „Labyrinth der Welt" in der ersten Ausgabe (Tschechisch, Amsterdam 1631), die „Historia persecutionis" in der Originalausgabe vom Jahre 1647, die Schriften, die sich mit den prophetischen Offenbarungen beschäftigen („Lux in tenebris" und andere) in alten Editionen, ferner die zahlreichen pädagogischen Werke des Comenius („Janua linguarum", „Orbis pictus") in zahlreichen Ausgaben, darunter feine Elzevier-Stücke (1641 und 1643), Ausgaben der Prager Jesuiten usw., auch zwei Exemplare der von Comenius veranstalteten Gesamtausgabe der didaktischen Werke („Opera didactica omnia", 1657 gedruckt), Folianten, die das in Kupfer gestochene schöne Porträt des Autors enthalten, dessen karthographische Arbeiten gleichfalls ausgestellt sind. Zwei handschriftliche Albumblätter von Comenius reihen sich den Büchern an. Auf einem dieser Blätter ist in tschechischer Sprache ein schöner Spruch verzeichnet, der in der Übersetzung ungefähr so lautet: „In der *Jugend* soll jeder Mensch daran denken, wie er gut *leben*, im *Alter*, wie er gut *sterben* könnte".

Richard Charmatz, der junge erfolgreiche Historiker, hat bei J. G. Cotta einen „*Wegweiser durch die Literatur der österreichischen Geschichte*" (Stuttgart 1912) herausgegeben, dem *Heinrich Friedjung* ein Geleitwort vorausschickt. In dem Werke sind fast ausschließlich selbständige Bücher und Broschüren berücksichtigt, ebenso fast durchgehend nur Arbeiten in deutscher Sprache. Sehr reich ist die politische Literatur des letzten Jahrzehntes bedacht. Vollständigkeit wurde, wie schon der Titel des Buches sagt, nicht angestrebt. Verdienstlich ist das Bemühen des Verfassers, in der Zusammenstellung der Listen ohne Parteilichkeit vorzugehen. Für die Brauchbarkeit der Arbeit, die am Schlusse ein Autorenregister bringt, bürgt Friedjungs Name, unter dessen Patenschaft das Werk entstand.

Christian Schneller, ein Beitrag zur tirolischen Literatur und Geistesgeschichte des IX. Jahrhunderts von *S. M. Prem* (Halle, Max Niemeyer 1913), betitelt sich eine dankenswerte, mit Liebe geschriebene Arbeit, die der Biograph Adolf Pichlers dem Andenken des Tiroler Dichters, Sprach- und Sagenforschers, Publizisten und Schulmannes Christian Schneller widmet, der in hohen Jahren zu Innsbruck 1908 verstarb. Der Name Schnellers ist über die engeren Fachkreise nicht hinausgedrungen und doch verdient es das ohne jede persönliche Ruhmsucht verbrachte Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes in weiten Kreisen gewürdigt zu werden. Neben seiner Schultätigkeit widmete er sich eifrig folkloristischen Studien und trat als Verfasser lyrischer und epischer Dichtungen hervor. Auch das rein Menschliche in der kernigen Gestalt dieses Tiroler Landeskindes wird uns in dem Buche



Prems mitunter von der ergötzlichsten Seite geschildert.

Auf eine eigenartige, periodisch erscheinende Publikation möchte ich heute einmal aufmerksam machen. Sie nennt sich „*Beethoven-Forschung*". Lose Blätter, herausgegeben von Dr. *Theodor v. Frimmel.* Frimmel gilt als einer der ersten Beethovenforscher, ist überdies ein ausgezeichneter Kenner der Galerien Europas. Die losen Blätter zur Beethovenforschung begannen im Jahre 1911 zu erscheinen. Jetzt liegt (Februar 1913) das vierte Heft vor. Die losen Blätter stellen eine Fortsetzung des seinerzeit von Frimmel begründeten, seither nicht mehr ausgegebenen „Beethoven-Jahrbuches" dar. Sie bieten teils neues Materials, teils stellen sie sich kritisch zu vorgefundenen und berichteten Ergebnissen der Beethoven-Literatur und -Forschung. Die Hefte erscheinen im Kommissionsverlage von *Gerold & Cie* in Wien I, Stefansplatz 8 und kosten je *eine* Mark.

Die Wiener Hof- und Staatsdruckerei hat zur *Erlangung von neuen Druckschriften* einen *Wettbewerb* ausgeschrieben, an dem sich 36 Bewerber beteiligten. Der erste Preis von 1500 K. wurde dem akademischen Maler und Graphiker Dr. *R. Junk*, der zweite Preis (1000 Kr.) dem Lehrer an der Graphischen Kunstanstalt in Wien, *Victor Mader*, der dritte Preis (500 K.) *Marie Schmid* von der Wiener Kunstgewerbeschule zuerkannt.

Kürzlich ist in Lemberg der polnische Dichter *Ladislaus Belza*, 66 Jahre alt, gestorben. Auf dem Gebiete der Jugendliteratur hat er sich besonders hervorgetan. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1874 im Verlage von Brockhaus.

Franz Gräffer, der Wiener Antiquar, Schriftsteller, Bibliophile und eifrige Chronist seiner Vaterstadt Wien (gestorben 1852), feiert nacheinander jetzt Auferstehung. Unlängst sind gleich in zwei Verlagen Auswahlen aus seinen Schriften neu herausgegeben worden und jetzt hat der Wiener Stadtrat den Beschluß gefaßt, nach dem Altwiener Bücher-Händler, -Schreiber und -Sammler eine *Gasse* zu benennen. Interessant ist, daß dieser Beschluß auf ein Ansuchen der Herausgeberin der bei Gerlach & Wiedling erschienenen Auswahl aus Gräffers Schriften, Frau *Benisch-Darlang*, erfolgt ist, deren Gräffer-Buch „Altwiener Karikaturen" an dieser Stelle vor kurzem gewürdigt wurde.

Von Zeitschriften sei auf das erste Heft des zweiten Jahrganges von „*Imago*", Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften (Verlag Hugo Heller & Cie, Wien), verwiesen, das unter anderem einen Aufsatz Dr. *Lorenz'* über das *Titanen-Motiv* in *der allgemeinen Mythologie*, ferner einen (zum Teile recht gewagten) Artikel Dr. *Hanns Sachs* über *Carl Spitteler* und zum Schlusse eine Bibliographie für das Jahr 1912 bringt. Die „*Österreichische Rundschau*" vom 15. März (Band XXXIV, Heft 6) bietet eine Novelle von *R. H. Bartsch* „*Und die Seele?*", ferner aus dem Nachlasse *Alfreds* Freiherrn *v. Berger* einen Aufsatz „*Zu Friedrich Hebbels Gedächtnis*" und ein wunderliebes Feuilleton von *Helene Bettelheim-Gabillon* „*Der grüne Heinrich einst und jetzt*". Gut entwickelt sich der „*Merker*" fort, der unter anderm im Heft 5 einen *Briefwechsel* zwischen *Tolstoi* und *Bernhard Shaw* veröffentlicht, ebenso der „*Strom*", das Organ der Wiener freien Volksbühne, dessen Bemühen, den tausenden Autodidakten seines Abnehmerkreises gute, wirklich volkstümlich gehaltene und dabei durchaus nicht breimäßig verarbeitete geistige Kost zu verabreichen, als ungemein verdienstvoll anerkannt werden muß.

Wien, Anfang April 1913. *Hans Feigl.*

Römischer Brief.

Wie die „Rivista delle Biblioteche e degli Archivi" berichtet, hat *P. S. Leicht* einen interessanten handschriftlichen Katalog mit Preisangaben von Drucken des *Aldus Manutius* entdeckt, den er im dritten Heft des IV. Jahrgangs des „*Bollettino ufficiale della Società bibliografica italiana*" veröffentlicht. Diesen interessanten Beitrag zur Geschichte des Buchhandels hat *Leicht* in einem Exemplar von *Perottus' Cornucopia linguae latinae*, gedruckt bei Aldus in Venedig im Jahre 1513, aufgefunden. Wie der Verleger in der Vorrede bemerkt, ist diese Ausgabe die dritte, die er für die Bücherliebhaber seiner Zeit veröffentlicht hat; die erste sei vom Jahre 1497, die zweite von 1503, beide äußerst selten. In dem Katalog von 1513 sind die Preise nicht angegeben, aber in dem Exemplar, von dem der glückliche Finder hier berichtet, sind sie von verschiedenen Händen notiert, wie auch die Titel anderer Werke handschriftlich beigefügt sind, die aus den Offizinen des Aldus und dann der Torresani bis zum Jahre 1530 hervorgegangen sind; auch diese alle mit Angabe der Preise. Der Verfasser hebt die Wichtigkeit des Kataloges entsprechend hervor, ganz besonders, so weit es sich um die nach 1503 erschienenen Ausgaben handelt, deren Preise bis heute unbekannt waren. Des weiteren stellt er einige interessante Betrachtungen darüber an, daß, und inwiefern auch diese Kataloge, deren Bedeutung bisweilen weit unterschätzt wird, Beiträge zur Kenntnis der Kulturgeschichte bilden können. Zum Beispiel geht daraus hervor, daß, während die lateinischen und italienischen Ausgaben reißend schnell vergriffen waren, die griechischen auf dem Lager des berühmten Verlegers liegen blieben: ein sicheres Anzeichen vom Verfall des Hellenismus. —

Es ist in Italien eine viel verbreitete Sitte, einem Hochzeitspaar irgendeine mehr oder weniger umfangreiche literarische Arbeit zu widmen. Dieser Sitte verdankt die italienische Wissenschaft und Literatur manchen wertvollen Beitrag: Zahlreiche kleinere Handschriften und Urkunden sind bei solchen Gelegenheiten im Druck erschienen; viele literarische, historische, biographische und bibliographische Monographien und Essays aus solchem Anlaß veröffentlicht worden. Diese, wie man sich hier für diese Kategorie von Schriften ausdrückt „*per nozze*" (zur Hochzeit), erschienenen Arbeiten werden naturgemäß nur in kleiner Auflage gedruckt, an die Bekannten und Verwandten von Braut

und Bräutigam verteilt und sind dann später im Buchhandel meist sehr schwer aufzutreiben. Zu Anfang befindet sich gewöhnlich eine mehrere Seiten lange Widmung an das junge Paar, eine Art Geleitwort fürs Leben. Die eigentliche Arbeit hat aber meist keinen näheren Zusammenhang mit den beiden Familien oder etwa dem Berufe des Bräutigams, als höchstens den, daß gern zu Themen gegriffen wird, die irgendeine lokale Beziehung zu der Heimatstadt von Braut oder Bräutigam haben. Eine solche „Per nozze“-Publikation, die vor kurzem zu einer Hochzeit in Turin erschien, enthält den *Ehekontrakt der Tochter des Aldus Manutius*; also immerhin für eine solche Gelegenheit doch ein sachgemäßer Vorwurf. Wie die „*Rivista delle Biblioteche*“ erzählt, hat *Carlo Pio de Magistris* aus einer Sammelhandschrift der königlichen Bibliothek in Turin einige Dokumente veröffentlicht, die mit größter Genauigkeit erlauben, bestimmte wichtige Daten, die sich auf die Tochter des Aldo Manuzio und ihre Familie beziehen, festzustellen. Die erste Urkunde ist eine authentische Kopie des Heiratskontraktes, der in Venedig am 29. Oktober 1529 zwischen Alda Manuzio und Bressanino Catone von Canneto abgeschlossen wurde. Die Braut erhielt als Mitgift 1200 Goldscudi, eine außerordentlich beträchtliche Summe für jene Zeit. Die Nachrichten, die man bisher über die Alda Manuzio hatte, waren höchst ungenau und die Veröffentlichung der Arbeit *von Magistris* klärt viele Zweifel. Auch die anderen drei Urkunden der Sammlung sind sehr interessant; sie enthalten neue Nachrichten über die Kinder der Alda und des Bressanino Catone, von denen Giulio Priester geworden ist und Alessandro noch bei Lebzeiten des Vaters starb. —

Eine interessante Feststellung hat *Dr. Angelo Mazzi*, Bibliothekar der Stadtbibliothek von Bergamo, gemacht, über die das „*Giornale della Liberia*“ berichtet: „Es ist nicht ganz zutreffend“, heißt es da, „daß nur die Fürstliche Familie von Ligne ein altes Buch besitze, dessen Buchstaben in das Papier mit einer derartigen Genauigkeit eingeschnitten sind, daß es den Anschein hat, als wären sie mit der Maschine hergestellt.“ Die Stadtbibliothek von *Bergamo* besitzt in der Tat ein ganz ähnliches Buch. Es ist eine spanische Sammlung von Gebeten. Hier sind ebenfalls die Buchstaben in das Papier ein- oder richtiger aus diesem herausgeschnitten. Zwischen je zwei Blättern befindet sich ein Stück sehr feinen schwarzen Seidenstoffes, so daß die Illusion erzeugt wird, als habe man ein gedrucktes Buch vor Augen. Leider nur ist dies Exemplar nicht in sehr gutem Zustande. Das Buch wurde der Bergamoer Stadtbibliothek im Jahre 1864 von dem Senator P. B. Camozzi Vertova zum Geschenk gemacht. —

In einem der kleinen, bei der Engelsburg eigens für Ausstellungszwecke errichteten Gebäude ist am 15. März eine Ausstellung von Handarbeiten in Leder eröffnet worden. Die Anregung ging von dem Oberst a. D. *Mariano Borgatti* aus, der sich viele Verdienste um die Engelsburg und ihre Sammlungen erworben hat, und dem auch die dort zusammengebrachte einzigartige Sammlung von Ansichten aller Zeiten dieses historischen Gebäudes vornehmlich zu verdanken ist. Auch die „*Società degli Amici di Castel S. Angelo*“ (Gesellschaft von Freunden der Engelsburg), die die eigentliche Veranstalterin dieser Ausstellung von Lederarbeiten ist, ist vornehmlich durch Borgattis Bemühungen ins Leben gerufen worden. Diese Ausstellung bietet ein ganz ungewöhnlich umfassendes Bild von Arbeiten aller Art, die in alter und neuer Zeit in Leder ausgeführt worden sind, wobei jedoch nur *handgearbeitete* Gegenstände Berücksichtigung gefunden haben. Besonders in Rom nahm die Herstellung von Lederarbeiten, in Goldprägung wie in Blindpressung von jeher ein weites Feld ein, viel ausgedehnter, als im allgemeinen bei uns bekannt ist; und ich möchte nur erwähnen, daß große Sessel in geprägter und reich verzierter Lederarbeit noch heute hier viel hergestellt werden und auch in guten alten Exemplaren in der Ausstellung vertreten sind. Noch mehr wird Wunder nehmen, daß sich dort unter anderen auch ein Klavier, eine Art Flügel aus dem XVIII. Jahrhundert, befindet, das ganz mit Leder überzogen und mit prächtigen in Goldpressung ausgeführten Ornamenten geschmückt ist; besonderes Interesse verdient auch eine ebenso gearbeitete Sänfte, wohl von Ende des XVII. Jahrhunderts, wie sie Päpsten und Kardinälen zur Beförderung gedient haben. Zahlreich vertreten sind die Truhen in allen Formen und Größen, Etuis für Musikinstrumente, Eßbestecke usw. — Was uns aber hier vor allem interessiert und einen breiten Raum einnimmt, sind die Bucheinbände. Der historische Bucheinband ist außer durch die kleine Sammlung des Unterzeichneten und manch' anderes hübsches Stück, vor allem durch die großartige Sammlung des *Fürsten Pignatelli* vertreten. Diese Sammlung, die ihr Entstehen altem Familienbesitz und neuerlicher dreißigjähriger Sammlertätigkeit verdankt, dürfte wie kaum eine andere Privatsammlung die Geschichte des italienischen und speziell des römischen Bucheinbandes in vielen, guten Mustern vor Augen führen; doch enthält sie daneben auch schöne französische Einbände des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Das Glanzstück der Sammlung aber bildet ein prachtvoller Grolier-Band in feinem braunen Kalbleder in Folioformat. In einer besonderen Vitrine ist eine wertvolle kleine Sammlung von Einbänden mit dem Wappen *Papst Innocenz XII.* untergebracht, der ein Pignatelli war. Wie in dieser Weise die vergangene Zeit vor Augen geführt wird, so kommt auch die moderne italienische Buchbinderkunst zu ihrem Recht, und erste Firmen sind mit einer großen Zahl vortrefflicher und zum Teil mustergültiger Arbeiten vertreten. Wenn im allgemeinen in Italien in den vergangenen Jahrhunderten der gewöhnliche Einband der Pergamentband war, der goldgepreßte Lederband dagegen fast immer mehr Luxussache, so kann man sagen, daß dies Verhältnis bis heute so geblieben ist; doch hat es früher wie heute an tüchtigen Buchbindern für Lederarbeiten nicht gefehlt und in den vergangenen Jahrhunderten hat sich mit den zahlreichen Papst- und Kardinalbänden sogar ein eigener Stil für den römischen Lederband ausgebildet. Es besteht übrigens heute zwischen



Halbleder- und Halbpergamentbänden ein ähnliches Verhältnis: Halbpergament ist das gewöhnliche, Halbleder, besonders etwas bessere Ledersorten, immer schon eine Art Luxusband. Man kann also wohl sagen, daß dies Verhältnis umgekehrt ist als bei uns, wo das Pergament außerordentlich teuer zu stehen kommt. —

Vor kurzem war hier und da wohl auch in deutschen Zeitungen zu lesen, daß Akten des Vatikanischen Inquisitionsarchivs absichtlich verbrannt worden seien, um sie aus der Welt zu schaffen. Diesen Gerüchten gegenüber sei folgendes festgestellt: das Inquisitionsarchiv ist, obgleich die allgemeinen vatikanischen Archive seit geraumer Zeit der Benutzung geöffnet sind, grundsätzlich verschlossen. Es hatten sich nun vor kurzem, wie früher schon oft, einige katholische Historiker an den Papst mit der Bitte gewandt, auch dieses Spezialarchiv von Fall zu Fall für bestimmte Arbeiten zugänglich zu machen. Die Inquisitionskongregation hat darauf, wohl in der Voraussetzug, daß der Papst eine solche zeitweise Benutzung des Archivs gestatten würde, die Archivleitung angewiesen, diejenigen Akten zu bezeichnen, die selbst bei solch einer zeitweisen Benutzung unbedingt geheim zu halten seien. Bevor jedoch diese Arbeit zu Ende geführt war, erfolgte die endgültige Ablehnung des Gesuchs der Historiker durch den Papst. Diese wurde damit begründet, daß viele der im Inquisitionsarchiv aufbewahrten Dokumente nur in der Voraussetzung ewiger Geheimhaltung übergeben worden seien, und daß die Kirche dieses Vertrauen selbst nach Jahrhunderten nicht enttäuschen dürfe. Somit ist die Sichtung der Archivbestände als zwecklos vor der Hand wieder eingestellt worden und eine Verbrennung irgend welcher Akten, zu der ja auch kein Grund vorlag, hat nicht stattgefunden. Es sei bei dieser Gelegenheit aber daran erinnert, daß die Geheimarchive des Vatikans doch schon einmal geöffnet worden sind. Es war dies unter Leo XIII., der auf Ersuchen der Leiter der Nationalausgabe der Werke *Galileis* vorübergehend die Benutzung nicht nur des Geheimarchivs, sondern auch des sogenannten „Archivio del Santo Uffizio" gestattete; aus letzterem wurden die Prozeßakten Galileis gezogen, die dann unter dem Titel „*Galileo e l'Inquisizione*" im 19. Band der Werke veröffentlicht wurden und später im Jahre 1907 bei Paravia in Mailand auch separat erschienen. —

Am 2. März hielt *Emilio Calvi* in Rom einen interessanten Vortrag über die Geschichte des Buchhandels in Rom. Ausgehend von den umständlichen Betrieben des XVI. Jahrhunderts sprach er dann über die Kolporteure der alten Zeit, die Liedertexte und kleine Geschichtenbücher vertrieben, über die alten Organisationen für den Vertrieb von Kupferstichen, die bis auf Raffael zurückreichen, die einflußreiche und mächtige Körperschaft der römischen Buchhändler, die im Jahre 1600 gegründet wurde, und ihre wunderlichen Gebräuche, sowie über ihre Statuten und Versammlungen. Im weiteren Verlauf des Vortrags erzählte er von den Theaterbuchhandlungen der Barockzeit, den Schwierigkeiten bei der Einführung von Büchern im päpstlichen Rom und dem ehemaligen Büchermarkt auf der Piazza Navona. Zum Schluß gab er eine Übersicht über den modernen römischen Verlagsbuchhandel. —

Einen interessanten Fall aus der Anfangsgeschichte des italienischen Zeitungswesens berichtet *Luigi Piccioni* in der „*Rivista d'Italia*". Eine der ersten Zeitungen, die in Italien erschienen, waren die „*Avvisi*" in Genua, deren früheste bekannte Nummer das Datum vom 29. Juli 1639 trägt und die mindestens bis zum Ende des Jahres 1646 fortgesetzt wurden. Diese Zeitung sah sich andauernd von dem florentinischen Konkurrenzblatt, das die Drucker *Amadore Massi* und *Lorenzo Landi* herausgaben, erbarmungslos verfolgt und belästigt. In der Nummer vom 20. März 1642 der *Avvisi* berichtet der Herausgeber, *Michele Castelli*, über den Schaden, der ihm von jener Seite zugefügt wurde und daß man ihm drohe, vom kommenden Mai ab niemandem, selbst in Genua nicht, ein Exemplar seiner Zeitung vor Abfahrt der Post nach Florenz und Rom auszuhändigen. Darauf folgt eine Aufforderung an die Abonnenten außerhalb der Toscana, ihm den Abonnementspreis im voraus für sechs Monate, einen Dukaten für den Monat, zu überweisen, wenn sie auf direktem Wege bedient sein wollten. Die Verfolgungen hörten dann für einige Wochen auf, fingen dann aber wieder an, worauf Castelli seine Anzeige wiederholte und auf den nicht wieder gut zu machenden Schaden hinwies, der ihm entstand. Schließlich aber spielte er den Florentiner Konkurrenten einen Streich: Die Nummer seiner Zeitung, die am 22. November hatte erscheinen sollen und die man in Florenz mit der entsprechenden Post erwartete, erschien erst vierundzwanzig Stunden später, als die Post schon abgegangen war, mit einer Erklärung: „Um Lorenzo Landi und Amadore Massi, Florentiner Buchdruckern zu zeigen, daß der Verfasser sich zu helfen weiß", und die mit der Ermahnung schließt, daß Michele Castelli in Genua die Freiheit, welche die heiligsten Gesetze der erhabenen Republik auch den Fremden zuteil werden läßt, wohl benutzt, nicht aber sie mißbraucht.

Durch die Liebenswürdigkeit der *Signora Maria Carrara-Verdi*, der Enkelin und Erbin des Komponisten, sowie anderer Sammler sind der Mailänder Kommission für die Hundertjahrfeier Verdis die Briefkopierbücher des Meisters zur Verfügung gestellt worden. Diese Kommission ist nun damit beschäftigt, unter Mitarbeit von *Alessandro Luzio* und *Gaetano Casati* einen Band zusammenzustellen, der eine Sammlung von Briefen enthalten soll, die Verdi in den Jahren 1844—1901 eigenhändig geschrieben hat, und die von ihm in fünf Kopierbüchern aufbewahrt sind. Die Briefe handeln von den verschiedensten Gegenständen und geben ganz außerordentlich klare und treffende Urteile über künstlerische, politische und soziale Fragen. Mit Hilfe des übrigen reichen Materials werden die Herausgeber den Band mit erklärenden Noten versehen und außerdem zwischen seinen eigenen, die an Verdi gerichteten Briefe einfügen, die ein besonderes Interesse verdienen. Zum Schluß wird ein Anhang anderer Dokumente, Briefe und Faksimiles beigefügt werden. Die Ausgabe wird in nume-



rierten Exemplaren mit den Namen der Subskribenten erfolgen, und soll im kommenden Oktober fertiggestellt sein. Der Preis für das Exemplar beträgt 50 Lire; der Reinertrag ist für einen Fond zum Zwecke einer besonderen Ehrung des Meisters bestimmt. —

Im Februar verschied in Rom Graf *Angelo De Gubernatis*. De Gubernatis, der am 7. April 1840 in Turin geboren wurde, war einer der bedeutendsten Orientalisten Italiens. Er ist der Gründer des „Indischen Museums" in Florenz und der „Hellenisch-Lateinischen Gesellschaft Italiens". In Rom hat er außerdem die Professur für italienische Literatur an der Universität inne gehabt. Gubernatis ist gelegentlich auch als Dichter hervorgetreten; weiteren Kreisen im Auslande aber wohl besonders durch seine Friedensideen bekannt geworden. Seine literarischen Veröffentlichungen betreffen vor allem die Ergebnisse seiner weiten Reisen in Europa, Indien und Amerika.

Rom, Anfang April 1913. *Ewald Rappaport.*

New Yorker Brief.

Große Spannung herrscht in den hiesigen Sammlerkreisen, wie *J. P. Morgan* testamentarisch über seine umfangreichen Sammlungen verfügt hat und ob seine Bibliothek, die zu besichtigen, nur verhältnismäßig wenigen Privilegierten gestattet war, nunmehr weiteren Kreisen zugänglich gemacht und ein Gesamtkatalog der reichen Schätze veröffentlicht werden wird. Bis jetzt sind nur die chinesischen Porzellane, die Juwelen, Gemälde und Miniaturen katalogisiert worden. Alle diese Kataloge sind aber Privatdrucke. Der soeben erschienene zweite Band des Katalogs der chinesischen Porzellane enthält die genaue Beschreibung mit Abbildungen der zurzeit im Metropolitan-Museum of Art aufgestellten Sammlung bearbeitet von *Mr. Thomas B. Clarke*, der das von *Mr. W. M. Laffan* begonnene Wert zu Ende führte. Die Tafeln dieses Katalogs sind Meisterstücke und es ist nur zu wünschen, daß bald eine öffentliche Ausgabe erscheinen möchte, was beabsichtigt sein soll.

Eine eigentümliche Bestimmung Morgans war, daß er zu seinen Lebzeiten niemand gestattete, eine Beschreibung seiner Bibliothek zu veröffentlichen. Der Prachtbau selbst ist natürlich schon oft beschrieben und abgebildet worden, sein Inhalt aber nie. Am nächsten kam wohl ein Korrespondent der Londoner „Times", dessen Bericht folgendes entnommen sei:

„Ehe ich zu Details übergehe, möchte ich erwähnen, daß die Sammlungen die Ashburnham-Evangelien einschliessen, die „Goldenen Evangelien Henry VIII." die „Uffizii von Giuglio Clovis", eine Inkunabel-Sammlung, wie sie kaum das British Museum hat; eine ganze Sammlung von Büchern, die einst berühmten Leuten gehörten, beinahe die einzig bekannten Manuskripte Lord Byrons. Über den Ankauf dieser Byron-Manuskripte erzählt man sich die folgende kleine Anekdote: Als Morgan den englischen Markt vollständig danach abgesucht hatte, hörte er zufällig, daß wohl noch welche in Griechenland zu finden wären. Sofort sandte er einen Agenten dorthin mit carte blanche, der ihm auch in kurzer Zeit vier Manuskripte fand. — Ferner enthält Morgans Bibliothek die Originalzeichnungen von *W. Blake* für das „Book of Job", das Manuskript von *Dickens*' „Christmas Carol" und 10 Bände von Dickens' Briefen; der früheste bekannte Brief von *Napoleon*; die Manuskripte von neun Erzählungen von *Walter Scott*; das Manuskript von *Thacherays „Vanity Fair"* und andere mehr; 21 Fächer voll *Aldus-Drucken*, sieben Fächer voll von nur schönen *Elzeviers*, 30 Fächer voll *Bibeln*, darunter zwei Exemplare der *Gutenberg-Bibel*, die hebräische Bibel von 1482, alle seltenen Ausgaben der englischen Bibeln; eine große Anzahl *Caxton-Drucke*, darunter manches Unikum, alle *Shakespeare-Folios* und *-Quartos*. In Morgans Privatzimmer ist die Sammlung französischer Bücher meist in schönen Einbänden untergebracht: alle Erstausgaben von *Molière, Corneille, Racine*. Eine der interessantesten Serien in diesem Zimmer ist die Sammlung von Büchern, die früher Königen und Königinnen, Fürsten und Staatsmännern, Sündern und Heiligen gehört haben. Ein „Heures de Notre Dame" von *Heinrich III.*, Bände aus der Bibliothek von *Marguerite de Valois, Madame de Pompadour, Catharine d Aragon, Richelieu, Colbert* und anderen mehr, Einbände von *Grolier, Maioli, Canevari*.

In einem dritten Zimmer, das eigentlich mehr eine Stahlkammer ist, sind dann die ganz großen, die unersetzlichen Schätze aufgebaut, wie überhaupt die ganze Bibliothek naturgemäß so gut wie möglich gegen Feuer- und Diebesgefahr geschützt ist. So sind zum Beispiel die meisten Fächer mit Asbest ausgeschlagen. Hier sind die schon erwähnten Ashburnham-Gospels, die „Golden Gospels", die Heinrich VIII. von Leo X. geschenkt wurden, in einem angeblich von Holbein entworfenen Einband; die Uffizii von Clovio, die für den Kardinal Alessandro Farnese gemacht wurden in einem Silbereinband von Benvenuto Cellini; ein „Book of Hours" für Maria Stuart; ein tibetanisches Manuskript; ein Missale von Juan II. von Aragon, eine syrische Bibel aus dem VIII. Jahrhundert und viele englische Manuskripte. Originale von *Burns, Ruskin, Bulwer, Thackeray, Read*, das Tagebuch von *Walter Scott, Pope, Charles Lamb*; von französischen Schriftstellern ist das Original von *Dumas*' Trois Mousquetaires und *Sand*, „La Ville noire" vorhanden; ein Unikum ist das Original-Manuskript von *„O'Meara's* Tagebuch", das auch den nie veröffentlichten Teil enthält, und vieles mehr.

In einem anderen Zimmer sind die Radierungen untergebracht in feinen Abdrücken, hauptsächlich Rembrandts und englische Mezzotintos.

Es ist nicht möglich, die Schätze dieser Bibliothek auch nur in großen Umrissen zu skizzieren, es würde *Monate* erforden, sie zu beschreiben. Es ist nur zu hoffen, daß die Sammlung, die unter der Leitung von Miß *B. Green* steht, bald weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird." —



Udo Brachvogel, der Nestor der deutsch-amerikanischen Dichter, dessen „Gedichte" zum ersten Male gesammelt kürzlich erschienen sind, ist vom Tode abberufen worden und das Deutschtum Amerikas verliert dadurch einen seiner besten Vertreter und Sänger. Brachvogel kam im Jahre 1866 nach Amerika und schon im nächsten Jahre war er in der Redaktion der „Westlichen Post" mit Carl Schurz tätig. In den siebziger Jahren siedelte er nach New York über und war seither — mit kurzen Unterbrechungen — als Journalist hier tätig und geschätzter Mitarbeiter an den ersten deutschen Zeitungen.

Die Auswahl der Gedichte, die in dem oben erwähnten, bei *Lemcke & Büchner* erschienenen Band zusammengestellt ist, legt beredtes Zeugnis ab, von seinem wuchtigen Können. Es liegt große Kraft in seinen Schöpfungen. Der Zwiespalt, in dem der Deutsche lebt, der in Amerika eine neue Heimat gefunden hat und der sich in seinem Gedankenleben auch nicht von seiner alten Heimat losreißen kann oder will, ist wohl nie besser ausgedrückt worden als in Brachvogels Gedicht „An meinen Sohn". Von großer Schönheit sind auch seine Übersetzungen und Nachdichtungen moderner amerikanischer Schriftsteller wie *E. Allen Poe, Longfellow, Whittier, Wordsworth* und andere.

Noch ein deutscher Pionier in Amerika ist zu Grabe getragen worden. Der *„Reading Adler"*, die älteste deutsche Zeitung in Amerika, welche seit 117 Jahren erschien und im Besitze der Familie Weiler verblieb, ist vom deutsch-amerikanischen Zeitungssyndikat in Philadelphia aufgekauft worden und wird mit den schon bestehenden Zeitungen verschmolzen. Dem Besitzer des „Adler" soll für das komplette Exemplar seiner Zeitung von der Library of Congress in Washington schon 5000 $ angeboten worden sein, als so wertvoll wird sie betrachtet.

Wir stehen zurzeit im Zeichen der *Wettbewerbe* zur Auffindung neuer Talente. Die „New Yorker Staatszeitung" bietet einen ansehnlichen Preis aus für den besten deutschen Roman, gleichviel irgendwelchen Ursprungs, und *Winthrop Ames,* der Leiter des „Little Theatre", der schon sehr viel zur Bekanntmachung moderner ausländischer, speziell deutscher und nordischer dramatischer Werke durch Aufführung in seinem intimen Theater beigetragen hat, schreibt sogar einen Preis von 10000 $ für das beste Theaterstück eines amerikanischen Verfassers aus, eine Firma im Westen den gleichen Betrag für einen guten amerikanischen Roman.

Über das Wiederaufleben des nationalen irländischen Dramas schreibt Prof. *Cornelius Weygandt* in „Irish Plays and Playwrigths" (Goughton Mifflin & Co.). Einen interessanten Beitrag zur amerikanischen Theatergeschichte bildet *M. B. Leavitt,* „50 years in theatrical management" (Broadway Publishing Co.), ein Buch voll von Anekdoten über amerikanische Schauspieler des vergangenen Jahrhunderts. Die „Riverside Preß" macht sich durch die Wiederausgabe von drei literarischen Essays des jetzigen Präsidenten Wilson in einer beschränkten Ausgabe verdient: „Mere Literature, The Author himself, On the authors choice of company". *R. J. H. de Loach,* Rambles with John Burroughs (bei Badger in Boston erschienen), gibt ein intimes Bild dieses feinsinnigen Naturschilderers. Eine interessante literarhistorische Skizze ist die Faksimile-Reproduktion der Tragödie *Chapmans* „Alphonsus Emperor of Germany" (Putnams) mit Einleitung und Anmerkungen von *Herbert F. Schwarz.*

Walter Gillies, der Sekretär des Grolier Club, hat in einer kleinen, schön ausgestatteten Broschüre eine interessante Sonnenuhr beschrieben, welche die Firma Doubleday Page & Co. in Garden City, deren Anlagen im graphischen Gewerbe der ganzen Welt bekannt ist und deren einer Teilhaber soeben zum amerikanischen Botschafter in London ernannt wurde in ihrem Garten zu Nutz und Frommen ihrer Besucher und Angestellten aufgestellt hat. Den Mittelpunkt der Sonnenuhr bildet eine Bronzetafel, auf welcher eine Seite der 42zeiligen Bibel reproduziert ist, das Buch Hiob 19. Kapitel Vers 23, darum gruppiert die Signete großer Drucker anstatt der üblichen Zahlen mit der Jahreszahl des Erscheinens ihrer ersten Druckerzeugnisse. I. Fust und Schoeffer 1457. II. Bernardinus de Vitalibus 1494. III. Hans und Paul Hurus 1488. IV Aldus 1494. V. V. Jensen 1471. VI. Caxton 1477. VII. Wynkyn de Worde 1491. VIII. The St. Albans Printer 1480. IX. Thierry Martens 1474. X. Guillaume Le Rouge 1489. XI. Gering und Rembolt 1470. XII. Plantin 1555.

Vom Auktionsmarkt, der diesen Winter ausnahmsweise lebhaft war, wäre noch über die Versteigerung der Bibliothek Americana von *E. N. Crane,* Newark, zu berichten, bei der eine ganze Anzahl Rekordpreise erzielt wurden. Einige der wichtigsten mögen erwähnt werden: *William Wood,* New Englands Prospect, London 1634. 2325 $, *Sabin,* Dictionary of books relating to America 456 $, *Sagard,* Voyage du Pays des Hurons 325 $, *Scot,* Model of the Government of East New Jersey 1685, 550 $, *Gabriel Thomas,* Historical account of Pennsylvania 1698, 745 $, *Roger Williams,* Bloudy Tenent of Persecution 440 $, *Daniel Denton,* Brief Description of New York 1670 (das erste in englischer Sprache gedruckte Buch über New York) 1050 $, *Denys,* Description des Costes de l'Amerique 1692, 235 $, *Hennepin,* New Discovery of a vast country in America 1698, 180 $. Advertisement concerning the province of East New Jersey in America 1685, 3800 $, An Abstract of Abbreviation of the Testimonies from the inhabitants of New Jersey 1600 $, *Martyr,* Extraict on Recueil des Isles 1532, 410 $, New Englands First Fruits 1643, 370 $, *Robert Johnson,* New Life of Virginia 1612, 100 $, *Robert Johnson,* Nova Britannia 1609, 475 $. *Hopkins,* Memoirs relating to the Housatunnuk Indians 1753, 200 $, *Las Casas,* The spanish Colonie 420 $, *Lescarbot,* Histoire de la Nouvelle France 1609, 400 $.

Die Ausgabe von 1912, die Auktionen bis Juni 1912 umfassend, von *„American Book Prices current"*, ist kürzlich bei Dodd Mead & Co. erschienen. In dem Band sind unter anderem der zweite und dritte Teil der Versteigerung R. Hoe enthalten.



Aus der periodischen Literatur wäre zu erwähnen: Century (March): *Bliss Perry*, Woodrow Wilson as a man of lettres; Atlantic Monthly (April): *George P. Brett*, Book Publishing and its present tendencies — ein höchst interessanter Artikel über die Lage der Verleger in Amerika von dem Leiter der Firma Macmillan & Co. in Amerika —, Bookman (April): *A. von Ende*, Literary Berlin; *Clayton Hamilton*, The One act play in America.

New York, Anfang April 1913. *Ernst Eisele.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

Brandt, H., Eine Bilderhandschrift aus dem Kreise des Konrad Wirtz. Mit fünf Abbild. auf zwei Taf. *Monatshefte für Kunstwissenschaft.* 6. 1913. S. 18—26.

Leonhardt, K. F., und Bossert, H. Th., Der Hausbuchmeister Heinrich Mang und der Schnitzer Hans von Armsheim. *Monatshefte für Kunstwissenschaft.* 6. 1913. S. 76—81.

Roethe, S, Die Deutsche Kommission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, ihre Vorgeschichte und ihre Ziele. *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum.* 31. 1913. S. 37—74.

Vittani, G., D'un metodo per far rivivere gli inchiostri studiato a Milano nel 1792—1793. *Il Libro e la Stampa.* 6 (N. S.) 1912 (1913). S. 161—176.

Bibliophilie. Exlibris.

Amelung, H., Etwas über deutsche Büchersammler. *Die Woche.* 1912. Nr. 45.

Anderle, J., Alte Bucheignerzeichen Trients und seiner Umgebung. (1. Forts.). *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 8—12 mit 3 Abbild.

Franz von Bayros. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 30—32 mit 1 Taf.

Beringer, J. A., Moritz von Grunewaldts Exlibris. *Ex Libris, Buchkunst und angewandte Graphik.* 22. 1912. S. 21—24 mit 5 Abbild. i. T. und 4 Taf.

Braungart, R., Heinrich Vogelers Exlibris. *Ex Libris, Buchkunst und angewandte Graphik.* 22. 1912. S. 56—63 mit 6 Exlibris.

Deneke, G., Georg Broel. *Ex Libris, Buchkunst und angewandte Graphik.* 22. 1912. S. 97—101 mit 6 Abbild.

Deneke, Günther. Ein altmagdeburgisches Donatorenblatt. *Ex Libris.* 22. 1912. S. 90—92 m. 1 Taf.

Effenberger, H., Zur Ideologie und Symbolik des Exlibris. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 13—17 mit 1 Abbild.

Effenberger, H., Luigi Kasimir. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 42—43 mit 4 Taf.

Effenberger, H., Richard Teschner. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 33—36 mit 2 Abbild. i. T. u. 2 Taf.

Fischer, L. de, Les marques de bibliothèques de la maison de Fischer-Reichenbach (de Berne). (Fin.) *Bulletin du bibliophile.* 1913. S. 80—88 mit 4 Abbild. u. 3 Taf.

Krieger, B., Frederick the Great and his books. *Columbia University Quarterly.* 15. 1913. S. 133—143.

Kropaczek, A., Richard Lux. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 27—29 m. 1 Abbild. i. T. u. 1 Taf.

Macek, A., Josef Váchal. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 44—47 m. 7 Abb. i. T.

Murad, E., Horatio Gaigher. *Oesterreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 18—23 m. 4 Abb. i. T. und 2 Taf.

Schmidt, P. F., Künstlerische Form bei Exlibris. *Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik.* 22. 1912. S. 77—84.

Schulz-Euler, C. F., Walther Kühn. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 24—26 m. 2 Abb. i. T. u. 2 Taf.

Otokar Štáfl. *Österreichische Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch.* 10. 1912. S. 37—41 mit 19 Exlibris.

Waehmer, Die Künstler-Familie Wyon in Köln und die von ihr gestochenen Exlibris. *Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik.* 22. 1912. S. 102—106 mit 7 Abbild.

Weymann, K., Die Exlibris Hanns Bastaniers. *Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik.* 22. 1912. S. 1—8 mit 3 Taf., 5 Abbild. i. T.

Bibliothekswesen.

Angermann, R., Einige Spezialinstruktionen für den alphabetischen Katalog einer volkstümlichen Musikalienbibliothek. *Blätter für Volksbibl. u. Lesehallen.* 14. 1913. S. 37—44.

Bailey, W. H., On public libraries. *Library Association Record.* 15. 1913. S. 124—129.



Bericht über die Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig während des Jahres 1912.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 3029—3032, 3069.

Bostwick, A. E., Efficiency records in libraries.
Library Journal. 38. 1913. S. 131—133.

Boysen, K., Die Gesamtkatalogisierung der Deutschen Bibliotheken. Ein Vortrag. (Forts.).
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 7. 1913. S. 13—20. (Schluß folgt.)

Collman, S. M., Some standard novels for the small library. *Public Libraries.* 18. 1913. S. 91—96.

Coutts, H. T., Sir Thomas Bodley, A tercentenary note.
Library World. 15. 1912/13. S. 225—226.

Fick, R., Der Probedruck des preußischen Gesamtkatalogs.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 153—160.

Gedanken über Pfarr- und Schulbüchereien. (Von M.)
Theologisch-praktische Monats-Schrift. 23. 1913. S. 456—458.

Geschäftsbericht des Vorstandes des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig über das Vereinsjahr 1912/1913.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 3325—32, 3373—74.

Gifts and bequests to American libraries, 1912.
Bulletin of the American Library Association. 7. 1913. S. 33—42.

Hawkes, A. J., The Alphabetization of catalogues.
Library World. 15. 1912/13. S. 262—266.

Hawkes, A. J., An extension and revision of the Dewey's Africa schedule. (Forts.).
The Librarian. 3. 1913. S. 283—287.

Heyck, E., Begriffe und Formen der Bibliothek.
Literarisches Echo. 15. 1913. Sp. 881—892 mit 1 Taf.

Hottinger, C., Eine Reichsbibliothek.
Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 183 vom 12. April.

Jürges, Die dänischen Volksbibliotheken.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 14. 1913. S. 55—56.

Koopman, H. L., The advantages of the small library.
Public Libraries. 18. 1913. S. 97—100.

Leyh, G., Das Dogma von der systematischen Aufstellung (Schluß).
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 97—136.

Liesegang, E., Deutsche Volksbüchereien in Oberschlesien und Westpreußen.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 14. 1913. S. 50—55.

Máday, St. von, Verbesserte Dezimaleinteilung.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 161—180.

Mash, M. H. B.. Foreign student-assistants in English libraries. *Library World.* 15. 1912/13. S. 270—272.

Massó Torrents, J., Manuscrits catalans de Valencia (acabment). Biblioteca Provincial Universitaria. Biblioteca Municipal. Llista alfabetica.
Revista de bibliografia catalana. 6. 1906. (1912). S. 145—269.

Moore, A. The childrens library of Stockholm.
Library Journal. 38. 1913. S. 145, 1 Taf.

Mortel, Ch., Note sur l'organisation d'un système de renseignements au moyen de cartes de demande transmises de Bibliothèque à Bibliothèque.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 7. 1913. S. 11—17.

Mumford, E. W., The librarian and the bookseller.
Library Journal. 38. 1913. S. 136—142.

Piper, A. C., Library advertising methods.
Library Association Record. 15. 1913. S. 71—79.

Purnell, H. R., National and international librarianship.
Library Assistant. 1913. S. 26—33.

Roebuck, G. E., A consideration of the opportunities of the minor public libraries.
Library Association Record. 15. 1913. S. 110—123.

Sayers, W. C. B., Elements of notation.
Library World. 15. 1912/13. S. 226—231.

Zum Tode Julius Eutings. (Von x.).
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 136—137.

Willcock, Wm. J., Ladies' reading-rooms.
Library Association Record. 15. 1913. S. 80—84.

Wilcox, F. W., and Wheat, H. C., Modern methods of indirect lighting.
Librarian. 3. 1913. S. 300—303 m. 1 Abbild. (Wird fortges.).

Zimmer, H. O., Musikalische Volksbibliotheken.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 157—158.

Buchdruck und -Gewerbe.

Benziger, C., Initialen des Meisters I. H. V. G. (?) in einer Gratianausgabe von 1471 der Stadtbibliothek zu Bern (Inc. I. 3). Mit 8 Abbild. auf 2 Taf.
Monatshefte für Kunstwissenschaft. 6. 1913. S. 51—54.

Beringer, J. A., Franz Hein als Buchgraphiker.
Ex Libris, Buchkunst und angewandte Graphik. 22. 1912. S. 67 ff. mit 12 Abbild. u. 3 Taf.

Bertavelli, A., G. B. Bodoni e la decorazione del libro.
Il Libro e la Stampa. 6. (N. S.). 1912 (1913). S. 176—180 mit 4 Taf.

Collijn, I., Zwei neu aufgefundene niederdeutsche Rostocker Drucke aus dem XVI. Jahrhundert.
Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock. 7. 1912. 22 S.

Aus unserer Einbändesammlung.
Frankfurter Bücherfreund (Jos. Bär). 11. 1913. S. 91—94 mit 4 Taf.

Geisberg, M., Teigdruck und Metallschnitt.
Monatshefte für Kunstwissenschaft. 5. 1912. S. 311—320.

Gordon, R. J., Jean Collier: the man and his work.
Library Association Record. 15. 1913. S. 130—137.



Louys, P., Le poète Antoine du Saix (1537).
Revue des livres anciens. 1. 1913. S. 74—77 mit 1 Faksim.

Loviot, L., La Bourgeoise debauchée. (1610).
Revue des livres anciens. 1. 1913. S. 78—86 mit 2 Abbild.

Martin, A., Sur une gravure d'Antoine Vérard. (1492 u. folgende).
Revue des livres anciens. 1. 1913. S. 15—20 mit 4 Abbild.

Picot, É., Les Jean Petit, imprimeurs et libraires à Rouen. (XVe et XVIe siècle.)
Revue des livres anciens. 1. 1913. S. 1—14.

Piper, A. C., Some great printers and their work: Aldus. *Library World.* 15. 1912/13. S. 239—244.

Piper, C. A., Some great printers and their work: John Froben. *Library World.* 15. 1912/13. S. 257—262.

Sturel, R., Recherches sur une collection in-32, publiée en Italie au debut du XVIe siècle. (Venedig und Toscolano, Paganino.)
Revue des livres anciens. 1. 1913. S. 50—73.

Buchhandel.

Bradsher, E. L., Early American book prices.
Publishers' Weekly. 83. 1913. S. 862—866.

Spring Lines of the Publishers and some of the men who will show them.
Publishers' Weekly. 83. 1913. S. 644—684 mit 28 Abbild.

Schönrock, L., Der deutsche Buchhandel in Skandinavien 1861—1912.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 3436—37. 3442. 3475.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Le nouveau Traité littéraire franco-russe du 29 novembre 1911.
Droit d'Auteur. 26. 1913. S. 31—35. (Wird fortges.)

Bibliographie.

Babcock, K. C., Bibliographical instruction in college.
Library Journal. 38. 1913. S. 133—136.

Catalán, M. J., Apuntes para una bibliografia Ilerdense de los siglos XV al XVIII.
Revista de bibliografia catalana. 7. 1907 (1912.) S. 5—304 mit 26 Taf.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Arnold, R. F., Territoriale Literaturgeschichten. Ein bibliographischer Versuch.
Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 225—233.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Der Weg zur Empfindsamkeit. (Das Liebesmotiv in der Literatur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bis zu den Klassikern).
Das Literarische Echo. 15., 1913. Sp. 809—814.

Jungbauer, G., Zur Volksliedsfrage.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 5. 1913. S. 65—81.

Ludwig, A., Deutschland und Deutsche im englischen Roman des 19. und 20. Jahrhundert.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 5. 1913. S. 22—48.

Einzelne Schriftsteller.

Bartsch: Hamann, E. M., Rudolf Hans Bartsch. Skizze. (Schluß.) *Bücherwelt.* 10. 1912/13. S. 125—131.

Becque: Jordan, L., Henry Becques Polichinelles.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 5. 1913. S. 48—57.

Browning: Stahl, E. L., Robert Browning als Dramatiker. *Bühne und Welt.* 15. 1912/13. S. 447—453.

Carlyle: Fehr, B., Der deutsche Idealismus in Carlyles Sartor Resartus.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 5. 1913. S. 81—101.

Eichert: Herz, H., Alpenglühen.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 143—145.

Freytag: Helmolt, H. F., Gustav Freytags Briefe an Albrecht v. Stosch. (Schluß.)
Deutsche Revue, 1913, März.

Galsworthy: Kellner, L., John Galsworthy.
Das Literarische Echo. 15. 1913. Sp. 815—822 m. 1 Portr.

Görres: Müller, K. A. v., Der junge Görres.
Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 10. H. 4. 1913.

Goethe: Darnton-Fraser, H. J., Goethe and the Prometheus legend.
Westminster Review. 1913, February.

—: Meyer, R. M., Houston Stewart Chamberlain, Goethe.
Deutsche Literaturzeitung. 34. 1913. Sp. 715—719.

Grazzini: Wolff, M., I. Italienische Komödiendichter. II. Anton Francesco Grazzini.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 5. 1913. S. 102—117.

Haarhaus: Kiesgen, L., Julius R. Haarhaus.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 146—150.

Hauptmann: Stehr, H., Atlantis.
Neue Rundschau. 24. 1913. S. 567—570.

—: Thummerer, H., Gerhart Hauptmann. Zu des Dichters 50. Geburtstage.
Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 411. 1912. 17 S.

—: Tombo, R., The identity of the Hassenpflugs in Hauptmanns The Fool in Christ.
Modern Language Notes. 1913. January.

Hebbel: Amelung, H., Hebbels poetische Jugend.
Die Gartenlaube. 1913. Nr. 11 mit 2 Abbild.

—: Blosch-Wunschmann, W., Friedrich Hebbel und Julius Campe. Ein Gedenkblatt zum 18. März 1913.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 2906—2908. 2945.

—: Hirth, F., Friedrich Hebbels dramatisches Programm. Mit zwei ungedruckten Briefen.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 11 vom 17. März.



Hebbel: Klammer, H., Hebbels Stellung zur Religion. Zum Gedächtnis des 18. März 1813.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. 31. 1913. S. 208—225.

—: Münz, B., Friedrich Hebbel.
Nord und Süd. 1913. März.

—: Rudel, E., Friedrich Hebbel. Eine Würdigung des Menschen und Dichters zur Wiederkehr seines 100. Geburtstages.
Literarisches Zentralblatt für Deutschland. 64. 1913. Beilage: Die schöne Literatur. Sp. 89—93.

—: Rutz, W., Hebbel: Menschliches, Religiöses, Dichterisches. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 383—396.

—: Strecker, K., Hebbel als Dramatiker.
Eckart. 7. 1912/13. S. 365—375.

—: Strecker, K., Friedrich Hebbel. Zum 100. Geburtstag des Dichters, dem 18. März.
Tägliche Rundschau. 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 64 vom 17. März.

—: Walzel, O., Friedrich Hebbel. 1813—1913.
Deutsche Rundschau. 39. 1912/13. H. 6.

Jean Paul: Havemann, J., Jean Paul. Zum 150. Geburtstage. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 375—383.

Leopardi: Falchi, L., Nuove osservazioni sul sentimento civile del Leopardi.
Nuova Antologia. 1913, Marzo 1.

Liliencron: Flaskamp, Ch, Detlev von Liliencron. (Schluß.) *Bücherwelt.* 10. 1912/13. S. 119—124.

—: Kröhnert, O., Detlev von Liliencron, ein Bild seines Wesens und Schaffens im Spiegel seiner Briefe.
Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 238—254.

Löns: Binder, H., Hermann Löns.
Bücherwelt. 10. 1912/13. S. 150—157.

Ludwig: Birk, K., Otto Ludwigs „Pfarrose". Eine Bühnenstudie zum hundertsten Geburtstag Otto Ludwigs (11. Februar 1913).
Bühne und Welt. 15. 1913. S. 397—403.

—: Lewinsky, J, Gespräche mit Otto Ludwig. Nach Tagebuchaufzeichnungen.
Bühne und Welt. 15. 1912/13. S. 413—421.

Mann: Müller-Freienfels, R., Heinrich Mann und die Gegenwart. *Die Tat.* 1913, März.

Meyr: Petzet, E., Melchior Meyr.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 14. 1913. S. 44—50.

Naumann: Raff, H., Friedrich Naumann als Schriftsteller.
Das Literarische Echo. 15. 1913. Sp. 745—750 m. 1 Portr.

Nietzsche: Overbeck, F., Briefe an Friedrich Nietzsche.
Neue Rundschau. 24. 1913. S. 536—554.

Raabe: Dieterich, K., Wie ich durch die „Alten Nester" ein Verehrer Wilhelm Raabes wurde.
Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 3. 1913. S. 2—6.

—: Löser, L., Gesammelte Gedichte von Wilhelm Raabe.
Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 3. 1913. S. 14—17.

—: Schultz, H. M., Die Literatur zu Raabes siebzigstem Geburtstage. 2.
Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 3. 1913. S. 17—24. (Wird fortges.)

—: Schultz, H. M., Raabe-Schriften. VII.
Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 3. 1913. S. 6—14.

Rabelais: Ranschoff, G., Rabelais.
Das Literarische Echo. 15. 1913. Sp. 737—746.

Restif de la Bretonne: Louys, P., Un roman inédit de Restif.
Revue des livres anciens. 1. 1913. S. 87—94 m. 1 Faksim.

Seidel: Biese, A., Erinnerungen an Heinrich Seidel. (Forts.)
Eckart. 7. 1912/13. S. 397—403. (Schluß folgt.)

Staël: Haussonville, Comte d', Madame de Staël et M. Necker d'après leur correspondance inédite. I. Madame de Staël à Coppet pendant la révolution et le directoire. II. A la veille et au lendemain du 18 brumaire.
Revue des Deux Mondes. 1913, Février 15 und Mars 1.

Von den Auktionen.

Die Anfang April von der Firma *C. G. Boerner in Leipzig* abgehaltene Versteigerung englischer und französischer Farbendrucke zeigte wieder einmal die noch immer steigende Preisbewegung für diese gesuchten Blätter. Die zahlreichen, von auswärts erschienenen Händler und Sammler machten sich fast jedes Blatt davon auf das lebhafteste streitig, so daß höchste, zum Teil außerordentliche Preise erzielt wurden.

Die darauf folgende Versteigerung einer Musikbibliothek brachte bei weniger starkem Besuch trotzdem erhebliche Preise, während die sich anschließende Versteigerung einer österreichischen Bibliothek wieder ein äußerst mannigfaltiges Auktionsbild gab, bei dem fast Nummer für Nummer von einem zahlreichen Publikum lebhaft geboten wurde.

Nachstehend geben wir die hauptsächlichsten Preise wieder.

Auktion CXIII (englische und französische Farbendrucke): Zwei Ansichten von Kassel 650 M.; Ansicht von Hamburg 175 M.; Ansicht von Lausanne 100 M.; Ansicht von London 170 M.; Ansicht von Mainz 135 M.; Ansicht von Wien 115 M. *A. de Saint-Aubin,* L'heureux ménage und L'heureuse mère 280 M. *J. de Saint-Aubin,* Comparaison du bouton de Rose 130 M. *F. Bartolozzi*, Simplicity 1400 M.; The affectionate brothers 450 M.; Contemplation 100 M.; Cottagers at the Bottom of Mount Vesuvius 165 M.; Love cares'd und Love rejected 100 M.; Junges Mädchen in losem antiken Gewand 220 M.; Hirtenpaar in einer Landschaft 120 M.; Nymph and Cupid 165 M.; Marie Christine 140 M.;

E. A. Baudouin, Die vier Tageszeiten einer galanten Dame 700 M.; *Pierre Beljambe*, Les Jeux de l'Amour 135 M.; *W. R. Bigg*, Abreise zur Schule und Rückkehr von der Schule 1010 M.; *L. Boilly*, L'Etude de Dessin 1110 M.; L'Amusement de la Campagne 520 M.; L'Optique und L'Amour couronné 260 M. *F. Boucher*, Venus mit Amor und Taube 100 M. *Mariano Bovi*, The Kings Departure 155 M.; The Royal Family of France 175 M. *Bunbury*, Lady Ann Bothwells Lament und Lord Thomas and Fair 125 M. *Bernardo Belotto*, genannt Canaletto, Ansicht von Dresden 165 M.; dasselbe 130 M.; dasselbe 510 M. *J. B. S. Chardin*, Junge Dame mit Buch im Lehnstuhl 120 M. *D. Chodewiecki*, Die beiden sitzenden Damen 105 M.; Cabinet d'un peintre 125 M.; Wallfahrt nach Französisch Buchholz 100 M. *Alex. Clément*, zwei Blätter 300 M. *R. Cosway*, Miß Murray 520 M. *Debucourt*, Menuet de la Mariée 6200 M.; Annette et Lubin 860 M. *J. M. Delattre*, The Happy State 425 M.; *Gille Demarteau*, Mädchen mit Putten 500 M.; Mädchen mit Blumenkorb 110 M. *C. M. Descourtis*, Noce de village 820 M. *W. Dickenson*, Friendship 140 M.; The Gardens of Carleton-House whit Neapolitan Ballad Singers 265 M. *P. J. Drevet*, Jacobus Benignus Bossuet Episcopus 170 M.; Louis Hector Duc de Villars 150 M.; Louis Alexandre de Bourbon 180 M. *R. Earlom*, Sensibility 140 M. *G. Edelinck*, Philipus de Champaigne Bruxellensis Pictor Regius 115 M. *Elluin*, Zwei Blatt Liebespaare 540 M. *P. Filloeul*, Le Matin und Le Milieu du Jour 105 M. *H. Fragonard*, Le Contrat 175 M.; L'Heureuse Fécondité 190 M. *S. Freudeberg*, Interieur mit Bauernfamilie 135 M. *Th. Gaugain*, The Young Fortuneteller und The Shelter Lamb 1000 M. *J. Godby*, The Dipping Well, The Drinking Well, in Hyde-Park 380 M. *L. M. Halbou*, Le Messager fidèle 110 M. *W. Hamilton*, The Shepherders of the Alps 900 M.; The Morning 1160 M. *W. Hincks*, Die Flachs-Gewinnung 125 M. *W. Hogarth*, Leben eines Liederlichen 165 M.; Leben einer Buhlschwester 145 M.; Mariage à la Mode 135 M. *W. Hollar*, Die vier Jahreszeiten 440 M. *J. Hoppner*, Cecilia 960 M. *J. Baptiste Huet*, La Peinture und La Musique 850 M. Les Presents du Jour de l'an 100 M., Joconde 325 M. *F. Janinet*, Restes du Palais du Pape Jules 600 M.; Ninon de Lenclos 280 M. *Knight*, Gleaners 510 M.; The Landlords Family und The Tenants Family 1170 M.; dieselben Blätter 250 M.; Fishing Party und Harvest Scene 155 M.; The Tired Soldier und The Elopement 105 M. *C. Lasini*, Von der Jagd kommender Edelmann begrüßt eine Dame 320 M.; Musizierende Gesellschaft 250 M.; *N. Lawreince* Valmont and President de Tourvel 1500 M. *A. le Grand*, Le Dépit und La jolie Veuve 140 M. *P. Gavarni*, Les coulisses 120 M. *Rob. Dodd*, vier Blätter Marinedarstellungen 190 M. *Fr. Weber*, ein Blatt Marinedarstellungen 120 M. *Massol*, Junges Mädchen mit Blumenkorb 100 M. *G. Morland*, The Farmers Visit und The Visit Returned 4010 M.; Preparing a recruit 870 M.; Recruit deserted 820 M.; Deserter taking leave of his Wife 810 M.; Travellers 1050 M.; dasselbe 290 M.; The Corn Bin 250 M.; The Horse Feeder und The Corn Bin 105 M.; The Farmers Stable 170 M.; The sportmans return 440 M.; Breaking the Ice 125 M.; Milk Maid and Cow Herd 110 M.; Blind Mans Buff 620 M.; Dancing Dogs 1500 M.; Setters 410 M.; The Cottagers Wealth 260 M.; Girl and Pigs und Girl and Calves 410 M.; *J. Murphi*, A Tyger und A Lioness that whelp'd in the Tower of London 205 M. Nach *Vernet*, Napoleon zu Pferde 600 M.; Napoleon le Grand, Brustbild 550 M. Vier Blatt Schlachtenbilder 280 M. Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm 100 M. *W. Nutter*, Martha Gunn the Brighton Bather 180 M. *G. E. Opitz*, Leipziger Messe 410 M.; Das Prisengericht auf Hydra 155 M. *W. Peters*, Shakespeare 1610 M. *Schabkunstblätter nach Rembrandt:* De Scheepe Bouwmeester 145 M.

S. J. Reynolds, Miß Theophila Palmer 310 M.; Miß Parker 410 M.; Misses Elizabeth and Emma Crewe 630 M.; Master Henry Hoare 310 M.; Lady Sarah Lenox, Lady Strangways und Charles James Fox 205 M. *S. M. Reynolds*, The Deat of Capt. A. Hood ..... 210 M.; The Country Butchers Shop und The Peasants Sundays Dinner 760 M. *W. W. Ryland*, Dame im Zimmer und Dame im Park 175 M. *L. Schiavonetti*, The Seperation of Lewis .... 220 M.; Betsy in Trouble und The Dogs first Sight of himself 160 M.; die hübschen Blätter 140 M.; The Dauphin taken from His Mother 125 M.; Graf Alexander Suwarrow Rimniskoy —.— M.; vier Blätter zur Geschichte Ludwigs XVI. und seiner Familie 150 M. *G. F. Schmidt*, G. F. Händel 170 M. *H. Singleton*, Gipsy's stealing a child und The child restored 960 M.; Britisch Plenty 1380 M.; Chastity und Love 560 M.; dieselben Blätter 120 M. *H. Singleton* und *L. Schiavonetti* Maternal Love und Maternal Instruktion 180 M. *J. R. Schmidt*, A Visit to the Grandfather und A Visit to Grandmother 4580M.; dieselben schönen Blätter 520 M.; His Royal Highness George Prince of Wales 105 M.; A Bachante 125 M.; Albina und Eloisa 160 M.; Attention und Inattention 175 M.

Jagd und Sport: *Henry Alken*, Extraordinary Steeple ... 670 M. *Robert Dodd*, Prince of Wales und Duke of Bedford 630 M. *Franz Krüger*, Olympia und Zaide 100 M. *Sartorius*, Hambletonian und Diamond 160 M. *Stubbs*, J. G. Shark 105 M. *E. F. Turner*, Start for the Derby and Coming in for the Derby 870 M. *C. et H. Vernet*, Quatrième Suite de Chevaux 155 M. *P. W. Tomkins*, Marian 220 M. *James Ward*, The Schollmistress 160 M. *William Ward*, Selling Rabbitz 1500 M.; Industrious Cottagers 2450 M.; Raby Pack 930 M.; The Sailor Orphans ... 1210 M.; Louisa, Charming all unconscious of her Charms 880 M.; The Truants und The Romps 350 M. *C. Watson*, Mrs. George Hay Drummond and Children 800 M. *J. Watson*, The Musical Lady 110 M. *Antoine Watteau*, Fêtes Venetiennes 290 M.; Amusements Champêtres 160 M. *Robert Westall*, A Boy angling und A Boy mending his net 240 M. *F. Wheatley*, Cries of London First Plate 660 M.; dasselbe Blatt 195 M.; Plate 2nd. Milk below Maids 820 M.; Plate 3rd. 860 M.; dasselbe Blatt 800 M.; Plate 4th. 820 M.; Plate 5th. 1120 M.; dasselbe Blatt 125 M.; Plate 7th. 820 M.; Plate 8th. 1100 M.; dasselbe Blatt 830 M.; Plate 10th. 1120 M.; Plate 11th. 1200 M.;

dasselbe Blatt 195 M.; die vier Tageszeiten 3780 M.; The Rustic Lover und The Industrious Cottagers 340 M.; Christening 160 M.

Auktion CXIV (*Kostbare Musikbücher*): *M. Agricola*, Ein kurtz Deudsche Musica 480 M. *J. H. D'Anglebert*, Pieces de Clavecin 275 M. *Becker* (*Diedrich*), Musikalische Frühlingsfrüchte 575 M. *W. Byrd*, Psalmes, Sonets . . . 605 M. *A. Campra*, Motets à I., II. et III. 325 M. *L. N. Clerambault*, Cantates françoises . . . 350 M. *F. Couperin*, Pièces de clavecin 285 M.; L'art de toucher le clavecin 315 M. *J. Crusius*, Isagoge ad artem musicam . . . 255 M. *N. V. Faber*, Musicae rudimenta admodum brevia . . . 255 M. *A. Falkenhagen*, Sei partite a liuto solo dedicate . . . 310 M. *H. Finck*, Practica musica, exempla . . . 320 M. *G. Frescobaldi*, Recercaci et canzoni franzese fatte 500 M.; Il primo libro di capricci fatti . . . 400 M.; Canzoni alla francese in partitura 610 M. *J. Froschius*, Rerum musicarum opusculum rarum . . . 275 M. *F. Gafori*, Fol I v. Liber primus huius operis . . . 1810 M.; Theorica musice 620 M.; Practica musice 600 M.; Musice utriusque cantus practici . . . 460 M.; Spataro (Gioanni) Tractat odi musica . . . 460 M.; das Picardisch Gesangbuch 1100 M.; *C. Gesualdo*, Partitura delli sei libri de madrigali 555 M.; Graduale 455 M. *N. Hennig*, Ein geistlich Brautlied . . . 285 M. *Bernh. Jobin*, Das erste Buch Newerlessner Fleissiger etlicher viel Schöner Lautenstück 2650 M. *H. Judenkunig*, Ain scone kunstliche Vnderweisung . . . 3100 M. *S. Kärgel*, Renovata Cythara . . . 1150 M.; und J. D. Lais Toppel Cythar 900 M. *R. Keiser*, Erlesene Sätze aus der Opera L'inganno fedele . . . 305 M.; Musicalische Landlust . . . 275 M. *D. Kellner*, XVI auserlesene Lautenstücke 280 M. *J. E. Kindermann*, Harmonia Organica in Tabulaturam 600 M.; Kirchengesang, darinen die Heubtartikel . . . 295 M. *St. Körner*, Die Triumphierende Liebe . . . 265 M. *J. Kuhnau*, Neuer Clavier Uebung Erster Theil 400 M.; Musikalische Vorstellung Einiger Biblischer Historien 430 M. *J. M. Leclair* L'ainé, Premier livre de sonates a violon . . . 420 M. *N. Luscinius*, Musurgia seu Praxis Musicae 125 M.; derselbe Musicae Institutiones Othmari . . . 415 M. *M. Luther*, Geystliche lieder D. Martin Luthers 310 M.; und *Paul Speratus* Etlich Christlich lider Lobgesang . . . 685 M. *M. Mersenne*, Harmonie universelle . . . 810 M. *Th. Morley*, A plaine and easie introduction . . . 520 M. *J. Mouton*, Missarum Joannis mouton . . . 1750 M,; Nova Mvsices Organica Tabvlatvra 1500 M. *Ornitoparchus*, Musice Actiue Micrologus . . . 715 M. *M. Praetorius*, Syntagma musicum 450 M. *Serafino Razzi*, Libro primo delle Laudi . . . 365 M. *J. F. Reichardt*, Cantus lugubris in obitum . . .; Musik zu Goethes Werken 345 M. *B. Schmid, d. ältere*, Zwei Bücher 1600 M.; *d. jüngere*, Tabulatur-Buch 810 M. *Chr. Simpson*, The Division-Viol 430 M. *G. M. Trabaci*, Ricercate canzone franzese . . . 350 M. *P. Tritonius*, (Eigentlich *Traybenreiff*) Melopoiae sive harmoniae . . . 2600 M.

Auktion CXV (*Oesterreichische Bibliothek*): *Ovid*, Opera Veneciis Aldus 1533–34 520 M. *Apianus*, Astronomicum caesarium 375 M. *Gülich*, Erbhuldigung Josephs I. 350 M. *Mennel*, Chronica Habsburgica 300 M.; Wiener Heiltuhmsbuch 1502 und 1514 2650 M. *Kleiner* und *Pfeffel*, Wiener Ansichten 5 Teile 560 M. *Khevenhiller*, Annales Ferdinandaei 13 320 M.; Theatrum Europaeum 21 Bände 1850 M.; Einblattdruck von 1481 315 M.; Einblattdruck (Moguntiae Petrus Schöffer ca. 1484) 750 M. *Montesquieu* 475 M.; Nouvelle abregé de l'histoire de France, 2 prachtvolle Einbände 530 M. *Rousseau*, Oeuvres Genève 1769 350 M. *Diesel*, Erlustierende Augenweide, 3 Teile 300 M. *Thurocz*, Der Hungern Chronika 800 M. *Georgeoviz*, Specchio della peregriatione della terra Santa. Mit Widmung des Verfassers an Nic. Olah 320 M.; Missale Pataviense, Nürnberg 1513 mit 2 Holzschnitten von Wolftraut 310 M.; Opera nova contemplativa, Venezia Giovan. Andrea Vavassore ca. 1510, xyllograph. Buch 790 M. *Marguerite de Navarre*, Heptameron 665 M. *Balbus*, Catholicon Augsburg Günter Zainer 1469 4000 M.; Bewährung, daß die Juden irren. Nürnberg 174, Creußner 500 M.; Biblia latina, Nürnberg 1478 350 M. *Burckhardus*, Ordo misse Rom St. Planck 1498 360 M.; Cato moralisatus, Straßburg ca. 1485 350 M. *Dati*, Poema della svera in Otava Rima. (Florenz ca. 1485 auf 18 Seiten handgemalte Randzeichnungen, die zu den betr. Texten in Beziehung stehen) 1810 M.; Diogenes Laertius 1485 375 M.; Flandria Questio de Subjectio et proprio passione ad Mentem Scoti disputata Bologna 1497 750 M. *Gregorius Magnus*, Moralia s. expositio in Jobum, Nürnberg 1471 750 M. *Jacobus de Theramo*, Belial. Augsburg 1479 1910 M.; Modus Legendi abbreviaturas in utroque jure 1479 560 M. *Obertus de Horto*, Consuetudines Feudorum Straßburg 1472 etc. 680 M. *Odofredus*, Tractatus super utraque censura et jure pontifitio Avenione 1500 1710 M.; Schatzbehalter, Nürnberg 1491 850 M. *Schedel*, Buch der Chroniken, Augsburg 1496 mit eingeklebtem Einblattdruck 710 M. *Veilroz*, Instruction pour tous estats. Paris 1560 mit der Civilité-Type gedruckt 310 M.; Ain erschrockenlich geschicht u. Mordt so von den Juden zu Poesing . . . begangen . . . ca. 1529 505 M.; Maschal h-quadmoni. Hebräische Tierfabeln m. Holzschn. Venedig ca. 1550 320 M.; Confessions-Schrift. Jena 1599 in e. schönen sächs. Einband (Krauses Art) 565 M.; Biblia latina. Papierhandschrift XV. Jahrh. 520 M.; S. Hieronymus. Manuskript XV. Jahrh. 430 M.; Handschriftl. Bibliothekskatalog von 1448 1010 M.; Einband für den Dogen von Venedig (1591) 1135 M.; Trattato di Arte Medica, Handschrift XV. Jahrh. 605 M. *Vesalius*, de humani corporis fabrica libri VII. Basil 1543 510 M. *Schein*, Cymbalum sionium Lips. 1615 300 M.; *Lerff*, Freyschießen zu Regensburg 1587 455 M.; Biblia 7 Bände Stuttgart 1600—1610 prächtige Schweinslederbände 645 M.; Biblia Lemgo 1731, Silbereinband 310 M.

Die Firma C. G. Boerner in Leipzig kündigt für die erste Woche des Juni noch zwei Kupferstich-Versteigerungen an. Es gelangt erstens zum Verkauf die reiche *Chodowiecki-Sammlung* aus dem Besitz des in Leipzig verstorbenen Dr. Alphons Dürr. Alphons Dürr hat in langer Sammeltätigkeit eine Sammlung des graphischen Werkes Chodowieckis zusammengebracht, die den besten Werken, die je im Handel gewesen sind,

ebenbürtig ist. Es kommt da seit längerer Zeit wieder einmal die vollständige Serie der frühen Zustände mit Einfällen vor und eine ganze Reihe von Seltenheiten, so daß fast von einer Vollständigkeit des Werkes gesprochen werden kann, das sich auch durch tadellose Erhaltung seiner vorzüglichen frühen Abdrücke auszeichnet. Ein besonderes Interesse gewinnt die Sammlung noch durch eine kleine Abteilung von Stichen und Zeichnungen anderer Berliner Künstler, darunter interessante Zeichnungen E. T. A. Hoffmanns und durch einen seltenen Schatz von Originalzeichnungen Chodowieckis selbst, nämlich eine fast vollständige Serie Zeichnungen zu Basedows Elementarwerk, etwa 70 an der Zahl.

Im Anschluß an diese Versteigerung kommt noch Anfang Juni bei *C. G. Boerner* eine *umfängliche Darstellung und Porträtsammlung zur Geschichte Napoleons* zur Auktion, die viele schöne und seltene Blätter enthält. — Die Auktionskataloge dürften Mitte Mai erscheinen.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Alfred Döblin, Die Ermordung einer Butterblume und andere Erzählungen. *München und Leipzig 1913*, bei *Georg Müller*.

Dem eifrigen Betrachter der neuesten Literatur wird es nicht verborgen bleiben, wie sich dieselben neuen, und den meisten Menschen leider noch so fremdartigen Strömungen unserer Malerei, auch in der Dichtkunst entwickeln. So zeigt die Novellensammlung Döblins, die er nach einer dieser kurzen Geschichten „Die Ermordung einer Butterblume" genannt hat, die Umwandlung vom Impressionismus zum Expressionismus. Außer dieser für unsere neueste Literatur symptomatischen Bedeutung ist das Buch aber auch wegen seines absoluten künstlerischen Wertes durchaus zu beachten. Und schließlich wird die Sammlung durch ihre Buntheit und Mannigfaltigkeit der Motive den nicht-denkenden, sondern nur Unterhaltung suchenden Leser erfreuen. Der kritische Betrachter aber wird das Wesentliche des Buches so zusammenfassen: Döblin versucht sachliche Exaktheit der Schilderung mit mystisch-unterbewußten Erlebnissen, Gefühlen, Stimmungen zu vereinen. Und so schwimmt oft die harte, knappe Schilderung der Tatsächlichkeit, die scharf körperlich gesehene und gestaltete Realität in Visionäres, Legendenhaftes, Märchenartiges hinüber. Ein Grundgefühl, ein Schicksal, ein entscheidendes Geschehnis soll herausgearbeitet werden, und so begnügt sich Döblin nicht wie der Impressionist mit Summierung einzelner Bestandteile der Wirklichkeit, sondern ihm, dem Expressionisten, ist jedes Mittel recht, um die starke Wirkung des starken Gefühls zu erzeugen. Daher strömt das Einzel-Schicksal, das Einzel-Gefühl ins Kosmische über, und einfache Stoffe gewinnen den Anschein des Mythischen. So erscheinen die modernsten Geschehnisse fast als Märchen oder Legenden, wie die Novellen „Die Segelfahrt", „Die Tänzerin und der Leib", „Astralia", „Die Helferin", „Das Stiftsfräulein und der Tod". Hinwiederum das ursprünglich Märchenhafte wird als modernes Ereignis vorgeführt, so in der Umdichtung von „Mariä Empfängnis", dem Ehemärchen „Die Verwandlung", der starken Neuschöpfung vom „Ritter Blaubart". Das grotesk-phantastische Moment, das in den Novellen und Erzählungen unserer Tage (wie auch in der Malerei und Zeichenkunst) immer stärker hervortritt, findet sich wuchtig, erschütternd oder belustigend, in den Stücken „Die Ermordung einer Butterblume", „Die Helferin", „Der Dritte". Und als eine etwas anders geartete Beigabe werden in den „Memoiren eines Blasierten" allerlei unterhaltende, wahrhaftige Paradoxe über die Liebe als illusorische Erfindung der närrischen Menschheit dargeboten. *Kurt Pinthus.*

Shakespeare in Deutschland in den Jahren 1739—1770. Von *Realschuldirektor Dr. K. A. Richter. Oppeln* 1912. *Hermann Muschner.*

Eine überaus nützliche Zusammenstellung aller der Stellen, an denen sich Shakespeares Eindringen in die deutsche Welt kundgibt, liefert diese kleine Schrift, die nach allem, was über den Gegenstand schon geschrieben worden ist, keineswegs als überflüssig gelten darf. Das Jahr 1757 erscheint als der eigentliche Beginn intensiver Beschäftigung der Deutschen mit dem großen Briten, das folgende Jahrzehnt läßt die Begeisterung für Shakespeare aufflammen und bahnt einer neuen Kunstanschauung den Weg. Mendelssohns Aufsätze und Meinhardts Übersetzung von Homes „*Elements of criticism*" (1763) treten gebührend hervor. Die Zeitschriften und die sonstige kritische Literatur werden durchmustert und bezeugen den schnellen und vollständigen Umschwung des Urteils. G. W.

Wilhelm Schmidtbonn, Das Glücksschiff. Geschichten vom Rhein. *Der Lese-Verlag, Stuttgart* 1912 (geheftet 3 M.).

Die Einführung, die von dem Herausgeber der Lesebücher, *Georg Muschner*, verfaßt ist, schadet dem Buch gewiß bei vielen, die es sonst mit naivem Genuß gelesen hätten, ebenso wie das Bild des Dichters, das in einer erstaunlich schlechten Reproduktion dem Band vorangedruckt ist, ganz falsche Vorstellungen von seinem Wesen zu erwecken geeignet ist. Das Bild zeigt den Kopf eines Südländers in schauspielernder Wendung und mit Andeutung eines Kostüms der römischen Kaiserzeit; die Vorrede sagt, daß Schmidtbonn Rheinländer ist und durch seine Erzählungen die Poesie des Rheinstroms geht, daß dieser Strom aber „nur ein Gleichnis für das Untergründige in dem Dichter ist" und daß, „wenn auch noch so erdig . . . Einzelheiten beschrieben werden, in allem diese Untergründigkeit wie ein geheimes fruchtbares poetisches Element schwingt"; kurz der Leser bekommt von vornherein zu verstehen, daß Schmidtbonn nicht bloß Wirklichkeit schildert, sondern in ihr Symbole findet



und deutet, daß er zwar mit den Füßen auf der Erde, aber mit dem Haupt in den Wolken wandert.

Wer nur die erste Erzählung liest, die dem Band den Titel gibt, wird von der vorgefaßten Meinung, die ihm der einleitende Vorredner gegeben hat, kaum loskommen; um so erfreulicher ist aber dann der Eindruck der folgenden kürzeren Geschichten. Denn in ihnen zeigt sich ein Erzähler, der in der Tat die heute so seltenen Vorzüge der Einfachheit und Natürlichkeit besitzt, dem das idealisch Verstiegene ebenso fremd ist wie das stilistisch manirierte. Den höchsten Preis möchte ich den Erzählungen „Die Letzte" und „Nur noch drei" geben. In der ersten ist die letzte Fahrt der Bauersfrau beschrieben, der die Eisenbahn den alten Botenweg wegnimmt; in der zweiten ist ein Eisenbahner geschildert, der seinen Arbeitskameraden verunglücken sieht und der Frau die Nachricht davon zu bringen übernimmt. Beide sind Meisterstücke schlechthin. Beide könnten von den größten Meistern der kurzen Erzählung geschrieben sein, von *Johann Peter Hebel* oder von *Guy de Maupassant*. A. M. B.

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Neu bearbeitet von *Johannes Bolte* und *Georg Polivka*. Erster Band, Nr. 1—60. *Leipzig*, *Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher*. 1913.

Längst erwartet tritt der Anfang der neuen Bearbeitung des dritten Bandes der Grimmschen Märchen zu unsrer Freude nun ans Licht. Schon durch seinen Umfang (556 Seiten für die ersten 60 Märchen) bezeugt der schön gedruckte Band die staunenswerte Vermehrung des Materials dank der eifrigen, folkloristischen Forschung des halben Jahrhunderts seit dem Erscheinen der letzten Auflage. In Bolte wurde der rechte Mann für die große Aufgabe, das alles zu vereinigen und vergleichend vorzuführen, gefunden, und offenbar verfügt der Slavist, den er sich zugesellt hat, über nicht geringere Sachkenntnis auf seinem Sondergebiet. So ist aus dem alten ein neues Werk entstanden, das hinfort zu den unentbehrlichen Handbüchern aller Märchen- und Sagenforscher zählen muß. Die Ausstattung genügt den höchsten Ansprüchen an Druck und Papier, eine gute verkleinerte Nachbildung des von *Ludwig Grimm* radierten Bildes der Märchenfrau von Niederzwehren schmückt den Titel. G. W.

Ernst Altkirch, Spinoza im Porträt. Mit 28 Tafeln. Verlegt bei *Eugen Diederichs* in *Jena* 1913.

Vor einigen Jahren hat der Verlag Diederichs durch das Werk über die Glasindustrie in Jena der wissenschaftlichen Literatur neue buchtechnische Wege gewiesen. Mit der vorliegenden, in ihrem Hauptteil ikonographischen Arbeit wird in derselben Richtung fortgeschritten, diesmal unter Führung von *E. R. Weiß* und mit Unterstützung von *Renée Sintenis*, die prächtige Holzschnitte der Spinoza-Häuser beisteuerte. Die Tafeln geben alle erreichbaren Porträts in guten Nachbildungen. Der Fleiß, mit dem dieses Material zusammengetragen und geprüft wurde, hat die schönste Frucht getragen. In Verbindung mit den literarischen Porträts des heiligen Benedictus erstand hier sein Bild mit einer Lebensfülle und Anschaulichkeit, wie es selbst die neuesten schönen Schilderungen von Meinsma und Kolbenheyer uns nicht gewähren. Die Auflage beträgt 1000 Exemplare und soll nicht wieder gedruckt werden. P. S.

Ein gar nicht ungewöhnliches Schicksal posthumer Veröffentlichungen ist es, daß der Herausgeber vor den Verfasser tritt und durch die äußeren Umstände gezwungen oder aus inneren Gründen vielleicht nur vermeintlich sich dazu für berechtigt haltend oder aus Editoreneitelkeit Änderungen und Kürzungen an der von seinem Urheber hinterlassenen Überlieferung eines Werkes vornimmt. Vielleicht das seltsamste Beispiel dazu geben die *„Bekenntnisse" des Herrn Jean Jaques Rousseau*, eines Weltbuches das jetzt erst in der *Edition intégrale* erscheint, obschon man eine solche Ausgabe der authentischen Fassung seit langem mit wenigen Umständen hätte zustande bringen können, die sich aber selbst die Herausgeber der kostspieligsten „éditions de luxe" nicht gemacht haben. (*J. J. Rousseau, Les Confessions. Edition intégrale publiée sur les manuscrits de la bibliothèque de Genève. Portraits de J. J. Rousseau et de Madame de Varens gravés sur bois par P. E. Vibert. Paris, George Crès et Cie*, 1912.) Bekanntlich darf man also beinahe nicht sagen, obschon zum Beispiel die Zusammenstellung von Lanson „Manuel bibliographique III" (Paris 1911, Seite 790 f.) eine sehr bequeme Übersicht gibt, gründeten sich die posthumen Veröffentlichungen des „Confessions" auf verschiedene von Rousseau hinterlassene Handschriften und die von der Société J. J. Rousseau zu erwartende endgültige Ausgabe des Oeuvres wird wohl den vollständigen Variantenapparat der Vorentwürfe usw., der gerade bei einem Bekenntnisbuche doppelt interessant ist, bringen. Inzwischen hat Herr *Ad. van Bever* das getan, was schon längst hätte geschehen müssen. Er hat mit Sorgfalt den Text der Genfer Handschrift[en] reproduziert, der die definitive Fassung enthält und im Anhange auch bemerkenswerte Lesarten der Pariser Handschrift wiedergegeben. Er hat damit nur die Pflicht eines gewissenhaften Herausgebers erfüllt, die zumal durch die ausgezeichneten Arbeiten *Th. Dufours* für eine jede Ausgabe der „Confessions" zu einer unstreitigen Forderung geworden war. Und das ist vielleicht das merkwürdigste dieser beiden Bände, daß sie zeigen, wie auch heute noch, dazu in einem Lande wie Frankreich, in dem die Bibliographie in so hohem Ansehen steht und in dem man die kanonisierten Klassiker mit jedem Luxus umgeben möchte, der sich nur immer für ein Buch entfalten läßt, die Textüberlieferung meistgenannter Werke trotz allen Besserwissens jahrzehntelang schlecht bleiben kann. Das stimmt doch nachdenklich und läßt die bibliographische Mikrologie, die manche für einen der vielen närrischen Züge des Bibliophilen halten, immerhin erklärlich erscheinen. Es ist schließlich reizvoller, das zu lesen, was Rousseau selbst geschrieben hat als das, was die Herren X oder Y oder Z aus seiner



Schrift, wenn auch im guten Glauben, haben abdrucken lassen.

Die beiden ansehnlichen, in 1117 Abzügen hergestellten Bände zeigen die rasch bekannt gewordene gute Ausstattung der „Maîtres du livre", haben den Vorzug eines genau gearbeiteten Namen- und Schriftenverzeichnisses und enthalten neben den beiden Holzschnittbildnissen noch zwei Handschriftennachbildungen. Sie sind bereits vergriffen und „im Preise steigend", wie es in den Antiquariatskatalogen heißt.

G. A. E. B.

J. H. F. Kohlbrugge (Utrecht). Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher. *Würzburg*, Verlag von *C. Kabitzsch*. 1913. 154 Seiten. 3 M.

Über *Goethe* als Naturforscher ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden, Kritisches und minder Kritisches. Ich erwähne hier nur von vorletzterer Art das anregende Werk von *R. Magnus* (Leipzig 1906), sowie *Otto Meyerhof's* wertvollen Vortrag über Goethes Methode der Naturforschung (Göttingen 1910). Auf denselben Pfaden wandelt mit einer beneidenswerten Sach- und Literaturkenntnis *Kohlbrugge*, der in vier Abschnitten Goethe als vergleichenden Anatomen betrachtet, dann die Frage beantwortet, ob *Goethes* Naturanschauung teleologisch oder mechanisch war, dann Goethes Parteinahme am Kampf in der Pariser Akademie vom Jahre 1830 schildert, und sein Verhältnis zur Lehre von der Metamorphose. — *Kohlbrugges* wertvolle und kritische Beiträge gipfeln in dem nur zu unterschreibenden Satze, daß man in ihm keinen modernen Naturforscher sehen dürfe, sondern einen Philosophen, Ästhetiker, Künstler, Dichter. „Wieviel würden wir entbehren, wenn Goethe wirklich ein moderner, exakter, fast möchte ich sagen ‚langweiliger' Naturforscher gewesen wäre". Damit hat man *Goethe* unrecht getan und schädigt den Genuß „seiner bezaubernden naturwissenschaftlichen Werke". — „Die moderne Naturwissenschaft geht in Drillich und riecht nach Spiritus, Formol, Paraffin und Kanadabalsam. Zwischen beiden liegt ein Jahrhundert. Man lasse sie getrennt! Hat die Erde denn nicht für beide Raum?" Das *Kohlbrugge*sche Buch ist eine wohltuende Erscheinung in der Goetheliteratur und verdient die größte Beachtung.

Leipzig. *Dr. med. Erich Ebstein.*

Schon wiederholt haben wir die Ausgabe von *Nikolaus Lenaus* sämtlichen Werken und Briefen gerühmt, die *Eduard Castle* im *Insel-Verlag* zu *Leipzig* herausgibt. Der besonders umfang- und inhaltreiche fünfte Band bringt den Schluß der Briefe, mit den erschütternden Zeugnissen des Zusammenbruchs und einer vollständigen Sammlung der Aktenstücke zu Lenaus Lebensgeschichte. Die Beigaben sind ein Porträt des Dichters aus der letzten Zeit geistiger Gesundheit, ein Faksimile des letzten, an Justinus Kerner gerichteten Briefes und das Familienwappen der Niembsch von Strehlenau. Nun erwarten wir gespannt den Schluß der schönen Ausgabe mit den Beigaben des trefflichen Herausgebers.

Auch von der reizenden *Dickens-Ausgabe* des *Insel-Verlags* mit den famosen alten Illustrationen ist wieder ein neuer Band, der fünfte, da. Er bringt den „Nikolaus Nikleby" in vollständiger Übersetzung, die *Leo Feld* neu gestaltet hat. G. W.

Wilhelm Bode, Leben in Alt-Weimar. Ein Bilderbuch. *Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar.*

Der verdienstvolle Herausgeber der „Stunden mit Goethe" veröffentlicht hier ein Buch sorgsam gesammelter Bilder, das als Ergänzung zu jeder Literaturgeschichte, zu jedem Führer durch Weimar gelten kann. 84 Bilder aus dem alten Weimar werden vorgeführt, und jedes ist von einem kurzen, tatsachenreichen, mit anmutiger Gelehrsamkeit geschriebenen Text begleitet. Es werden keine Phantasieprodukte dargeboten, sondern Zeichnungen, Stiche, Silhouetten aus der klassischen Zeit und Photographieen von noch bestehenden Interieurs. So erblicken wir die Gebäude und Plätze Alt-Weimars, den von Goethe geschaffenen Park, allerlei Illustrationen zu Aufführungen klassischer Werke, die Zimmer der geistigen Kleinstädter und all die Menschen der Goethe-Karl-August-Zeit, die wir aus Dichtungen, Briefen, Lebensbeschreibungen kennen, als lebten sie in unseren Tagen. In einer kleinen Alltäglichkeit spiegelt sich der geistige Kosmos einer bedeutenden Epoche ab. Das Werk ist bemerkenswert hübsch ausgestattet. Die Reproduktionen und der Druck sind als vortrefflich zu bezeichnen.

-s.

Georg Simmel, Goethe. *Verlag von Klinkhardt & Biermann. Leipzig* 1913. Geheftet 4 M., gebunden 4.80 M.

Das XIX. Jahrhundert ist schon oft und mit Recht ein Maschinenzeitalter genannt worden. Aber nicht nur, daß es in ihm dem Menschengeiste gelang, die Naturenergien nach seinem Willen zu leiten, für sich schaffen zu lassen; er hat auch die menschlichen Produktivkräfte aus ihrer früheren individuellen Gerichtetheit herauszudrehen und durch großartige Organisation zur Vollendung hoher zivilisatorischer Aufgaben zusammenzuschließen vermocht. Zu keiner anderen Zeit sind diejenigen Kulturgüter, die für ihre Existenz kollektive Arbeit zur Voraussetzung haben, so beträchtlich vermehrt worden wie in den letzten Menschenaltern — mögen wir nun an Technik oder Naturwissenschaft, an Industrie oder Verkehrswesen denken. Und siegreich schreitet die Kulturtendenz, den Menschen mit seiner Geistes- und Körperkraft einzugliedern und möglichst restlos aufzunehmen in Mechanismen, die er selbst kaum mehr zu überschauen vermag, in denen er nur noch ein „blind" funktionierendes Rädchen darstellt, in unseren Tagen weiter.

Diese Aufsaugung der Lebensenergien durch Gebilde, die der Mensch wohl geschaffen, die aber nun, da sie Eigenleben gewonnen, ihn in ihren Rhythmus zwingen, hat auf die zeitgenössischen Denker eine doppelte Wirkung ausgeübt. Die einen zogen aus der eingetretenen Entwicklung nur die letzte Konsequenz und



verkündeten den Verzicht des Menschen auf Eigenbewegung, sein Aufgehen in einem Übergeordneten als eigentlichen Sinn unseres Lebens. In unseren Tagen sandte *Ernst Mach* seine propagandistische These von der „Unrettbarkeit des Ichs" in die Welt, und erklärte *Ostwald* die prinzipielle Gleichartigkeit, und darum Fungibilität menschlicher Geisteskräfte, wie ihre Wesensidentität mit den Naturenergien.

Auf der anderen Seite aber ließ sich sehr bald eine heftige Opposition gegen die Entindividualisierung der Welt vernehmen. Sie knüpft sich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts an den Namen der *Romantik*. Eine Untersuchung der deutschen Geistesgeschichte der folgenden Zeit würde ergeben, daß ihr Welt- und Lebensgefühl noch fortdauerte, als schon der Name seinen Schimmer verloren hatte, sein Inhalt in Mißkredit geraten war. Die „neoromantische" Geistesbewegung seit den 90er Jahren kommt nicht von ungefähr. Der Protest des Ichs gegen eine Vergewaltigung durch das Objekt ist im Verlaufe des verwichenen Säkulums nie ganz verschwunden.

Freilich dieser Protest hat sich zumeist nicht minder einseitig dargestellt, wie die Entwicklungsrichtung, die ihn als Opposition hervorgerufen. Denn keineswegs dachte man daran, die Macht des Objekts zu überwinden, indem man es in sich einbezog und künstlerisch gestaltend, oder intellektuell durchdringend beherrschen lernte, sondern man versuchte es zu — ignorieren, oder doch wenigstens nur als Anreiz, Anreger für das Ich gelten zu lassen, das ganz in sich selbst schwingen, alle Ausgestaltung und Verfeinerung in sich, durch sich selbst finden sollte. So stellte man eine Welt nicht über, sondern neben die Objekte, und dies war stets der Moment, da unsere Kultur auseinanderzubrechen drohte.

Es hat im XIX. Jahrhundert nicht an Versuchen gefehlt, die beiden skizzierten Geistesströmungen zum Ausgleich, zur Versöhnung zu bringen — unserer Gegenwart aber gebricht es an befriedigenden Lösungen, obwohl wir klar empfinden, wie bitter not es uns tut, aus dem Dilemma von Objektivismus und Subjektivismus herausgekommen. Es erscheint mir darum als tiefster kultureller Wert des neuen Simmelschen Buches, daß es uns zeigt, wie ein harmonisches Verschmelzen von Subjekt und Objekt zu reichstem Leben möglich *gewesen* ist, indem es an Goethe Wirklichkeit gewann. Immer wieder weist der Verfasser darauf hin und nennt es „das metaphysische Glück" (Seite 64), oder die „Wesensformel" von Goethes Existenz, daß er „ganz dem eigenen Gesetz gehorchend, wie in einheitlich naturhaftem Triebe sich entwickelnd, eben damit dem Gesetz der Dinge entspricht, das heißt daß seine Erkenntnisse und Werke, reine Ausdrücke jener innerlichen, aus sich selbst wachsenden Notwendigkeit, doch wie von den Forderungen des Objekts und denen der Idee her gebildet sind." (Seite 199).

Aber man versteht mich vielleicht falsch: als ob Simmel werbend geschrieben hätte. Wie sein „Kant" oder sein „Schopenhauer und Nietzsche", so ist auch sein „Goethe" ein streng analytisches, und weder ein literarhistorisches, noch ein ästhetisches, sondern ein durchaus *philosophisches* Buch. Eine Darstellung von Goethes äußerer Lebensgestaltung würde man in ihm ebenso vergeblich suchen, wie eine Deutung und Würdigung seiner Dichtung. Sondern die Frage, die sich Simmel vorlegte, lautet nach seinen eignen Worten (Seite V): „Was ist der geistige Sinn von Goethes Existenz überhaupt?" Welches ist die eigentümliche Struktur seines Geistes, welches die daraus fließenden Antworten auf die fundamentalen Probleme der Lebens- und Weltauffassung? Nicht der Dichter, sondern der Denker Goethe bildet den Vorwurf des vorliegenden Buches. Und in der längst an ihm bewunderten Fähigkeit weiß nun Simmel in das intimste Gefüge von Goethes Intellekt einzudringen und, indem er seine Erkenntnisse in die moderne philosophische Begriffswelt einspannt, sie in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung für uns zu offenbaren. Nicht daß er stets unbedingte Zustimmung erweckte; er selbst ist sich der subjektiven Faktoren, die bei einem Werk wie dem seinen stets wirksam sein werden, durchaus bewußt geblieben. Aber ohne den Gewinn stärkster Anregungen und großer Perspektiven werden verständige Leser dieses Goethebuch kaum aus der Hand legen.

Ein besonderer Reiz Simmelscher Darlegungen ist es, die leitenden Gedanken mit den verwandten oder kontrastierenden anderer großer Menschen zusammengehalten zu finden. Köstliches erfährt man auf diese Weise aus der neuesten Gabe seines Geistes über Beethoven, über Shakespeare, über Velasquez, die Romantik. Und die Form seiner Ausführungen? Gewiß pflegt Simmel eine artistische Sprache. Aber leihen ihr feines Umspielen des Inhalts, ihre überraschenden Wendungen und Bilder seinen Gedanken nicht einen ganz eignen Wert, so, daß sie uns in anderer, weniger duftiger, weniger erlesener Fassung ihres tiefsten Reizes beraubt erscheinen würde? Drum wäre es auch ein gänzlich aussichtsloses Unterfangen, wollte ich noch „kurz" vom näheren Inhalt des Goethebuches sprechen. Simmel läßt sich zitieren, nicht aber referieren.

F. K.

Die Enkelin der Liselotte. Eine Liebes- und Weltgeschichte von *Bruno Rüttenauer* 1912. *Georg Müller* Verlag *München.*

Weshalb der kleine Roman seinen Namen führt, weiß ich nicht. Der Held ist der galante junge Herzog von Richelieu und die Liselotte und ihre Enkelin stehen mehr als dekorative Gestalten hinter ihm, eingereiht in die übermütige Hofgesellschaft, die um den gutmütigen Regenten Philipp von Orleans ihr tolles Liebesspiel trieb. Aber was kommt auf den Titel an? Rüttenauer erzählt so frisch, mit solcher sicheren Einfühlung in die Rokokoatmosphäre, daß sein Buch mit den besten französischen *petits contes* in die Schranken treten darf. Es enthält mehr von Kultur und vom echten Roman als viele dicke „kulturhistorische" Romane. A-s.

Flut. Die Anthologie der jüngsten Belletristik. *Saturnverlag Heidelberg* 1913 (geheftet 2,50 M.).

Diese Flut wird keine Verheerungen anrichten und



keine Dämme brechen; sie wird aber auch, wenn sie sich wieder verlaufen hat, keine Fruchtbarkeit des überschwemmten Grundes zurücklassen, sondern höchstens ein wenig verdorbene Luft. Wenn die Autoren, von denen Bruchstücke oder kleine Skizzen hier zusammengestellt sind, etwas Gemeinsames haben, so ist es die Mattigkeit und unangenehme Altklugheit, die das andere Extrem zu der Freiluft- und Jägergruppe unserer jungen Literatur bildet. Eine starke Note ist nur in den Worten „Zum Geleit" zu finden, die der Verlag dem Band — nicht etwa als Waschzettel, sondern als fest eingebundenes Vorwort mitgibt. Hier heißt es nämlich: „Dieses Buch gibt zum ersten Male einen Überblick über die erzählende Prosa unserer Tage. Es vereinigt vor allem eine Reihe von Arbeiten jüngerer Autoren — jener Autoren, deren Profil scharf genug ist, um maßgebend zu sein" (sic!). Es sind in alphabetischer Reihenfolge *O. Baum, K. Baum, M. Bord, A. Döblin, H. Ehrenbaum Degele, A. Ehrenstein, L. Frank, H. Großberger, H. Koch, R. Kurtz, J. Lasker-Schüler, H. Meister, M. Mell, R. R. Schmidt, O. Soyka, R. Wuß, P. Zech* und *Stefan Zweig*, dessen kleine Erzählung „Die Gouvernante", in recht gefälligem Wiener Stil geschrieben, ihren Verfasser doch sehr ungenügend repräsentiert. Man kann sich denken, daß bei den persönlichen Freunden der jungen Dichter der Band die Wirkung hat, die in Max Brods „Tat" den Rezitator lohnt (S. 31): „Ausdauernder Beifall blühte zwischen freundlichen Handflächen hervor". Hoffen wir, daß die Mitwirkenden ihn entgegenzunehmen wissen wie jener Rezitator „geschmackvoll wie ein Bukett, über das man sich beugt". Für die deutsche Literatur ist das freilich herzlich gleichgültig.

A. M. B.

F. Dostojeffsky, Raskolnikoff (Verbrechen und Heimsuchung). Ins Deutsche übertragen von *Woldemar Jensen.* (Meisterromane der modernen Weltliteratur. Sechster Band.) Verlag von *J. C. C. Bruns in Minden (Westfalen).*

Erschüttert habe ich das Meisterwerk Dostojeffskys in dieser neuen Ausgabe wieder gelesen und noch stärkeren Eindruck als früher davon empfangen. Hier wird in Tiefen der Seele hineingeleuchtet, die sich nur den größten Dichtern erschließen und alle künstlichen Methoden modernster psychologischer Virtuosen reichen nicht entfernt an das inuitive Schauen des russischen Riesen. Die treffliche, vollständige Übersetzung Jensens trägt das Ihrige zu diesem Eindruck bei. Wie kann ein solcher, gut gedruckter und gebundener Band von 700 Seiten für drei Mark verkauft werden?

G. W.

J. A. Herbert, Illuminated Manuscripts, The Conoisseurs Library. *London, Methuen and Co.* 1911. XIV. und 356 Seiten. 25 s.

Ein Buch, das man wegen seines schmucken Gewandes gern in die Hand nimmt und von dem man nach seiner Lektüre ungern scheidet. Schönes, kräftiges Bütten, sorfältiger Druck in einer sehr klaren Antiqua, maßvolle Illustration durch 50 gut ausgewählte und verteilte ganzseitige Tafeln, von denen man nur gern mehr als eine mehrfarbig gedruckt wünschen möchte; der Leineinband allerdings mit dem goldstrotzenden Rücken mehr dem englischen als unserem Geschmack zusagend. Der Inhalt aber ausgezeichnet durch eine gute und sichere Beherrschung des weitreichenden Stoffgebiets, eine nicht eben farbenreiche aber klare und abgerundete Darstellungsweise und eine bei Engländern nicht allzuhäufige Kenntnis der Literatur aller Kultursprachen bis zu tief versteckten und schwer auffindbaren Zeitschriftenartikeln; wie man dem Verfasser denn besonders für das am Schlusse beigefügte sehr ausführliche Literaturverzeichnis und die die Benutzung erleichternden genauen Indices besonders dankbar sein muß. Unter den Materialien, auf denen die Darstellung sich aufbaut, herrschen natürlich die Schätze des British Museum und der großen englischen Privatsammlungen, vor allem derer von H. Yates Thompson, vor. Eigne Forschungen zu geben ist nicht die Absicht des Verfassers; über die andrer erweist er sich als gut orientiert und findet sich auch zwischen so intrikaten klippenreichen Kontroversen wie denen über die einzelnen Karolingischen Malerschulen nicht ohne Anmut hindurch. Im ganzen also ein Werk, das seinem in der Einleitung ausgesprochenen Zweck, den Studenten illuminierter Manuskripte ein brauchbares Handbuch zu liefern, in trefflicher Weise gerecht wird. A. D.

Peter Altenberg, Semmering 1912. *S. Fischer, Verlag, Berlin, 1912.*

Der populärste Mensch von Wien hat ein neues Buch herausgegeben, das wieder wie alle früheren Bücher des Dichters angefüllt ist mit jenen zarten, kleinen Skizzen, Anekdoten, Plaudereien, die an vollkommene japanische Lackarbeiten und auf einfachste Umrisse gebrachte japanische Holzschnitte erinnern oder auch an die Kopfkissenhefte jener japanischen Frauen, die um das Jahr 1000 die klassische Literatur der Japaner schufen. Aber auch all seine Ideen über Kultur der Seele, des Körpers, des Gefühls werden wieder in diesem Buche ausgesprochen, doch ein wenig resignierter, in herbstlich stiller Beglückung. Denn Peter Altenberg ist krank und mußte sich im Sanatorium aufhalten. Er entwickelte die Idee eines „Hotelregisseurs", eines „Hotelführungsidealisten neuester Art, dem das Hotel als solches lieb und betreuenswert erscheint". Da er sich selbst als Hotelregisseur empfahl, wurde er in ein Hotel auf dem Semmering berufen. Dortselbst verlebte der bislang in Wien (Café Central) Eingekerkerte ein glückseliges Jahr 1912. Und die Skizzen, die in diesem Jahre entstanden, tragen dankbar den Sammeltitel „Semmering 1912". Nun sind in dem kranken, alternden Peter nochmals alle Erkenntnisse und Gefühle seines Lebens aufgeblüht. Hier droben im Gebirg fand er Frühling, Winter, Wälder, Wiesen, Blumen, schöne Frauen und sehr gepflegte edle Kinder. Also wurde „Semmering 1912" eine Enzyklopädie von Peter Altenbergs bisherigem Erleben. In diesen sorgsam hingetupften Skizzen sind Romane, hygienische Abhandlungen, Liebeslieder, unendliche Gefühle geborgen.



Auch mancherlei Amüsantes, Witziges, Paradoxes, Autobiographisches zieht vorüber. Wir erfahren, wie Peter Altenberg entdeckt wurde, wir staunen, welche Glücksmöglichkeiten die Betrachtung einer Wiese, einer schönen Frau, eines Kindes bietet. Und so ist dies Buch des vierundfünfzigjährigen Dichters ein Spiegelbild des armen, glücklichen Peter Altenberg, ein Bilderbuch der Schönheit, der Gefühle, der Natur, der Witze und aller Menschlichkeit. -nth-.

Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. Im *Insel-Verlag* zu *Leipzig* 1913. 2 Bände.

Im Jahre 1804 hat *Kosegarten* aus dem Schatze der alten katholischen Legenden einzelne herausgehoben, unbekümmert um den Geist der Legende, trockene Inhaltsangaben, aufgeputzt mit modern süßlichem Schmuckwerk. Aber aus diesem Boden sproßten die lieblichsten Blüten: *Gottfried Kellers* Sieben Legenden, gemalt in der Farbenpracht mittelalterlicher Heiligenbilder von einem ungläubigen Künstler. Jetzt stellt *Severin Rüttgers* neben diese Kontrafakturen die lange Reihe der echten alten Bilder, gereinigt vom Staube und neu gefaßt mit innigem Verständnis ihres Stils. Das Wunderbare erscheint in dieser Form als das Natürliche. Die religiöse Befangenheit des Mittelalters läßt das Menschentum im Guten und Bösen unangetastet und erhebt sich häufig in das Gefilde hoher Poesie, zumal in derjenigen Wiedergabe dieser wundersamen Geschichten, die im XIII. Jahrhundert die *legenda aurea* des *Jacobus a Voragine* vereinigte. Sie wurde verdeutscht in dem Passional „Der Heiligen Leben und Leiden", zuerst gedruckt von Günther Zainer zu Augsburg, das „Winterteil" 1471, das „Sommerteil" 1472. Auch hier wieder ist ein Dichter am Werke gewesen, der schlicht den Sinn der lateinischen Vorlage zu treffen wußte. Unterstützt wurde er von steifen Holzschnitten, an deren Stelle der Kobergersche Druck (1488) und der Lübecker Druck des Stephan Arndes von 1492 neue Erfindungen treten ließen. Die Lübecker Holzschnitte sind auch dieser neuen Ausgabe beigegeben und gewähren ihr den würdigsten Schmuck. So ist eine stilreine große Publikation des Insel-Verlags entstanden, die dem Katholiken zur frommen, dem Andersgläubigen zur unheiligen Erbauung dienen wird. G. W.

Hermann Graedener, Utz Urbach. Ein Bauernkrieg-Fries. *Lit. Anstalt Rütten & Loening*, *Frankfurt a. M.*, 1913 (geheftet 5 M., gebunden 6,50 M.).

Daß auch der deutschen Prosa-Literatur ein Futurismus beschieden sein würde, war bei den beträchtlichen Erfolgen der neuen Malerschulen zu erwarten. Das Merkwürdige an diesem Bauernkriegsroman ist also nicht seine Stilisierung, obschon auch sie eigenartig genug ist, da sie einen Kubismus darstellt, dessen Grundformen Butzenscheiben aus einem Trinkstübel der Hirth-Renaissance sind; vielmehr ist das Besondere des Buchs die Disharmonie von Stil und Gesinnung, die durch das Ganze geht. Der Gesinnung nach gehört der Roman in die Gruppe der Bodenständigen, Erdrüchigen und so denn recht durch und durch deutschen Werke (wenn anders man den Sprechern dieser Richtung glauben darf, daß es deutsche Art ist, den Mund zum Bersten voll zu nehmen und recht herzhaft unmanierlich zu sein); dabei steht Graedener dem Verfasser des „Wiltfeber" erheblich näher als den Anfängern dieser Richtung, etwa Schönherr oder der Handel-Mazzetti; mit dem Wiltfeber hat er auch die Lust am breiten Ausmalen geschlechtlicher Vorgänge gemein (S. 34, 88, 93, 142, 180, 284, 323 u. ö.). Man hat den Expressionisten den billigen Spottnamen Exzessionisten aufgebracht; hier wäre er am Platz. Das ganze Buch ist eine grobe Ausschreitung. Ohne Proben würde man das kaum glauben wollen. Ich führe aufs Geratewohl die Schilderung eines Bauerntanzes um eine Leiche herum an (S. 326): „Wirrbrüllig durchnandher Wüstwutschrein, Schlumpsaufschluck, Schupftanzstampf, Mannjuchz Weibkrisch Wildgschwürm: „Juckbock! Liendlrach! Herrschpfaff, Hundjud! Friedbrech, Ehbrech! Brendhauf, henk, brenn! gjuchhuh Schupfspring Schmeißnkittel Füdliguck!" Oben drüber geht ab die Sonn, laßt her die Nacht unter'n dicken Gelbwolken hitzschwülig." Aber gleich darauf erfährt man auch aus dem Mund des starken Titelhelden der Geschichte, weshalb die Bauern sich so unflätig benehmen, wie es ausführlich beschrieben ist. Daran ist „Fremdgötz hergedruckt mit Gwalt Schändgwalt Giftgwalt, Fremdgefratz in die Menschleut erdschändisch, gottgiftig" schuld. Die „Erdgeschöpf heimwuchsige, seelhoch gottgreifends Erdgewächs, sonntreibigs" alias Bauern aus Franken und Schwaben „wissen ihr' eigen Wurzstamm nimmer, kein Heimheiligs nimmer, sie wissen ihr selbs nimmer, — warum? — Fremdgötzgefratz, Sonngeschänd Erdgeschänd menschgeschänd, — Deutschtöd . . ." so geht es über 380 Seiten unaufhaltsam weiter, gleichviel ob sich ein Kind die Nase putzt oder einer Leiche das Eingeweide herausgerissen wird, ob Bischöfe oder Bauern reden, Tag und Nacht, bis schließlich auch der Rezensent so weit ist, daß er den Verfasser seinem „eigen Wurzstamm" überlassen kann. A. M. B.

Pünktlich ist das *Jahres-Supplement* 1911/12 *zu Meyers Großem Konversationslexikon* erschienen, der 24. und letzte Band des Gesamtwerkes. Es tut uns leid, daß wir diese Jahrbücher nun zunächst entbehren sollen. Nirgends erhält man eine bequemere und zuverlässigere Übersicht des Neuen, das die letzten zwölf Monate auf allen Gebieten gebracht haben. Hinzu treten Artikel von allgemeinem Interesse, wie in diesem Bande der für uns besonders bemerkenswerte über deutsche Literatur in Österreich von *Otto Hauser*, in der Wertung des Neuesten nicht ganz so sicher vorwärts schreitend, wie es auch auf diesem besonders glatten Boden möglich wäre. Es ist doch sonderbar, daß *Rainer Maria Rilke* nichts als einen Hieb für seine *rhapsodischen, nur allzu zahlreichen* Verse empfängt und dagegen der dem Kritiker recht nahestehende *Otto Hauser* als Vertreter einer herben Gedankenlyrik von hoher Kunstvollendung gerühmt wird. Von dem sonstigen Reichtum des Bandes, der hier nicht auszuschöpfen ist, erwähnen wir nur die



großen Artikel über Anatomie, Astronomie, physikalische Instrumente und Methoden, Physiologie, plattdeutsche Literatur (mit der unbeweisbaren und gewiß unrichtigen Behauptung, daß schon Karl der Große die selbständige Weiterentwicklung der niedersächsischen Sprache und Literatur gehemmt habe). Unter den Tafeln sind die „Künstlermonogramme", trotz der selbstverständlichen Beschränkung, für manche Zwecke verwendbar, instruktiv „Buchbindereimaschinen" und „Musikinstrumente der Naturvölker" mit einem sehr eingehenden, durch Notenbeispiele unterstützten Artikel.

Stella. Die unheilige Geschichte vom Grafen Constant und von der wunderlichen Frau Estelle. Aus der Chronik des Burgvogtes Baptiste Meunier mitgeteilt von *Fritz Rassow*. Mit Holzschnitten von Max Schwerdtfeger. Anno domini MDCCCCXII. Verlegt in der *Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.*

Ein schweres Geschick lastet auf dem Hause des Grafen. Wie diese Kenntnis den letzten Sproß bedrückt, sein ganzes Leben umgestaltet, das ist von Rassow, dem feinen Künder innerster Bewegung, durchaus glaubhaft gemacht. Die Erlösung kommt selbstverständlich vom blonden schlanken Weibe und die heilige Handlung, in der der Bann gebrochen wird, mag wohl das Entsetzen des guten Pater Coelestin erregen. Das ganze ist ein Lebenslied, also ein hohes Lied des Weibes, des Weibes gesund an Seele und Leib. Erzählt wird alles vom alten Burgvogt, der auch des Grafen Ergüsse in seine Chronik aufnimmt. Es geht alles zusammen: Zu dem burgvögtlichen Stile paßt der Druck in einer großen Drugulin-Fraktur, das kräftige gelbliche Papier, passen auch die archaisierenden Holzschnitte. Der Legendenton ist gut getroffen, ein wenig Realistik, ein wenig Mystik gut miteinander versetzt geben eine wärmende Mischung. H. M.

Schon wiederholt haben wir auf die viel zu wenig bekannten Schriften des *Literarischen Vereins in Wien* hingewiesen, jedesmal mit warmer Anerkennung des Geleisteten. Denn der Standpunkt, von dem die Publikationen dieses Vereins geleitet und bearbeitet werden, ist der ernsthafter Wissenschaftlichkeit, vereint mit vaterländischer Gesinnung. Bei keiner Publikation des Vereins haben sich diese edlen Eigenschaften so stark bewährt, wie bei der von *August Sauer* besorgten: „Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen." Fünf umfangreiche Bände sind bereits erschienen, der Schlußband wird in kurzem folgen. Grillparzer ist unter den großen langlebigen Dichtern der briefärmste; nicht einmal Uhland, der gewiß zu schriftlicher Mitteilung nicht aufgelegt war, kommt ihm darin gleich. So müssen die Gespräche, die mündlichen Äußerungen von ihm und über ihn den Ersatz bieten, da die andere Quelle für die Selbstcharakteristik und das Verhältnis zu den Zeitgenossen so spärlich fließt. Grillparzers Schicksal war sein Österreichertum, das Wien Metternichs. Diese Welt ersteht zu lebendigstem Dasein von ihren Anfängen, die rückwärts in das josephinische Zeitalter hineinragen, bis zu den Ausläufern der liberalen Ära in der fast unabsehbaren Reihe von Zeugnissen zusammengetragen durch die von keinem andern erreichte Sachkenntnis Sauers. Für die historische und literaturgeschichtliche Forschung über das deutsche XIX. Jahrhundert hat er in dieser, noch dazu aufs reichste erläuterten Sammlung so wichtige Dokumente geliefert, daß ihm dafür wärmster Dank, dem Literarischen Verein in Wien aber, schon um dieser einen Publikation willen, weil höhere Beachtung gebührt, als er leider bis jetzt bei uns gefunden hat. Er bietet alljährlich zwei Bände, und der Vorstand hat es bis jetzt verstanden, dafür solche Gegenstände zu wählen, die über das Bereich der österreichischen Interessen hinausragen. Das gilt auch von dem jüngsten, neunzehnten Bande der Schriften: Hermann von Gilms Familien- und Freundesbriefe, herausgegeben von Dr. *Moritz Necker*. Dieser Briefschreiber sollte mindestens mit den Schreiben vom 14. bis 16. März 1848, der glänzenden Schilderung der Wiener Revolutionstage, in keiner Blütenlese deutscher Prosa fehlen. Auch sonst mangelt dem starken Bande fast nirgends jener Reiz des Künstlerkönnens, der so wenigen deutschen Briefsammlungen innewohnt. Hoffentlich erhalten wir auch bald die in Aussicht gestellten Liebesbriefe Gilms an Josephine Kogler. Außer diesen werden von dem Literarischen Verein zunächst angekündigt: Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Wiener Theaters herausgegeben von *Carl Glossy*; ein Neudruck der wichtigen und seltenen Zeitschrift „Prometheus" (Wien 1808); Philipp Hafners Werke, herausgegeben von Dr. *Ernst Baum*, und die Selbstbiographie nebst einer Auswahl aus den Werken der Laurenzius von Schnüffis, herausgegeben von Dr. *Hans Halem*.

Georg Witkowski.

Henriette Sonntag. Ein Lebens- und Zeitbild von *Heinrich Stümcke*. Mit zwölf Tafeln. *Berlin* 1913, *Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte.*

Vergilbte Seidenbänder mit verblichenen Widmungen, vertrocknete Lorbeerkränze, Bilder und Büsten einer schönen jungen Frau und inmitten von solchen rührseligen Erinnerungen an die verlorene Vergangenheit eine alte Hand, welche die Trümmer der Jugend betastet, die das trüber gewordene Auge der Greisin nicht mehr sehen kann, ein Lächeln, das in den Kummerfalten der Mundwinkel versinkt, so erscheint immer die zur Greisin gewordene einst weltberühmte Bühnenkünstlerin, die Leiden der altgewordenen Frau um so schmerzlicher empfindet, je tiefer der Weg führte, den sie von der Höhe des Ruhmes in die Niederungen der Alltäglichkeit gehen mußte. Henriette Sonntag, deren Lebensgeschichte Heinrich Stümcke eben veröffentlicht hat, solch Frauen- und Künstlerinnen-Schicksal nicht erfahren. Aus allen Blättern des Buches, auch aus jenen, die von schlimmen Lebenserfahrungen berichten, klingt ein leises melodisches Trillern und der Tod, der plötzlich das



Leben der weit auf der Erde herumgekommenen in fernem Lande endete, ließ ihr Schaffensfreude und Schaffenskraft bis in die letzten Tage. In vielen Welten hat sich Henriette Sonntag zurecht gefunden, und wie ihre Stimme von den Zeitgenossen, darf ihre Lebensklugheit von den späteren bewundert werden. Da ist die junge Primadonna, die selbst vom „Sonntag Fieber" ihren Kopf nicht verwirren läßt, da ist die Gattin des Diplomaten Grafen Rossi die sich so sicher auf dem schwierigsten Parkett bewegt wie früher auf den weltbedeutenden Brettern und da ist die Mutter, die für ihre Familie sich aus der Gemahlin des verabschiedeten Gesandten in eine wandernde Virtuosin verwandelt, nicht leichten Herzens, aber ohne die pathetisch erstarrende Geste der Heroine. Ein seelisches Gleichgewicht, das in einem frohen Herzen wurzelt, hat diese Verwandlungen der Henriette Sonntag, die für eine weniger in sich gefestigte Natur zur Lebenstragödie geworden wären, zum Schauspiel eines reichen Lebens gemacht, das auch dem Nicht-Theater-Enthusiasten ehrliche Teilnahme abnötigen muß, wenn er die vielen von Stümcke mitgeteilten besten Zeugnisse solchen kräftigen Lebensmutes, die größtenteils unveröffentlichten Briefe der Sängerin liest, die eine der größten Gesangskünstlerinnen gewesen ist, als welche die Theater- und Musikgeschichte kennt. In dem stattlichen Quartbande (besonders stattlich in den zehn für den Verfasser nach Umstellung des Satzes auf holländischem Büttenpapier hergestellten Abzügen) findet sich auch für den Spezialisten viel neues und wissenswertes, die Abschnitte über Henriette Sonntag in Berlin (ein Kleinstadt-Idyll, dessen Satyr Saphir ist), über die Sonntag-Literatur und manche andere noch geben auch der Kultur- wie der Literaturgeschichte reichen Stoff, aber der Hauptwert der Stümckeschen Arbeit liegt doch darin, so daß sie die mancherlei Irrtümer beseitigende grundlegende Henriette-Sonntag-Biographie ist, eine bei aller Gelehrsamkeit ohne Pedanterie und bei aller Sorgfalt der Darstellung ohne Espritsucht klar und liebevoll geschriebene Lebensübersicht der schönen deutschen Sängerin aus der Biedermeierzeit. G. A. E. B.

Eugen Diederichs in *Jena* hat in seiner bekannten großen Sammlung „*Die Kunst in Bildern*" einen Band herausgebracht, der unter den bisher erschienenen wohl am stärksten gehen wird: „Das weibliche Schönheitsideal in der Malerei", herausgegeben von *Hans Schulze*. Allerdings werden die Käufer wohl etwas enttäuscht sein; denn erst mit dem Quattrocento setzt die Reihe ein, und sie endet schon mit dem Barock. In zwei parallelen Linien wird diese Entwicklung verfolgt, der italienischen und der niederländischen. Die Spanier, die Franzosen fehlen vollständig, die Deutschen sind ganz ungenügend vertreten. Wir raten deshalb dringend zu einem Ergänzungsbande, der die an sich sehr instruktive Zusammenstellung von 200 meist guten Reproduktionen in die Breite und vor- und rückwärts ergänzen müßte. G. W.

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von *Albert Leitzmann* herausgegeben von *Otto Clemen*. *Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag*. 1912. Band 1 und 2.

Mit vollem Rechte darf man bei dieser neuen, auf vier Bände berechneten Luther-Ausgabe von der Erfüllung eines längst gefühlten wissenschaftlichen Bedürfnisses reden. Zum ersten Male werden den vielen, die keine der gewaltigen Erlanger und Weimarer Gesamtausgaben erwerben können, die wichtigsten Schriften Luthers in echter Gestalt dargeboten. Die Auswahl ist so getroffen, daß ein Gesamtbild der Bedeutung des Reformators auf allen Gebieten seiner literarischen Tätigkeit zustande kommt, die Texte sind aufs gewissenhafteste behandelt, knapp, aber wirksam erläutert und mit guten Literaturangaben ausgestattet, ohne der eigenen geistigen Arbeit des Lesers etwas vorwegzunehmen. Wer sich dem echten Luther nahen will, muß jetzt in erster Linie zu dieser Sammlung greifen. G. W.

Karl Goldmann, Das weise Jungfräulein. Erzählungen. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1912.

Diese Erzählungen werden eher einen Leser befriedigen, der zu viel schöne Literatur zu sich genommen hat als einen, der in tätigem Leben wenig zum langsamen Lesegenuß kommt. Der Verfasser ist um eine Nuance zu geschickt und zu bewandert; er kostümiert ganz vortrefflich — so vortrefflich, daß man sich nach einem jener göttlichen Fehler zu sehnen beginnt, die Shakespeare in seinen Wunderstücken macht, nach einem Nebeneinander von delphischem Orakel und Giulio Romano wie im Wintermärchen, oder nach einem Lord Theseus, dessen Haus von Oberon und Titania eingesegnet wird. Und man wandert dann von Goldmanns Büchlein weg in dieses Stilproblem der kulturgeschichtlichen Hintergrundstechnik hinein und fragt sich, ob die Unregelmäßigkeiten in der Zeichnung nicht dasselbe bedeuten wie das Schönheitspflaster im wohlgepflegten Gesicht der Rokokodame.

Einige von den Geschichten des Bandes leiden auch unter dem sich aufdrängenden Vergleich mit stofflich verwandten Schöpfungen großer Dichter und Prosaisten. Gottfried Kellers „Sieben Legenden" sind aber alles, nur kein Vorbild, das andere nachahmen dürften, und selbst Schnitzlers „Hirtenflöte", mit der man „Euryalos und Chloe" in Beziehung setzen könnte, hat deutliche Vorzüge vor der Goldmannschen Erzählung. Am reinsten ist die Geschichte von dem chinesischen Sterndeuter gelungen, der von aller Weisheit und Macht des Lebens weg einem jungen Mädchenbild nachgeht und sich mit der Geliebten im Elend verliert — und doch ist es kein Verlieren gewesen; er findet sie und die Lösung seines eigenen Wesens in den Sternen wieder. Hier ist auch die feine, zarte und doch bunte Sprache, die der Erzähler spricht, zum rechten Stoff gekommen. A. M. B.

Jakob Wassermann, Der Mann von vierzig Jahren. Ein kleiner Roman. *S. Fischer, Verlag, Berlin*, 1912.

Wir Deutschen haben nunmehr ein Gegenstück



zu Balzacs unsterblicher „Femme de trente ans". Oder man könnte sagen, wir haben jetzt ein Gegenstück zu jenem Buch der Karin Michaelis „Das gefährliche Alter", welches vor zwei Jahren so seltsames Aufsehen erregte. Dies letzte Werk von Wassermann ist ein reines, keusches, stilles Werk. Welch ein Weg von der unruhigen, verworrenen Renate Fuchs bis zu diesem klaren Buch der Reife! In einer schön geschwungenen Linie vollzieht sich die einfache Handlung. Ein Gutsbesitzer von vierzig Jahren, der mit seiner Frau im täglichen Gleichmaß durch die Jahre der Ehre getrottet ist, fühlt plötzlich, daß das blühende Leben der Kraft von ihm absinken will, wie ein allzu lange getragenes Kleid. Schal erscheint ihm jetzt die Frau, ihn entsetzt jede der an ihr so oft gesehenen Bewegungen, ihre nüchternen Gefühle langweilen ihn. Ihn umlagern wie drohend heranrückende Wände die unerfüllt gebliebenen Hoffnungen und Wünsche seiner Jugend. Angst und Gier jagen ihn in die Welt, um noch mutig zu erraffen, was sich an Lebensmöglichkeiten bietet. Die jahrelang aufgespeicherte Vitalität stürzt in tausend Energien davon. In einer zweiten Pubertät verschleudert er sich, sein Vermögen, seine gesellschaftliche Existenz in jenes bunte, wirre Leben, daß er anderthalb Jahrzehnte vergessen hatte. Nachdem er eine Frau in den Tod gejagt hat, zwei jungfräuliche, ganz in sich selbst ruhende Weiber nicht verführen konnte, kehrt der innerlich Verkommene noch verwirrter zu der fremdgewordenen Gattin zurück.

Man weiß, daß Wassermann, einer unserer bedeutendsten, künstlerischen Erzähler, sich durch viel Trübheit und verworrenes Geschick hindurchringen mußte, bis er sich in seinen letzten Werken immer mehr jenem ausgeglichenen, klar und ruhig dahinfließenden Stil des alten Goethe näherte. Und so wird auch die Erlebenssucht des Mannes von vierzig Jahren und sein Geschick allzusehr durch diese abgewogene, in stillen Perioden dahinfließende Erzählungskunst gemildert. Etwas herausspringend erscheint dann am Schluß das Motiv der Sühne; der Mann von vierzig Jahren zieht in den Krieg von 1870/71, um wieder der Menschheit und seiner Frau wert zu sein. In der Schlacht wird er tödlich verwundet von einem Jugendfreund, einem aristokratischen Kohlhaas, der durch seinen übermäßigen Rechtssinn ein schweres Schicksal auf sich herab beschwörend, schließlich sein Vaterland verlassen hatte.

Wassermann gibt einen Roman in anmutig spielender Berechnung zu seinem eigenen vierzigsten Geburtstage heraus. Und so scheint das Buch sagen zu wollen, daß Wassermann am Ende einer Entwicklung angelangt ist. Es wird also nun abzuwarten sein, ob er sich damit begnügt, jene klassisch-reine, aber für unser Gefühl allzu stilisierte Erzählungskunst weiter zu pflegen, oder ob er sich zu neuen Zielen wendet, die — so wünschen seine jüngeren Verehrer — mehr von den gewaltigen Strömen unserer Tage in sich schließen. K. P.

Walter Harlan, Catrejns Irrfahrt. Novelle aus Altflandern. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1912 (geheftet 2 M.).

Die Ausstattung des Buches und ein in wohlgelungener Reproduktion eingehefteter alter Stich, den Angriff des Herzogs von Anjou auf Antwerpen im Jahr 1583 darstellend, sollen dazu behilflich sein, daß der Leser in die Stimmung der niederländischen Reformationszeit kommt; auch die großgedruckten Kapitelüberschriften und einige diskrete Altertümlichkeiten der Sprache gehören zu diesem historischen Anstrich. Dieses Äußere könnte den Anschein erwecken, als bedürfe eine historische Novelle heute beim Publikum besonderer Reize der Einkleidung, um zu gefallen und beinahe einer Entschuldigung. Das wäre wohl ein Irrtum. Wohl haben wir keine Lust am reinen Fabulieren und verlangen von den Ereignissen, die erzählt werden, einen Sinn, der sich in den Personen spiegelt. Aber daß gerade in der historischen Novelle sich Menscheninneres schildern läßt, wie es lebt, sich ändert, über die Zeit und die Welt Herr wird oder ihr unterliegt, dafür haben wir zum Beispiel an den beiden Geschichten in Sperls „Mitläufer" aus dem dreißigjährigen und aus dem Bauernkrieg prachtvolle Zeugnisse.

Eine andere Frage ist, ob Harlan gut getan hat, den Stoff von Catrejns Irrfahrt, nämlich das Verhältnis zweier junger, noch unreifer Eheleute verschiedener Glaubensrichtung in einer Zeit angespannten oder auch überspannten religiösen Kampfes in den Niederlanden novellistisch zu gestalten und nicht die breitere Form des Romans zu wählen. In der kurzen Novellenform nehmen die Schilderungen der Natur, der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens jener Zeit notwendig einen verhältnismäßig großen Raum weg und so wird besonders der Schluß durch die breite Beschreibung des allegorischen Festspiels, die in einem Roman gut am Platz wäre, sehr beschwert; auf der anderen Seite aber hätte man gern von der Seele des Pieter Abels, der so viel Tüchtiges tut und wenig redet, mehr erfahren. Ich wollte, Harlan hätte seine Geschichte im Format von Notre Dame de Paris oder von Cloister and Hearth geschrieben; wir wären ihm gern gefolgt. A. M. B.

Eine Glanzzeit des Züricher Stadttheaters: Charlotte Birch-Pfeiffer 1837—1843, von Dr. phil. *Eugen Müller. Zürich* 1911. Druck und Verlag: *Art. Institut Orell Füßli.*

Wider unsern Willen hat sich die Besprechung dieser sorgsamen bühnengeschichtlichen Arbeit verspätet. Die Züricher Bühne zählt seit der Begründung des Stadttheaters im Jahre 1834 zu jenen mittleren Kunststätten, die für den eigentlichen Stand des Schauspiels und Dramas weit bezeichnender sind, als die wenigen großen Hof- und Stadttheater. Die aus den Quellen gearbeitete Monographie Eugen Müllers beweist das durch den vollständigen, vortrefflich disponierten Überblick des im Titel genannten Zeitraums. Die Persönlichkeit der Leiterin und ein kurzer Abriß der historischen Voraussetzungen ihres Wirkens in Zürich treten an die Spitze. Dann handelt das Werk vom Spielplan, Personal, Gästen, Regie, Dekorationen und Kostümen, dem Publikum, den Finanzen, der Kritik, den Berührungen des Theaters mit Staat, Kirche,



Politik und Gesellschaft und lenkt schließlich den Blick auf die Folgezeit bis zur Gegenwart. Aus diesem letzten Kapitel sei die Notiz eines Protokolls des Theaterkomitees vom 6. Februar 1854 herausgehoben, daß *Herr Richard Wagner* die Geneigtheit ausgesprochen habe, die Direktion zu übernehmen, falls man sich über die Bedingungen einigen könne. Es kam bekanntlich nur zu einigen von Wagner geleiteten Aufführungen. Wäre er Direktor in Zürich geworden, so stände in der Theatergeschichte seine Gestalt neben der Birch-Pfeiffer — ein seltsames Paar. Interessante Illustrationen unterstützen die ebenso kenntnisreiche wie gewandte Darstellung. Das Buch reiht sich unter unsere allerbesten theatergeschichtlichen Schriften ein. G. W.

Wohl haben alle großen öffentlichen Büchersammlungen ihre „Giftschränke", haben „*libri prohibiti*", deren Erotik es ratsam erscheinen läßt, sie der allgemeinen Benutzung Neugieriger zu entziehen, sie allein dem wissenschaftlichen Gebrauche vorzubehalten. Aber die *Bibliothèque Nationale* in *Paris* hat ihre Hölle mit eigener historischer Vergangenheit, eine Gründung des ersten Konsuls, der sie nach dem Beispiele einer ähnlichen Einrichtung der Vaticana anlegen ließ, als er Paris von den literarischen Schmutzfluten, die sich in den Revolutionsjahren angesammelt hatten, zu säubern befahl. Und nun haben wir auch einen sehr genauen Schlüssel zu dieser Hölle erhalten: *Guillaume Apollinaire, Fernand Fleuret, Louis Perceau. L'Enfer de la Bibliothèque nationale. Icono-bio-bibliographie descriptive, critique et raisonnée, complète à ce jour de tous les ouvrages composant cette célèbre collection, avec un index alphabétique des titres et noms d'auteurs. Paris, Mercure de France,* 1913 (415 Seiten. 8°. Preis 7,50 Fr.).

In der kurzen Vorrede (wo wir gern einiges aus der Geschichte der beschriebenen Sondersammlung gehört hätten, zum Beispiel ausführlicheres über die Affäre Bégis, über die ja Bégis selbst einen ausführlichen Bericht gegeben hat) wird auch der schon 1900 begonnenen, durch allerlei Widerstände gestörten, in dem nun veröffentlichten Verzeichnisse verwerteten Arbeiten des Herrn *Yves-Plessis* als eines weiteren Mitarbeiters gedacht, werden *Charles Nodier* und der *Abbé Grégoire* mit sachverständigen Ansichten über Erotikasammlungen zitiert und wird am Ende erklärt, warum der nun vorliegende Katalog des Enfer eine kleine Enttäuschung ist. Wir hatten einen Band erwartet, gewichtiger als alle Bände des Gay zusammengenommen und müssen nun hören, wie die berühmte Hölle der Nationalbibliothek durchaus nicht überfüllt ist, wie viele der in ihr eingesperrten Bücher schlecht erhalten, unvollständig sind. Aber es bleiben doch noch manche bibliographische Rosinen in dem pikanten Kuchen, neben den Plaketten der Revolutionszeit (deren Reihe übrigens auch durchaus nicht lückenlos ist) findet sich dieses oder jenes alte Buch, das eine wirkliche Rarität ist.

Das Verzeichnis führt im bunten Wechsel 930 Nummern an, von denen einige allerdings schon gestrichen sind, weil sie inzwischen zu Nummern der Reserve oder des Servis gemacht worden sind, wie denn überhaupt eine ganze Anzahl von Büchern, die man in einer Biblitheca erotica suchen möchte, in den allgemeinen Beständen der Nationalbibliothek der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht wurden, während andere Bücher ganz unschuldig in die Hölle geraten sind. Auch eine Anzahl gleichgültiger Bücher findet sich neben zahlreichen Dubletten im Enfer. Für die meist ausführlichen Anmerkungen ließen sich, abgesehen von den Druck- und Lesefehlern, noch manche Berichtigungen und Ergänzungen beibringen. Verweisungen sowie Autoren- und Titelverzeichnisse erlauben eine bequeme Benutzung des für die Bibliographia erotica nützlichen Nachschlagewerkes. Wenn seine Herren Herausgeber ihm noch einige, den anderen alten Pariser Bibliotheken und auch deren Handschriftenschätzen gewidmete Ergänzungsbände folgen lassen würden, hätten sie eine wichtige Vorarbeit für die mit wissenschaftlicher Methode noch zu schreibende Geschichte der erotischen Dichtung geliefert. G. A. E. B.

Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage. Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens von *Otto Rank. Leipzig und Wien, Franz Deuticke* 1912.

Man mag gegen die Freudsche Psychologie noch so viel einzuwenden haben, — daß sie eine Reihe von bisher unbeachteten oder unerforschten Seelenproblemen in den Vordergrund der Betrachtung gerückt hat, darf kein Unparteiischer bestreiten. Die Materialien, mit denen Freud und seine Schüler arbeiten, decken sich zum großen Teil mit denen der empirischen Ästhetik, der Literatur- und Kunstgeschichte. Während für diese Wissenschaften das Inzestmotiv an der äußersten Peripherie steht, wird es für Freud und Rank zum zentralen Punkt der Künstlerpsychologie. Der Dichter will eine Anzahl gesellschaftlich verpönter Regungen und Affekte unterdrücken, zu deren speziellem Inhalt regelmäßig der infantile Ödipus-Komplex gehört, und aus dem Streben, sie zu verdrängen und dem damit verbundenen Kampf, entspringt die befreiende Projektion in den Mythus oder das Kunstwerk. Je weiter die Kultur fortschreitet, um so mehr wird mit dem erweiterten Bewußtsein auch die Beherrschung des Trieblebens mit Hilfe einer bewußten Verurteilung gesteigert. Dies zeigt uns das umfangreiche Werk an einer Folge von Typen, die vom Ödipus über Shakespeare, Schiller, Goethe und die Romantiker bis zur modernen Dichtung das Verhältnis zwischen Eltern und Kinder, Geschwisterliebe und Geschwisterhaß vergleichend mustern. Allerdings ist die Beobachtung überall so fest auf den einen Punkt eingestellt, aus dem alles Weh und Ach der Dichterseele erklärt werden soll, daß die Ausdeutung der Tatsachen notwendig leidet. Als Beleg möchte ich anführen, wie willkürlich und übertrieben das in meinem Buche über Goethes Schwester zusammengestellte Material von Rank Seite 501 ff. verwertet worden ist.

G. Witkowski.



In der Goldenen Klassikerbibliothek des Verlags *Bong & Co.* erschien eine sehr brauchbare Auswahl der Werke *Ernst Moritz Arndts*, besorgt von *August Leffson* und *Wilhelm Steffens*. Sie gibt die Gedichte als den freiwilligen Lebensbericht neben dem „notgedrungenen", in einer genügenden, zeitlich geordneten Auswahl, dann die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben". Es folgen in zwei Bänden die Märchen und Jugenderinnerungen, das zu wenig bekannte Gegenstück der Grimmschen Sammlung, die unentbehrlichen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein" und das monumentalste Werk Arndts, die vier Teile des „Geistes der Zeit". Am Schlusse sind die kleinen politischen Schriften in zwei Bänden zusammengefaßt. So tritt uns in dieser neuen, mit den üblichen erklärenden und bildlichen Beigaben reich versehenen Ausgabe Arndts Bild entgegen, im Vordergrunde der Freiheitssänger, den alle kennen, dahinter der lebenslange Freiheitskämpfer, der die Deutschen nicht nur gegen fremde Bedrücker, auch gegen ihre eigenen, erst knechtischen und dann wortbrüchigen Fürsten immer wieder aufrief.

Kleine Mitteilungen.

Am 20. März beging der erste Direktor der Königlichen Bibliothek in Berlin und Herausgeber des „Zentralblatts für Bibliothekswesen", Geheimer Regierungsrat *Dr. Paul Schwenke* den 60. Geburtstag. Die verschiedenen Abteilungen des großen Beamtenkörpers der Bibliothek gratulierten in üblicher Weise durch Abordnungen, außerdem erschien zu diesem Tage eine besondere Festschrift, die *„Beiträge zum Bibliotheks- und Buchwesen"*, herausgegeben von *Adalbert Hortzschansky*.

Das Buch, ein Quartband von 288 Seiten mit dem Porträt des Gefeierten und 35 Tafeln, ist von *Martin Breslauer*-Berlin verlegt worden, der, was typographische Ausführung und Schönheit der Tafeln betrifft, keine Kosten gespart hat. Ausgegeben wurden 215 numerierte Exemplare, von denen 180 für den Handel bestimmt sind. Hiervon wurden Nr. 1—15 auf echtes Büttenpapier von van Gelder Zonen gedruckt. Der Preis beträgt 50 M., für die Exemplare auf Büttenpapier 80 M.

Um die Reichhaltigkeit des Inhalts zu zeigen, sei mitgeteilt, daß das Buch Beiträge zur Bibliotheksgeschichte enthält von Adolf Harnack, G. A. E. Bogeng, Adalbert Hortzschansky, Ernst Kuhnert, Georg Leyh, Hermann Pick. Zum Handschriftenwesen findet man Aufsätze von Hermann Degering, Rudolf Ehwald und Hermann Springer. Noch reichhaltiger ist die Geschichte des Buchgewerbes bedacht. Mit der Zeit der Inkunabeln beschäftigen sich Isak Collijn, Ferdinand Eichler, Konrad Haebler, Karl Molitor, Erich von Rath, Adolf Schmidt, Ernst Voulliéme, Gottfried Zedler. Auch für das Reformationsjahrhundert und das folgende sind beachtenswerte Arbeiten vorhanden, so von Aloys Bömer, Johannes Luther und anderen mehr. Zwei Beiträge betreffen Fragen der Bibliothekstechnik und einer, Walther Schultze-Berlin, bringt ein ausführliches Verzeichnis der Schriften Paul Schwenkes.

Aus Zeitungsnachrichten dürfte schon bekannt sein, daß der neue Etat der Königlichen Bibliothek eine ganz bedeutende Erhöhung der für den Bücherkauf verfügbaren Mittel bringt. Der Vermehrungsfonds wird um 83000 M. jährlich verstärkt, wovon 8000 M. speziell für Technik, 3000 M. für Musik, 27000 M. für Einband bestimmt sind. Mit diesen neuen Mitteln wird die Bibliothek, deren Mittel in Europa nur noch vom British Museum in London um eine Kleinigkeit übertroffen werden, ernstlich an die in ihrem Statut schon lange vorgeschriebene Aufgabe gehen können, die deutsche Literatur in möglichster Vollständigkeit zu sammeln und für die allgemeine Benutzung zur Verfügung zu stellen. Die Sammelarbeit wird in erster Linie der neu erscheinenden Literatur gelten, gleichzeitig wird aber auch die Ergänzung nach rückwärts so energisch als möglich zu betreiben sein, was freilich eine gewisse Mithilfe der für Berlin nicht zu Pflichtexemplaren verpflichteten Verleger voraussetzt. Eine gute Vorbedeutung dafür dürfte es sein, daß einer der angesehensten süddeutschen Verleger, Dr. Paul Siebeck, Inhaber der Firma J. C. B. Mohr und Lauppsche Buchhandlung, der Königlichen Bibliothek die ihr fehlenden Werke seines Verlags mit Ausnahme der Zeitschriften und der Kommissionsartikel als Geschenk zu Verfügung gestellt hat, um nicht nur den buchhändlerischen Idealismus aufs neue zu betätigen, sondern auch an einem hervorragend nationalen Werke mitzuarbeiten.

Ein außerordentlich reiches Geschenk an deutschen Handschriften konnte der Bibliothek durch das Kaiserliche Zivilkabinett überwiesen werden. Sir Max Wächter, der bekannte Vorfechter internationaler Verständigung, hat die in der großen Phillipps-Sammlung noch vorhandenen deutschen Handschriften zusammen mit einigen lateinischen angekauft und dem Deutschen Kaiser geschenkt, der wieder der Königlichen Bibliothek die erste Auswahl gestattet hat. Diese hat dadurch eine Bereicherung erfahren, wie seit Jahrzehnten nicht, sie erhielt 84 Nummern der Phillipps-Sammlung. Es befindet sich darunter auch der so wieder für Deutschland zurückgewonnene Katalog der Bibliothek des Klosters Marienfeld von 1185; über ihn hat H. Degering in den oben erwähnten „Beiträgen zum Bibliotheks- und Buchwesen" gehandelt und ihn auf zwei Tafeln abgebildet.

Ein weiteres sehr wertvolles Geschenk erhielt die Königliche Bibliothek als Weihnachtsgabe von einem Gönner, der nicht genannt sein will, nämlich Karl Wilhelms Originalniederschrift seiner Komposition der „Wacht am Rhein", datiert 10. März 1854. Eine etwas spätere und ein wenig veränderte eigenhändige Abschrift befindet sich bekanntlich im Germanischen Museum in Nürnberg. Die Königliche Bibliothek besitzt bereits den Originaltext der „Wacht am Rhein" von der Hand Max Schneckenburgers und ebenso Hoffmann von Fallerslebens erste Niederschrift von „Deutschland,



Deutschland über alles". Sollte nicht auch für Deutschland die Stunde gekommen sein, wo es sich lohnt, jährliche Verzeichnisse der Schenkungen an die öffentlichen Bibliotheken herauszugeben? Hy.

Ein neuer Band der amerikanischen Bibliographie. Der siebente Band von *Charles Evans „American Bibliography"* ist soeben erschienen und beschreibt die in den Jahren 1786—1789 in der Union publizierten Bücher und Schriften. In diesen Band sind 2849 Publikationen aufgenommen, während die Gesamtzahl der in den sieben Bänden beschriebenen Bücher und Schriften 22298 beträgt. Während alle nordamerikanischen Drucke aus dem XVII. Jahrhundert ausnahmslos von Wert und Interesse für den Sammler sind und auch die früheren Jahre des XVIII. Jahrhunderts noch Wichtiges für die Bibliophilie bieten, tritt natürlich mit der Anzahl der Drucke und der rasch wachsenden Ausbeute aus der amerikanischen Presse der bibliophile Wert der Bücher stark zurück. In dem gegenwärtigen siebenten Band der „American Bibliography" sind daher, wie der ausgezeichnete Gewährsmann von „The Nation" mitteilt, sehr wenige Publikationen von großem Wert behandelt. In die allererste Reihe gehört überhaupt nur der erste „New York Directory" (1786), von dem ein Exemplar auf der Hoe-Auktion für 2275 Dollar verkauft worden ist. Dagegen ist von besonderem Interesse in diesem siebenten Bande die Liste der Publikationen der Verfassung der nordamerikanischen Union, von der Evans die längste bis jetzt bekannte Bibliographie zusammengestellt hat. Diese Liste enthält vierzehn Ausgaben von 1787, die in der 1896er „Bibliography of the Constitution" von Ford fehlen. — Die amerikanische Verfassung in ihrer ersten gedruckten Form bestand aus sieben Blättern, die nur auf einer Seite bedruckt waren. Das sind die Beschlüsse des „Komitees der Fünf" aus dem Jahre 1787. Hier liest man noch anstatt des jetzt so wohlbekannten „wir" — „das Volk der Vereinigten Staaten": „wir, das Volk der Staaten New-Hamptshire, Massachusetts, Rhode-Island und Providence Plantations usw. (es folgten die Namen von noch zehn Staaten) beschließen, erklären und errichten die folgende Verfassung für die Regierung von uns und unseren Nachkommen". Nur wenige Exemplare wurden damals, wahrscheinlich sechzig, für den Gebrauch der Mitglieder der Konvention gedruckt. Der zweite Druck stammt vom 13. September 1787 als das von dem Komitee für den Stil und das Arrangement der Verfassungsurkunde hergestellte Exemplar. Nachdem die Konvention dies angenommen hatte, wurde die Verfassung rasch und oft gedruckt, teilweise auf ein Folioblatt von ein oder zwei Seiten oder als kleine Broschüre von acht Seiten. Einige Staaten ließen auch offizielle Ausgaben für den Gebrauch der Einzelstaatenparlamente drucken. So wurden kurz nach dem Erlaß der Verfassung in Philadelphia, New York, Boston, Providence und in anderen Städten mehrere Folio- oder Breitseitendrucke hergestellt, während andere Städte die Verfassung in Broschürenform veröffentlichten. Zwei holländische Ausgaben wurden alsbald zu Albany und die erste deutsche Ausgabe in Frederickstown gedruckt. — In dieser Periode kamen auch zahlreiche neue Zeitungen in der Union zur Erscheinung, für die Evans eine ganze Masse neues Material in seine Beschreibungen aufgenommen hat. — In demselben Aufsatz von „The Nation" ist auch auf das Erscheinen in Buchform der von J. H. Hessels in „The Library" veröffentlichten Aufsatzfolge zur „Gutenberg Fiction" erschienen. Dies ist eine kritische Prüfung der auf Gutenberg bezüglichen Dokumente, in der Hessels die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg bestreitet. Hessels ist durchweg Anhänger der Coster-Legende. „The Nation" sagt: „Es ist kaum zu glauben, daß so hervorragende Forscher wie Dziatzko, Zedler und Schwenke, sowie andere deutsche Bibliographen, die während des letzten Vierteljahrhunderts die minutiösesten Studien über jeden Fetzen Frühdruck angestellt haben, sich von Lokalpatriotismus so könnten beeinflussen lassen, als das sie Gutenberg und Mainz gegenüber anderen Beweisen anerkannt hätten. Niemand kann Hessels Darlegungen aufnehmen, ohne zuerst das Werk der deutschen Forscher durchgearbeitet zu haben. Die Spezialisten mögen die Frage entscheiden. Wir können hier nur sagen, daß hier eine gute Darstellung der anderen Seite der Frage vorliegt. Hessels muß noch eine ganze Masse Konvertiten zu seiner Ansicht heranziehen, ehe er die auf Johann Gutenberg gehäuften Ehren von seinen Schultern herabziehen kann." M.

Für *Josef v. Szalatnay, Musikalisch-bibliophiler Verlag*, Kattowitz und Leipzig, ist zurzeit die *Offizin von W. Drugulin* in Leipzig mit der Drucklegung von dessen *Erstlingspublikationen* beschäftigt. — Diese sind des Hugenotten *Claude Goudimel* klassische, internationale Melodien des *1., 123. und 121. Psalms* mit Texten in *deutscher, englischer, französischer, holländischer, böhmischer und ungarischer* Sprache, herausgegeben von *Ernst Weil, London, Eberhard Phildius-Zürich, Pastor H. A. J. Lütge-Amsterdam, Pfarrer Vlastimil Juren-Auspitz* und *Professor D. Josef v. Erdäs-Debrecin*, in Gestalt von 18 Einblattdrucken. — Es ist das erstemal, daß drei Psalmen in sechs Sprachen nebeneinander in dieser Form erscheinen: *rote Notenlinien mit schwarzen Notenzeichen und schwarzer Text mit roten Initialen und blauen Majuskeln.* — Die *einmalige Auflage* mit deutschem Text erfolgt in *je 700 Exemplaren der wohlfeilen Ausgabe auf chamoisfarbigem* und in *je 70 Exemplaren der Liebhaber-Ausgabe auf holländischem Büttenpapier*, die der *fünf fremdsprachigen Ausgaben zählt je 200, beziehungsweise 20 Exemplare.* — Die *„Drei Psalmen" — „Three Psalms" — „Trois Psaumes" — „Drie Psalmen" — „Tri Žalmy" — „Harom Zsoltár"*, je drei gleichsprachige in einem gemeinsamen, zweifarbig gedruckten Umschlag, kosten in der wohlfeilen Ausgabe 4.80 Mark, in der Liebhaber-Ausgabe 6,60 Mark und einzeln in Umschlag je 1.80, beziehungsweise je 2.50. — Mit der deutschen Einzelausgabe der drei Psalmen eröffnet übrigens der Verlag eine *„Sammlung musikalischer Einblattdrucke"*, als deren nächste drei Nummern noch in diesem Jahre *„Drei Freiheitslieder 1813—14"* in

Schwarz-Rot-Gold gedruckt erscheinen sollen und als deren Blatt VII–IX er „*Drei Liebeslieder Richard Wagners*", Blatt X–XII „*Drei Lieder Dr. Martin Luthers*" vorbereitet. — Bei *Subskription* auf Blatt I–XII der „Sammlung" ermäßigt der Verlag deren Einheitspreise von 1.80 Mark auf 1.50, respektive von 2.50 Mark auf 2.10. — Der Verlag hofft, seine „*Sammlung musikalischer Einblattdrucke*" — vorausgesetzt, daß sie den erforderlichen Anklang findet — fortzusetzen und auf alle Gebiete der Liederliteratur zu erweitern.

Ein unlängst entschiedener Rechtsstreit (vgl. den vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift, Beiblatt Seite 473 f.) findet noch immer in vielfachen Erörterungen über *Menschenledereinbände* weitesten Widerhall und im „Berliner Tageblatt", wo in der Abteilung „Kunst und Wissenschaft" allerlei Zuschriften aus dem Leserkreise zu der einmütigen Ansicht zu kommen scheinen, daß Menschenleder, wenn es nur nicht aus der eigenen Haut geschnitten wurde, ein ganz vortreffliches Leder sein könne, stellt eine Dame, *Herbert Slater* widerlegend, fest, „daß Menschenhaut niemals mit Kalbfell verwechselt werden kann", und daß für die grobnarbigen Menschenhautleder kleine feine Härchen fast in allen Poren kennzeichnend seien. „Das Vorhandensein dieser Härchen verbürgt nicht nur Echtheit des Materials, sondern auch eine sachgemäße und sorgsame Gerbung". Und die Dame schließt ihre Ausführungen: „Vielleicht eröffnet sich hier ein nenes Sammelgebiet, das immer seine Exklusivität erfolgreich bewahren wird und dem man allenfalls durch die Wahl der zum Einbinden verwendeten Bücher einen ernsteren Hintergrund geben kann. Niemals freilich wird dies Gebiet den Charakter einer allgemeinen Liebhaberei bekommen, das scheitert, wie so manches im Leben, an der Tücke des Objekts". Da haben wir also die bibliophile Theorie der Menschenledereinbände, die, wie ihr philosophischer oder mystischer Ausklang zeigt, sehr erweiterungsfähig ist.

Die mancherlei Anekdoten, Beispiele, Überlegungen zum Thema Menschenledereinband befassen sich eigentlich nur mit der schaurigen Schönheit eines solchen Einbandes, dessen vielen Absonderlichkeiten Franz Blei einmal noch diese hinzugefügt wissen wollte, daß der Einband rieche, wie man es haben will. Aber wenn man sich ernsthafter mit der Verwendung der Menschenhaut in der Buchbinderei beschäftigt, wie das der Ehrgeiz mancher der Zeitungsnachrichtenspender zu sein scheint, so muß man vor allen Dingen feststellen, daß die menschliche Haut zwar ebenso wie die tierische Haut durch Gerben konserviert werden kann, indessen auch ungegerbt durch das andere allgemein übliche Tierhautkonservierungsverfahren sich erhalten läßt. Das heißt: es gibt Menschenleder und Menschenpergament. Der natürliche Narben der menschlichen Haut (der sich charakteristisch auch ohne Härchen von der Narbung der Schweins- und Ziegenleder unterscheidet) läßt sich ebenso behandeln wie der starke Narben mancher tierischer Häute, man kann ihn ganz auftreiben oder ganz niederdrücken, geglättetes, grobnarbiges usw. Menschenleder erzeugen. Und ebenso wie man etwa lohgares Menschenleder herstellen kann, kann man ein mit anderer Gerbeweise gewonnenes Menschenleder färben. Damit nun erübrigen sich die vielen, in den jüngsten Zeitungsnachrichten gegebenen Erkennungszeichen. Die Feststellung an einem fertigen Einbande freilich, ob es sich um Menschen- oder um Ziegenleder handelt, ist unter Umständen nicht ganz einfach, doch bietet die wissenschaftliche Untersuchung den vor „Fälschungen" ängstlichen Menschenledereinbandenthusiasten alle Gewähr, die sie nur immer wünschen können.

Die historischen, die älteren Einbände aus Menschenhaut, wurden wohl meist aus Menschenpergament gefertigt. Vielleicht war dafür die Absicht entscheidend, die natürliche Farbe möglichst zu erhalten, eher indessen wie es scheint der Umstand, daß Menschenhaut in den Anatomien sich leichter zu Pergament wie zu Leder verarbeiten ließ. Da jedoch den Anatomen früherer Jahrhunderte, dem kuriösen Zeitgeschmack entsprechend, die wunderlichsten Präparate für Schausammlungen gerade recht waren, so hielten sie Menschenledereinbände nicht einmal für besonders bemerkenswerte Schaustücke. Die ausgestopften Häute einstmals berüchtigter Persönlichkeiten bildeten anziehende Schmuckstücke anatomischer Theater und der Bibliophile *Zacharias Conrad von Uffenbach*, der verschiedene solcher ausgestopften Häute beschreibt, erwähnt einen Menschenhauteinband nur einmal (Reisen, Zweiter Teil, Frankfurt und Leipzig, 1753. Seite 192), bei der Beschreibung der Bibliothek des Syndikus von Mastricht in Bremen: „Auch sahen wir noch ein klein Büchelgen in Duodetz, Molleri manuale praeparationis ad mortem. Man würde daran wohl nichts merkwürdiges finden, und warum es allhier stehe, erkennen, wenn man nicht vornen läse, daß es in Menschen Leder eingebunden sey; welcher sonderbare Band, desgleichen ich noch nie gesehen, sich zu diesem Buche, zu besserer Betrachtung des Todes, wohl schicket. Man sollte es wohl vor Schwein-Leder ansehen".

In den allerschlimmsten Tagen der französischen Revolution hat man Versuche angeregt und unternommen, aus der Verwertung der Haut Guillotinierter so etwas wie eine nationale Ökonomie zu machen. Im XIX. Jahrhundert aber, in dem die naive Unempfindlichkeit gegenüber dem gewissermaßen anatomischen Präparat, als welches der Menschenhauteinband noch Herrn von Uffenbach erscheinen konnte, einer nervöseren Sensibilität gewichen war, bekamen die Einbände aus Menschenhaut (und eine sich mit ihr beschäftigende Industrie) nicht nur als Rarität schlechthin für Büchersammler Bedeutung. Auch mit ihnen kann sich das Kapitelchen Erotobibliomania der Psychopathia sexualis beschäftigen.

Möglich, daß durch die Zeitungsnachrichten fieberisch erregter Bibliophilen Ehrgeiz sich jetzt einer hohen, noch immer ungelösten Aufgabe zuwenden möchte: der Bibliothek von Büchern mit Einbänden aus der Haut ihrer Verfasser. Doch diese Bibliothek



wird wohl immer ein schöner Wunsch bleiben müssen, unerfüllt, nicht der Tücke des Objekts, sondern der Tücke der Subjekte wegen. G. A. E. B.

Die von *R. M. Werner*, dem wenige Wochen vor dem Hebbel-Jubiläum dahingeschiedenen, hervorragenden Hebbelforscher in *B. Behrs Verlag Berlin-Steglitz* herausgegebene *Säkularausgabe von Fr. Hebbels Werken* ist bis zum 14. Band einschließlich von dem Verstorbenen vollständig druckfertig hinterlassen worden. Die Besorgung des 15. und 16. Bandes, der zum großen Teil im Manuskript vorliegt, ist von Herrn *Professor Dr. Wahle* vom Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar freundlichst übernommen worden. Es ist damit gewährleistet, daß die klassische Ausgabe vollkommen im Sinne Werners zu Ende geführt wird.

Unbekannte Wertherschriften. Unter diesem Titel beschrieb *Dr. Paul Schumann* in Heft 9 des vorigen Jahrgangs auf Seite 273 ff. einige unbekannte sowie mehrere bekannte Wertherschriften. Zu letzteren zähle ich Nr. 3 (in einem meiner älteren Antiquariatskataloge mit Hinweis auf den Wertherbeitrag aufgeführt,) Nr. 6 (von Fr. Meyer zitiert) und Nr. 10 die bekannte Mystifikation: Leben und geringe Taten von Werther dem Sekretär.

Von letzterer Schrift gibt der Verfasser an, daß sie vermutlich bei C. Roeßler in Grimma hergestellt wurde, da sie auf gleichem Papier und mit den gleichen Typen gedruckt ist, wie einige Neudrucke von alten Wertheriaden, die mit jener zusammengebunden waren. Hierbei sagt Herr Dr. Schumann „Daß der Verfasser die Schrift als ein Druckerzeugnis des XVIII. Jahrhunderts, als eine, in einem Restposten aufgefundene alte Wertheriade habe verkaufen lassen, ist in das Bereich der *Ebelingschen* Fabeln zu verweisen. *Ebeling* allerdings hat die Schrift für einen Druck des XVIII. Jahrhunderts gehalten; er sagt sogar . . . daß Papier und Schrift den typographischen Erzeugnissen der Zeit seines Erscheinens völlig konform seien, daß es in der Tat nicht möglich war, Merkmale der Unterscheidung aufzufinden."

Ohne für Ebeling, der ein bedauernswertes Zeichen von Urteilslosigkeit damit gegeben haben soll, eine Lanze führen zu wollen, obwohl ich hier eher an ein Mißverständnis glaube, möchte ich doch aus einem Artikel, den Ebeling über diese „Mystifikation zur Goethe-Literatur" veröffentlicht hat, dasjenige hervorheben, was vielleicht geeignet ist, Licht in die Sache zu bringen. Nachdem nämlich Ebeling darin erzählt hat, auf welche Verfasser er bei der Suche nach dem richtigen geraten hat, indem er zunächst die kleine „höchst drollige und doch incisive Spottschrift" als echte und alte Wertheriade ansah, die er auch von Goedeke ganz kurz zitiert fand und die auch von den „profundesten Goethe-Literatursammlern" als echt angesehen wurde, geht er scharf gegen Appell vor, der diese Schrift in der zweiten Auflage dem K. Stockmann (geboren 1751) zuschreibt. Ebeling will den „Schwindel" bereits „in einer vor mehreren Jahren eben erscheinenden Zeitschrift, die nach wenigen Heften und nachdem sie 12, sage zwölf, Abnehmer gefunden, wieder einging", aufgedeckt haben.

Er betont nun, daß es ihm bekannt ist, wer der Verfasser des Opus ist und erklärt sich bereit, denen, die ein näheres Interesse daran nehmen, seinen Namen zu nennen. „Das Gedicht ist erst in den fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts entstanden, und der Verfasser ist ein in Leipzig ansässiger Verlagsbuchhändler, der infolge einer Wette zu dem Scherze provociert ward und wirklich in allerkürzester Frist die ganze Auflage bis auf wenige Exemplare als antiquarischen Fund zu unverhältnismäßigem Preise verkaufte, ohne daß *einer* der Sammler . . . . jemals Zweifel an der Echtheit zu erkennen gegeben. Es war in der Tat nicht möglich, Merkmale der Unterscheidung aufzufinden."

Ob Ebeling trotz seines Berufes als Archivar ausreichende praktische Erfahrungen in alten Druckschriften hatte, bezweifle auch ich; immerhin darf man nicht übersehen, daß es ein Unterschied ist, ob man einen Sammelband von Neudrucken erhält, dem ein solcher Druck beigefügt ist, oder den letzteren allein. Auch könnte die Täuschung noch durch die Beschaffenheit jenes Exemplars erhöht worden sein und der von Ebeling zu Rate gezogene „profundeste" Goethe-Sammler sogar der Vater des Opus gewesen sein, der sich dabei ins Fäustchen lachte.

Doch nicht um Ebelings Urteilsfähigkeit handelt es sich hier, sondern um die Feststellung des Verfassers und das kann nach meiner Meinung nicht zu schwer fallen, nachdem wir wissen, daß er ein Verlagsbuchhändler in Leipzig war und daß die Wertheriade in den Jahren 1850—60 in Grimma bei C. Rössler gedruckt wurde.

Nach einer mir gewordenen Auskunft aus Grimma übernahm der genannnte Buchdrucker die von Joh. Joach. Göschen ebendort am 1. Januar gegründete Buchdruckerei im Jahre 1854; vor diesem Jahre kann sie also nicht entstanden sein. Von Grimma aus leitete übrigens auch der alte Göschen während der letzten Lebensjahre seinen Verlag, der erst nach dem Tode, (gestorben 5. April 1828) von seinem Sohne Herm. Julius Göschen im Jahre 1832 nach Leipzig zurückverlegt wurde. Eher aber möchte man an den Verleger S. Hirzel denken, der als Goetheverehrer und Sammler von Goethe-Literatur sowie als Verfasser vieler Goethe-Privatdrucke wohl der Sache näher stehen kann. Er begann seine Verlagstätigkeit im Jahre 1853. Allerdings sind seine Privatdrucke wohl meist bei Breitkopf & Härtel hergestellt; doch könnte hier eine besondere Absicht vorgelegen haben, auswärts drucken zu lassen. Man könnte ferner an Herm. Hartung denken, der ebenfalls ein Leipziger Verlagsbuchhändler war und als Goetheverehrer Privatdrucke herausgab.

Immerhin wird man jetzt nicht fehlgehen, wenn man den Herausgeber der sieben Neudrucke echter Wertheriaden zugleich für den Verfasser der als Mystifikation längst erkannten achten Schrift jenes



einstigen Sammelbandes des Herrn Dr. Paul Schumann annimmt, und wenn man ferner diesen Maßvogel in dem Kreise der Goethebewunderer und Verlagsbuchhändler S. Hirzel, H. Hartung, Brockhaus und anderer sucht, die um 1850—60 in Leipzig tätig waren.

Nikolassee, Februar 1913. *Max Harrwitz.*

Die *Deutsche Bücherei* des Börsenvereins Deutscher Buchhändler *zu Leipzig* ist nicht allein in allen Kreisen des Buchhandels sympathischer Aufnahme begegnet, sondern hat sich besonders auch eines sehr anerkennenswerten opferwilligen Entgegenkommens vonseiten des Verlags zu erfreuen. Zufolge einer Anregung vom Vorstand des Börsenvereins hat sich, wie wir hören, von den Verlagsfirmen deutscher Zunge bis jetzt schon die große Zahl von rund 850 bereitfinden lassen, der Deutschen Bücherei freiwillig ihre gesamte Verlagsproduktion von 1913 ab, vorläufig für die nächsten zehn Jahre, in einem Exemplar unentgeltlich zur Einstellung zu überweisen. Und es ist dabei hervorzuheben, daß darunter neben den meisten großen Verlegern Deutschlands auch ihrer 60 aus Österreich-Ungarn und 50 aus der Schweiz zu verzeichnen sind. Darin darf gewiß eine weitere sehr wertvolle Bürgschaft für das gute Gelingen des vielgestaltigen und kulturell hochbedeutenden Instituts erblickt werden.

Wie Herr M. B. in B. zu dem (im Märzheft erwähnten) Menzelfund liebenswürdigst mitteilt, handelt es sich um kein bisher unbekanntes Werk des großen Berliner Künstlers und auch insofern um kein Unikum, als die (in der Singakademie in einem vollständigen Exemplar noch vorhandene) Luxus-Ausgabe der Faust-Partitur, die im (Berliner Kupferstich-Kabinett in Probeabdrücken vorhandene) Menzelsche Zeichnung hauptsächlich nicht für den Umschlag, sondern für den Text selbst verwertet hat, denn jedes Notenblatt enthält sie. G. A. E. B.

Wie groß das Interesse an der *Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig* 1914 im Auslande ist, zeigt ein Schreiben aus *Konstantinopel* an die Ausstellungsleitung, daß man gern bereit ist, die Ausstellung in jeder Weise zu fördern. Unter anderem werden photographische Reproduktionen von wertvollen Handschriften und von ganzen Werken völlig kostenlos zur Verfügung gestellt, darunter alte Werke aus Bibliotheken islamitischer theologischer Universitäten, aus Klöstern und Lehranstalten, so daß Seltenheiten, die wohl noch nie zuvor auf Ausstellungen vorgeführt wurden und an denen gerade die Bibliotheken des Orients so reich sind, zu sehen sein dürften.

Bekanntlich wird die Buchgewerbe-Ausstellung Leipzig 1914 als große Sondergruppe eine *Ausstellung der Reichsdruckerei* bringen und zwar in einer Vollständigkeit, wie sie bisher auf einer graphischen Ausstellung noch nicht gesehen wurde. Mit der Herrichtung und Ausgestaltung dieser Abteilung ist der Deutsche Buchgewerbeverein in Leipzig beauftragt. Es ist klar, daß sie für das Publikum von höchstem Interesse sein wird, da hier der Laie über die Herstellung von Reichskassenscheinen, Wertpapieren, Wertzeichen usw. eingehend unterrichtet wird und so einen Einblick in Dinge erhält, die sonst auf Ausstellungen nicht gezeigt werden.

Der Landesdirektor der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont hat mitgeteilt, daß die Fürstentümer der Ausstellung historisch wertvolle Gegenstände zu Ausstellungszwecken überlassen werden. Ferner werden sich die Bayrischen Bibliotheken und zwar voraussichtlich die Königliche Hof- und Staatsbibliothek in München, die Universitätsbibliotheken München, Würzburg und Erlangen, die Königliche Bibliothek in Bamberg und die Staats- (Kreis- und Stadt-)bibliothek in Augsburg beteiligen.

Für die große internationale Stenographie-Ausstellung im Rahmen der Buchgewerbe-Ausstellung bewilligte der Leipziger Ortsverband die Summe von 1000 M., um die Gabelsberger-Abteilung besonders wirkungsvoll gestalten zu können.

Ein Bücherkleinod beschreibt der seit diesem Semester in Halle lehrende, früher Breslauer Theologe Professor D. von Dobschütz in dem „Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1913". Es handelt sich um einen Band aus der Bibliotheca Rehdigerana. Der jung verstorbene Humanist Thomas Rehdiger, ein Schüler Melanchthons und Freund des Cujaz (1540—1576), hatte auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und die Niederlande eine prächtige Büchersammlung erworben und seiner Vaterstadt Breslau vermacht. In diese Sammlung gehört unter anderem die berühmte, jetzt so tadellos publizierte Froissart-Chronik und eine wohlbekannte alte Evangelienhandschrift (Rehd. = Rehdigeranus). Dicht neben dieser Evangelienhandschrift (R 169) in der Breslauer Stadtbibliothek steht das Bücherkleinod (R 163), das Dobschütz' Abhandlung zugrunde liegt. Es ist ein dicker Folioband in einem einfachen weißen Pergamentband des XVII. Jahrhunderts, aus 50 Lagen gewöhnlichen Pergamentes bestehend. Die Schrift ist eine zierliche Minuskel karolingischen Charakters ohne eine Spur insularen Einflusses: Es liegt eine lateinische Vollbibel vor von besonderem Interesse. Zunächst erkannte Dobschütz bei der genauen Prüfung der dem Psalter folgenden Litanei, in der der Heilige Landbertus von Maestricht besonders hervorgehoben ist, daß Lüttich als Heimat dieser Litanei anzusehen ist, namentlich, da der Name Landbertus von lauter solchen, die auf die Diözese Lüttich weisen, umgeben ist. Die Domschule zu Lüttich war gegen Ende des IX. Jahrhunderts und im X. die Universität für den ganzen Nordwesten Deutschlands. Im X. Jahrhundert und in der für diese Bibel in Betracht kommenden etwas früheren Zeit hatte Lüttich an St. Landbert und St. Peter blühende Stifter, auch am Bischofshofe wurden, soweit die Unruhe des Landes es zuließ, eifrig die Studien gepflegt. Auf seinem Wege zur genauen Bestimmung der Herkunft des Schreibers und der besonderen Eigenschaften dieser handschriftlichen Bibel behandelt



Dobschütz in höchst belehrenden allgemeinen Erörterungen die Überlieferungen der Bibel überhaupt, die Art, wie sich die einzelnen Schriften folgen, die Schreibunterlage (Pergament), die Zweispaltigkeit, die durch die Macht der Tradition bis zum heutigen Tag fortdauert, die Art der Liniierung der Seiten, die Einteilung in Kapitel und Verse, die besondere Einteilung der Evangelien. Diese knappen und sicheren Erörterungen empfehlen wir ganz besonders den Interessenten. Dann macht Dobschütz auf andere Zutaten aufmerksam, die sich in dieser Breslauer Bibelhandschrift finden: zunächst die kürzeren oder längeren Vorreden, die dem ganzen und jedem einzelnen Buch vorausgeschickt sind, dann die Art, wie die Eigenamen in ihrer Bedeutung mit Hilfe der Etymologie aus dem Hebräischen festgestellt wurden, wobei auch griechische und lateinische Namen fröhlich aus den hebräischen abgeleitet wurden. Es folgen kurze Untersuchungen über die allgemeine Textgeschichte der Bibel und über die Bibelrevision Karls des Großen; und damit kommt Dobschütz auf Lüttich, das unter dem Einfluß von Alchuin und von Tours stand, aus dessen reicher Abtei, die Karl der Große dem Alchuin verliehen hatte, derjenige Bibel-Text hervorging, der wenigstens für Nordfrankreich und die angrenzenden Gebiete grundlegend wurde. Lüttich hat aber auch eigene iroschottische Beziehungen, dieDobschütz bei dem Breslauer Bibelband nachzuweisen imstande ist. Vor den Evangelien steht neben anderen Vorworten und Einleitungen ein ganz merkwürdiges Stück, in dem Jesus Christus in den Patriarchen als Patriarch, in den Priestern als Priester, in den Richtern als Richter, in den Propheten als Prophet, in den Aposteln als Apostel, in den Engeln als Engel erscheint. Dann wird aber auch an der Hand der 40 Namen, welche die Genealogie Christi bei Matthäus umfaßt, gezeigt, daß jeder der 40 Namen Christus selber enthält, wenn man nur seinen Namen richtig versteht. Zum Beispiel: „Abraham heißt hoher Vater: Christus hat uns sprechen gelehrt; unser Vater in dem Himmel" usw. Dieses wunderliche Spiel mit Deutungen und Worten fand Dobschütz mit Hilfe eines englischen Kollegen und Freundes ursprünglich und zuerst bei dem Theologen Aileran, der im VII. Jahrhundert als Lehrer in dem altberühmten Kloster Clonard in Mittelirland lebte. Höchstwahrscheinlich hatte der Lütticher Gelehrte, der die Vorlage zu der Breslauer Handschrift schrieb, auch den Aileran als Vorlage vor sich. — Aber auch andere karolingische Kommentatoren haben sich Ailerans, für den Geschmack jener Zeit entschieden feiner Idee einer solchen typologisch-tropologischen Auslegung zunutze gemacht unter andern auch Alchuin selbst, der in einem für Karl den Großen verfaßten Traktat den Aileran zwar ohne Nennung seiner Quelle, wie es in der damaligen Zeit und auch später noch üblich war, ausgeschrieben hat. Er hat damit das Werk eines relativ Modernen als sein eigenes ausgegeben. Man braucht ihn deswegen noch nicht geringer zu achten, nur wird man Alchuin den Ruhm besonderer Ehrlichkeit, dem ihn Hauck noch zollt, nach dieser Entdeckung von Dobschütz nicht mehr nachzusagen brauchen — Referent hat einmal die gleiche Sucht, mit dem Geiste anderer zu prangen, bei Liutprant, dem Bischof von Cremona, nachgewiesen (Philologus 1897 p. 525 ff.), der Zitate aus dem römischen Satiriker Juvenal in gleicher Weise ohne Quellenangabe vorbringt, wie Alchuin den Text des Aileran, weil er offenbar auch nicht damit rechnete, daß man den Juvenal in seiner Zeit so gut kannte, wie zum Beispiel den Terenz und Cicero, bei denen er jedesmal die Quelle angibt. So glaubt auch Dobschütz, daß Alchuin damit rechnete, daß Aileran am Hofe Karls des Großen nicht bekannt war. Eine größere Publikation des gesamten aus dem Breslauer Codex Rehdigeranus zu schöpfenden Textmaterials wird noch von Dobschütz kritisch verarbeitet werden.

M.

Der Bischof *Joseph Andreas Zaluski* (1702—1774), dessen 230000 Bände zählende Bibliothek 1795 auf Befehl der Kaiserin Katharina II. aus Warschau nach St. Petersburg gebracht wurde, wo sie noch heute den Grundstock der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek bildet, hatte eine *polnische Bibliographie* in neun Bänden hinterlassen. Diese *„Bibliotheca polona magna universalis"* galt bisher als verloren, da alle Nachforschungen nach ihr erfolglos waren. Jetzt ist es Stanislaus Turowski gelungen, sieben Bände des Werkes in der Petersburger öffentlichen Bibliothek zu finden. Der Fund ist für die polnische Bibliographie von großer Bedeutung, da die Arbeit Zaluskis, wie Turowski festgestellt hat, zahlreiche wertvolle Angaben über Polonica und polnische Handschriften enthält.

(*Vossische Zeitung.*)

Die erste Mitgliederversammlung der *Maximilian-Gesellschaft* fand am 2. März dieses Jahres im Lipperheide-Saal der Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbemuseums zu Berlin statt und ihr Verlauf darf als ein erfreuliches Zeichen für die Teilnahme der Mitglieder an den Arbeiten der Gesellschaft und an der Förderung der Gesellschaftszwecke betrachtet werden. An den geschäftlichen Teil der Versammlung schloß sich ein mit allseitigem Beifall aufgenommener Vortrag des Herrn Kustos Prof. Dr. *Jean Loubier* über „Buchkunst und Bücherliebhaberei" und eine Besichtigung der von den Mitgliedern aus ihrem Besitze ausgestellten wertvollen Druckwerke verschiedenster Art an. Diese Ausstellung, zunächst nur für den Mitgliederkreis veranstaltet, war bis zum 30. April in einer mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum beschränkten Auswahl im Ausstellungssaal der Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbemuseums auch der öffentlichen Besichtigung zugänglich gemacht worden und hat dort das Interesse weiterer Kreise für Absichten und Nutzen der Bibliophilie erwecken helfen. Ein für die Mitglieder bestimmter Katalog der ganzen Ausstellung ist gedruckt.

Beim Abendessen im Hotel Adlon, bei dem nach den in ein Hoch auf den Kaiser ausklingenden Begrüßungsworten des ersten Vorsitzenden seine Magnifizenz Herr Prof. D. Dr. *J. Ficker-Straßburg* über die



Liebe zu den Büchern und über die Aufgaben einer diese Liebe pflegenden deutschen Gesellschaft sprach, fand die von Herrn *Meid* radierte Tischkarte allgemeinen Beifall, der auch einem kleinen, reich mit Bildern geschmückten Sammelwerke „Allerlei über Speise und Trank" nicht versagt wurde. Der erste der kleinen Drucke der Gesellschaft: Friedrich Wilhelm Joseph Schellings Gedichte und poetische Übersetzungen, herausgegeben von *Erich Schmidt*, gedruckt von Poeschel & Trepte-Leipzig, Titelzeichnung von Walter Tiemann, gebunden von E. A. Enders Leipzig, wurde aus Anlaß der Mitgliederversammlung ausgegeben. Über die größeren Veröffentlichungen der Gesellschaft, soweit sie in diesem Jahre erscheinen, sollen ausführliche Mitteilungen in dem demnächst an die Mitglieder zur Versendung gelangenden Bericht über die Mitgliederversammlung gemacht werden.

Die Veröffentlichungen der Maximilian-Gesellschaft sind, wie ausdrücklich hervorgehoben werden soll, nur für den Mitgliederkreis bestimmt; die Mitgliedschaft wird nur nach vorangegangener Einladung durch den Vorstand erworben. G. A. E. B.

Vor kurzem haben unsere Mitteilungen über in Menschenhaut gebundene Bücher viele interessiert und die Aufmerksamkeit auf die oft seltsam erscheinenden Sammelprinzipen der Bibliophilen gelenkt. Eine originelle Ergänzung dazu liefern *J. Herbert Slaters* (Croydon, Surrey) sorgfältige Angaben über die *kleinsten Bücher der Welt*, die von manchen Liebhabern eifrig gesucht werden. Die Kleinschreibkunst datiert schon aus alter Zeit, denn Plinius kannte ein geschriebenes Exemplar der Ilias, das in einer Nußschale untergebracht werden konnte. In neuerer Zeit gravierte ein gewisser *M. Toppan* in New York 12000 Buchstaben auf eine Platte, die einen Achtelzoll Flächeninhalt (= 80,6395 Quadratmillimeter) hatte. Von gestochenen Platten gedruckt sind auch die den Bibliophilen wohlbekannten winzigen Bände des „English Bijou Almanac", die etwa $^3/_4$ Zoll hoch und $^1/_2$ Zoll breit sind und 37 Blätter enthalten, darunter mehrere Seiten Musik und einige Porträts, deren bekanntestes den Romanschriftsteller James Fenimore Cooper darstellt.

Schwieriger noch in der Herstellung und darum interessanter sind solche mit beweglichen Typen gedruckten mikroskopischen Merkwürdigkeiten. Zu ihnen gehört das kleinste Buch der Welt, das nur 9.5 Millimeter breit ist und auf jeder Seite neun Zeilen mit zusammen rund 100 Buchstaben zählt; es wurde 1862 von Salmin in Padua gedruckt und hat auch literarischen Wert, denn es enthält einen unveröffentlichten Brief Galileis an Christine von Lothringen. Aus derselben Offizin stammt eine 500 Seiten starke Danteausgabe im Format 37 : 22 Millimeter vom Jahre 1870. Die kleinste Bibel ist von *David Bryce & Sohn* 1896 in Glasgow gedruckt; sie zählt 936 Seiten dünnsten indischen Papiers und ist $1^3/_4 : 1^1/_8$ Zoll groß; bedeutend winziger noch ist das Neue Testament desselben Verlages, das $^3/_4$ Zoll in der Länge und $^1/_2$ Zoll in der Breite mißt. Noch ein origineller Miniaturband ist „Bloem Hooftje" betitelt, der „kleine Blumenhof"; er ist 1674 von B. Schmidt in Holland gedruckt, zählt 49 Seiten und hat gerade ein Viertel der Größe einer englischen Pennypostmarke. Eine ganze Reihe anderer Liliputbücher schließlich führt *Slaters* „Handbuch für Büchersammler" auf. *(Berliner Tageblatt.)*

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt bezw. durch Gerichtsurteil bestätigt:

Nackte Schönheit. Ein Buch für Künstler und Ärzte. 3. Lfg. Stuttgart, Hermann Schmidts Verlag.

Phoenix, Mappe mit 12 Bildern (in Österreich).

Die Frauenzimmerschule in sieben Gesprächen nach Meursius (ebenso).

Lari Fari, Paprika, Aufschnitt, Confect, Dessert, Tutti-Frutti, Caviar, Ehrlich Haha 606, Salz und Pfeffer, Druck der Buchdruckerei Franz Staudenhaus in Würzburg, Verlag Edmund Birn in Nürnberg.

Le Frou-Frou Nr. 637 vom 29. Dez. 1912.

Le Rire, sämtl. Nrn., die Anzeigen von a) A. Mozoyer, Lyon, Terreaux, b) E. Helbé, Paris, Faubourg St. Denis, c) Bibliothèque des curieux enthalten.

Carlo Dandini, Die Verschwörung zu Berlin (in Österreich).

Die Opale. Blätter für Kunst und Literatur, herausgegeben von *Franz Blei.* Teil I—IV. Leipzig 1907 (ebenso).

John Cleland, Fanni Hill oder die Geschichte eines Freudenmädchens, 1906, Privatdruck (ebenso).

Earl of Rochester, Sodom. Ein Spiel. Privatdruck, Leipzig 1909 (ebenso).

Etienne Forneron, Meisterwerke der erotischen Kunst Frankreichs. II. Stück. Miniaturen mit 40 Bildern (ebenso).

Peter Fendi, 40 erotische Aquarelle in Faksimilereproduktion mit einem Porträt Peter Fendis von *Josef Danhauser* und einer Einführung von Karl Merker (ebenso).

Michael von Zichy, Liebe, mit einem Vorwort von Dr. R. L. 40 Zeichnungen. Privatdruck, 1911 (ebenso).

Luise von Toscana, frühere Kronprinzessin von Sachsen, Mein Lebensweg. Volksausgabe. Verlag Continent G. m. b. H., Berlin W. 15 (ebenso).

Josef Prudhomme, Die Lesbierinnen. Ein Dialog. Erste und vollständige Übertragung nach der französischen Originalausgabe von Paul Marain. Leipzig 1909 (ebenso).

Meisterwerke der erotischen Kunst Frankreichs. I. Stück: Henry Monnier von *Georges Grappe* mit 40 Bildern. Privatdruck des Verlegers. Leipzig 1909 (ebenso).

Josefine Mutzenbacher oder Die Geschichte einer wienerischen Dirne, von ihr selbst erzählt. Privatdruck 1906 (ebenso).

Fritz Friedrich Segelke, Das redselige Bett. Verlag von Richard Eckstein Nachf., Berlin W.-Zehlendorf.



Jahrbuch der Freien Generation für 1913. Verlag „Die Freie Generation" (Rainer Trindler), Zürich III, Agnesstraße 22.

Der Klub der Demi-Vierges von *Heinrich Conrad*.

Der Karthäuser-Pförtner, herausgegeben von Dr. *Willi Heine*.

Aus den Memoiren einer Sängerin, Budapest.

Dolorosa, Tagebuch einer Erzieherin.

Die Macht der Rute und die Macht der Frauen, Verlag M. G. Schneider.

Hermann Hoheneck, Ein Sklave.

Der Künstlerakt.

L'Art et le Beau.

Le Frou-Frou, Nr. 645.

Die 120 Tage von Sodom oder die Schule der Ausschweifung, von *Marquis de Sade*. Erste und vollständige Übertragung aus dem Französischen von *Karl von Haverland*. Privatdruck, 1909 (für Österreich).

Choisy le Conin, Die Grenquillière. Ein Mappenwerk in 15 Blättern. Gedruckt für Heinrich Conrad und seine Freunde (ebenso).

Epigramme des Clément Marot, übersetzt von *Margarethe Beutler*, herausgegeben von Friedrich Treske, verlegt bei Georg Müller, München und Leipzig, 1908 (ebenso).

Aufgehoben wurde die Beschlagnahme von *J. de la Hire*, Die Torrera (Bibliothek Sans Gêne).

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Theodor Ackermann in *München*. Nr. 579. Almanache, Taschenbücher, Kalender und deren Geschichte. 1046 Nr.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt am Main*. Nr. 607. Theologia Catholica zum Teil aus den Bibliotheken von Franz Xaver Kraus und Friedrich Schneider. 7. Teil: Kirchengeschichte II, Ordens- und Klostergeschichte. 1733 Nr. — Frankfurter Bücherfreund Nr. 1. Neue Erwerbungen. Nr. 15201—15671.

Basler Buch- u. Antiquariatshandlung vormals Adolf Geering in *Basel*. Nr. 216. Neueste Erwerbungen. 1338 Nrn.

Ed. Beyers Nachf. in *Wien*. Nr. 7, enthaltend die Bibliotheken von Prof. Theod. Gomperz und Prof. S. Mekler. Archaeologie, Altertumskunde, Griech. Sprachwissensch., Auctores graeci usw. 5631 Nrn. — Monatskatalog Nr. 70. Bodoniana. 168 Nrn.

C. G. Boerner in *Leipzig*. Nr. 24. Manuskripte mit Miniaturen. Einzelminiaturen. 49 Nrn.

M. Boussus in *Paris* VIme. Nr. 5 und 6. Vermischtes. Nr. 798. 2321 Nrn.

P. Brandt in *Berlin-Steglitz*. Nr. 3. Deutsche Literatur und Übersetzungen. Theater und Musik usw. 1685 Nrn.



Buchhandlung Gustav Fock in *Leipzig*. Nr. 431. Deutsche Literatur der klassischen und romantischen Zeit, enthaltend zahlreiche Erst- und Frühausgaben. Nr. 6036—10455.

Emile Jean-Fontaine, *Jules Meynial Succr* in *Paris*. Nr. 74. Vermischtes. Nr. 688—1033.

Oskar Gerschel in *Stuttgart*. Nr. 83. Protestantische Theologie I. Praktische Theologie. 2907 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien*. Nr. 111. Topographisch-historischer Bilderatlas. Ortsansichten und historische Blätter. 1. Abteilung, A.-H. Nr. 1—3931.

Paul Graupe in *Berlin*. Nr. 64. Die Bibliothek eines Bücherfreundes von 1913. 475 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 416. Klassische Philologie und Altertumskunde, enthaltend den einschlägigen Teil der Bibliothek des Hofr. Professor Dr. Th. Schreiber. 729 Nrn. — Nr. 420. Spanien und Portugal, das lateinische Amerika und die Philippinen. 1373 Nr.

Rudolf Hönisch in *Leipzig*. Nr. 9. Polen, Rußland, Südslavische Länder. 2928 Nr.

Th. Kampffmeyer in *Berlin*. Nr. 479. Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Heinrich Kerler in *Ulm a. D.* Nr. 414. Deutsche Sprache und Literatur von den Anfängen bis heute. 3495 Nrn.

Friedrich Klüber in *Passau*. Nr. 11. Naturwissenschaft, Mathematik, Astronomie. 788 Nrn.

Louis Lamm in *Berlin*. Nr. 17. Judaica. 730 Nrn.

J. J. Lentnersche Hofbuchhandlung in *München* 1913. Nr. 13. Rara et Curiosa. Reiche Auswahl seltener und wertvoller Werke vom XV. bis ins XIX. Jahrh. Pars prima. 868 Nrn. mit 142 Abb., darunter zwölf Kunstdrucktafeln.

R. Levi in *Stuttgart*. Nr. 201. Vermischtes. 1094 Nrn.

Bernh. Liebisch in *Leipzig*. Nr. 212. Deutsche Literatur von 1750 bis zur Neuzeit. Almanache, Kalender, Taschenbücher, Übersetzungen.

Lea Liepmannssohn in *Berlin*. Nr. 183. Musikalische Seltenheiten nebst einer kostbaren Sammlung von Tabulaturen. 260 Nrn. mit 12 Tafeln.

Loescher & Co. in *Rom*. Nr. 88. Incunables manuscrits et livres imprimés avant 1525. 184 Nrn.

Mayer & Müller in *Berlin*. Nr. 275. Deutsche Philologie und Literatur bis 1750. 2427 Nrn.

Cos. Mussotter in *Munderkingen* (Württemb.) Nr. 104. Deutsche Literatur seit Gottsched. Zum Teil aus den Bibliotheken der Herren: Schriftsteller Dr. Hans Blum, Leipzig, Universitätsprofessor Bernhard Kahle, Heidelberg, Abgeordneter Dr. Ernst Lieber, Camberg und andere. 5597 Nrn.

Martinus Nijhoff in *Haag*. Nr. 394. Diplomatie (Manueles, Guides etc.), Histoire, ambassades etc. 711 Nrn. — Katalog ausgewählter Werke der niederländischen Literatur (sehr nützliche Zusammenstellung).

Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat Dr. E. Nolte (Inh.: G. A. Wolff) in *Bonn*. Nr. 68. Deutsche Sprache und Literatur. 1462 Nrn.

G. Schoder in *Turin*. Nr. 27. Manuscrits, Incunables, Livres illustrés. 145 Nrn.



KURT WOLFF / VERLAG / LEIPZIG
(Früher Ernst Rowohlt Verlag)

NEUERSCHEINUNGEN 1913:

ARKADIA
Ein Jahrbuch für Dichtkunst. Herausgegeben von MAX BROD
Geheftet M. 4.50 Gebunden M. 6.—

ÜBER DIE SCHÖNHEIT HÄSSLICHER BILDER
Ein Vademekum für Romantiker unserer Tage
Geheftet M. 3.50 Herausgegeben von MAX BROD Gebunden M. 4.50
Ein ernstes und dabei bizarres Bekenntnisbuch Max Brods, das eigensinnige, höchst individuelle Credo dieses Dichters. Das Buch ist zum tieferen Verständnis der vorhergehenden Werke Brods unerläßlich.

MAX DAUTHENDEY, RELIQUIEN
Gedichte — Buchausstattung von E. R. Weiss. Neue Ausgabe
Geheftet M. 2.50 Dritte Auflage Halblederband M. 4.—

IN MEMORIAM, GUSTAVE FLAUBERT
Ein Buch des Andenkens von Caroline Franklin-Grout, Guy de Maupassant, Edmond, und Jules de Goncourt und Emile Zola
Herausgegeben und übersetzt von Dr. E. W. FISCHER
Einbandzeichnung und Titel-Holzschnitt von W. Tiemann
Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.—

DIE AUSGEWÄHLTEN GEDICHTE
von GIOVANNI PASCOLI. Deutsch von BENNO GEIGER
Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.—
15 Exemplare auf Kaiserl. Japan in Ganzlederband M. 25.—
Die erste deutsche Nachdichtung dieses größten Sängers, den das Italien der letzten Jahrzehnte hervorgebracht hat.

AUFSÄTZE
von ROBERT WALSER
Mit 14 Vignetten und mehrfarbiger Einbandzeichnung von Karl Walser
Geheftet M. 4.— Luxusausgabe (25 Expl.) M. 25.— Gebunden M. 5.—

WIR SIND
Geheftet M. 3.— Neue Gedichte von FRANZ WERFEL Gebunden M. 4.50
Vorzugsausgabe: 15 numerierte vom Autor signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten in Ganzlederband M. 35.—
Wilhelm Herzog im „Berliner Tageblatt: .... „ein ganz junger, ganz großer Dichter. Wenn irgendwo, so ist hier die neue Kunst.“

DER GEISTLICHE MAI
Marienlieder aus der deutschen Vergangenheit
Mit Wiedergabe der zwölf Bilder aus dem Leben Mariä vom Hausbuchmeister und einem Geleitwort von Dr. F. K. Becker und Dr. Voß
Gebunden M. 3.50.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Im Mai erscheinen:

Jean Jaurès / Die neue Armee

Autorisierte Übersetzung

br. ca. M 7.—, geb. ca. M 8.—

Inhalt: Militärische Kraft und moralische Kraft / Die aktive Armee und die Reserve / Verstümmelte Wehr und volle Wehr / Gefährliche Napoleonische Formeln / Morgen / Frankreichs revolutionäre Ideen / Skizze einer neuen Organisation. Die Deckungstruppen. Das Kadreproblem in Frankreich und der Schweiz / Zusammensetzung und Ausbildung. Von der angeblichen Einheitlichkeit der Herkunft / Die Offiziere und die Arbeiterorganisationen. Die Offiziere auf der Universität / Soziale und moralische Triebkräfte. Armee, Vaterland und Proletariat / Weiteres über die Kadres. Die Beförderungen / Die Entwickelung der Tatsachen und Ideen. Die Verwirklichung / Gesetzesvorschläge.

Carl Jatho / Der ewig kommende Gott

Religiöse Essays

br. ca. M 2.50, geb. ca. M 3.50

Inhalt: Träume / Tage des Getümmels / Die Schriftgelehrten / Auszug / Natur / Jugend / Keine Grenzen / Ewiger Wechsel — ewige Unrast / Selbstverleugnung / Ein starker Gott / Der Gottmensch / Freude im Allerhöchsten / Der helle Morgenstern.

Julius R. Haarhaus / Deutsche Freimaurer zur Zeit der Befreiungskriege

Mit einem Nachwort von Diedrich Bischoff und 14 Porträts

1.—3. Tausend. br. M 3.—, geb. M 4.—

Inhalt: Deutschland unter dem Drucke der Fremdherrschaft / Die Quellen nationaler Gesundung / Das Wesen der Freimaurerei / Nationalismus als treibende Kraft / Logen als Pflegestätten des nationalen Gedankens / Sittliche und geistige Wiedergeburt / Der Tugendbund und verwandte Bestrebungen / Die Reformen / Die Erhebung / Freimaurer als Männer der Tat / Patriotische und humanitäre Wirksamkeit einzelner Logen. Feldlogen. Beziehungen zu französischen Freimaurern / Das befreite Deutschland / Die Reaktion.




Digitized by Google


Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

V. Jahrgang | Juni 1913 | Heft 3

Pariser Brief.

Der Buchhändler Sylvestre Bonnards ist gestorben; *Honoré Champion*, „le docte Champion" — wie Anatole France ihn ehrend nannte — „dans sa docte librairie", wo Bonnard und seine Kollegen täglich ein und aus gingen und die besten historischen Schriftsteller sich einfanden, sei es um ein für ihre Studien benötigtes, längst gesuchtes Dokument endlich in Empfang zu nehmen, oder um ihre eigenen Arbeiten drucken zu lassen, oder um sich von dem eine lebendige Enzyklopädie der Geschichte Frankreichs darstellenden Wissen Champions auf leichtestem Wege Rat zu holen. In der Erscheinung dieses Buchhändlers und der Organisation seines Geschäftes lebten die guten alten Traditionen der französischen Bücherei weiter. Seine Buchhandlung war zugleich seine Bibliothek und hier ließ sich der Doppelsinn des Wortes „librairie", den ihm das XVI. Jahrhundert gab, wohl verstehn. Die Buchhandlung Champion glich in ihrer Vereinigung von Verlagsgeschäft, Antiquariat grossen Stils und „Salon" der Gelehrten jenen „Offizinen" von ehemals, denen der Elzevir, Plantin, Aldus Manutius. Wesentlich war der pariserisch-bibliopolitanische Einschlag: die Lage am Quai, dieser unvergleichlichen „Cité des livres", die Nachbarschaft des „Instituts". Die Stätte von Champions Wirken befand sich früher am Quai Voltaire, im selben Laden, wo der Vater Anatole Frances, der Buchhändler Thibaut ansässig war, dann am Quai Malaquais, noch mehr im Bereich der gelehrten Sitzungen und näher am Strich derer, die dazu berufen sind, und jene Eigenart haben, daß sie unterwegs gern vor den Fenstern der Buchhändler verweilen. Die Nachbarschaft des Instituts ward bedeutsam für die Entwicklung des Championschen Geschäfts, indem es nach und nach der hauptsächliche Verlag auf all den gelehrten Domänen wurde, die dort zur Ehre Frankreichs gepflegt werden. Linguisten, Bibliographen und besonders Historiker, Paläographen, Diplomatiker, Archäologen brachten ihre Arbeiten zu Champion und fühlten sich durch diesen Verleger eben so geehrt, wie er es sich zur Ehre anrechnete, gute Bücher seines Verlagsgebietes, auch ohne materiellen Vorteil, würdig herauszugeben.

Von den etwa 3000 Bänden, die er in seiner vierzigjährigen Tätigkeit verlegt oder sonstwie betreut hatte, können wir hier nur an weniges erinnern. Vor allem ist der „Atlas linguistique de la France" von *Gilliéron* zu nennen, welches Unternehmen — ein Wagnis trotz dem Beitrag des Ministeriums — seiner Karriere wohl die größte Ehre gebracht hat, und ein nicht weniger bedeutendes Gegenstück zu diesem Atlas, der „Dictionnaire de l'ancienne Langue Française et de tous ses Dialectes du IXe au XVe siècle" (in 19 Bänden) von *F. Godefroy*. Diese Werke finden eine Art Ergänzung durch mehrere von Champion edierte provinziale Zeitschriften wie „Revue Celtique", „Revue de Gascogne", „Revue de Bretagne". Noch im Erscheinen begriffen ist ein ebenso, wie jene philologischen, umfassendes Werk zur Geschichte der Buchdruckerkunst: *„Gallia Typographica* ou Répertoire Biographique et Chronologique de tous les Imprimeurs de France, depuis les origines de l'imprimerie jusqu'à la Révolution" von *Georges Lepreux*. Bis jetzt ist davon erschienen: A. Serie Parisienne, Tome I (in zwei Bänden) Livre d'or des Imprimeurs du Roi. — B. Serie départementale. Tome I. Flandres, Artois, Picardie. Tome II. Champagne et Barrois. Tome III. (in zwei Bänden) Normandie.

Champion war Editor des „Bulletin des Publications récentes", dieses höchst wertvollen Beitrages zum Katalog der „Nationale", sowie der meisten andern Werke *Léopold Delisles*, des „Récueil de Travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptienne et assyriennes", begründet von *G. Maspero*; er war der Verleger von Siméon Luce („Jeanne d'Arc à Domrémy"), Arbois de Jubainville, Auguste Lognon, Alfred Maury, Gaston-Paris, Ficot, Nolhac, des Duc de la Trémouille, des Duc de Vogüé, von welchem vor kurzem die „Souvenirs de Famille" herauskamen. Diesen gelehrten Autoren stand im Verlag Champion eine bedeutende Zahl von periodischen Schriften zur Verfügung, von denen wir, neben den bereits genannten, noch erwähnen: „Archives Diplomatiques"; „Le Moyen-Age" geleitet von Marignan, Prou und Willmotte; „Revue de l'Art Chrétien", wohl die beste kunsthistorische Zeitschrift Frankreichs; „La Revue Bénédictine", deren Bereich überdies eine erst kürzlich in Verbindung mit Desclée, De Brouwer & Cie begründete „Bibliothèque d'Histoire Bénédictine" dienen soll. Champion war Verleger der „Société linguistique" und der „Section des Sciences historiques et philologiques de l'Ecole pratique des Hautes Etudes"; für seinen Haupttitel aber hielt er den eines Verlegers



der „Société de l'histoire de Paris, et de l'Ile de France", deren Unternehmungen er — „Parisien de Paris" — sich mit ganz besonderer Liebe verbunden fühlte. „Publications de l'histoire générale de Paris" u. a.)

Neben dieser überreichen Herausgebertätigkeit, die nun von seinen Söhnen weiter geführt wird, beschäftigte Champion nicht weniger die Vermittlung alter, wertvoller Publikationen, vorwiegend solcher von historischem Interesse. Als Knabe von 13 Jahren hatte er auf dieser Seite seines Berufes angefangen; während 20 Jahren unentwegt an seiner Ausbildung arbeitend, hatte er sich eine umfassende und gründliche Kenntnis der Geschichte seines Landes und eine Summe von bibliographischem Wissen angeeignet, was ihn denn auch einen über das Maß des beim Händler gewohnten weit hinausgehenden Anteil an seinen Büchern nehmen ließ. Seine Art war nicht der gewöhnliche Kauf und Verkauf; sein Stolz war es, ein Buch dorthin zu leiten, wo es hingehörte, entsprechend den speziellen Studien eines Gelehrten, dem Interesse eines Liebhabers, entsprechend dem Charakter der Sammlungen oder den auszufüllenden Lücken darin. Zum Beweis, daß schon der junge Angestellte von diesem aufmerksamen Eifer für seinen Beruf beseelt war, erzählt Henri Welschinger im „Journal des Débats", wie Honoré Champion unmittelbar nach dem Krieg ins annektierte Metz kam, dort auf dem Markt in einem Bücherhaufen, der versteigert werden sollte, die Bibliothek der „Ecole d'Artillerie" erkannte und um einen billigen Preis für den französischen Staat zurückkaufte, was heute einen Teil der Bibliothèque Militaire in Fontainebleau ausmacht; unter diesen Büchern befanden sich die Manuskripte Vaubans. —

Am gleichen Tag, da, nach der üblichen Frühjahrspause, die Nationalbibliothek ihre Arbeitssäle wieder öffnete, wurde das Dekret bekannt gemacht, das *Henri Marcel*, bisher Administrateur Général der Bibliothek, zum Direktor der Nationalmuseen ernannt und an die Leitung der Bibliothek den frühern Direktor des Louvre, den Archäologen *Jean-Théophilo Homolle* beruft, der nach der Mona Lisa-Affäre, obzwar sie sich gerade während seiner Urlaubsabwesenheit ereignet hatte, wiederum an die Schule von Athen zurückkehren mußte. Dort war ihm, besonders infolge der Ausgrabungen von Delphi, bereits Gelegenheit geboten worden, sich Verdienste zu erwerben und die ziemlich unverschuldete Schuld des Verwaltungsmannes konnte mit Rücksicht auf den ausgezeichneten Gelehrten bald als abgebüßt gelten. Der Rücktritt des Polizeipräfekten Lépine kam zupaß, um durch einen Personenwechsel in der obersten Verwaltung der Bibliothek schädigenden Kompetenzstreitigkeiten, die sich dort schon lange geltend machten, ein Ende zu bereiten; die Rochade Marcel-Homolle ist eine Folge jenes Rücktritts, indem nun der Polizeibeamte Pujalet, nach kurzer Diktatur am Louvre, der er den Stempel einiger organisatorischer Verbesserungen aufzudrücken eben Zeit hatte, wieder zu seinen Leisten zurückkehrt (um Lépines Nachfolger zu ersetzen). Für die Stelle des Direktors der „Ecole Française d'Athènes" wurden von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres vorgeschlagen in erster Linie: *Fougères*, Professor an der Faculté des Lettres von Paris, in zweiter Linie Durbach Professor dieser Fakultät in Toulouse.

Wir entnehmen dem in der „Revue de Bibliothèques" abgedruckten, offiziellen Bericht über die Tätigkeit der Nationalbibliothek im Jahre 1912 folgende Daten: Die Zahl der Besucher des Arbeitssales betrug 193451; die der verabreichten Bände 565161; den öffentlichen, ohne Karte zugänglichen Leseraum mit besonderer Bibliothek benutzten 45911 Leser. Die Tageszahl der Besucher des Arbeitssales, der 344 Sitzplätze enthält, erreichte das Maximum 888. (1911: 830; 1910: 750). Auch in den andern Departementen macht sich die steigende Besuchsziffer empfindbar, weil man ihr leider nicht rasch genug durch Verbesserung der Einrichtungen entsprechen kann. Beim neuen großen Arbeitssaal, der etwa in gleichen Dimensionen wie der Ehrenhof, zwischen diesem und der rue Vivienne errichtet wird, ist erst das eiserne Gerüst für die Betonwölbung über dem Riesenoval fertig gestellt. Durch die Überführung der „Medaillen und Antiken" in die neuen Bauten an der rue Vivienne kann Raum für das Departement des Imprimés geschaffen werden. Auch sonst wird der Neubau Veränderungen in der Organisation der Bibliothek zur Folge haben; an diese Seite ist in unmittelbarer Verbindung mit dem neuen Saal auch der Haupteingang der ganzen Gebäudegruppe geplant. — Im Verzeichnis des „Dépôt légal" fällt eine neue Kategorie auf: scénarios de Cinématographe, deren 1356 eingeliefert wurden; 72500 „revues et périodiques étrangers" wurden angeschafft, von denen der gewöhnliche Besucher leider nichts zu sehen bekommt. Unter den Erwerbungen des Departement des Imprimés heben wir ferner hervor: *Theodericus de Herxen, Stimulus amoris domini Ancelmi de passione dominica*, eine wenig bekannte flandrische Inkunabel; *Alcinoi, philosophi platonici, de doctrina Platonis liber, Marsilio Ficino interprete* (Parisiis, 1561) ein Kommentar der platonischen Lehre. Auf der Auktion der Slg. A. Peñafiel wurden etwa 100 Werke über Mexiko, darunter Diario del imperio (1865—1866) und aus der Bibliothek des Bibliophilen Dr. Luiz Monteverde da Cunha Lobo, deren Katalog der Staatsmann Theophilo Braga verfaßt hat, 200 Werke portugiesischer Geschichte und Literatur gekauft. Dem Departement des Manuscrits wurde die Korrespondenz und Memoiren der Marie Bashkirtseff geschenkt. Das Kabinett des Estampes erwarb auf den Auktionen Renouvier und Seydlitz wertvolle altdeutsche Blätter, aus der Sammlung Tryde, Kopenhagen, Radierungen von Schmol von Eisenwerth. Ferner wurden die Oeuvres von Roll, Maurice Denis, Chialiva, Willette, Naudin, Forain, P. E. Colin usw. teils von Gönnern, teils von den Künstlern selbst geschenkt. —

Unter den literarischen Publikationen der letzten Zeit ist George Duhamels Studie über den auch in Deutschland bekannten Paul Claudel hervorzuheben (Mercure); eine Darstellung Balzacs (les grands écrivains français; Hachette) von E. Faguet zu erwähnen. Von den „Tendances Présentes de la Litérature française"



gibt ein eigenartiges und vielfältiges Abbild die von Jean Muller und Gaston Picard durchgeführte Enquête (Basset); in der beachtenswerten Einleitung haben die beiden Autoren versucht, die wesentlichen Linien schärfer nachzuzeichnen. Bei Alcan, einem Verlag der sich ganz besonders für deutsche Philosophie interessiert, erschien: J. Dresch, „le Roman Social en Allemagne" (1850—1900); ebenda Gabriel Muret, „Jérémie Gotthelf sa vie et ses oeuvres". Unter den neusten Romanen ist neben Barrès „La colline inspirée" (Emile Paul) — der Geschichte dreier lothringischen Priester als Schulbeispiel moderner Strömungen wie „Celtisme" „Régionalisme" — Jules Romains neues Werk: „les copains" nicht übersehen, doch verschieden beurteilt worden. Die des öftern von alkoholischen Wetten bestimmte Geschichte dieser drei Kumpane will gut altfranzösischem Wesen von der Seite der rabelaisischen Stimmungen beikommen. Die Sprache scheut wenigstens vor stimmungsvollen Saloppereien nicht zurück.

An der Spitze der zweiten Aprilnummer des „Mercure de France" (380) steht ein Aufsatz von André Spire über Weininger. Der Autor zog es vor, in einer Charakteristik von Weiningers Lebensumständen ein Bild der Persönlichkeit dieses den Franzosen wohl gänzlich unbekannten Denkers herzustellen, anstatt methodisch dessen Ideen zu entwickeln. In der gleichen Zeitschrift gibt Henri Albert einen Kommentar zu den wenigen Billetten, die den Briefwechsel zwischen Nietzsche und Strindberg ausmachen. — Aus der „Grande Revue" ist der Aufsatz von E. Altier über den General Booth, sowie die gründliche und im Caveant consules! — Ton gehaltene Besprechung der Münchener Kunstgewerbeschau 1912 von Pascal Fortung zu nennen. „München hat einen Riesenschritt getan seit 1910. Es wird drei tun bis 1916. Die ganze Frage für uns ist, bis dahin vier zu machen." Nicht zu vergessen die schönen Verse Nr. 5 dieser Zeitschrift von Charles Péguy: „Les sept contre Paris" worin der Dichter den Charakter von rings um Paris gelegenen Städten und Ortschaften in schönen klingenden Kadenzen ungemein kraftvoll objektiviert. In „Revue bleue" Erinnerungen an Richard Wagners Pariser Zeit von Paul Flat. Ein Aufsatz von C. de Crisenoy in der gleichen Zeitschrift behandelt „l'idée de la chute dans la tetralogie." — „Le roman d'aventure" unter welchem Titel Jacques Riviére in der „Nouvelle Revue Française" zu schreiben anfängt, deutet nur das Endziel dieser weit ausholenden Abhandlung zur Entwicklungsgeschichte der neuesten Literatur an. Aus der „Phalange" haben wir hier hervorzuheben den Aufsatz über alte Sprachen und die Kultur („La Reprise de la Querelle des anciens et des modernes), von L. Rougier. —

Im „Temps présent" (März) finden wir einen Aufsatz — den Auszug einer demnächst erscheinenden ausführlichen Studie — von A. de Berseaucourt über den belgischen geistlichen Dichter Thomas Brown, im „Cahier d'aujourd'hui" einen schönen Artikel Octave Mirbeaus über Renoir. —

In letzter Zeit regnet es neue Revuen. „Mont joie!" — nach einem Schlachtruf aus dem Rolandslied — nennt sich ein „organe de l'impérialisme artistique français," das unter der Direktion von *Canudo*, dem unter anderem durch seine Beiträge im „Mercure" über italienisches Geistesleben bekannten Poeten italienischer Herkunft, entsteht. Um ihn scharen sich als Mitarbeiter: Madame de Saint Point, Louis Mandin, Roland Manuel, der Kubist Gleize, Jacques Reboul, Jean Muller. Auguste Rodin ist zur Eröffnungsnummer geladen worden: „Spaziergänge im Wald von Meudon", von denen er den naturfrommen Gedanken heimträgt: Die Blätter entspringen vollendet, ziseliert den Knospen, fertig wie die Minerva aus dem Haupt des Jupiter ... — „Flamberghe", die in Mons erscheint, widmet eine ihrer ersten Nummern dem Romandichter Romain Rolland. — Die neue Revue „le Gay Sçavoir" wird präsentiert durch Henry Strentz, Ernest Dufour, Maurice Pillet, Dominique Combet, René Morand, und empfiehlt sich schon durch gute Ausstattung. Als Introitus ein Aufsatz über André Gide von Gaston Sauvebois. — Es wäre noch zu erwähnen „Action d'Art", ein zweiwöchentliches Zeitungsblatt, das seit kurzem in Verbindung mit einer gleichnamigen Monatsschrift, im Sinne individualistischer und „refractairer" Auslegung des Titelprogrammes frank und frei zu wirken begonnen hat.

Unter den Bücherauktionen der letzten Zeit heben wir die am 18.—22. April stattgehabte Versteigerung der Bibliothek Chéramy hervor und nennen davon folgende Preise:

(*Kunst*). — 16. Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen. Wien 1883—1887, 8 Bände, 420 Fr. 17. Jahrbuch der K. Preuss. Kunstsammlungen. Berlin, 1888—1905, 15 Bände, fol. 250 Fr. 87. Les Manuscrits de Léonard de Vinci, reproduits en fac-similés, d'après les originaux. Paris, Rouveyre, 1893—1901, 31 Bände, fol. u. 4°, 690 Fr. 89. Codice atlantico di Lionarda da Vinci Milano, Hoepli, 1894—1905, fol., 429 Fr. Degas, Vingt dessins. Paris, Boussod, großfol., kolorierte Illustr. 610 Fr. 167. Berenson B., The Drawings of the Painters, London, Murray, 1903, 2 Bände, kolor. Tafeln, Originaleinband, 356 Fr. 222. Venturi H. Storia dell' Arte italiana, Milano, 8 Bände Oktav. illustr. 210 Fr. 263. Rembrandt, L'oeuvre complet. Reproduction par l'héliogravure de tous les tableaux du maître, et critique par W. Bode. Paris, Sedelmeyer, 1897—1906, 8 Bände illustr., 865 Fr. 266. Rembrandt, Original Drawings, reproduced in fac-simile 500 Tafeln 2000 Fr. 276. Armstrong (Sir Walter). Gainsborough, et sa place dans l'école anglaise de 240 Fr. 309. Basan, Collection de 120 estampes, gravées d'après les tableaux et dessins qui composaient le cabinet de M. Poullain 225 Fr. 317, Catalogues de Ventes de tableaux et objets d'art de 1880 à nos jours, 200 Bände, Radierungen, Phototypien und Heliogravuren 640 Fr. 375. Callot Jacques et La Belle (Steph. de). Oeuvre. Paris, chez Boissier, großfol. illustr. Sammlung von 523 Gravuren nach diesen beiden Künstlern von Israel Silvestre 500 Fr. 400. Goya Francisco, Las desastros de la Guerra 260 Fr. 402. Goya, La Taureaumachie, recueil de 40 estampes 360 Fr. 406. Grosvenor Gallery Publications. The

royal Collection of Drawings by the Old Masters at Windsor 340 Fr.

(Literatur.) — 478. Montaigne. Les Essais. Paris, Piget, 1652, fol., rot Leder 250 Fr. 502. Les Oeuvres françoises de Ioachim du Bellay. Paris, Frédéric Morel, 1559, veau fauve, alter Einband 245 Fr. 545. Barbey d'Aurevilly. Les Diaboliques. Edition originale 205 Fr. 552. Mémoires de J. Casannova de Seingalt, écrits par lui-même. 12 Bände 405 Fr. 567. Dumas fils. Diane de Lys Originalmanuskript 760 Fr. 591. Maupassant, La maison Tellier. Originalausgabe, Exemplar auf holländisch Papier mit autographischer Widmung an René Maizeroy 1999 Fr. 613. Stendhal. Histoire de la Peinture en Italie. Originalausgabe 205 Fr. 614. Stendhal. Rome, Naples et Florence. Paris, Delaunay. Originalausgabe 206 Fr.

(Illustr. Bücher.) 807. Goethe, Faust, tragédie, traduite en Français par M. Albert Stapfer, portrait de l'auteur et 17 dessins d'après les principales scènes et exécutés sur pierre, par M. Eugène Delacroix 850 Fr. 808. Goethe, Faust, Portrait de l'auteur et 17 dessins sur pierre, par M. Eugéne Delacroix 795 Fr. 809. Goethe, Faust, Portrait de l'auteur et 17 dessins par M. Eugène Delacroix. Lithograph. auf China-papier 900 Fr. 840. Goethe, Faust, Portrait et dessins pas E. Delacroix, et Hamlet, 13 sujets designés et lithographiés par E. Delacroix 750 Fr. 826. Menzel, Illustr. zu Friedr. d. Großen, Holzschnitte von O. u. A. Vogel, Unzelmann u. Müller 265 Fr. 838. Rabiâr El Kouloub ou le Printemps des Coeurs. Legendes sahariennes traduites par E. Dinet. Color. Illustr. 600 Fr. Gesamtergebnis; 63587 Fr.

Paris, Anfang Mai. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Die jährliche Wiederkehr von *Shakespeares Geburtstag* — der Tradition nach der 23. April — wurde, wie bisher üblich, so auch diesmal in *Stratford-upon-Avon* mit besonderen Erinnerungs-Feiern verknüpft, die sich zu einer Festwoche ausdehnten, in der Dramen des unsterblichen Poeten zur Aufführung gelangten. Merkwürdigerweise geschah dasselbe nur in einem einzigen Theater in *London*, und zwar in dem *„Broadway Theatre"* in dem Stadtteil New Cross. Zur Darstellung kamen: „Die bezähmte Widerspenstige", der „Kaufmann von Venedig", „Romeo und Julia", „Hamlet" und „Richard III." Es war mir vergönnt, Zeuge des Triumphs eines allerdings schon früher bekannten, ausgezeichneten Vertreters der Hauptrollen zu sein, der sich aber inzwischen zu einer dramatischen Kraft allerersten Ranges emporgeschwungen hat. Es ist dies der Schauspieler *Farmer Skein*, Darsteller des *Hamlet, Petruchio, Shylock, Mercutio* und *Richard III.* Ich habe die Wiedergabe dieser Rollen niemals in besseren englischen Händen gesehen! Für die Inszenierung usw. können die Verdienste des Direktors Mr. Frank Allen nicht genug hervorgehoben werden.

In Verbindung mit der *„Shakespeare-Gedächtnisfeier"* fand in dem „Record-Office" (der Aufbewahrungsort der Staatsdokumente in London) eine Ausstellung auf Shakespeare bezüglicher Schriftstücke statt, die von der *„London Shakespeare League"* und der *„Shakespeare Reading Society"* ins Leben gerufen war. Mit Hilfe hochgestellter Personen hatte *Dr. Martin* es ermöglicht, 26 Dokumente und Briefe für die Ausstellung zu beschaffen, die ein interessantes Licht auf des Dichters Aufenthalt in London, seine Wohnungsverhältnisse, Betreten der Bühne und ihm bewilligte Subsidien werfen, sowie ferner von seinen Schulden, nicht bezahlten Rechnungen, Steuerpfändungen usw. sprechen.

In den ersten April-Wochen tagte unter dem Protektorat des Königs ein *„internationaler historischer Kongreß"* in London, zu dem Gelehrte fast aller Kulturstaaten, und so auch namentlich hervorragende Historiker und Fachmänner aus Deutschland erschienen waren.

In der Jahresversammlung des britischen *„Press Club"* in de Keysers Hotel hielt der *Graf Rosebery* mit der ihm eigentümlichen Offenheit, eine bedeutendes Aufsehen erregende Rede über das Thema *„Der moderne englische Journalismus"*. Der Inhalt derselben ist in aller Kürze folgender: Die Macht der englischen Presse ist heute größer als die des Parlaments und der Minister. Gerade aber deshalb muß sie maßvoll sein, in der Kritik einen mittleren, objektiven Kurs halten, sich vor allen Extremen hüten, und namentlich ihre gewaltige, so überaus einflußreiche Stellung keinesfalls mißbrauchen, um zu irgendeinem, nicht unbedingt erforderlichen Kriege, hinzutreiben.

Von neu erschienenen Werken hebe ich zunächst hervor: *„A new English Dictionary on Historical Principles: Sniggle-Sorrow"* (Vol. IX). *By W. A. Graigie* (*Oxford. Clarendon Press*). Dieser Teil enthält in 384 Spalten 1688 Stichworte, die seit 1300 Jahren in die englische Literatur, oder in die gesprochene Sprache übergegangen sind. Weiter nenne ich ein ebenso unterhaltendes, wie vortrefflich geschriebenes Buch, betitelt: *„George du Maurier, the Satirist of the Victorians: A Review of his Art and Personality"*. *By T. Martin Wood.* (*London. Chatto & Windus*). Sehr empfehlenswerte Übersetzungen sind die folgenden: *Story of Bayreuth, as told in the Bayreuth Letters of Richard Wagner, translated by Caroline V. Kerr.* (London Nisbet), sowie *Richard Wagner. Opera and Drama, translated by Edwin Evans.* 2. vol. (*London Reeves*). Im Zusammenhange mit Wagner will ich bemerken, daß das *„Athenaeum"* vom 26. April dieses Jahres einen höchst interessanten Aufsatz über das Thema *„The historical Basis of Tristan and Isolde"* enthält, auf den ich bei nächster Gelegenheit ausführlicher zurückkommen will. — Mit Freuden stelle ich fest, daß endlich die Gedichte *Heines* und vor allem *„Das Buch der Lieder"* eine gute Übersetzung in englischer Sprache erhalten haben: *„The Book of Songs. By Heinrich Heine. Translated from the German by Colonel H. S. Jarrett"*. (*London. Constable & Co. 5 sh. net*). An und für sich ist die Sympathie für Heine in

England schon nicht besonders groß, aber durch die bisherigen Übertragungen wurde das Verständnis seiner Poesie geradezu herabgedrückt.

Unter den kürzlich veröffentlichten deutschen Werken haben vornehmlich zwei mit vollem Recht eine ganz außergewöhnlich günstige Aufnahme in der hiesigen Presse und bei dem englischen Publikum gefunden: *„Die deutsche Frau im Auslande und in den Schutzgebieten“. Von Leonore Niessen-Deiters. Egon Fleischel & Co., Berlin.* Wie bekannt, ist die Entstehung des Bandes dem Interesse und den Bemühungen hochgestellter Fürstlichkeiten, so namentlich der *Herzogin von Albany* und der *Herzogin von Connaught* zu verdanken. Die hauptsächlichste Tätigkeit in der sorgfältigen Auswahl und Beschaffung brauchbaren Materials für die Herstellung des vorzüglich gelungenen Buches entwickelten *Frau Therese Said-Ruete, Frau Generalkonsul Johannes* und *Frau Dr. J. P. Richter* in London. Die andere Schrift, die gleichfalls in England viel Beifall erntete, betitelt sich *„Altorientalische Kultur im Bilde“*, herausgegeben von *Dr. Joh. Hunger* und *Dr. H. Lamer (Leipzig, Quelle & Meyer).*

Mr. *Arthur Hind* vom *British Museum* hielt in der *„Royal Institution“* einen Vortrag über die *bedeutendsten Radierer* früherer Epochen unter besonderer Hervorhebung von Rembrandt und Dürer. Er betonte, daß der erstere niemals eine Arbeit ausführte, um zu gefallen, daß ihm nur daran lag, ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen. Im Auftrage des British Museum wurde herausgegeben: *Catalogue of engraved British Portraits in the British Museum. By Freeman O. Donoghue.* Die *„Gesellschaft der Kupferstich-Drucker“* hielt in 25. Bedford Street ihre vierte Jahresausstellung ab, die indessen in ihren Produkten keinen Fortschritt erkennen läßt.

In der Versammlung des *„Instituts der vereinigten Drucker Englands“* wurde festgestellt, daß die Druckereien Großbritanniens, in Folge des Zunehmens von Literatur und der Tageszeitungen, niemals so beschäftigt gewesen sind wie jetzt. Lady Bathurst ist in England die einzige, eine Zeitung („Morning Post“) besitzende Dame.

Aus der unter der Präsidentschaft von Dr. W. A. Graigie abgehaltenen Zusammenkunft der *„Philological Society“* erwähne ich als bemerkenswert, daß die sämtlichen daselbst in Vorbereitung befindlichen Bücher sich mit germanischer Philologie beschäftigen.

„Last not least“ erwähne ich einen sehr interessanten Vortrag der Mrs. *M. J. Moberly* in der *„English Goethe Society“* über ihre *„Goethe-Jugenderinnerungen“*. Die Mutter von Mrs. Moberly, Jane Atkins, hatte eine Empfehlung an Ulrike von Pogwisch erhalten, durch welche eine Freundschaft für das Leben entstand, und die sie oft und lange in Weimar festhielt. Von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ erschien eine vortreffliche englische Übersetzung, betitelt: *„Wilhelm Meisters Theatrical Mission“ translated by Gregory A. Page. London, Heinemann. 6 sh.*

Von den in letzter Zeit neu herausgegebenen Zeitschriften enthält *„The new Statesman“* Beiträge von Mr. und Mrs. Webb, sowie von Bernard Shaw. Die wichtigste der kürzlich erschienenen periodischen Schriften ist aber jedenfalls die von *Mr. F. J. P. Richter* redigierte, ungemein reichhaltige und lesenswerte Zeitschrift *„The Oxford Fortnightly“* (*Oxford. The Holywell Press*).

Die nachstehenden Preise für Bücher und Manuskripte wurden in den im vergangenen Monat bei *Sotheby* abgehaltenen Auktionen gezahlt: *Shakespeare*, zweite Folio-Ausgabe, 1632, 1000 M. *Walter Scott*, „Waverley“, 1814, 3 Bände, 800 M. *Cranmers* „Bibel“, 1540, 1500 M. *Brant*, „Stultifera Navis“, 1570, 400 M.; „Divina Comedia“, 1481, 800 M. Ganz ausnahmsweise hohe Preise erzielten Manuskripte, Briefe und Schriften von *Robert Browning*. So wurde die erste Niederschrift von Brownings seltenem Werk *„Pauline“* mit fast 10000 M. honoriert. Für seine *„Liebesbriefe“* fand sich ein Käufer mit 125000 M. und es wurden im Ganzen für die Sammlung 400000 bewilligt.

London, Anfang Mai 1913. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

Anton Lindner, ehemals Ausland-Redakteur der „Vossischen Zeitung“, war bekanntlich einer der begeistertsten Anhänger der Schopenhauerschen Philosophie noch in der Zeit, da man von dem Frankfurter Philosophen wenig in der Welt wußte oder wissen wollte. Lindner, der *Doctor indefatigibilis*, wie ihn Schopenhauer des öfteren in der Anrede nannte, hat seinerzeit selbst seinen Briefwechsel mit dem Philosophen des Pessimismus veröffentlicht, freilich, wie sich jetzt zeigt, nicht vollständig. Auch Grisebach und andern Herausgebern der Schopenhauerschen Werke lag nur die von Lindner selbst publizierte Korrespondenz vor. Jetzt ist der glückliche Besitzer des gesamten Briefaustausches entdeckt worden, Herr *v. Kuffner* in Wien, der Robert Gruber das ganze handschriftliche Material zur Veröffentlichung überließ. (*Der Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Otto Lindner*. Herausgegeben von *Robert Gruber*. Wien, A. Hartleben 1913). Sehr interessant ist das Schreiben vom 17. April 1853, in dem Schopenhauer verkündet, daß seine Philosophie an den Tischrücken insofern einen großen Sieg erleben werde, als er der Überzeugung ist, daß die hierin wirkende Kraft keineswegs Elektrizität, sondern der *Wille* in seiner magischen Eigenschaft ist. „Im Tischrücken“, schreibt er, „zeigt sich der Wille in seiner ursprünglichen Allmacht: lenkt er die Bewegung, so ist er auch der Beweger.“ An anderer Stelle rühmt es Schopenhauer, daß Lindner gegenüber dem „rein jüdischen, niederträchtigen Optimismus“ dem Pessimismus und der Askese die der Wahrheit gebührende Ehre bezeigt.

Von einem (nichtösterreichischen) Verleger, der schon einige Male in recht unliebsamer Weise von sich reden gemacht hat, ist neuerdings ein Streich verübt worden, den näher zu charakterisieren wohl unnötig ist. Das Opfer ist diesmal die greise *Marie von Ebner-*



Eschenbach. Sie ließ 1858 ein schmales Sedezheft von 150 Seiten: *„Aus Franzensbad. Sechs Episteln von keinem Propheten“ anonym* erscheinen. Leider entdeckte es auch die Spürnase jenes spekulativen Verlegers. Er setzte sich hin und veranstaltete einen *Neudruck,* natürlich nicht ohne das Titelblatt mit dem Namen der Dichterin zu zieren. Leider schützt das Urheberrecht Autoren nicht vor solchem unfairen Gehaben. Der Frau Baronin Ebner blieb nichts übrig, als insbesondere die österreichischen Buchhändler zu ersuchen, den Neudruck nicht in den Handel zu nehmen. Wie man hört, hat die übergroße Mehrheit der österreichischen Buchhändler einem in diesem Sinne ergangenen Aufrufe ihres Vorstehers Folge geleistet. Auch der Verlag Paetel in Berlin, bei dem die Ebnerschen Werke erscheinen, hat dafür Sorge getragen, daß der ganze Vorgang dem deutschen Buchhandel nicht unbekannt blieb.

Eine andere österreichische Dichterin, die in manchem an die Ebner erinnert, ist in diesen Tagen siebzig Jahre alt geworden: *Angelika v. Hörmann,* die in Innsbruck zurückgezogen lebende Tiroler Schriftstellerin. Von den Besten ihrer Zeit als große poetische Begabung erkannt, ist ihr bis heute dennoch der verdiente Lorbeer noch nicht geworden. Daran erinnern eine Reihe von Festtagsartikeln in österreichischen Zeitungen und Zeitschriften. Angelika v. Hörmann ist auf allen Gebieten dichterischer Produktion hervorgetreten. Als junges Mädchen schrieb sie unter anderem die Erzählung „Die Trutzmühle“, die dasselbe Motiv wie Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ behandelt, aber zehn Jahre früher als Kellers Dichtung erschien. Der größten Schätzung in vaterländischen Kreisen erfreut sich die Lyrik der Dichterin („Neue Gedichte“ 1893 und „Auf stillen Wegen“, 1907). Von umfangreichen epischen Dichtungen seien genannt: „Oswald v. Wolkenstein“ (1889) und „Die Salich-Fräulein“ (1897).

„Salzburg“ nennt sich ein *literarisches Sammelbuch“* (Kiesel, Salzburg), das uns das gesamte dichterisch tätige Geschlecht des schönen Landes in Proben vorführt. Als Herold eröffnet *Hermann Bahr,* der jetzt im Salzburgischen zu Hause ist, den Reigen, merkwürdig einfach und vaterlandsstolz. Neben den älteren Semestern, wie *Heinrich v. Schullern, Karl Hauer* und *Albert Mell,* marschiert dann die jüngere Garde auf, darunter der kraftvolle *Bruno Sturm* mit dem von gewaltiger Sprache geschwellten Prolog zu seinem Drama „Treibeis“, *Karl Schoßleitner* mit seiner preisgekrönten Novelle „Der König liebt sein Töchterlein“ und andere. Freilich — der Rest (und kein kleiner) ist — Schweigen.

Der *Deutsche Jugendschriften-Kongreß,* der ursprünglich im Mai, dann im Herbste zu Wien hätte abgehalten werden sollen, ist völlig in *die Brüche gegangen.* Es war wieder das alte Lied: Die politischen Gegensätze prallten bei den Vorbereitungsarbeiten so scharf aufeinander, daß von einem Zusammengehen der beiden großen Richtungen, der freigesinnten und der konservativen, nicht mehr die Rede sein konnte. Das Beste wäre, jede der beiden veranstaltete für sich einen Kongreß. Denn eigentlich ist nichts natürlicher, als daß liberale und konservative Weltanschauung gerade bei solchen Unternehmen, wie es der Jugendschriftenkongreß sein sollte, zusammenstoßen. Die Jugend zu gewinnen, ist ja von jeher der begreifliche Wunsch jedes politischen Strebens.

Die *Jahrbücher* der *Österreichischen Exlibris-Gesellschaft* zeichnen sich, wie wiederholt an dieser Stelle hervorgehoben wurde, sowohl durch ihren trefflichen Inhalt wie durch ihre reiche, gewählte und vornehme Ausstattung aus. Davon legt auch das soeben erschienene, von Dr. *Hans Effenberger* redigierte *zehnte Jahrbuch* Zeugnis ab. Aus dem Inhalte nennen wir den vom Präsidenten der Gesellschaft, *R. v. Höfken,* verfaßten einleitenden Artikel „Das erste Dezennium“, des weiteren den Aufsatz *Effenbergers „Zur Ideologie und Symbolik des Exlibris“,* ferner eine Würdigung des bekannten Zeichners *Franz v. Bayros,* dessen Verfasser mit V. R. unterfertigt ist, dann eine Betrachtung über den Wiener Maler und Radierer *Luigi Kasimir,* gleichfalls aus der Feder des Redakteurs Hans Effenberger, schließlich noch die von *Franz Anderle* und *Albert Roß* veranstaltete Zusammenstellung der Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Exlibris-Kunst. Reiche Beigaben (Originalradierungen, Heliogravuren, Originalholzschnitte, Autotypien, Kupferdrucke und bunte Stahlprägedrucke) belegen und unterstützen in besonderen Blättern den Text des Jahrbuches. Der Jahresbeitrag für die österreichische Exlibris-Gesellschaft beträgt nunmehr 15 Kr., was angesichts der vorliegenden Gabe gerechtfertigt erscheint. Die Gesellschaft beabsichtigt übrigens, von nun an die Publikationen in Halbjahrsheften erscheinen zu lassen.

In Wien ist kürzlich Dr. *Otto Böhler,* einer der anmutigsten *Silhouettisten,* gestorben. Er war ein Meister der Scherenkunst, der ohne Modelle arbeitete. Dabei leiteten ihn ein schöner Kunstverstand und ein liebenswürdiger Humor. Sein Hauptgebiet war die *Musikersilhouette* (Mascagni, Wagner, Bruckner, Brahms, Hans Richter, Ferdinand Löwe, Weingartner usw.). Alle diese Meister hat Böhler selbst an der Arbeit und am Dirigentenpulte gesehen. Böhlers Kunst ist frei von jeder hämischen Lust, von jedem bösartigen Stachel.

Das zweite Heft des 36. Jahrganges der Zeitschrift *„Die graphischen Künste“* (Verlag der *Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien*) enthält, gleich den Vorgängern, eine Reihe gediegener Aufsätze, unter denen wir den Artikel *Arpad Weixelgärtners* über den Wiener Radierer und Maler *Oskar Laske* nennen, der vornehmlich die bewegte Menge in seiner Kunst anzieht. Ein zweiter Artikel bringt zum ersten Male in deutscher Übersetzung die höchst merkwürdigen *Selbstbekenntnisse Odilons Redons,* der *M. D. Henkel* in *Amsterdam* zu dieser Übersetzung berechtigt hat.

Wien, Anfang Mai. *Hans Feigl.*



Römischer Brief.

Dem Professor *Heinrich Brockhaus*, der lange Jahre hindurch das deutsche kunsthistorische Institut in Florenz geleitet, und diese Stellung vor kurzem aufgegeben hat, widmet der „Marzocco" die nachstehenden sympatischen Abschiedsworte: „Professor Enrico Brockhaus hat in dieser Woche Florenz und Italien verlassen, um in seine Vaterstadt Dresden (richtig *Leipzig*) zurückzukehren. Indem wir ihm einen freundschaftlichen Abschiedsgruß darbringen, möchten wir daran erinnern, wie es ihm als langjährigem Leiter des deutschen kunsthistorischen Instituts gelungen ist, durch seine ausgezeichnete persönliche Liebenswürdigkeit und seinen seltenen Takt, das Institut zu einer Stätte ernsten Studiums und wissenschaftlicher Erörterungen zu gestalten. Fremde und Italiener fanden sich hier zusammen und Letztere genoßen die gleichen Ehren.

Wie oft wurden bei den Jahresversammlungen Entdeckungen von größter Wichtigkeit mitgeteilt, die ein weites Echo auf dem Felde der Kritik und der Geschichte fanden. Es ist Pflicht vor allem daran zu erinnern, daß, solange die Florentiner Bibliotheken noch nicht die neuesten und wichtigsten Kunstpublikationen besaßen, tatsächlich in Florenz keine andere Stelle für nutzbringendes und fruchtbares Studium existierte als das Institut, an dem Brockhaus, stets bereit zu Hilfe und Rat auch für die Jüngsten, mit liebenswürdiger Gastlichkeit gegen jedermann wirkte. Ein Kenner unserer Kunst hat er ihr manche eingehende und gelehrte Monographie gewidmet und wir hoffen noch auf viele andere, um uns zu beweisen, daß seine Liebe für diese Stadt fortdauert, in der er eine große Zahl von Freunden zurückläßt." —

Einen Nachruf widmet die gleiche Zeitschrift einer kürzlich in Rom verstorbenen, um Kunst und Wissenschaft hoch verdienten deutschen Dame, Fräulein *Henriette Hertz*, deren Name als Förderin und Pflegerin der Kunst auf römischem Boden, in Deutschland noch zu wenig bekannt ist. Enrichetta Hertz, die in diesen Tagen plötzlich in Rom gestorben ist, erfreute sich vieler Freundschaften und hoher Achtung unter Studierenden und Liebhabern der Kunst in Italien und im Ausland. Seit wenigen Jahren wohnte sie in dem merkwürdigen *Palazzo Zuccari*, zwischen via Sistina und via Gregoriana, wo sie ein kunstgeschichtliches Institut mit einer prachtvollen, reichen Bibliothek und einem modern eingerichteten photographischen Atelier gegründet hatte. Sie hatte auch angefangen unter dem Namen „Biblioteca Hertziana" eine Sammlung von Publikationen herauszugeben, deren erste ein prachtvoller Band über das Grabmal Papst Paul III. von Steinmann bildet. Außerdem hatte sie das Institut mit einer Sammlung von Kunstwerken ausgestattet, deren kostbarstes Stück, trotz anderer neuerlicher Erwerbungen die Verkündigung *Fra Filippo Lippi*s bildete, die aus dem Oratorium der „Larioni" in Ripoli bei Florenz stammt. dies Gemälde gehört zu den ausgezeichnetsten des Meisters; vielleicht könnte man sagen, daß die Zartheit der Darstellung, wie die Jungfrau furchtsam von dem vor ihr knieenden Engel den feinen Lilienstengel entgegennimmt, durch die beiden derben und wenig sympatischen Stifter des Bildes, die in der linken unteren Ecke vor einem Betpult knieen, gestört wird. Ferner enthält die Sammlung aus der Florentiner Schule eine Büste der Magdalena von Bacchiacca und aus andern Schulen den heiligen Lorenzo und Andrea von Bernardino di Mariotto, eine junge Madonna von *Giulio Romano*, eine Madonna und eine Kreuztragung von Farrinati, einen jugendlichen Bacchus von Caroto, eine Gitarrespielerin von Solario und einen Cereskopf von Bernardo Licinio. Sodann sei unter den vielen wertvollen Stücken noch erwähnt: ein flämischer Gobelin aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts mit einer Darstellung von Abraham und Melchisedeck, und ein Basrelief mit der Jungfrau und dem Kinde in der Art des Verrocchio. — Eine begeisterte Freundin Italiens hatte sie im Jahre 1911 in entgegenkommendster Weise ihre Schätze für die retrospektive Kunstausstellung in Rom zur Verfügung gestellt; auch hatte sie für die letzte Ausstellung im Palazzo Vecchio in Florenz das außerordentlich interessante Gemälde Federico Zuccaris gesandt, das darstellt, wie Borgami dem Zuccari die Erfindung der Kuppel des Domes von Florenz auseinander setzt. So ist eine aufrichtige und leidenschaftliche Freundin unserer Kunst und unseres Landes aus dem Leben geschieden, und viele werden ihrer in Trauer gedenken.

Bei der außerordentlich großen Rolle, die in den Sammlungen amerikanischer Bibliophilen die sogenannten „*Americana*" und speziell die „Americana vetustissima" spielen, werden nachstehende Feststellungen, die *Enrico Catellani* in der „Rivista Coloniale" veröffentlicht, interessieren. Er bringt dort den Beweis, daß die Idee des Panamakanals durchaus nicht neu, sondern so alt sei, wie die Entdeckung der neuen Welt selbst. Columbus war in der Tat von dem Endziel getrieben, einen westlichen Seeweg nach Indien zu finden. Als festgestellt war, daß der neu entdeckte amerikanische Kontinent nicht das ersehnte Ziel war, suchte man in einem Einschnitt dieses Landes die Durchfahrt zu finden. Im Jahre 1530 durchquerte *Balboa* von 190 Spaniern und einigen hundert Eingeborenen begleitet, den Isthmus von Osten nach Westen und am 25. September dieses Jahres erblickte er von der Höhe des Berges Culebra den Ozean, den vor ihm kein Europäer gesehen hatte. Er befahl sogleich seinem Gefolge, ein religiöses Lied anzustimmen und nahm im Namen der Krone Kastiliens Besitz von dem neuen Meer. Die Suche nach dem Seeweg ist seit diesem Augenblick nie wieder aufgegeben worden und ist einer der Gründe für die rasche Erforschung der ganzen Ostküste des orientalischen Kontinents gewesen. Als aber im Jahre 1530 diese Durchforschung gezeigt hatte, daß keine andere Verbindung vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean existiere, als die zehn Jahre vorher von Magellan entdeckte Durchfahrt am äußersten Südende des Kontinents, begann man auf Mittel zu sinnen, diese Straße, die nicht existierte, auf künst-



lichem Wege herzustellen. Diesem Projekt widersetzten sich von Anfang an einige fromme Priester, die es als gottlos bezeichneten, da man den Isthmus, der die beiden Meere trennt, als einen Beweis des göttlichen Willens anzusehen habe, der sie habe trennen *wollen*. Der Ausführung des Projektes standen weit wirksamer über vierhundert Jahre hindurch technische und materielle Schwierigkeiten im Wege. Aber seitdem die Aussichtslosigkeit des Suchens nach einer natürlichen Straße zwischen den beiden Meeren klar geworden war, ist der Gedanke, eine künstliche Verbindungsstraße zu schaffen, nie wieder zur Ruhe gekommen. Schon im Jahre 1550 veröffentlicht der Portugiese Antonio Calvao eine Schrift, daß ein Kanal an vier verschiedenen Stellen des Isthmus ausgehoben werden könnte und zwar in der Gegend von Tehuantepec, Nicaragua, Panama und Darien. Im Jahre 1551 unterbreitete der spanische Historiker De Gomara Philipp II. eine Denkschrift in dem gleichen Sinne. Aber erst am Ende des folgenden Jahrhunderts wurde der Plan einer raschen und sicheren Verbindung zwischen den beiden Meeren in England wieder aufgegriffen und zwar von William Patterson, der vor allem durch seine Initiative zur Gründung der Bank von England berühmt geworden ist. Patterson wollte sich des Isthmus von Darien bemächtigen, dann an der äußersten Küste des Atlantischen und des Stillen Ozeans schottische Kolonien gründen und zwischen diesen eine Straße anlegen, die die bevorzugte Handelsstraße für die Produkte aus Indien werden sollte. Patterson hatte viele Kämpfe zu bestehen, besonders von Seiten Spaniens, das keine englische Einmischung wollte. So litt sein Plan nach vielen Versuchen Schiffbruch und die „Pforte der Meere", der „Schlüssel des Weltalls" blieb geschlossen.

Vor etwa zehn Jahren vermachte, wie die „Bibliofilia" berichtet, Graf *Edoardo Lucchesi-Palli* seine Bücher und Sammlungen dem Staate. Dieser umfangreiche, literarische Apparat besteht vornehmlich aus theatralischen Werken, sowie solchen, die sich auf das Theater beziehen, und die „Bibliotheca Lucchesi-Pallis" ist jetzt die einzige staatliche Bibliothek Italiens, die einen wirklichen Spezialcharakter hat. Sie nimmt jetzt drei große Säle in der Nationalbibliothek in Neapel ein, der sie als autonomes Institut angegliedert ist. Die Bestimmungen, über die sich das Unterrichtsministerium und der Stifter einigten, teilt ihr einen Bibliothekar, einen Unterbibliothekar, einen Ordner und einen Diener zu. Der Bibliothekar muß laut den Bestimmungen entweder ein dramatischer Dichter sein, oder eine Persönlichkeit, die sich mit dem Theaterwesen eingehend beschäftigt hat. Auch können nach dem Tode des Stifters die Erben verlangen, daß sie über die Verwaltungsangelegenheiten auf dem Laufenden gehalten werden. Zurzeit genießt dieses Recht der älteste Sohn des verstorbenen Grafen Edoardo, der Graf Ferdinando Lucchesi-Palli, italienischer Generalkonsul in Paris. Die Sammlung ist jedermann zugänglich und ihre Benutzung wird durch Kataloge ermöglicht, die bereits mehr als 20000 Zettel umfassen. Im Hauptsaal werden die seltenen Handschriften aufbewahrt, die Original-Niederschriften, speziell neuerer italienischer Komödiendichter, sodann die gedruckten Werke, sowohl der zeitgenössischen dramatischen Produktion, wie die frühesten, die seit dem XVI. Jahrhundert erschienen sind; ferner finden sich hier die ikonographischen Sammlungen, die außerordentlich interessanten Sammlungen von Neapolitanischen Theaterprogrammen, das Archiv des berühmten Theaters der „Fiorentini" aus dem XVII. Jahrhundert, die ersten Bekanntmachungen des „*Teatro San Carlo*", dann alles, was sich auf Musiker, Operntextdichter, Dichter, Tänzer und Schauspieler der verschiedenen Jahrhunderte bezieht. In einem besonderen Schranke sind Erinnerungen, Porträts, Autographen, Briefe und geschriebene Noten von *Bellini*, *Donizetti*, *Verdi*, *Mercadante* und *Rossini*, geschriebene Operntextbücher unter manchen anderen Erinnerungen aus der neapolitaner Theatergeschichte, eine vollständige Sammlung von Porträts aller bedeutenderen Schauspieler Neapels, untergebracht. Die Neapolitaner Zeitungen mit den Theaterchroniken von Anfang des XVIII. Jahrhunderts bis zur neuesten Zeit, die dramatischen, jüngeren Erscheinungen sowie eine sehr umfangreiche Sammlung von Kupferstichen und Büchern aus anderen Gebieten, tragen zur Vervollständigung der Sammlung bei. Graf Lucchesi-Palli begleitete seine Stiftung mit einer Rente von 30000 Lire zum Ankauf neuer Werke. Von seiner Seite konnte nicht mehr geschehen, aber heute nach dem Tode des Stifters reicht bei der großen Zahl der Neuanschaffungen der Platz nicht mehr aus. Es wäre daher an der Zeit, eine geräumigere Stätte für die Bibliothek zu finden. Die Nationalbibliothek selbst aber, wo die Sammlung untergebracht ist, befindet sich in verzweifeltem Zustande. Der prachtvolle große Saal aus dem XVIII. Jahrhundert, der einstmals die Bewunderung der Besucher erregte, ist heute zu einem Aufbewahrungsraum von Büchern auf provisorischen Regalen geworden; und obgleich dieser üble Zustand, der jedes Gefühl und die Tradition des berühmten Instituts beleidigt, schon jahrelang andauert, kümmert sich niemand darum. Es ist kaum zu glauben, daß in diesem selben Saale jetzt auch die Papyri aus Herculanum untergebracht sind, die nun dort mit Tausenden von anderen Büchern ein Durcheinander bilden, alles in jenem Saale, den man mit einem witzigen Wort aber mit gutem Recht jetzt das „Purgatorio" der Nationalbibliothek genannt hat.

Über die alten Buchhändler in dem sogenannten Pavaglione zu Bologna, der berühmten Säulenhalle des Palazzo del Podestà, der heute als Stadthaus dient, finden sich im Anschluß an eine Schrift von Sorbelli im „Marzocco" interessante Notizen: Die herrliche Säulenhalle entstand nach Zeichnungen von Terrabiglia in den Jahren 1562 und 63. Bevor sie jedoch ihre heutige Gestalt annahm und sich über ihr das Gebäude des Gymnasiums erhob, war der Pavaglione ein bedeutsamer Mittelpunkt für die Schulen und den Buchhandel. Die Läden, die den Händlern anvertraut waren, befanden sich unter dem Portikus der Schulen und in den angrenzenden Häusern, zum Beispiel auch in der nahen „Via dei libri". Die Buchhändler waren damals sehr zahlreich, aber ihr Handel muß nicht immer

sehr blühend gewesen sein. Sorbelli erinnert, wie Benedetti Faelli, ein berühmter Bologneser Buchdrucker des Quattrocento, einmal für seinen Bruder Rinaldo einspringen mußte, der eine sehr schöne Buchhandlung unter den Schulen besaß und dessen Geschäfte anscheinend nicht recht gehen wollten, indem er versprach, für den Bruder die Ladenmiete an die Hausverwaltung von San Petronio zu bezahlen. Und er erinnert ferner, um die Üppigkeit der Geschäfte zu zeigen, die die Buchhändler in jener Zeit machten, an das Beispiel von Ariost, der seinem Buchhändler 100 Exemplare des *Orlando furioso* für die Summe von 150 Lire und mit der Bedingung übergab, jedes Exemplar für 40 Soldi, das sind zwei Lire, zu verkaufen. Der Buchhändler zog so einen schließlichen Gewinn von 50 Lire aus dem ganzen Geschäft, das heißt er verdiente 25 Prozent und hatte kein Recht, etwa unverkaufte Exemplare zurückzugeben. Würden sich unsere Buchhändler mit einem so geringen Gewinn begnügen?! Sorbelli scheint es zu bezweifeln. Sicherlich muß man zugeben, daß die Buchhändler des Quattro- und Cinquecento, wenn sie auch auf der einen Seite nicht allzu fett wurden und alle Augenblicke unter finanziellen Schwierigkeiten litten, doch andrerseits sich nicht abzu mühen brauchten. Ihr Leben war ehrenhaft und bescheiden und immerhin auch leidlich einträglich. Die stetige Zunahme ihrer Zahl und die Vergrößerung ihrer Betriebe sind der Beweis dafür. Seit dem Quattrocento begannen sie sich in Pavaglione niederzulassen. Zuerst kamen die Benedetti und die Buchhändler, die ihren Handel vom Jahre 1420—51 in der „via dei libri" betrieben hatten. Die Benedetti und die schon erwähnten Faelli finden wir im Cinquecento hier mit schönen und reichen Läden. Außer ihnen eröffneten hier die berühmtesten Buchhändler Italiens Geschäfte, unter anderen: Aldus der Ältere und Torrentino. Gut zwanzig Buchhandlungsgeschäfte zählte man gegen 1540 im Pavaglione und in seiner Nähe. Mit Beginn des XVII. Jahrhunderts verliert der Buchhandel in Bologna beträchtlich an Bedeutung, aber die Tradition erlosch niemals ganz. Ein bedeutendes Geschäft entstand im XVIII. Jahrhundert, das des Della Volpe; dann im kommenden die Buchhandlungen von Marsigli und Rossi, aber eine der meist besuchten und beliebtesten Buchhandlungen war die von Lelio della Volpe.

Veranlaßt durch eine wenig gelungene illustrierte Ausgabe von Manzonis „Promessi sposi", in der die Illustrationen den Sinn des Romans geradezu entstellt haben, zieht ein Mitarbeiter der Bologneser Zeitung „*Il Resto del Carlino*" mit scharfen Worten gegen die illustrierten Ausgaben der Meisterwerke der Weltliteratur zu Felde: Theorie und Praxis zeigen, daß literarische Meisterwerke nicht illustriert werden *können* und zwar aus dem einfachen Grunde, weil jede Kunst Selbstzweck ist und die Vorstellungskraft, die irgendein Vorwurf erzeugt, vollkommen erschöpft. Die „Göttliche Komödie" zu illustrieren ist ebenso unnütz und darum künstlerisch verderblich, wie etwa die „Ilias" in Musik zu setzen, oder Verse unter Botticellis „Frühling" zu schreiben. Was haben uns zum Beispiel die wirren Blätter Dorés über Dantes Visionen, über die Phantasien Ariosts, über die bittere Philosophie Cervantes' oder über den düsteren und erhabenen Geist der Bibel Neues gesagt? Absolut nichts! Höchstens unreife Jünglinge mögen an dem Schimmer nackter Frauenkörper, an gekreuzten Schwertern und Lanzen und unwahren Landschaften ihre Freude finden. Und trotz alledem war Doré ein fähiger Künstler. Vor einigen Jahren verschwendete Alinari 100000 Fr. bei einem Preisausschreiben unter allen Malern Italiens, für eine Illustration der „Göttlichen Komödie". Und was kam dabei heraus? Lediglich eine große Sammlung künstlerisch völlig unreifer und verfehlter Arbeiten, ein wahres Meisterstück von Unverstand in der Interpretation der Gedanken des Dichters. Und dieses Phänomen ist keineswegs auf Italien beschränkt: Einer der größten lebenden Illustratoren, *Rackam*, hat uns eine Reihe von Bildern zum „Sommernachtstraum" geschenkt, die von der erlesensten Schönheit sind; und es genügt doch einen Augenblick nachzudenken, um einzusehen, daß Shakespeare Rackam nicht nötig hat, um groß und vollständig zu sein, noch dieser Shakespeare, und daß diese beiden großen Werke, das malerische und das dichterische, keineswegs dadurch, daß sie sich in einem Bande zusammen befinden, ineinander verschlungen sind, sondern lediglich das eine *neben* dem anderen stehen bleibt. In der Tat, wenn man ein Buch liest, wird jeder von uns notgedrungen sein eigener Illustrator, um vor den Augen der eigenen Phantasie die erzählten Szenen lebendig zu sehen, und begleitet die Handlung mit denjenigen Vorstellungen, die je nach persönlicher Anlage und Empfinden die Wirkung der Kunst des Erzählers in ihm auszulösen vermag. Welche Darstellung sich ihm auch immer durch Illustration aufdrängen mag, sie wird die natürliche suggestive Funktion nur stören und das um so mehr, je stärker und genialer das Werk des Illustrators ist, und so lediglich die eigenen Vorstellungen vergewaltigen.

Rom, Anfang Mai 1913. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

In dem ersten Vierteljahrsheft (1913) von „Oud-Holland", in deren Redaktion an Stelle des kürzlich verstorbenen *E. W. Moes* der Haager Archivar *H. E. van Gelder* getreten ist, findet sich ein posthumer Aufsatz von Moes, der auch für deutsche Leser des Interesses nicht entbehrt, weil er einen Beitrag zu der Geschichte einer der bedeutendsten deutschen Galerien, der *Gemäldegalerie in Kassel* liefert. Einen Hauptbestandteil dieser Galerie bildet das 1750 vom Landgrafen Wilhelm VIII. angekaufte Kunstkabinett von *Valerius Röver* in Delft; über diese Sammlung handelt der Artikel von Moes in „Oud-Holland". Wie sie entstanden ist und welche Preise für die einzelnen Gemälde bezahlt sind, darüber gibt ein von dem Sammler selbst sorgfältig geführtes Inventar Aufschluß, das sich auf der Universitätsbibliothek in Amsterdam

befindet. Dieses für die Geschichte des Bilderhandels sehr wichtige Dokument hat Moes in der genannten Zeitschrift mit abgedruckt. Ich will daraus nur einige Preise hervorheben, die Valerius Röver für verschiedene Rembrandtsche Werke, die heute zu den Perlen der Kasseler Galerie gehören, zahlte; das Porträt des Nicolaes Bruyningh erwarb er 1728 für 100 fl. von einer Cousine seiner Frau, das Selbstbildnis mit der Sturmhaube in demselben Jahre für 90 fl., das Bildnis der Saskia 1734 auf der Auktion Willem Six für 270 fl. in demselben Jahre das Bildnis des Lieven Coppenol für 120 fl.; der Studienkopf eines Alten (Mann mit der Kupfernase) war ihm aus dem Nachlaß seines Vaters mit 30 fl. angerechnet worden. Heute gäbe man für diese Bilder gern Hunderttausende. Haben nicht die Rembrandts aus der Sammlung Weber im vorigen Jahre 225000 M und 117000 M aufgebracht? Das Heft enthält außerdem einen Aufsatz von *G. J. Hoogewerff* über einen wenig bekannten holländischen Maler *Theodoor Helmbreeker*, der größtenteils in Italien gelebt hat und der nach dem Verfasser durch seine Ursprünglichkeit eine ganz besondere Stellung in der holländischen Kunst einnimmt.

Die neue *holländische Letter* von *de Roos* erwirbt sich mehr und mehr Freunde; eine ganze Reihe von Neuerscheinungen des niederländischen Buchhandels sind mit dieser Letter gedruckt: die Vorträge, die Berlage, der Amsterdamer Architekt, in Amerika gehalten hat, Gedichte von Henriette Roland-Holst van der Schalck und Adama van Scheltema, ferner Romane von Streuvels, Buysse und Moerkerken; und außerdem sind in der Presse zwei Luxusausgaben, die mit der neuen Letter gedruckt sind: Baudelaires „Fleurs du mal" und Gedichte von van Eyck; die beiden zuletzt genannten Werke werden von der „Zilverdistel" im Haag publiziert. Einen Überblick über die Vorgeschichte dieser Letter und eine Würdigung der großen Verdienste des Entwerfers derselben gibt ein Aufsatz von J. F. van Royen im Aprilheft von „Onze Kunst" „De Hollandsche Mediaeval van S. H. de Roos". Beigefügt sind hier einige mit der Letter gesetzte Textproben, so die so vornehm wirkende Seite aus Styn Streuvels „Morgenstond" (bei G. J. Thieme in Nymegen), ferner Titel und zwei Seiten aus den „Fleurs du mal", die in dem schönen, kräftigen und doch eleganten Druck einen doppelten Genuß gewähren werden.

Nach sechsjährigem Bestehen ist die hübsche Zeitschrift für Buch- und Bibliothekswesen *„De Boekzaal"* eingegangen; im letzten Jahre hatte sie noch besondere Anstrengungen gemacht, aber leider haben dieselben nicht den gewünschten Erfolg gehabt; die Zeitschrift war ausgebreitet worden, sie brachte unter anderem regelmäßige Berichte über literarische Neuerscheinungen, die eine wirkliche Bereicherung der Zeitschrift genannt werden konnten; außerdem war auch auf die Ausstattung größere Sorgfalt verwendet worden.

Der Verein für öffentliche Lesehallen und Bibliotheken, dessen Organ sie zugleich war, gibt nun unter derselben Redaktion *(Dr. H. E. Greve)* eine neue im Gegensatz zum „Boekzaal" unillustrierte Zeitschrift von geringerem Umfang und bescheidenerer Ausstattung heraus, die sich *„Maandblad voor Bibliotheekswezen"* nennt, und außer Aufsätzen fachlichen Inhalts eine sehr nützliche und schnell arbeitende Chronik hauptsächlich über niederländische Bibliotheken und Lesehallen enthält. Die Zeitschrift wird von Dickhoffs Uitgevers-Maatschappy im Haag herausgegeben, der Jahrespreis beträgt 3 fl.

Die kleine Zeitschrift für Bücherfreunde, *„De witte mier"*, der holländische Zwiebelfisch, hat sich im Laufe ihrer kurzen Existenz zu einem vornehmen, amüsanten Blatt entwickelt, das durch seine Ausstattung und durch seine kurzen, in einem angenehmen, weltmännischen Plauderton geschriebenen Essays über Buchgewerbe und literarische Gegenstände unter den holländischen Blättern einen ganz besonderen Platz einnimmt; es ist eine echte Dilettantenzeitschrift, Dilettant in der ursprünglichen Bedeutung genommen. Der Dilettant treibt alles zu seinem eignen Vergnügen, frei von Pedanterie und Schulmeisterei; er will nicht Gelehrsamkeit, verbreiten, sondern nur andere an dem was ihm ergötzt, teilnehmen lassen. Deshalb beziehen sich die Besprechungen in der Zeitschrift meistens auf empfehlenswerte Erscheinungen, und fehlen die herabsetzenden Kritiken, nur das letzte Werk von Karin Michaelis. (Treu wie Gold) wird als ekelhaft gebrandmarkt. Um eine Vorstellung von der Vielseitigkeit der Zeitschrift zu geben, mögen hier einige Titel von Aufsätzen des letzten Halbjahres folgen: J. F. van Royen schrieb über den dänischen Drucker Kongstad, Fr. A. Beunke über Wilhelm Meisters Theatralische Sendung, R. W. P. de Vries über das Jahrbuch des Deutschen Werkbundes (sehr anerkennend), A. Saalborn über die jüngste russische Literatur (speziell über Eugen Iwanof) Jo Klein-Becker über Schnitzler anläßlich der kürzlich erschienenen Jubiläumsausgabe (sehr eingehend), François Pauwels über nachgelassene Schriften des modernen deutschen, so jung verstorbenen Dichters Heyms, Jac. A. Jacobs über moderne holländische Exlibris (mit einigen Abbildungen) und R. über die deutsche Ausgabe der „Brahms-Biographie" von Fuller-Maitland.

Im Verlag von Martinus Nyhoff ist der erste Band eines von dem bekannten Musikgeschichtsforscher *S. F. Scheurleer* zusammengestellten Werkes *„Onze mannen ter zee in dicht en beeld"* erschienen. Dasselbe enthält Gedichte und Lieder, die sich auf das Leben und die Taten der großen holländischen Seehelden beziehen, und bringt außerdem die Porträts der Hauptpersönlichkeiten in vorzüglichen Lichtdrucken nach zeitgenössischen Stichen und Gemälden, sowie einige Abbildungen von Grabmonumenten und Denkmünzen. Die Sammlung erstrebt keine Vollständigkeit, sie ist nur eine Blumenlese des Wichtigsten. Neben eigentlichen Gedichten sind auch in Versen verfaßte Grabschriften und Unterschriften unter Stichen aufgenommen; der literarische Wert der Produkte war dabei natürlich nicht maßgebend, die kulturhistorische Bedeutung war das Ausschlaggebende. So finden wir neben den holländischen Klassikern,



neben Männern wie Hooft, Vondel, Antonides, Huygens, Cats, Westerban und Decker Reimschmiede dritten und vierten Ranges, viele Unbekannte, oft schlichte Seeleute. Neben hochtrabenden Versen, in denen der Dichter seine Bilder und Vergleiche der antiken Mythologie entnimmt, stehen die Bänkellieder, die auf Straßen und Brücken feilgeboten wurden. Die historischen Ereignisse werden in diesen Versen oft unrichtig dargestellt, aber darauf kommt es hier auch nicht an; was wir aus den Gedichten lernen, das ist, wie das Volk über seine großen Helden dachte, wie es die großen Ereignisse mitlebte. In diesen Bildern spiegelt sich so der Geist der Zeiten; mit den veränderten politischen Verhältnissen ändert sich auch der Ton der Lieder. Der vorliegende erste Band umfaßt die Zeit von 1572 bis 1654; er beginnt mit dem Jubellied eines Unbekannten auf die Einnahme von Brielle, er schließt mit dem Gedicht eines gewissen Casparus de Carpentier auf den Heldentod Tromps und den Frieden von Westminster. Die Ausstattung des Werkes, der solide blaue Ganzleinenband, das starke Cartridgepapier und der übersichtliche Druck bei breitem Rand verdienen alles Lob. Das Werk ist nur in beschränkter Anzahl gedruckt, 20 Exemplare auf großes Van Gelder-Papier, und 230 auf Cartridgepapier, alle numeriert; der Preis der Luxusausgabe in Maroquin beträgt 100 fl., der der gewöhnlichen Ausgabe 35 fl.

Im Februarheft des „Nieuwe Gids" findet sich ein Aufsatz von *D. Tol* über den holländischen Dichter *Staring* (1767—1840), aus dem einiges Erwähnung verdient, was hier über den Einfluß der deutschen Literatur jener Zeit und über die Verarbeitung deutscher Literaturprodukte gesagt wird. Wir erfahren hier zum Beispiel, daß Staring einen „Doodendans" und „Leerling van Pankrates" gedichtet hat, und daß diese Gedichte durch Goethes Totentanz und seinen Zauberlehrling angeregt sind. Nach Tol wetteifert Staring hier nicht nur mit *Goethe*, sondern er übertrifft ihn eigentlich, „In beiden Fällen muß man Staring die Ehre zuerkennen Goethe verbessert zu haben." Sein Totentanz ist echter und dramatischer, und der „Leerling van Pankrates" steht deshalb über Goethes Werk, weil Staring seinen Lehrling keinen Monolog halten läßt, was doch etwas gesucht erscheint, sondern ihn vor uns leben läßt und uns ganz in das Komische seines Zustandes versetzt; alles nach Tol. Neben Goethe, den Staring in einem polemischen Gedicht wegen seines Goetz als eine unerreichbare Größe hinstellt, genoß. — *Joh. Heinrich Voß* seine rückhaltlose Bewunderung. Er nennt ihn einen unsterblichen Dichter und preist „Die Schlummernde" als kleines Meisterwerk des Wohllautes und der Anmut. Da Voß natürlich bei dem niederländischen Leser einer kleinen Einführung bedarf, wird er erst kurz charakterisiert: „Die Sturm- und Drangperiode hat keinen gesünderen Dichter zu verzeichnen als Voß." Gesund bedeutet hier nüchtern — verständig — holländisch. Voß steht eben der Poesie am nächsten, die in Holland immer am meisten gepflegt und geschätzt wurde, der hausbackenen, kleinlichen Wirklichkeitsmalerei. Ein anderer deutscher Dichter, der bei Staring Gevatter gestanden hat, ist *Hölty*; dafür bringt Tol die meisten Belege bei, weshalb wir glauben, daß er, um mit Tol zu sprechen, mehr mit Hölty als mit Goethe verwandt war. Starings Erntelied beginnt mit denselben Worten wie das Höltysche, in seinem „Adeline verbeid" (Die erwartete A.) klingt Höltys „An den Abendstern" an, sein Mailied ist von dem Höltyschen angeregt, aber in der Form vom Goetheschen inspiriert; „Graven, rondom graven" erinnert an Höltys „Grabe, Spaten, grabe", „Verlangen" an Höltys „Traumbild" und „Lentezang" gleichfalls an ein Lied von Hölty. Das auch ins deutsche übersetzte Gedicht „Herdenking" (Erinnerung) ruft zwei Gedichte von Voß ins Gedächtnis „Frühlingsliebe" und die „Kirschenpflückerin". Daß sich so viele Anklänge an Hölty in Staringschen Gedichten finden, wird zum Teil auch daraus erklärt, daß Staring seine Lieder zu vorhandenen Melodien von Reichardt, Schulz und Nägeli dichtete, die ursprünglich für Höltysche Lieder bestimmt waren. Staring hat übrigens auch in Göttingen studiert.

Das Märzheft des „Nieuwe Gids" enthält unter anderem ein ursprüngliches deutsches Gedicht aus der Feder des kekannten *Wilhelm von Scholz* „Paar im Dunkel"; außerdem eine kurze, aber enthusiastische Ankündigung von *Chamberlains Goethe* durch Hein Boeken, und zwei Gedichte von demselben Verfasser, eins auf „Goethe" (Chamberlain gewidmet nach dem Lesen des ersten Kapitels seines „Goethe") und ein anderes auf Richard Wagner („Dooden-Marsch voor Richard Wagners sterfdag").

Von neuen *Katalogen*, die hier in der letzten Zeit erschienen sind, sei genannt ein von *van Stockums Antiquariat* im *Haag* herausgegebener über *politische Flugschriften* in den Niederlanden von 1610—1648. Derselbe enthält in einem Supplement auch eine Reihe auf die Geschichte der andern europäischen Staaten, u. a. Deutschlands und Österreichs, bezug habende Pamphlete, unter anderem verschiedenes, was für die böhmischen Wirren und die Geschichte des Winterkönigs von Interesse ist; die für Deutschland und Österreich wichtigen Flugschriften sind, abgesehen von zwei lateinisch geschriebenen, alle in holländischer Sprache abgefaßt. — Einen andern Katalog von bleibendem Wert über klassische Philologie und Archäologie hat die Firma *Burgersdyk & Niermans* in *Leiden* kürzlich veröffentlicht (*Bibliotheca Philologica Classica et Archäologica*); neben Textausgaben, kritischen Komentaren usw. werden auch sehr viele Übersetzungen der alten Schriftsteller aufgezählt; im ganzen sind es 16441 Titel. Der Preis des in einen soliden Ganzleinenband gebundenen Katalogs beträgt 2 fl.

Zum Schluß noch einige Preise, die auf der von *R. W. P. de Vries* vom 8.—10. April veranstalteten *Auktion* des zweiten Teiles der *Kupferstichsammlung Vincent van Gogh* erzielt wurden. Am höchsten ging ein Farbendruck aus dem XVIII. Jahrhundert Nr. 952, das Porträt der Wilhelmine von Preußen, der Gemahlin des letzten Statthalters, von *Ch. M. Descourtis*, 1100 fl. Eine Ansicht von Amsterdam aus dem An-



fang des XVII. Jahrhunderts (Nr. 1411) von *Petrus Kaerius*, ein Unikum, brachte es auf 340 fl., an dritter Stelle folgte das schöne Reiterbildnis des Petrus Schout Muylman, nach Th. de Keyser von *A. Blooteling* gestochen, mit 325 fl. Von den übrigen Preisen erwähnen wir Nr. 206, *Jeremias Falck*, der große Kurfürst, 85 fl., Nr. 427, *K. de Moor*, Jan van Goyen, erster Zustand, 60 fl. Nr. 483, das vollständige Werk von *Ostade*, 200 fl. Nr. 492 *de Passe*, Prinz Moritz von Oranien, 69 fl. Nr. 492, *de Passe*, die zwölf Monate, 72 fl. Nr. 661, *Suyderhoef*, Jacob Hoornbeeck, 50 fl. Nr. 675, *Suyderhoef*, Frans Post, 100 fl. Nr. 686, *Suyderhoef*, Th. Wikenburg, 62 fl. — Nr. 827, *Wierix*, Heinrich III. von Frankreich, 175 fl. Nr. 835, *Wierix*, Philipp Wilhelm von Oranien und seine Gemahlin 70 fl. Nr. 891, *Boucher*, Die vier Jahreszeiten, gest. von *J. Daullé*, 200 fl. Nr. 967, *R. Earlom*, die vier Märkte, 405 fl. Nr. 970, *R. Earlom*, zwei Blumenstücke nach *J. van Huysum*, 300 fl. Nr. 1154, Das Werk von *Ph. Wouvermans*, gestochen von *J. Moyreau*, 90 Blätter, 280 fl. Nr. 1194, *J. E. Ridinger*, Vorstellung und Beschreibung derer Schul- und Campagne-Pferden 125 fl. Nr. 1230, ein Album mit gestochenen Abbildungen für *Tabaksdosen* 275 fl. Nr. 1239, Das Werk von *Troost*, 1200 fl. Nr. 1247, *Ch. Turner*, Das Wettrennen, 240 fl. Nr. 1285, *R. Westall*, Lady Jane Harley als Kind mit Katze, 350 fl. Nr. 1311, *Réné Boyvin*, ein Album mit 9 Ornamentstichen, 210 fl. Nr. 1312, *Marie Michelle Blondel*, Profils et ornemens de vases, 25 Blätter, 280 fl. Nr. 1352, *G. Toulouze*, Livre de flevrs, fevilles et oyzeaux, seltene Folge von 30 Blättern, für das Victoria & Albert Museum in London, 150 fl. Nr. 1410, *Pieter Bast*, Ansicht von Amsterdam aus dem Jahre 1599, 115 fl.

Amsterdam, Mitte Mai. *M. D. Henkel.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

Aubert de la Rüe, H., Les principaux manuscrits à peintures de la Bibliothèque publique et universitaire de Genève.
Bulletin de la société française de reproductions de manuscrits à peintures. 2. 1912. S. 55—107, Taf. 31—47.

Bernath, M., Notices sur quelques beaux manuscrits à peintures conservés en Allemagne. I. Le Valère Maxime de Leipzig. II. Un manuscrit milanais de la Bibliothèque de Coburg.
Bulletin de la société française de reproductions de manuscrits à peintures. 2. 1912. S. 108—114, Taf. 48 u. 49.

Boas, M., Het Egmondsche Cato-handschrift.
Het Boek. 2. 1913. S. 92—104.

Cassuto, U., Alcuni manoscritti ebraici della Libreria Olschki. Con 5 fac-simili.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 441—450.

Ferckel, Ch., Eine Bilderhandschrift v. J. 1524. (Univ.-Bibliothek Erlangen, Codex Ms 1463, 33).
Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. 12. 1913. S. 278—281.

Foulché-Delbosc, R., Manuscrits hispaniques de bibliothèques dispersés. (2e article.).
Revue des bibliothèques. 23. 1913. S. 81—108.

Kögel, R., Die chemische Behandlung der Palimpseste.
Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. 34 (N. F. 3.) 1913. S. 127—136.

Lauer, Ph., Bibliographie annuelle des publications relatives aux manuscrits à peintures.
Bulletin de la société française de reproductions de manuscrits à peintures. 2. 1912. S. 115—126.

Tack, P., Onderzoek naar den ouderdom van het Hulthemse handschrift.
Het Boek. 2. 1913. S. 81—91 mit 13 Abbild.

Bibliophilie. Exlibris.

Beining, Bücherei eines schwäbischen Präzeptors am Ende des 16. Jahrhunderts. (Johannes Wachsring.).
Württembergische Vierteljahrshefte. N.F. 21. 1912. S. 317—324.

Corwegh, R., Hermann Delitsch.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 23. 1913. S. 40—42 mit 5 Abbild.

Corwegh, Robert, Hans Wildermann.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 23. 1913. S. 19—23 mit 1 Taf. und 5 Exlibris i. T.

Henriot, É., La bibliothèque Spoelberch de Lovenjoul.
Revue des bibliothèques. 23. 1913. S. 109—114.

Huck, Th. W., Book pests and book and print restoration.
Library Association Record. 15. 1913. S. 165—177.

Kropf, H., Typographische Exlibris.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 23. 1913. S. 24—32 mit 2 Taf., 10 Abbild. i. T.

Meier, B., Marcus Behmer.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 23. 1913. S. 33—39 mit 7 Abbild.

Mendenhall, J. M., Training in use of books.
Library Journal. 38. 1913. S. 189—192.

Nathanson, Eine Lebensgeschichte in Exlibris.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 23. 1913. S. 6—7 mit 4 Exlibris.



Rati Opizzoni, Conte L. A., Die Zeichner der neueren italienischen Exlibris.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik 23. 1913. S. 8—18 mit 10 Abbild.

Stehli, G., Insekten, die unsere Bücher fressen.
Kosmos. 1913. S. 135—139 mit 6 Abbild.

Waehmer, Alte Universalexlibris.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 23. 1913. S. 1—5 mit 2 Taf., 4 Exlibris i. T.

Bibliothekswesen.

Ahrens, W., Die „Deutsche Bücherei" in Leipzig und die deutsche Nationalbibliothek.
Preußische Jahrbücher. 151. 1913. S. 43—49.

Bendel, F. J., Die Frühdrucke der ehemaligen Abtei Amorbach.
Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. 34 (N. F. 3.) 1913. S. 104—116.

Neue Bestimmungen (Russisch) über die Volksbibliotheken. (Von B. K.)
Bibliotekar. 3. 1912. S. 221—228.

Die Bibliotheken im österreichischen Staatsvoranschlag für 1913.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 213.

La Bibliothèque de la Sorbonne.
La Liberté. 1913. Nr. vom 6. Februar.

Public Libraries Bill, 1913. — Memoranda.
Library Association Record. 15. 1913. S. 178—184.

Braun, R., Brief aus Budapest.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 214—217.

Chapot, V., Französischer Brief. Übersetzt von M. Grolig.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 228—234.

Dana, J. C., The public library und publicity im municipal affairs.
Library Journal. 38. 1913. S. 198—201.

Fischer, K., Norwegisches Bibliothekswesen. Übersetzt von J. C. Poestion.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 234—242.

Frati, C. Bollettino bibliografico Marciano. Pubblicazioni recenti relative a codici o stampe della Biblioteca Marciana di Venezia. (Forts.).
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 452—461 mit 3 Faksim. (Wird fortges.).

Freemann, W., The joint work of the high school and the public library in relating education to life.
Library Journal. 38. 1913. S. 179—183.

Glauning, O., Aus Süddeutschland. Münchener Brief.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 217—222. (Wird fortges.).

Goldfriedrich, J., Ein neuer Edelstein in den Sammlungen des Börsenvereins.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 3626—3627.

Greenmann, E. D., The development of secondary school libraries.
Library Journal. 38. 1913. S. 183—189.

Mayer, F. A., Vier Vorträge zur Verwaltungsreform der Bibliotheken. II. Mittlerer Dienst in Österreich. (Mit) Korreferat von O. Doublier.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 189—205.

Mzik, H. v., Vier Vorträge zur Verwaltungsreform der Bibliotheken. I. Zur Einführung.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 185—189.

Proceedings of the thirty-fifth annual meeting of the library association. Held at Liverpool, 2—6 Sept., 1912.
Library Association Record. 15. 1913. S. 201—249.

Bibliothèque Nationale. Rapport adressé par l'administration général de la Bibliothèque Nationale à M. le ministre ... sur les divers services de la Bibliothèque pendant l'année 1912.
Revue des bibliothèques. 23. 1913. S. 122—133.

Rije, To van, Bibliotheek-nomenclatuur.
Maandblad voor bibliotheekwezen. 1. 1913. S. 65—68.

Safroněev, N., (Russisch), Die lateinische Transkription und das russische Alphabet.
Bibliotekar. 3. 1912. S. 217—220.

Schnorr von Carolsfeld, H., Georg Laubmann.
Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. 15. (1913). S. 261—262.

Schoenberg, H. (Russisch), Der amerikanische Bibliothekar. *Bibliotekar.* 3. 1912. S. 211—216.

Schröder, E., Karl Kochendörffer.
Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. 15. (1913). S. 83—85.

Strachan, D. L., Public libraries and the care of local records.
The Librarian. 3. 1913. S. 322—324. (Wird fortges.)

Thiel, V., Zur Geschichte der ehemaligen Hofbibliothek zu Graz.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 206—209.

Verschoor, A. L., Reorganisatie van het zweedsche openbare bibliothekswezen.
Maandblad voor bibliotheekswezen. 1. 1913. S. 69—81.

Vosinskij, Vl. (Russisch), Über die Form des systematischen Katalogs.
Bibliotekar. 3. 1912. S. 208—210.

Wharthon, L. C., Englischer Brief. Übersetzt von O. Glauning.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 222—228.

Wijk, N. van, De Transkriptie van russiese eigennamen.
Maandblad voor bibliotheekwezen. 1. 1913. S. 33—42.

Willcox, F. W., and Wheath, H. C., Modern methods of indirect lighting.
Librarian. 3. 1913. S. 348—351. (Wird fortges.).

Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Zuwachs seit Abschluß des Kataloges, Band 2, Nr. 19.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 4252. 4285—4286.



Buchdruck und -Gewerbe.

Bartlett, H. C., Quarto editions of Julius Caesar. *The Library.* 3. Ser. 4. 1913. S. 122—132.

Dibdin, T. F., Printer devices. *The Imprint.* 1. 1913. January, Suppl.

Dodds, M. H., The date of „Albion, Knight". (1565—6 ff.). *The Library.* 3. Ser. 4. 1913. S. 157—170.

Heineck, H., Ein unbekannter Lutherdruck. (Consolatio Doctoris Martini Lutheri habita ad quendam eximium virum propter obitum unici Filij, 1533). *Thüringisch-Sächsische Zeitschrift.* 3. 1913. S. 75—78.

Mantovani, Dr., La Figura di G. B. Bodoni rievocata. *Giornale della libreria.* 26. 1913. S. 214—216.

Morin, L., L'Imprimerie à Troyes pendant la Ligue (Suite). *Bulletin du bibliophile.* 1913. S. 158—164. (Wird fortgesetzt).

Piper, A. C., Some great printers and their work: William Caxton. *Library World.* 15. 1913. S. 294—299.

Schwarz, J., Der erste Wiener Buchdrucker. (Stephan Koblinger.) *Österr.-ungar. Buchhändler-Korrespondenz.* 15. 1913. S. 186—187.

Zaretzky, O., Der Verfasser und Drucker der Flugschrift über die Einnahme von Bonn im Jahre 1584. *Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.* 31. 1912. S. 308—312.

Buchhandel.

Rahir, É., La vente Robert Hoe. *Bulletin du bibliophile.* 1913. S. 121—151.

Rath, Ph., Das Antiquariat des Moritz Georg Weidmann zu Leipzig in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel.* 1913. S. 3830—3831.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Barwick, G. F., Corantos. *The Library.* 3. Ser. 4. 1913. S. 113—121.

Bensel, P., Niederrheinisches Geistesleben im Spiegel Clevischer Zeitschriften des 18. Jahrhunderts. *Studien zur Rheinischen Geschichte.* 1. 1912. XX, 227 S.

Copyright in England, Act 1 and 2 Geo. 5. Ch. 46. An act to amend and consolidate the law relating to copyright, approved December 16, 1911. *Library of Congress. Copyright Office. Bulletin.* Nr. 16. 1912. 45 S.

Bibliographie.

Axon, W. E. A., A plea for adequate description in the cataloguing of books and pamphlets. *The Library.* 3. Ser. 4. 1913. S. 171—185.

Clarke, A. R., Arrangement of place-name entries in subject catalogues, indexes and directories. *The Library.* 3. Ser. 4. 1913. S. 221—234.

Kernahan, C., The question of anonymity and pseudonymity. *Chambers Journal.* 1913, April.

Kostin, M. (Russisch); Bibliographische Dezimal-Klassifikation. *Bibliotekar.* 3. 1912. S. 191—207.

Nijhoff, W., Nederlandsche Bibliographie von 1500—1540. Vervolg. 3. Bet-Bijbel. *Het Boek.* 2. 1913. S. 105—108. (Wird fortges.).

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Ackerknecht, E., Neue Erzählungskunst VI. *Eckardt.* 7. 1912/13. S. 466—475.

Gleichen-Rußwurm, A., Frh. von, Romantik und Naturalismus. *Xenien.* 6. 1913. S. 7—18.

Krüger, H. A., Die deutsche Literatur vor 100 Jahren. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 439—445.

Miller, G. M., The historical Point of English literary criticism from 1570—1770. *Anglistische Forschungen.* 35. 1913. IV, 160 S.

Pniower, O., Die Edda. *Deutsche Rundschau.* 1913. April. S. 146—149.

Stahl, E. L., Das englische Bühnenstück von 1800—1850. *Germanisch-romanische Monatsschrift.* 5. 1913. S. 193—205.

Einzelne Schriftsteller.

Arndt: Hanow, W., Briefe E. M. Arndts. *Preußische Jahrbücher.* 151. 1913. S. 461—492.

Chamisso: Bab, J., Adalbert von Chamisso. *Österreichische Rundschau.* 34. 1913. S. 40—48.

Dante: Lozzi, C., Di una raccolta di autografi di commentatori di Dante. *Giornale dantesco.* 20. 1912. S. 260—267.

Defoe: Pollard, Alfred W., Robeson Cruso. *The Library.* 3. Ser. 4. 1913. S. 204—220.

Ebers: Corwegh, R., Hermann Ebers. *Xenien.* 6. 1913. S. 183—198.

Federer: Bry, C. Ch., Heinrich Federer. *Literarisches Echo.* 15. 1913. Sp. 892—900.

Fitger: Wocke, H., Arthur Fitger. Sein Leben und Schaffen. *Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte.* N. F. 36. 1913. X, 152 S.

Freitag: Hein, M., Gustav Freytags Briefe an 'Ilse'. *Konservative Monatsschrift.* 1913. Januar. S. 341 bis 346.

Goethe: Jöris, A., Goethes Sprachkritik. (I.) *Preußische Jahrbücher.* 151. 1913. S. 437—460.

—: Rainalter, E. H., Goethe und Auguste zu Stolberg. *Xenien.* 6. 1913. S. 19—30.

—: Schaaffs, G., Zwei Gedichte von Goethe. *Modern Language Notes.* 1913, February.

—: Sell, Frhr. von, Goethes deutsche Gesinnung und seine Stellung zur deutschen Nation. *Konservative Monatsschrift.* 1913. S. 448—559.

—: Traumann, E., Lebende Schatten in Goethes Faust. *Süddeutsche Monatshefte.* 10. 1913. S. 21—29.

—: Weißenfels, R., Goethes „Mitschuldige". *Deutsche Literaturzeitung.* 34. 1913. Sp. 965—970.



Gotthelf: Vetter, F., Die neue Gotthelf-Ausgabe. *Deutsche Literaturzeitung.* 34. 1913. Sp. 837—850.

Hauptmann: Havenstein, H., Gerhart Hauptmanns „Atlantis". *Preußische Jahrbücher.* 151. 1913. S. 193—211.

—: Servaes, F., Gerhart Hauptmanns „Atlantis". *Österreichische Rundschau.* 35. 1913. S. 138—145.

Hebbel: Berger, A. von, Zu Friedrich Hebbels Gedächtnis. Aus dem Nachlaß. *Österreichische Rundschau.* 34. 1913. S. 452—460.

—; Bienenstock, M., Hebbel und Heine. (Zum 100. Geburtstag des Dichters der „Agnes Bernauer". (Schluß). *Xenien.* 6. 1913. S. 151—158. 200—210.

—: Höffner, J., Hebbel und die Frau. *Velhagen & Klasings Monatshefte.* 1913. März. S. 384—390 mit 4 Abbildungen.

—: Wagner, A, M., Friedrich Hebbel und sein Verleger. (Julius Campe). Nach bisher ungedruckten Briefen. *Germanisch-romanische Monatsschrift.* 5. 1913 S. 177—193.

Herder: Brausewetter, A., Herder. *Tägliche Rundschau.* 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 88 vom 16. April.

—: Kochschmieder, A., Herders theoretische Stellung zum Drama. *Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte.* N. F. 35. 1913. 172 S.

Holberg: Wien, A., Ludwig Holberg. *Konservative Monatsschrift.* 1913. S. 561—567. 656—664.

Jean Paul: Freye, K., Zu Jean Pauls hundertfünfzigstem Geburtstag. *Grenzboten.* 1913. Nr. 12.

Keller: Bettelheim-Gabillon, H., „Der grüne Heinrich", einst und jetzt. (Ein Erinnerungsblatt aus der Jugendzeit.) *Österreichische Rundschau.* 1913. S. 471—477.

Kierkegaard: Pfleiderer, W., Kierkegaards Entweder-Oder. *Preußische Jahrbücher.* 151. 1913. H. 2. S. 219 bis 233.

—: Schumann, M., Sören Kierkegaard. *Xenien.* 1913. S. 70—77.

—: Wien, A., Sören Kierkegaard und Regine Olsen. Zur 100. Wiederkehr von Kierkegaards Geburtstag am 5. Mai 1913. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 445—456.

Kleist: Minde-Pouet, G., Neue Kleistliteratur. *Literarisches Echo.* 15. 1913. S. 906—912.

—: Petsch, R., Aus der Kleistliteratur des Jubiläumsjahres. *Germanisch-romanische Monatsschrift.* 5. 1913. S. 129—147.

—: Willige, W., Das Kleist-Buch von Julius Hart. *Xenien.* 6. 1913. S. 78—86.

Lenau: Castle, E., Lenaus Briefe. (Nach ungedruckten Quellen.) *Österreichische Rundschau.* 34. 1913. S. 226—229.

Lichtenberg: Diehl, W., Kleine Beiträge zur Jugendgeschichte Georg Christoph Lichtenbergs. *Süddeutsche Monatshefte.* 10. 1913. S. 68—77.

Liliencron: Dreecken, W., Liliencron als Arbeiter. *Xenien.* 6. 1913. S. 133—150.

—: Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß von Rochus Frh. v. Liliencron. (Forts.) *Deutsche Rundschau.* 1913. April. S. 31—59.

Longfellow: Scholl, J. W., Longfellow and Schillers Lied von der Glocke. *Modern Language Notes.* 1913. February.

Shakespeare: Bleibtreu, K., Das Shakespeare-Problem. *Die Aehre* (Zürich). 1. 1913. Nr. 6/7.

—: Fest, J., Zu „Shakespeares Totenmaske" und „Ben Jonsons Totenbild". *Germanisch-romanische Monatsschrift.* 5. 1913. S. 147—155.

Shaw: Hedinger, C., Über Bernard Shaw. *Die Aehre*; (Zürich). 1. 1913. Nr. 6.

Storm: Bethge, H., Theodor Storms Jugendzeit. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 456—466.

Tschudi: West, R., Hugo von Tchudi. *Preußische Jahrbücher.* 151. 1913. S. 15—21.

Viebig: Becker, O., Clara Viebig als Novellistin. *Der Zeitgeist.* Beiblatt zum Berliner Tageblatt 1913. Nr. 18 vom 5. Mai.

Wedekind: Pineau, L., Frank Wedekind. *Revue germanique.* 9. 1913. Nr. 2.

Wieland: Grudzinski, H., Shaftesburys Einfluß auf Chr. M. Wieland. Mit einer Einleitung über den Einfluß Shaftesburys auf die deutsche Literatur bis 1760. *Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte.* N. F. 34. 1913. 104 S.

Willamov: Schreck, R., Johann Gottlieb Willamov 1736—1777. *Beiträge zur neueren Literaturgeschichte.* N. F. 3. 1913. 157 S.

Von den Auktionen.

Die Firma *C. G. Boerner* in *Leipzig* verschickt drei neue Auktions-Kataloge, deren Versteigerungen in der ersten Woche des Juni stattfinden. Es handelt sich zunächst um eine vollständige Sammlung der Radierungen des *Daniel Chodowiecki* aus dem Besitz des in Leipzig verstorbenen Stadtrats *Alphons Dürr.* Diese Sammlung setzt sich ausschließlich aus frühesten Abdrücken der reizenden Blätter zusammen und enthält nicht nur die größten Seltenheiten des Werkes, sondern auch die vollständigen Folgen aller frühesten Abdrücke mit den reizenden Randeinfällen. Die Sammlung reiht sich den kostbaren Sammlungen, die bei C. G. Boerner in früheren Jahren aus dem Besitz der Familie Chodowiecki selbst, versteigert wurden, ebenbürtig an. Einen besonderen Reiz gewinnt der Auktionskatalog durch eine hübsche kleine Sammlung von Originalzeichnungen und Radierungen Berliner Künstler, — dabei hübsche Blätter von anderen Mitgliedern der Familie, — von



G. F. Schmidt, Meil, interessante *Original-Karikaturen von E. T. A. Hoffmann* usw. Das Kostbarste dabei sind jedoch die fast vollständigen *Originalzeichnungen Chodowieckis zu Basedows Elementarwerk.* Diese prachtvoll ausgeführten Blätter, von deren Existenz in der Literatur bisher nie etwas erwähnt worden ist, zeigen den Künstler von ganz neuen Seiten und beanspruchen eigentlich einen Platz in einer öffentlichen Sammlung.

Der Auktionskatalog 117 beschreibt eine umfängliche *Napoleon-Sammlung* mit nicht weniger als 650 Nummern, ausschließlich bildliche Darstellungen über Napoleon und seine Zeit, dabei noch umfängliche Sammelnummern. Die erste Hälfte des Katalogs beschreibt Porträts des Kaisers, seiner Familie, seiner Umgebung und seiner Gegner, dabei viele Seltenheiten und schöne Farbendrucke der Zeit. Im anderen Teil des Katalogs sind in chronologischer Reihenfolge die historischen Begebenheiten aus Napoleons Leben verzeichnet, worunter die fast vollständige Folge der farbigen Schlachtenbilder von *Rugendas* hervorzuheben sind. Daran schließen sich noch Medaillen, Flugschriften, Karikaturen und Militär-Kostümblätter in reicher Auswahl.

Endlich wird noch eine kleine, aber wertvolle und gewählte *Autographen-Sammlung* am 7. Juni bei C. G. Boerner versteigert. Hier haben sich aus verschiedenem Privatbesitz allerlei große Kostbarkeiten zusammengefunden. Wir finden Musik-Manuskripte von *Beethoven*, *Mozart*, *Weber*, eine umfangreiche Sammlung von Autographen und Manuskripten *Theodor Körners*, kleine Spezial-Sammlungen von Autographen *Heines*, *Bismarcks*, *E. T. A. Hoffmanns*, ferner einige große Raritäten, wie zum Beispiel Eigenhändiges von *Huß* und *Rembrandt*, dabei schöne einzelne Stücke großer Männer aller Zeiten. Hingewiesen sei noch auf ein überaus *kostbares Stammbuch* aus dem Besitz des bekannten *Schauspielers der klassischen Zeit*, *Schroeder*. Dieses Stammbuch läßt sich allein mit einem der schönsten Bücher dieser Art, die jemals in den Handel gekommen sind, vergleichen, nämlich dem Glanzstück von Alexander Meyer-Cohns Sammlung, dem Stammbuch des Schauspielers Iffland. Hier wie dort, finden sich, von Goethe und Lessing angefangen, alle literarischen Größen der Zeit und ein reicher Bilderschmuck, aus dem Originalzeichnungen B. A. Willes und Fügers hervorgehoben seien.

Die drei reich illustrierten Kataloge werden zum Preise von je 1 Mark durch C. G. Boerner in Leipzig versandt.

Martin Breslauer in *Berlin* versendet die Kataloge zweier bemerkenswerter Auktionen. In der Vorrede zu dem der ersten am 17. Juni stattfindenden „Das Schauspiel in Deutschland bis 1700" heißt es: „Den Grundstock dieses Verzeichnisses bildet die herrliche Büchersammlung von *Karl Biltz*.

Wie ich in der Vorbemerkung zu Reihe I schon berichtete, habe ich im Laufe langer Jahre und durch günstige Umstände zu den Sammlungen von Karl Biltz vieles fügen können, was sie in glücklicher Weise vervollständigte. Schon vor Erwerb der Biltzschen Bibliothek hatte ich gerade auf den Gebieten gesammelt, die Biltz bevorzugte. Die Dialoge und Schauspiele enthalten neben der Hinterlassenschaft von Biltz das, was heißem Bemühen im Laufe von fünfzehn Jahren erreichbar war.

So ist eine Sammlung zur Geschichte des frühen deutschen Theaters zusammengebracht worden, wie sie in solcher Fülle in kaum einem der gedruckten Kataloge einer öffentlichen und privaten Sammlung verzeichnet ist. Die Kataloge von Wilh. Alex Blenz, Matthäus Kuppitsch, Christian und Clemens Brentano, Wendelin v. Maltzahn, Freiherrn v. Meusebach, F. H. v. d. Hagen, Heyse, Karl Fr. v. Klöden, Tieck, Uhland, Schlegel usw. gaben gewiß reichhaltige Sammlungen dramatischer Literatur, aber nirgends war das XVI. Jahrhundert so gut vertreten wie in dieser Sammlung.

Nur kurz seien aus der ersten Sammlung die geschichtlich wertvollen Schriften erwähnt, die zu den sehr wenigen gehören, die sich als Einzelschriften mit den dramatischen Aufführungen beschäftigen und die zu den fast unauffindbaren Seltenheiten zählen dürften. Es sind dies Nr. 10 Kurzer Begriff oder Inhalt der Tragico-Comedien. Nr. 13 *Breitinger*, Bedencken von Comoedien oder Spilen. Nr. 79 *Sturm*, De literarum ludis recte aperiendis. Nr. 82 Ain Tragedia oder Spill gehalten in dem Küniglichen Sal zu Paris.

Ferner wären als theatergeschichtlich wichtig zu erwähnen: Nr. 3, die den Nachweis über den lange unbekannten Verfasser des Hußdramas (Nr. 91) erbringt, sodann die vielen Pasquillschriften, das Gedicht des *Erasmus Alberus* gegen Emser (Nr. 6), die Narrenbücher, *Wickrams* Rollwagenbüchlein in einer unbekannten Ausgabe (Nr. 87) usw.

In der zweiten Abteilung ist als größten Schatzes der Vereinigung von Werken und Drucken des *Pamphilus Gengenbach* zu gedenken, die zu der hohen Zahl von 16 Nummern aufsteigt, die den Liebhaber dieser Literaturgattung mit Recht erstaunen wird. Es seien die Werke des *Naogeorgus-Kirchmayr* (11 Nummern!) erwähnt, die Dramen des *Betuleius*, *Thomas Birck*, *Leonhart Culman*, *Nicodemus Frischlin*, *Gnapheus*, *Gryphius*, *Joh. Christ. Hallmann*, *Hayneccius*, *Christ. Hegendorf*, *Joh. Kolross*, *Joh. Fr. Lautenschlager*, *Dan. Casper von Lohenstein*, *J. Chr. Murer*, *Reuchlin*, *Paul Rebhuhn*, *Samuel Reuschlein*, *Christ. Weise* usw. *Ayrers* kostbare Sammlung, das „Opus thaeatricum" liegt in einem prachtvollen Exemplar vor, und die Gesprächbücher und Dialoge sind in reicher Anzahl und in glücklichen Beispielen vertreten."

Die zweite Auktion, am 18. und 19. Juni, wird nur eine Sammlung des Gothaischen Hofkalenders bringen, aber die bedeutendste aller im Handel erschienenen, herstammend aus dem Besitz des Baudirektors *Eduard Clément* in Magdeburg. Die Vorrede zu dem mit 120 Illustrationen geschmückten Verzeichnis dieser durch zahlreiche Varianten, Doppeldrucke usw. ausgezeichneten Sammlung gibt einen sehr guten Überblick



der Entwicklung des Hofkalenders und der neuen Aufschlüsse darüber, die der Forschung Cléments zu danken sind.

Bei *Oswald Weigel* in *Leipzig* werden im Monat Juni Bestände aus der *Freiherrlich von Lüttwitzschen Bücherei* unter den Hammer gebracht und zwar in vier Auktionen: Großbritannien und das britische Kolonialreich. Spanien und Spanisch-Amerika. Geschichte. Reisen. Sprachen und Literaturen. — Theologie. — Kulturgeschichte. — Deutsche Literatur. Die Auktionen beginnen am 3. Juni und währen mit Ausnahme des 7. und 8. Juni bis zum 13. des Monats. Auf den *folkloristischen* Katalog sei ganz besonders hingewiesen.

Bei der Auktion der Sammlung *Steinle* durch *J. St. Goar* und *F. Lehmann* in *Frankfurt a. M.* vom 5. bis 9. Mai wurden unter anderem folgende Preise erzielt: *Brentano*, Godwi Bremen 1801—1802 125 M.; Märchen 1846—1847 26.50 M.; Romanzen von Rosenkranz, Abschrift des Originals der Frau Sophie Steingass, 486 Seiten 100 M.; Büste in Gips vom Bildhauer Tiech 187 M.; Totenmaske in Gips 100 M.; *Sophie Mereau*, Gedichte Berlin 1800—1802 51.70 M.; *Goethe*, Faust-Fragment 1790 225 M.; *Walter v. Goethe*, Erlinde Stuttgart 1845 55 M.; *Brüder Grimm*, Kindermärchen Bd. 1 1812, Bd. 2 1850, Bd. 3 1822 21 M.; *Conr. Ferd. Meyer*, Jürg Jenatsch 100. Aufl. Leipzig 1910 Originallederband 30.50 M.; *Schiller*, Theater 5 Bde. 1805 bis 1807 13 M.; *Sonnenfels*, Schriften 1783—1787 10 Bände 58 M.; *Trenck*, Lebensgeschichte 4 Bde. 1787—1792 18.90 M.; *Wieland*, Werke 43 Bde. Wien 1818—1821 Gleichzeitige Hlfrzbände. 25 M.

Bock, Geschichte der liturg. Gewänder 45.50 M.; *Burgmaier*, Images des Saints etc. Wien 1799 75 M.; *Detzel*, Ikonographie 1894—1896 39 M.; *Dürer*, Sammelband 186 M.; *Falke und Frauberger*, Schmelzarbeiten 155 M.; Handzeichnungen alter Meister, 6 Serien 115 M.; *Hopfer*, Opera Hopferiana Frankfurt zirka 1800 161 M.; *Indau*, Wienerisches Architekturbuch Augsburg zirka 1720 22.50 M.; *Lavater*, Physiognomic 4 vols La Haye 1781—1786 200 M.; *Minntold*, Vorbilder für Handwerker 164 Photographien 1855 132 M.; *Muther*, Geschichte der Malerei, München 1893—1894 120 M.; *Seelengärtlein*, 295 M.; Exposition de l'Oeuvre de van Dyck organisée p. la ville d'Anvers, Paris 1900 102 M.; *Villemin*, Monuments français Paris 1825, 2 vols 96 M.

Hilarius, Lucubrationes 1523 30 M.; Hore beate Marie Paris 1507 265 M.; *Strabo*, Geographiae opus 1480 aus dem Besitz Tassos 300 M.; Allgemeine deutsche Biographie komplett 340 M.; *Lersner*, Chronika 2 Bde 78 M.

Von den *Steinle-Originalen* erzielten Fresken im Chor des Domes zu Köln 160 M.; Speierer Domfahne 165 M.; Zug der Nebenflüsse des Vater Rheins Wasserschloß 271 M.; Schiefer-Notiztafel 79 M.; Skizzenbuch 31 M.; Tagebuch für 1848—1849 23 M.; 22 Briefe Steinles 29 M.; 20 Briefe Steinles 27 M.; *Sir Fred. Leighton*, Originalaquarell 350 M.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Das mittelalterliche Hausbuch. Nach dem Originale im Besitz des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee im Auftrag des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft herausgegeben von *Helmuth Th. Bossert* und *Willy F. Storck*. VI, 71, XLI S.; 74 Lichtdrucktafeln. Gr. 4°. Halbpergamentband. *E. A. Seemann*, *Leipzig*, 1912. Nicht im Buchhandel. Kostenfreie Jahresgabe für die Mitglieder des „D. V. f. K.“

Die Waldburg-Wolfegger Bilderhandschrift ist eines der interessantesten Dokumente des späten Mittelalters, sowohl in künslerischer als in kulturgeschichtlicher Hinsicht. Schon lange war daher dieses eigenartige Werk, das in der Gelehrtenwelt unter dem Namen „Mittelalterliches Hausbuch“ bekannt wurde, der Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Um den anonymen Meister des Hausbuchs entstand eine Literatur, deren Anfänge in das XVIII. Jahrhundert zurückgehen. Einem geheimnisvollen Gespann vergleichbar, rollte die „Hausbuchmeisterfrage“ umhüllt von hochwirbelndem Staub unzähliger Hypothesen durch die Jahrzehnte. Nun gelang es zwar endlich in jüngster Zeit des geheimnisvollen Gespanns Insassen Inkognito zu lösen. Eine Pferdeschabracke enthüllt den Namen: Heinrich Mang. Aber viel weiter sind wir damit nicht gekommen. Nur daß der Hausbuchmeister auf seiner abenteuerlichen Fahrt vom XVIII. bis XX. Jahrhundert von den Niederlanden, wo man ihn zuerst lokalisierte, über den Mittelrhein nach Schwaben gelangte, so daß wir heute „nur“ mehr im Zweifel sind, ob er von Augsburg, Ulm oder Konstanz stammt. Auch ist naturgemäß schon das System einer Teilung seiner Person angewandt worden, in der Weise, daß man die eine Hälfte Heinrich Mang, die andre Hausbuchmeister nannte und wechselsweise dem einen das zusprach, was man dem andern absprach. Noch vor zwei Jahren stand der eine Mitherausgeber der Publikation auf diesem Standpunkt. Aber auch diese Methode brachte keine Klärung. Die Hausbuchmeisterfrage ist noch immer ungelöst und man durfte daher von vornherein nach dieser Seite hin durch die neue Publikation keine Klärung erwarten. Aber dieser Umstand beeinträchtigt den Wert der wundervollen Publikation in keiner Weise. Es ist schließlich nicht das Wichtigste, ob der beste deutsche Meister der letzten Generation vor Dürer Mang hieß oder nicht. Aber es ist von unschätzbarem Wert, sein Werk, das im Original nur die wenigsten Menschen zu sehen bekommen, in einer das Original ersetzenden Wiedergabe zu besitzen; denn ganz abgesehen von der köstlichen taufrischen Künstlerindividualität, die aus ihm zu uns spricht, bietet uns das „Hausbuch“ eine solche Fülle kulturgeschichtlicher Einzelheiten, daß wir beim Durchblättern gleichsam das ganze farbige Gewoge der mittelalterlichen Kultur vor uns schauen. Wir sehen das ländliche, bürger-



liche und ritterliche Leben der Zeit. Feldbau, Gewerbe, Jagd, Turnier, Krieg und Mord, Verbrechen, Liebesleben, Volksfeste. Bunteste Kulturbilder. Dazwischen Texte wunderlichster Art, astrologische Verse, Rezepte für alle Krankheiten, alchimistische Ratschläge. Einen großen Raum nehmen genaue Zeichnungen von Geschützen, Geschützteilen, Pulvermühlen, Streitwagen und sonstigen kriegstechnischen Gegenständen ein, woraus sich ergab, daß der erste Besitzer des Hausbuches ein Büchsenmeister gewesen sein mußte. Sein Name konnte, trotz des vorhandenen Wappens, das früher irrtümlich als der Familie Goldast gehörig, benannt wurde, noch nicht ermittelt werden. Von diesem Büchsenmeister — ein Beruf, der etwa dem eines modernen Genieoffiziers gleichkommt — stammt offenbar auch der Text, soweit er sich auf kriegstechnische Dinge bezieht, während die Planetenverse den kalligraphischen Stil eines Berufsschreibers zeigen. Die Sprache beider Schreiber ist mittelrheinisch. Bossert denkt an die Gegend von Heidelberg oder Speier. Dafür würde ein bisher übersehenes Motiv sprechen. Auf Tafel 60 deutet der Wagenburgmeister — in dem Bossert wohl mit Recht den Besteller der Handschrift erkennt — auf die Erbach'schen Lagerzelte. Danach dürfte man vermuten, daß er sich in Erbach'schem Dienst befand. Sehr interessant sind die historischen Ergebnisse. Auf der Turnierszene konnten die beiden Visierreiter als Karl der Kühne und Maximilian erkannt werden. Auf der „Wagenburg", einer Szene aus der Neußer Fehde, finden sich auf den Zelten die Wappen Adolf II. von Nassau und derer von Hanau, sowie die Farben der die Fahnenwacht am Kaiserzelt übenden Augsburger. Dadurch konnte das Datum 1475 festgestellt werden. Ein wichtiges Kapitel bildet die Abhandlung über die „Ritterorden und Livreen". Das Hausbuch wimmelt von Livreen und sonstigen Abzeichen und war hier einige Aufklärung längst vonnöten. Die Herausgeber haben sich in ihre Arbeit geteilt, indem Bossert die Beschreibung, Rekonstruktion und Geschichte des Hausbuches, die Abhandlungen über die Wappen, Ritterorden und Livreen und die historischen Reminiszenzen, sowie die Redaktion des Hausbuchtextes und der Tafeln übernahm, Storck das Vorwort, das Kapitel über die künstlerische Tätigkeit des Hausbuchmeisters und die Bibliographie besorgte. Das Kapitel über die künstlerische Tätigkeit hätte zum Nutzen des Ganzen etwas eingeschränkt werden dürfen, da die ganze darin gegebene Entwicklung doch nur ein lose schwankendes Gewinde von Hypothesen ist, in dem übrigens die in dem gegebenen Zusammenhang unbequemen, an sich aber sehr wichtigen Hinweise Weizsäckers auf den engen Zusammenhang des Meisters mit der Konstanzer Kunst, leider nicht berücksichtigt wurden. Die Wiedergabe der Hausbuchblätter erfolgte in Lichtdrucken, die den Charakter des Originals vorzüglich festhalten. Auf farbige Wiedergaben wurde verzichtet, da die Farbengebung zum Teil von späterer Hand stammt, und somit nicht absolut wichtig ist. Von dem Text wurden aus jeder Lage Schriftproben gegeben, so daß es sich als nicht nötig erwies, den ganzen Text zu bringen. Der „Deutsche Verein für Kunstwissenschaft" verdient für die schöne Publikation, die das Entzücken jedes Bibliophilen ist, aufrichtigen Dank. Möchte sie dem Verein, der zurzeit eine Reihe kostbarer Neuerscheinungen vorbereitet, neue Mitglieder werben helfen!

Mela Escherich.

„Das schöne Buch im Wandel der Zeit" heißt der *22. Katalog* von *Martin Breslauer* in *Berlin W. 15.* Er darf diesen Titel führen, denn seine 634 Nummern können als eine sorgsam gewählte Beispielsammlung zur Geschichte des schönen Buches gelten. Von einem Livre d'heures seltenster und rätselhafter Schönheit bis zu den besten Drucken der Gegenwart ist die Linie durchgeführt und jedes einzelne Objekt mit jener Sorgfalt und Sachkenntnis beschrieben, die uns bei einem Katalog Breslauers schon selbstverständlich erscheint. Es hieße die gegebenen Raumgrenzen weit überschreiten, wollten wir die besonders schönen und wertvollen Stücke aufzählen. Ohne Zweifel wird keiner unsrer Leser dieses Verzeichnis undurchmustert lassen, das mit seinen über 120 Abbildungen den angesetzten Preis von 4 M. reichlich wert ist. G. W.

Platenatlas voor de vaderlandsche geschiedenis . . . Door A. J. van der Meulen. Met medewerking van M. ten Bouwhuis. Tweede herziende druk. Groningen, J. B. Wolters, gr. 8°. 168 pag. Preis 1.90 fl.

Ein Bilderatlas der niederländischen Geschichte, der sich durch die geschickte Auswahl der Abbildungen, die vorzügliche Ausführung derselben auch außerhalb Hollands viele Freunde erwerben wird. Das Werk ist deshalb auch für Nichtniederländer von großem Interesse, weil dem Kulturgeschichtlichen ein so breiter Raum gewährt ist. Wer sich ein Bild von der Kulturentwicklung in den nördlichen Niederlanden machen will, der wird hier auf die angenehmste Art Belehrung finden, auch wenn er den beschreibenden Text, der durch die Knappheit und Klarheit seiner Erläuterungen, besonders der Charakteristiken der verschiedenen Stile vorbildlich ist, nicht verstehen kann. Alle Seiten der Kultur werden hier in gleicher Weise berücksichtigt; wir finden Abbildungen der wichtigsten Kunst- und Baudenkmäler, der wechselnden Erzeugnisse der launischen Kleidermode, der Beförderungsmittel, der Siegel und Münzen, der Schrift- und Druckproben von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag; Darstellungen von politischen Ereignissen, Schlachten und Belagerungen sind nur in beschränkter Anzahl aufgenommen, wohl aber sind die bedeutendsten Pörsönlichkeiten der niederländischen Geschichte und Kultur in Porträts festgehalten. Daß die Reproduktionen nach authentischen, zeitgenössischen Stichen und Gemälden oder bei noch bestehenden Bau- uud anderen Denkmälern nach diesen selbst angefertigt sind, ist wohl selbstverständlich.

Zwei der Reproduktionen, die in Farbendruck ausgeführt sind, möchte ich als besonders gelungen hervorheben; die eine ist eine etwas verkleinerte Wiedergabe



einer Seite aus einer Handschrift des XV. Jahrhunderts, aus dem in der Utrechter Universitätsbibliothek bewahrten Pontificale der St. Marienkirche, das durch die feinen Randverzierungen und die in die Initiale gezeichnete Miniatur besonders bemerkenswert ist; die andere ist eine Reproduktion eines reizenden wegen der Kostüme interessanten Aquarells aus der Zopfzeit, die Kirschenverkäuferin von Jacob Buys. Der Atlas liegt uns in zweiter Auflage vor, die sich von der ersten durch wesentliche Verbesserungen unterscheidet. Die Zahl der Abbildungen ist von 356 auf 448 gestiegen, der Text ist ausführlicher geworden, und auf Druck und Ausstattung ist größere Sorgfalt verwendet worden. Durch verschiedene gutgearbeitete Register, auch eins auf die Namen der Künstler, von denen Werke reproduziert sind, wird die Brauchbarkeit des Buches noch erhöht. Leider sind einige störende Fehler und Nachlässigkeiten in der Datierung aus der ersten in die zweite Auflage mit hinübergenommen, die zu berichtigen doch nur die kleine Mühe des Nachschlagens in einem Geschichtswerk gekostet hätte. So wird das Todesjahr des Prinzen Friedrich Heinrich mit 1625 angegeben, dasselbe ist aber, wie hier jeder höhere Schüler weiß, 1647; in vielen andern Fällen fehlen die Zahlen der dargestellten Personen ganz, während die der Maler, die die Personen porträtiert haben, richtig angegeben sind, so bei Wilhelm dem Schweiger, der Niederlage von Bossu, den Prinzen Moritz und Ludwig von Nassau, der Schlacht bei Nieuwpoort, Hooft, dem Frieden von Münster, um nur ein paar Nummern herauszugreifen. *M. D. Henkel.*

Maister Franntzn Schmidts Nachrichters um Nürnberg all sein Richten. Nach der Handschrift herausgegeben und eingeleitet von *Albrecht Keller. Wilhelm Heims Verlag in Leipzig 1913* XVI, 119 Seiten.

In meinem langen Leserdasein ist mir kaum ein erschütternderes Buch vor Augen gekommen als diese unbeholfenen, rein sachlichen Aufzeichnungen des Nürnberger Scharfrichters Franntz Schmidt. In drei Nürnberger und zwei Bamberger Handschriften ist der Text überliefert. Sie alle hat Albrecht Keller benutzt, sich aber mit Recht in der Hauptsache an die älteste Nürnberger Handschrift gehalten und durch dieses kritische Verfahren sowohl den alten Druck J. M. F. von Endters von 1801, wie Christian Meyers Auszug im 7. Bande der Hohenzollerischen Forschungen (1902) überholt. Die gute Einleitung leuchtet tief in die Kultur- und Rechtsgeschichte des ausgehenden Mittelalters hinein, aber man muß den Wortlaut des Tagebuchs selbst in seiner schauderhaften Sachlichkeit an sich vorbeiziehen lassen um von der unmenschlichen Härte der guten alten Zeit den rechten Begriff zu bekommen. Von 1573—1617 hat Schmidt gegen vierhundert Personen vom Leben zum Tode befördert, auf die verschiedensten Arten, oft erst, nachdem sie mit Ruten gestrichen, mit feurigen Zangen gezwickt oder aufs Rad geflochten worden waren. Seit 1580 wurden wenigstens nicht mehr die Kindermörderinnen, wie es in der Carolina vorgeschrieben war, lebendig begraben, gepfählt oder ertränkt, und allmählich setzte sich überhaupt die Hinrichtung durch das Schwert als einzige Form durch. Aber was wurde noch immer, selbst bei geringen Verbrechen, den armen Sündern, die am Leben blieben, angetan! Für falsches Zeugnis die Finger abgeschlagen, für Kuppelei die Backen gebrannt, für Diebstahl, wo nicht Todesstrafe verhängt war, Rutenstreiche, oft auch beides. Man versteht, weshalb der Scharfrichter als unehrlicher Mann, als unheimlicher Geselle gelten mußte, denn auch die von aller Sentimentalität freien Zeitgenossen mochten die Fähigkeit zu solchem Handwerk nur einem zutrauen, der übernatürlicher Kraft mächtig war. Franntz Schmidt ist am Ende seines Dienstes wieder ehrlich gemacht worden und hat noch bis 1634 gelebt. Sein Tagebuch zählt zu den wertvollsten Dokumenten dieser Art, der Druck wie die Art der Herausgabe (in 500 Exemplaren, Preis broschiert 6 M., in Halbpergament gebunden 7,50 M.) gereicht dem Verlag und dem Bearbeiter zum Verdienst. G. W.

Die Virtuosen der Prospekt-Rhetorik möchten aus der Herstellung von Druckwerken gern ein Mysterium machen, als dessen Priester sie sich der ehrfurchtsvollen Büchersammler-Gemeinde zeigen wollen. Und ihren schönen Worten wird gern geglaubt. Vielleicht, weil diese Worte gedruckt sind, wahrscheinlich aber aus einer gewissen Faulheit des sich nicht besser Unterrichtenwollens vieler Amateure. Wer die eine oder die andere Voranzeige des angepriesenen einzigartigen Buches auf prosaischere Formeln bringen kann, die das feststellen, was Graphiker und Typographen ihr an tatsächlichen Behauptungen entnehmen können, der wird, auch wenn er die vollkommene Erfüllung des Versprochenen voraussetzt, mitunter recht entnüchtert sein. Aber ich habe schon einmal mit einem Sammler gesprochen, der die schwierigsten Fachausdrücke der Original-Graphik mit bewunderungswürdiger Sicherheit beherrschte und trotzdem keine ganz klare Vorstellung davon hatte, daß die Verschiedenheit der Druckfarbenaufnahme und -abgabe beim Hoch- und Tiefdruck den künstlerischen Charakter der für den Hoch- oder Tiefdruck bestimmten graphischen Arbeiten bedingen muß. Erwägt man weiterhin, daß die nicht wenigen originalgraphischen Techniken sich miteinander verbinden lassen, ineinander unter Umständen übergehen können, so dürfte man gern zugeben, wie ein Griffelkunstblätter oder Bücher mit solchen sammelnder Amateur mit den handwerksmäßigen Grundlagen der Griffelkünste wohl vertraut sein muß. Ganz allgemeine Anschauungen nützen ihm wenig, ja sie können sogar zu seiner Sammeltätigkeit schädlichen Vorurteilen führen. Das Schlagwort von den ersten und deshalb besten Abzügen zum Beispiel will aus dem Unterrichtetsein über graphische Handwerksnotwendigkeiten wohl verstanden sein und so wörtlich, wie es oft geschieht, darf man es denn doch nicht nehmen. Wenn man nach der praktischen Erfahrung annehmen muß, daß bei Schabkunstplatten etwa die 20—40 ersten Abzüge am schönsten auszufallen pflegen, kann die aus der schönsten Theorie gewonnene beste Überzeugung



das nicht ändern, und der Sammler, der Abzüge eines Griffelkunstblattes nur nach der Abzugsnummer, nicht nach der offenbaren Qualität einschätzen kann, läßt seine Kennerschaft auf einer etwas leichtfertigen Ahnungslosigkeit beruhen.

Bilder aus der guten alten Zeit zeigen uns die verständnisvollen Sammler, wie sie in den Werkstätten die Wirkungen eines frisch aus der Presse gekommenen Blattes prüfend beurteilen, umstanden vom Drucker, von den anderen am Werke beteiligten. Heutzutage scheint man nicht allzuviel mehr von solchen gemütlichen Sammlerstimmungen zu halten, man liest die Ankündigung: Die ersten fünf Abzüge wurden von den unverstählten Platten auf japanischem Papier, das aus den kaiserlichen Werkstätten in Tokio stammt, hergestellt, vom Künstler selbst beziffert sowie gezeichnet und sagt sich, daß man mehr doch wirklich nicht verlangen könne. Ich möchte nun nicht behaupten, daß solche Anzeigen nicht wirklich die besten in den Handel gegebenen Abzüge versprechen. Aber ich darf wohl meinen, daß ein Sammler, der wirklich etwas von den Erzeugnissen seines Sammelgebietes versteht, sich nicht auf die Meinungen anderer, sondern auf sein eigenes Urteil verlassen soll, auf seinen, auch durch Vertrautsein mit den jeweiligen Herstellungsverfahren gebildeten Geschmack. Aus diesem Gesichtspunkte will ich den Büchersammlern, zumal bei der jetzt anscheinend sich auch in Deutschland steigernden Vorliebe für die Ausstattung von Liebhaberbüchern mit Griffelkunstblättern, ein Handbuch empfehlen, das freilich zunächst als ein Kompendium der Praxis des Originalgraphikers gedacht ist:

Die manuellen graphischen Techniken. Zeichnung, Litographie, Holzschnitt, Kupferstich und Radierung sowie die verwandten graphischen Verfahren des Hoch-, Flach- und Tiefdruckes. I. Band: Die Schwarz-Weißkunst. Erweiterte zweite Auflage des Werkes: Die Techniken des Tiefdruckes. Herausgegeben von Walther Ziegler. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen. Halle a. S. Wilhelm Knapp. 1912. (Preis 9.80 M.).

Das ist der etwas umständliche Titel eines vorzüglichen Lehrbuches für Künstler, aus dem sich auch der Kunstfreund die erwünschtesten Aufklärungen verschaffen kann, nicht nur, indem er hin und wieder sich über einen bestimmten Fachausdruck, ein besonderes Verfahren unterrichtet, sondern indem er den Zusammenhang der originalgraphischen Techniken aus ihrer handwerksmäßigen Grundlage erfaßt. Er wird sich dafür durch eine erhöhte Genußfähigkeit belohnt sehen, durch eine wohlbegründete Kennerschaft, die jeweilig auch beurteilen kann, ob die manuelle Geschicklichkeit für die Verwirklichung des künstlerischen Ausdruckswillens vorhanden war. G. A. E. B.

Seit langer Zeit erfreut sich die von *W. Nagl* und *J. Zeidler* verfaßte *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte (Verlag Carl Fromme in Wien)* als gründliche Darstellung ihres Sondergebietes einer Wertschätzung, wie ähnlich unter den verwandten Erscheinungen nur Baechtolds „Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz". Der Schlußband, den Zeitraum von der Regierung Maria Theresia bis zur Gegenwart umfassend, ist in seinem Erscheinen durch die lange Krankheit Zeidlers verzögert worden.

Nach dem Hinscheiden des verdienten Gelehrten am 21. August 1911 hat der zurückgebliebene Genosse sich in *Eduard Castle* einen neuen Mitarbeiter zugesellt, der für den noch unvollendeten Teil, das Jahrhundert Grillparzers, seine Sachkenntnis vielfältig erwiesen hat. In der jüngsten, 34. Lieferung steht Nicolaus Lenau als beherrschende Erscheinung im Vordergrund, und Castle hat als Bearbeiter der besten Lenau-Ausgabe wie kein anderer sich in den unglücklichen Dichter eingelebt; umso mehr ist es anzuerkennen, mit welcher Knappheit er hier auf wenigen Seiten die Ergebnisse ausgebreitetester Forschung zusammendrängt. Ebenso glückt es ihm, von Kleineren abgesehen, mit Betty Paoli und *E. von Komorzynski* mit Eduard von Bauernfeld, *E. Horner* mit Friedrich Halm. Merkwürdig, daß diese beiden hervorragenden Dichter nicht der Ehre eines Porträts gewürdigt werden, die doch manchem geringeren, häufig allerdings in etwas zweifelhafter Ausführung, zuteil geworden ist. G. W.

Marie Stahl, Wilde Wasser. Roman. *Verlag Continental, Berlin.*

Den wilden Wassern, in denen die Frau ihr Grab findet, die Verbrechertum und höchste Verfeinerung des Lebensgenusses miteinander zu verbinden verstand, soll ihre Seele gleichen. Deren Wellen bringen vieler Schicksale in Gefahr, doch nimmt es zumeist ein leidliches Ende. Sie, die Mörderin, allerdings hat ihre Ziele nicht erreicht, als sie im Arme dessen, der sie heiß geliebt und den sie bis ans Ende zu täuschen gewußt hat, in den Fluten versinkt. Backfische, ein idealer Jüngling, alte Tanten, Standestypen und dergleichen Gestalten bilden die Umgebung Alles ist sehr romanhaft, aber man kann zur Entschuldigung anführen, daß es eben ein Roman ist. -o-.

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann herausgegeben von *Otto Clemen*. Dritter Band. *Bonn*, *A. Marcus* und *E. Webers Verlag* 1913 VII, 516 Seiten.

In meiner Anzeige der ersten beiden Bände (Beiblatt Seite 74) habe ich gesagt, daß diese erste nach modernen wissenschaftlichen Grundsätzen und für wissenschaftlichen Gebrauch geschaffene Luther-Auswahl künftig als einziger Ersatz für die den Meisten unerschwinglichen vollständigen Werke dienen werde. Dies gilt beim vorliegenden Bande namentlich für die Theologen. Er enthält unter den Schriften der Jahre 1525—1528 die beiden großen grundliegenden „De servo arbitrio" und „Von Abendmahl Christi, Bekenntnis", außerdem „Von Kaufshandlung und Wucher" die drei Proklamationen Luthers im Bauernkrieg von 1525, die neue Gottesdienstordnung, in der „Deutschen

Messe" 1526, leider ohne die Musiknoten, das „Taufbüchlein aufs neue zugerichtet" und die immer noch aktuelle Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können". Der Kommentar bietet wieder in gedrängtester Form eine Fülle von Worterklärungen, Zitatnachweisen und Literaturangaben. Er erscheint in der Verbindung von Sachkenntnis und praktischem Sinn für alle ähnlichen Ausgaben vorbildlich. G. W.

Heinrich Lhotzky, Im Reiche der Sennerinnen. Roman. (Naturgeheimnisse, I. Band. 2,50 M., gebunden 3,50 M.) *Hans Lhotzky Verlag*, *Ludwigshafen*. 1913.

Lhotzkys freier, pantheistisch gefärbter Gottesglaube findet in seinem neuen Roman die schönste Darstellung, die man sich denken kann. Er führt uns in die Erhabenheit der steyrischen Alpenwelt hinein. Die Geheimnisse der Natur vermögen wir in dieser grandiosen Gestaltung am ehesten zu erfühlen. Die Natur ist kein bloßes Schaustück. Tier und Gestein, den Bergsee und die Alpenblumen empfindet der Mensch, der sich ein persönliches Verhältnis zur Umwelt zu schaffen sucht, als Äußerungen eines, desselben allwaltenden Geistes. Der müßige Betrachter erfaßt ihn ebensowenig wie der sezierende Forscher. Die Zelle ist die erste Offenbarung, nicht der Ursprung; alles ist Entfaltung des Geistes, des Gottes. Worte zeugen von diesem nicht, er will erschaut sein, und die, die es erreicht haben, verstehen einander, ohne davon zu reden. So ists ein Evangelium des einzelnen, das hier verkündet wird, und ein Evangelium der Freiheit. Wie dem Jünger muß diese aber auch dem Objekt beschieden sein. Der Mensch mußte sich einst die Natur unterwerfen, um sich selbst zu vollenden. Nun sie ihm dienstbar geworden ist, mag er ihr, soweit es nur angeht, die alte Freiheit wiedergeben. Kein menschliches Eingreifen soll in ihr das Werden und Vergehen aufhalten, ihre eigenen Gesetze sollen es regeln. In solcher Unberührtheit wird sie imstande sein, den Menschen zum rechten Gottesdienst zu führen.

Die praktische Forderung, die das Buch aufstellt, ist darum Naturschutz im Sinne jener Bewegung, die große Gebiete als Reservate der Freiheit errichten will. Das heißt nicht kulturfeindlich sein, vielmehr sollen dadurch Quellen frischer, sich immer erneuernder Kraft erschlossen werden.

Mit hohem Geschick kleidet Lhotzky seine Gedanken in Handlung und gibt ihnen die Form des Romans. Ein junger Gelehrter unternimmt die Vorarbeiten für ein solches zu schaffendes Stück Erde. Wir wandern mit ihm über die Gipfel und rasten bei den Sennerinnen. Die Hochlandschaft hält uns in ihrem Bann, und wir schauen sie, wie sie der Dichter schaut. Er ist kein Schilderer, ich möchte sagen, artistischer Art, seine Darstellung geht durch sein Gefühl hindurch, ist Erlebnis.

Gegenüber Immanuel Müller, dem ersten Roman, den unsere Leser im Februarheft angezeigt fanden, ist ein wesentlicher Fortschritt getan. Dort bestand zwischen dem gedanklichen und dem künstlerischen, romanhaften Inhalt nur ein loser Zusammenhang. Die Überfülle der Handlung ließ die tendenziösen Bestandteile dann um so krasser hervortreten. Dagegen sind jetzt die äußeren Schicksale der Menschen mit großem Vorteil zugunsten des inneren Erlebens zurückgestellt worden. Eins fällt noch auf. Der Verkehr des Gelehrten mit den primitiven Bewohnern der Berge ist zuweilen auf einen Ton gestimmt, der zu hoch klingt. Dem Optimismus des Dichters, der beide Teile durch ihr ähnliches oder gleiches Gefühl einander so nahe kommen läßt, vermag ich nicht zu folgen. Die sprachliche Verständigung zum mindesten müßte sich wohl anders vollziehen.

Das Büchlein eröffnet eine Sammlung. Wenn jeder Band von gleichem Werte ist, kann man dem Unternehmen den besten Erfolg wünschen. C. N.

Ideal und Leben. Eine Sammlung ethischer Kulturaufgaben. In Verbindung mit hervorragenden Schriftstellern herausgegeben von *J. Klug*. *Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn und Würzburg*. 1913. Erster Band: *A. Wirth*, Vergangenheit und Gegenwart. Zweiter Band: *F. Zach*, Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit. Dritter Band: *M. Erzberger*, Duell und Ehre.

Um der Sammlung ethischer Kulturaufgaben, deren erste drei Hefte jetzt vorliegen, gerecht zu werden, wird man stets daran denken müssen, daß sie mit der Absicht begründet worden ist, *weiteren Kreisen* das Wesen unserer gegenwärtigen Kultur, ihre Probleme, ihr Ringen, ihre Hoffnungen vor Augen zu stellen. Der Herausgeber hat sich darum seine Mitarbeiter auch nicht unter den grübelnden Wissenschaftlern, sondern unter den guten Literaten ausgesucht, deren Gewissen sie nicht nötigt, Ungeklärtheiten und bleibende, ungelöste Fragen hervorzuheben, die vielmehr die Fähigkeit besitzen, das nach ihrer Meinung Gesicherte in ansprechender Form zu erzählen.

Im ersten Bändchen bietet *Albrecht Wirth*, der Historiker und alldeutsche Politiker, eine Anschauung von der gegenwärtigen Kulturlage, indem er sie in Vergleich rückt mit den Verhältnissen in spätantiker Zeit, jener Verfallsperiode der Weltgeschichte, aus der es Jahrhunderte lang kein wahres Auferstehen gab. Sein Urteil gestaltet sich im Laufe der Darstellung immer pessimistischer. Er findet verteufelt viel Ähnlichkeit zwischen heut und vor 1500 Jahren, und es überrascht deshalb, wenn er sich mit Hilfe eines Jean Paulschen Ausspruchs am Ende zum Zukunftsoptimismus aufschwingt.

Es ist selbstverständlich unmöglich, zu allen Behauptungen im einzelnen hier Stellung zu nehmen; nur kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der oberflächlichen Urteile auf diesen 57 Seiten gar zu viele sind. Aber vielleicht lag das bloße Antippen der Dinge im Hinblick auf den Leserkreis, den er sich wünscht, in der Absicht des Autors; und dem weniger Anspruchsvollen kann das Büchlein mit seinem vielgestaltigen Inhalt in der Tat viel Anregung gewähren. —

Im zweiten Bändchen greift *Franz Zach* aus der Fülle der Fragen, die unsere Zeit bewegen, ein Haupt-



problem heraus: unser Verhältnis zu Gott, zum Absoluten, die Religion des modernen Menschen. Er führt seinem Leser zunächst den Diesseitsfanatismus der heutigen Kulturmenschheit vor, eifert gegen Nietzsche, von dessen Lehren er ein Zerrbild liefert, jauchzt auf, als er verkünden kann, daß in unserer Zeit sich ein Wandel anbahnt, daß zuerst in Frankreich, nun auch in Deutschland Religiosität die Herzen wieder erfüllt, und beschließt seinen Essay mit der Hoffnung, daß die ganze Bewegung in den Schoß der katholischen Kirche einmünden möge.

Es ist ein enthusiastisch vorgetragenes Bekenntnis, das Zach geschrieben; wer wollte ihm das Recht dazu bestreiten? Aber ich glaube nicht, daß er viele und vor allem die Gesunden unseres Volkes dazu überreden wird. Unsere Kultur müßte erst müde werden, ehe sie drein willigt, daß man die Welt wieder in zwei Reiche zerreißt, mit dem Schwerpunkt in dem, von welchem wir nichts wissen und das uns so unwahrscheinlich vorkommt. Das große Problem, mit dem schon die besten unter den „modernen Menschen“ gerungen, ein Spinoza, ein Goethe, und das uns von neuem auferlegt ist, lautet vielmehr: wo liegt in der aus Menschengeist und Objekt aufgebauten Welt, das heißt aber *innerhalb* der Kultur, deren Wert uns Zach so gern verleiden möchte, das Bleibende, das Unvergängliche, das Absolute? Eine immanente, keine transzendente Religion gilt es zu gewinnen. —

Das dritte Bändchen endlich stammt aus der Feder des bekannten Zentrumsabgeordneten *Matthias Erzberger*. Er bekämpft darin die Anschauung, daß die verletzte Ehre des gebildeten Menschen nur durch das Duell wieder hergestellt werden könne. Die Sätze, die seine einleitenden Bemerkungen tragen: die Ehre „ist der Wert des Menschen, unbekümmert um Anerkennung oder Verweigerung der Anerkennung. Die Ehre liegt bei jedem Menschen selbst und nie bei einem Dritten“ (Seite 9) sind meines Erachtens nicht zutreffend. Was Erzberger definiert, ist der Selbstwert des Menschen, der aber doch keineswegs identisch ist mit dem, was wir unter *Ehre* verstehen. Diese ist nicht bloß ein psychologisches, sondern vielmehr ein soziologisches Gebilde. Sie ist durchaus nicht nur von unserem Ermessen abhängig, sondern eine Anschauung über uns, die der soziale Kreis trägt, in den wir hineinwachsen, und über deren Integrität oder Verletztsein *er* entscheidet. Die Ehre wird dementsprechend für den einzelnen eine umso bedeutsamere Rolle spielen, je mehr sein Leben von einem sozialen Organismus aufgenommen ist. Es hat deshalb einen sehr guten Sinn, wenn korporierte Studenten, Beamte, Offiziere ein besonderes Gewicht auf ihre Reinheit legen.

Damit ist aber durchaus keine Rechtfertigung für das Duell gefunden. Um die Frage zu entscheiden, ob die Ehre allein durch den Zweikampf zu verteidigen ist, schlägt Erzberger mit Recht den historischen Weg ein. Er stützt sich dabei vor allem auf Forschungen des Freiburger Verfassungshistorikers *v. Below*, der in einleuchtender Weise dargetan hat, daß das Duell dem deutschen Mittelalter fremd ist, vielmehr aus Spanien stammt. Hier kam es im XV. Jahrhundert auf und fand bald in allen europäischen Ländern Anklang. Erzberger unterläßt es im folgenden leider — das ist aber doch grade der springende Punkt —, uns diese rasche Ausbreitung psychologisch verständlich zu machen. Denn mit der schnellen Behauptung, daß es sich um eine Erscheinung des entarteten Rittertums handele, kommen wir doch nicht aus. Dann müßte man doch die ganze Zeit vom XV. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag, da es noch immer herrscht, als eine große Degenerationsperiode auffassen! Aber dieses Problem hat er vielleicht absichtlich beiseite gelassen, weil es ihm im Kampfe gegen das Duellwesen nur darauf ankam, seinen Verfechtern die historischen Berufungen zu entziehen. Erzberger bringt dann eine Reihe allgemeiner Gründe gegen das Duell vor. Aber ich glaube nicht, daß man ihm prinzipiell wirksam begegnen kann, ohne gegen unsere gesamte Gesellschaftsordnung anzukämpfen. F. K.

Die deutsche Ballade. Eine Auslese aus der gesamten deutschen Balladen-, Romanzen- und Legendendichtung unter besonderer Berücksichtigung des Volksliedes. Mit Einleitungen, Erläuterungen und Registern herausgegeben von *Hans Benzmann*. 1. Band: Von den ältesten Zeiten bis zur Romantik, 2. Band: Von der Romantik bis zur Gegenwart. *Leipzig*, *Hesse & Becker Verlag* 1913. XXXII, 408; VIII, 494 Seiten. Broschiert jeder Band 2,50 M. Beide Bände zusammen in 1 Original-Leinenband 7 M., 2 Bände je 4 M., in Halbpergament 9 M.

Benzmann faßt den Begriff der Ballade bei den Wurzeln des historischen Werdens der Gattung und bei dem gefühlsmäßigen Inhalt, der seit unserer klassischen Zeit in den Begriff Ballade hineingelegt wird, und gelangt dadurch zu den richtigen, weiten und doch bestimmten Abgrenzungen des großen Gebietes. Die Übergänge in das Liebes-, Soldaten-, Jäger-, Studenten-, Kirchenlied bleiben dabei offen, und zahlreiche Stücke weisen in sie hinaus, ebenso in die übrigen europäischen Literaturen, aus deren balladenartiger Volksdichtung Proben zum Vergleich dienen und den Farbenreichtum der Sammlung steigern. Diese, über den Rahmen des Werkes hinausreichende Zutaten wird jeder Leser billigen, weniger vielleicht die paar Stücke aus Operntexten am Schlusse des ersten Bandes. Der Aufbau ist wohldurchdacht; aber hier und da scheint es an dem nötigen Material gefehlt zu haben. Für den ganzen Zeitraum von Luther bis zu Gellert sind aus dem Gebiete der Kunstdichtung nur zwei Lieder des Jesuiten Friedrich von Spee dargeboten, und Benzmann sagt, er habe bei den Dichtern des XVI. und XVII. Jahrhunderts keine Balladen gefunden. Dagegen möchte ich ihn an Johann Domans prächtiges Lied von der alten deutschen Hanse (1618) erinnern und ihn auf die zahlreichen Proben balladesker Gedichte verweisen, die schon aus einem, lokal ganz beschränkten Gebiet in meiner „Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig“ gegeben werden konnten. Als die eigentliche, höchst verdienstvolle Leistung hat die Zusammenstellung der Balladendichter des XIX. Jahrhunderts zu gelten; bis zur literarischen Revolution der achtziger



Jahre nach Landschaften geordnet, von da an in einer fein erwogenen historischen Anordnung von Ernst von Wildenbruch bis zu Georg Heym. Daß Benzmann für dieses Gebiet besonders berufen war, hat er ja durch seine weit verbreitete „Moderne deutsche Lyrik" und seine Schrift „Die soziale Ballade" bezeugt und von neuem beweisen die guten Einführungen jedes Abschnittes seine gründlichen Kenntnisse. Diese werden im Verein mit der überreichen Zahl von etwa dreizehnhundert Dichtungen und der gefälligen Ausstattung dem Buche seinen Weg zu den Häusern und Herzen vieler Deutschen bahnen. G. W.

Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer. Deutsch von *C. A. Bürger.* Mit vielen Bildern von *J. v. Divéky,* und einem Nachwort von *Paul Holzhausen* über Münchhausen und seine Lügendichtung. *Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin.* 1913, 151 Seiten.

Das unsterbliche Buch Raspe-Bürgers gehört zu jenen, die sich in jeder Generation von neuem und anders abspiegeln und deshalb auch den Künstlern immer wieder neuen Stoff zur Betätigung geben. Der neueste Münchhausenillustrator *J. v. Divéky* hat den Ton des beginnenden XX. Jahrhunderts in seinen Bildern aufs ergötzlichste getroffen. Sie setzen an die Stelle der Ironie der Intellektualisten eine heitere neuromantische Wundergläubigkeit, an Stelle der ungenügend erfüllten Forderungen der Crayon- und Tuschmanieren einen flächigen Schwarzweiß-Stil der aus den alten Holzschnittraditionen herausgeboren der Möglichkeit moderner Reproduktionsarten sich anpaßt. Die Bilder und Vignetten stehen auf dem schönen farbigen Papier glänzend und stimmen mit der fetten Schwabacher Schrift vollkommen zusammen. Holzhausens Nachwort unterrichtet den Leser, der Näheres über das Buch und seine Entstehung zu erfahren wünscht, geschmackvoller, als es sonst in solchen Nachworten zu stehen pflegt. Dabei widerfährt ihm freilich ein kleines, fast unbegreifliches wissenschaftliches Malheur, indem er die Robinsonaden unter die humoristischen Werke der Weltliteratur zählt und sich so ausdrückt, daß der Leser die „Insel Felsenburg" für eine Nachahmung des „Münchhausen" halten muß. Wenn dem kleinen Prachtwerk weitere Auflagen beschieden sein werden, was bei der unsterblichen Lebenskraft des Textes, dem künstlerischen Eigenwert der Illustrationen und dem billigen Preis (4.50 M.) sicher zu erwarten ist, so können diese unbedeutenden Versehen ja leicht gebessert werden. G. W.

Jos. Aug. Beringer, Emil Lugo. Im Verlag des Verfassers, Mannheim 1912. Mit 12 Abbildungen nach Werken des Meisters. Num. Exemplar 5 M. Nicht num. Exemplar 4 M.

Beringer gibt eine sorgfältig zusammengestellte Geschichte des Lebens und Schaffens des Meisters. Er benutzt dabei geschickt die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen. Er hat es verstanden, das Lebensschicksal Lugos in die vielfach verschlungenen Geschehnisse der Zeit — es ist die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts — einzubeziehen und damit der als Künstler nicht gerade reizvollen Persönlichkeit eine stärkere Wirkungsmöglichkeit gegeben. Wenn auch die Schaffensweise und Kunstauffassung Lugos der Formgesinnung der neuen Zeit sehr fern steht, so nötigt doch die innere Kraft, die Lugo zum Schaffen trieb, das Gefühl der Achtung vor diesem Künstler ab. Und die Lauterkeit seines Charakters wie die Tiefe seiner Persönlichkeit lassen es erklärlich erscheinen die Lebensschicksale dieses Menschen mit allen ihren Ästen und Verzweigungen, in ihrem Werden und Wachsen aufzudecken. Die Teilnahme, die man an dem Menschen Lugo nehmen kann, mag zu einer Überschätzung seiner Kunst geführt haben. Wer wie Beringer die „außerordentliche Stärke des Naturgefühls" Lugos gegen das „Naturgötzentum der Neoimpressionisten" ausspielt, hat zur neuen Kunstanschauug kein Verhältnis. Denn wenn auch Lugo sich nach der Natur sehnt, wenn er neben der Natur nur die alten Meister als seine Lehrer bezeichnet. so sah Lugo doch die Natur nie wie sie ist, wie sie erscheint, sondern er sah sie durchaus mit den Augen seiner unmittelbaren Lehrer, mit den Augen eines Schirmer, eines Canon, eines Friederich Preller. Das heroisch-romantische Landschaftsideal wurde das Vorbild seines Stils. Und die Gliederung und der Aufbau der Bildfläche richtet sich, entsprechend der Auffassung Schirmers, bei Lugo nur nach gedanklichen Rücksichten, d. h. nur nach dem Maßstabe, wie die Formen der Natur ins Bedeutsame, ins Gefühlsstarke gesteigert werden können. Daß diese scheinbar künstlerische Auffassung ihrem Wesen nach mit der eigentlichen Kunst der Malerei nichts zu tun hat, leuchtet ein. Denn es werden damit nur inhaltliche, gedankliche und gefühlsmäßige Saiten angeschlagen, wie sie ganz ähnlich in der Literatur der Zeit maßgebend sind. Das Herauswachsen der Kunstform aus der Eigenart der Farbe, aus der Wesenheit der Fläche blieb Lugo stets verschlossen, obwohl in Frankreich mit dem zweiten Drittel des XIX. Jahrhunderts und in Deutschland nur wenige Jahrzehnte später eine malerische Kultur heraufwuchs, die alle Erinnerung an die unsinnige Verstrickung des Malerischen mit dem Literarischen, mit dem Einfach-Illustrativen ausgelöscht hatte.

In seinem begrenzten Kreis hat Lugo Wertvolles geschaffen. Nur kann er nicht als einer der bedeutenderen, der bahnbrechenden Künstler gelten. Berücksichtigt man, wie Lugo in die allgemeine Kunstauffassung seiner Zeit verstrickt wurde, wie er auf der Kunstschule in Karlsruhe unter den beherrschenden Einfluß Schirmers geriet, wie er später sich an Preller schulte, wie ihm das Heroische, das Ethische als der innere Kern, ja man kann sagen, als die Wesenheit der Landschaftsdarstellung erschien, so ist das gefühlsmäßig Starke, das innerlich Erlebte, das in einzelnen seiner Landschaften lebt doch so bedeutsam, daß man daraus auf eine ursprüngliche künstlerische Kraft, die notwendig zum Gestalten drängte, schließen kann.

Auf dem Herauswachsen der Kunst Lugos aus den Zeitverhältnissen beruht der Wert des Beringerschen Buches. Mit welcher Liebe im einzelnen den Zuständen an der Kunstschule in Karlsruhe, der Eigenart



der Lehrer und der Freunde Lugos nachgegangen ist, das schafft von der Zeit und der besonderen Kunstauffassung, in der auch die Kunst Hans Thomas wurzelt, ein lebensvolles und anschauliches Bild. Wesentlich dafür ist vor allem das künstlerische Glaubensbekenntnis Lugos, das über seine Stellung zur Natur wie über die Durchgeistigung der Darstellungsmittel, die ihm eigentümlich sind, Aufklärung gibt.

Sehr wichtig ist das sorgfältig zusammengestellte Verzeichnis der zurzeit nachweisbaren Werke des Malers, das die gesicherten Arbeiten in zeitlicher Folge aufführt und damit schon eine Entwicklungsgeschichte der Formen ermöglicht.

Die zwölf Abbildungen des Buches geben eine gewisse Vorstellung von dem Wesen dieses Malers, dem das eigentliche Leben der Farbe offenbar nie Selbstzweck gewesen ist. Fast kann man sagen, daß man die Farbe nicht allzusehr vermißt. Die Ausstattung des Buches ist zweckentsprechend, wenn sie sich im einzelnen auch nicht durch einen besonderen Geschmack auszeichnet. Der Satz des Einbandes und des Titelblattes, ebenso die spärlich verwendeten Ornamente am Schluß der Kapitel sind fast dürftig. Eine geschicktere Anordnung und Wahl der Type hätte mehr gegeben als dieser Buchschmuck. *Dr. G. E. Lüthgen.*

Bibliographia delle Stampe Populari Italiane della R. Bibliotheca Nazionale di S. Marco di Venezia per cura di *Arnaldo Segarizza.* Volume primo. *Bergamo, Istituto Italiano d'Arti Grafiche* 1913 XVII, 356 Seiten, 30 L.

Diese stattliche Gabe der „*Società Bibliografica Italiana*“, eingeleitet von ihrem Präsidenten *Francesco Novati*, reiht sich den verdienstvollsten Publikationen dieser Art an. Die italienischen Folkloristen werden davon ebenso großen Nutzen ziehen wie die Kultur- und Literarhistoriker. Der ursprüngliche Plan, ein großes Korpus aller gedruckten italienischen Volksliteratur zu schaffen, hat sich freilich nicht so leicht und so schnell verwirklichen lassen, wie man glaubte. Die Ausführung mußte hinter dem großen Programm zurückbleiben, das *Alessandro D'Ancona*, der Meister der italienischen Volkskunde, entworfen hatte. Es war nach den Hauptgesichtspunkten der geistlichen und weltlichen Literatur und nach den Gattungen Lyrik, Epos, Drama geordnet; innerhalb dieser Reihen sollte die Folge chronologisch sein, so daß jede Dichtung durch ihr ganzes Dasein verfolgt werden konnte. Aber eine solche Anordnung setzte die vollständige Sammlung des Materials voraus, eine große Anzahl von Mitarbeitern, eine unabsehbare Zeit. So entschloß man sich denn zunächst die Schätze derjenigen Bibliotheken zu verzeichnen die an Volksschriften die reichsten sind: die Nationalbibliothek in Florenz, die Marciana in Venedig, die Alessandrina in Rom und die Trivulziana in Mailand. Später sollen dann die übrigen öffentlichen und privaten Sammlungen Italiens und der anderen Länder durchforscht werden; für Deutschland sind Wolfenbüttel, Erlangen, München und Berlin in Aussicht genommen. Am Schlusse jeder Abteilung werden ausführliche Register mit Verweisen auf die anderen Bände das große Werk für die verschiedensten Zwecke nutzbar machen. Wie sich von selbst versteht, enthält die Abteilung, in der die Schätze der Markusbibliothek verzeichnet sind, in erster Linie die reiche venezianische Volksdichtung. Doch ist auch für das übrige Norditalien und namentlich für Florenz und Siena die Fülle der dortigen typographischen Erzeugnisse des XVI. und des beginnenden XVII. Jahrhunderts genügend bezeugt. Man dankt diesen reichen Schatz der Sorgfalt, mit der Arnaldo Segarizzi die „Miscellanea“ der Markusbibliothek durchforscht hat. Der zweite Band soll dann die Volksschriften der anderen Abteilungen der Marciana verzeichnen. Der Kreis des Aufzunehmenden ist richtig gezogen, indem nur diejenigen Drucke berücksichtigt wurden, die in ihrem Äußeren und in ihrem Inhalt volkstümlichen Charakter tragen, nicht die Unzahl der Gelegenheitsschriften und der Beschreibungen einzelner Ereignisse, auch nicht — mit geringen Ausnahmen — die Schriften, deren Autor genannt ist. Im ganzen sind so 431 Drucke zusammengekommen, geordnet nach den Signaturen der Bibliothek und aufs Genaueste beschrieben. Unterstützt wird diese bibliographische Darstellung durch 279 gute Abbildungen, sämtlich in Originalgröße. Zur Geschichte des Holzschnitts und der Typographie wird hier ein außerordentlich wertvolles, bisher unbekanntes Material gespendet. Schon dafür gebührt den Veranstaltern dieser schönen Publikation die wärmste Anerkennung, in erster Linie dem Verlag, dem auch die musterhafte Ausführung des schwierigen Satzes zu danken ist. *G. Witkowski.*

Meldrum (D. S.), Home life in Holland. *London, Methuen & Co.*, 1911, 8°. With twenty-six illustrations. 10 sh. 5 d.

Ein vortreffliches Buch, für das der Titel „home-life“ nur zu beschränkt und irreführend ist; gewiß, das häusliche Leben wird hier sehr eingehend geschildert, aber das ist doch nur ein Unterteil des Buches. Mit „Land und Leute in Holland“ wäre der Inhalt besser gekennzeichnet. Denn neben dem häuslichen Leben wird doch auch dem öffentlichen Leben, den Staatseinrichtungen, der Kirche und Schule, ein großer Raum gewidmet. Mit den schnell aufs Papier geworfenen flüchtigen Eindrücken eines Reisenden hat das Buch nichts gemein; es beruht im Gegenteil auf gründlichen eignen Beobachtungen und eingehenden Studien. Der Verfasser hat außerdem viel vor andern über Holland schreibenden Fremden voraus, weil er auch mit den Bewohnern des Landes in intimem Verkehr gestanden hat, wie aus so vielen Details hervorgeht, in die ein Fremder sonst nie eingeweiht wird. Man fühlt aus den anschaulichen Schilderungen M's. heraus, daß er gern in Holland gewesen ist und daß er seine Bewohner auch lieben gelernt hat. Aber seine Sympathie macht ihn nicht blind für Fehler und Schattenseiten des Volkscharakters. Wo er tadeln zu müssen glaubt, tadelt er; aber er tut dies auf eine so feine Weise, ohne jede persönliche



Gereiztheit und Bitterkeit; als ein Mann der Welt, der viel gesehen hat, betrachtet er abweichende Sitten nicht als Unsitten oder schlechtere Sitten, wie das so oft geschieht. Er will nicht aburteilen, er will verstehen, und zum besseren Verständnis dieses eigenartigen Landes wird das Werk unstreitig viel beitragen. Es ist keine schwere Kost, obwohl der Verfasser in manchen Kapiteln sogar statistisches Material beibringt. Der leichte Plauderton, die eingestreuten charakteristischen Anekdoten, der Sinn für Humor, der dem Verfasser eigen ist, machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre. Eine Fülle von Stoff ist in dem Werke verarbeitet. Das mit einigen guten Illustrationen nach holländischen Ansichten und modernen holländischen Gemälden ausgestattete Buch ist äußerlich in dem grünen Ganzleinenband eine schöne Probe gediegener und geschmackvoller englischer Drucker- und Binderarbeit. *M. D. Henkel.*

Geschichte der deutschen Kultur. Von *Prof. Dr. Georg Steinhausen*, Bibliotheksdirektor in Kassel. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band. Mit 86 Abbildungen im Text und 10 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. *Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.* 1913. XII, 428 Seiten.

Das Werk Steinhausens ist bei seinem ersten Erscheinen von allen Seiten freudig begrüßt worden. Es schildert zum ersten Male die gesamte Entwicklung der deutschen Kultur auf der Grundlage völliger Beherrschung des Materials und ausgedehnter Spezialforschung und weiß die Fülle der Einzelheiten zu großen Bildern zusammenzuschließen. So sieht der Leser von einem hohen Bergrücken aus den Strom des deutschen Lebens vorüberwallen, sieht die fremden Zuflüsse, die oft noch auf lange Strecken die nationale Flut eigenartig färben, sieht die Engen die den Strom eindämmen und die Windungen der wirtschaftlichen und geistigen Uferstrecken, durch die sein Lauf bedingt wird. Die Darstellung versteht es, die für solche Aufgaben notwendige Synthese ohne alle begriffsmäßigen Konstruktionen herzustellen; sie schafft überall lebendige Werte, an denen der Fachmann sich ebenso wie der Laie bereichern kann. Zu der früher schon gut gewählten, wenn auch nicht besonders zahlreichen Illustrierung ist jetzt manches neue hinzugekommen, darunter eine Nachbildung der Bamberger Miniatur des XII. Jahrhunderts, die Loubier in unserer Zeitschrift Band XII Seite 409 ff. bekannt gemacht hat. *G. Witkowski.*

Heinrich Steinitzer, Die Tragödie des Ich. Roman. *Egon Fleischel & Co., Berlin.* (5 M.)

Den Einsamen weiht der Dichter sein Buch, und fast erscheint es, als könnten auch sie es nur recht verstehen. Es lesen heißt mit dem Gedanken ringen, die aus den Blättern auftauchen und gierig und drohend die Seele zu umstricken suchen. Die Unmittelbarkeit der Tagebuchform und ein Rhythmus der Sprache, der eindringlich überzeugt, steigern die Wirkung noch. Es sind Bekenntnisse eines Menschen, der im Lebensgetriebe einsam ist, während sein Herz vor Sehnsucht schier zerspringt. Einsam muß er bleiben, weil er, ohnmächtig gegen sein Ich, alles Sein auf sich selbst bezieht. Er sieht kein Ding, bei dem er nicht mit der Möglichkeit des Besitzes spielte, vergleicht jeden andern Menschen mit sich, und keines Geschehnisses ist er Zeuge, ohne sich in die Gefühle der Handelnden hineinzustehlen. Im Objekt findet er immer nur sich wieder, er kann nur empfangen, nie geben. Daß er sich aber dessen bewußt ist, verhindert ihn, hinzugehen und seine Sehnsucht zu stillen. Er fürchtet, in seinem Elend erkannt zu werden und trägt lieber die Qualen der Einsamkeit. Sein Unglück ist das Nichtwollenkönnen. Die Leidenschaft sogar, die über ihn kommt, ist nur ein Narkotikum für kurze Zeit, denn er muß erkennen, daß dieses Glück, das er an der Seite einer Frau genießt, erlogen ist. Es fließt nicht aus ihm. In der Liebe der Frau findet er nur Vergessen vor sich selbst, wie man aus dem Kelch den Rausch ertrinkt. Seine Seele hat nur von der Kraft jener gezehrt, nicht er hatte ihre damit ausfüllen können. Und aber auf eine Zeit schafft ihm strenge Selbstentäußerung, das Ablegen allen Begehrens die ersehnte Ruhe. In dem Kreise, in dem er diese Lehre vernimmt, finden sich nur die zusammen, die im Leben nicht bestanden. Da sieht er endlich ein, daß es willkürliche Abstraktion um seinetwillen, daß es eine zwangsweise Beschränkung der Fülle der Lebensregungen ist. Die Glücklichen unterwerfen sich ihr nicht, und die Wahrheit kann nicht darin liegen, daß von der Summe der Erscheinungen nur ein Teilchen genommen werden darf. Dem Grübler sagt sein Ich, daß er das Leben nicht erfaßt, wenn er aus einem egoistischen Grunde die Hälfte davon zu leugnen versucht. So findet er keinen Ausweg, sein Leben bleibt zwecklos. Er wird von seinem Ich erwürgt. Erst der Entschluß zum Sterben entbindet ihn aller Fragen nach dem Wozu und Warum, es gibt für ihn nun nichts mehr, das seine Sehnsucht erregen könnte. Da liebt er zum ersten Male die Welt, mit reiner Seele, weil sein Ich tot ist, und er geht in die Freiheit.

Ein nachdenkliches Buch liegt vor uns, das erschüttern kann oder auch Kopfschütteln erregen wird. Beides aber gereicht ihm zur Ehre. C. N.

Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker. Herausgegeben von *Ulrich Thieme*. Band 8. 1913. Verlag von *E. A. Seemann* in *Leipzig*. 597 Seiten, Preis brosch. 32 M., gebunden in Halbleder 35 M.

In dem vorliegenden 8. Band des großen Werkes schildert *Max J. Friedländer* Lukas Cranach mit bewährter Meisterschaft. Den erst neuerdings bekannt gewordenen und bereits hochbezahlten Renaissancebildhauer Daucher behandelt *Demmler*, während Daffinger, der graziöse Wiener Miniaturmaler der Biedermeierzeit, in *Grünstein* einen berufenen Biographen gefunden hat. Erwähnt seien auch die Artikel Dannecker, Dasio und Defregger. Auf dem Gebiet der



außerdeutschen Kunst sind zunächst die modernem Empfinden so verwandten Primitiven mit Daddi (*Vitzthum*), Crivelli (*Geiger*), Cristus (*W. Cohen*) und Gerard David (*Winkler*) vertreten, während die Renaissance in den großen Artikeln Cronaca (*Limburger*), Dalmata (*Schottmüller*) und Danti (*Bombe*) zu Wort kommt. Aus späterer Zeit seien noch die verschiedenen Crespi (*H. Voß*), von Vlamen und Holländern die Familien Coxie (*Hoogewerff*), Cuyp (*Lilienfeld*), Danckerts (*Teding van Berhout*) und Damery (*Zöge von Manteuffel*) und von den Engländern David Cox und Walter Crane (*Bender*) hervorgehoben. Ein weites Gebiet französischer Kunstgeschichte wird behandelt in den großen Artikeln David, Delacroix (*Vollmer*), Daumier, Daubigny, Degas (*Bender*), alles Sterne, erster Größe! Freunde modernen Kunstgewerbes seien noch auf die Artikel Dammousse und Delaherche, diese feinen, in Deutschland wenig bekannten Keramiker, aufmerksam gemacht. — Unnötig zu sagen, daß auch in den Beiträgen geringeren Umfangs eine Unsumme Kleinarbeit, an Richtigstellungen usw., bewältigt wurde, deren Ertrag jeden Forscher und Sammler zugute kommen muß! — Der 9. Band soll noch im Herbst erscheinen. Er wird den Buchstaben D zu Ende führen und unter anderem die wichtigen Artikel Dürer und van Dyck, für deren Bearbeitung bekannte Spezialforscher gewonnen wurden, bringen.

Gold gab ich für Eisen. Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebüchern aus den Jahren 1806—1815 von *Ernst Müsebeck. Deutsches Verlagshaus Bong & Cie.* Kartoniert 2 M.

Im zweiten Kapitel seiner „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" hat Jacob Burckhardt feinsinnig alle die Gründe abgewogen, die das XIX. Jahrhundert für das historische Studium so besonders befähigt erscheinen lassen. Vielleicht wird es nachmals ein Kennzeichen des XX. Jahrhunderts sein, daß in ihm die geschichtliche Bildung nicht nur an Intensität, sondern auch an Extensität gewann, daß — Nietzsche zum Trotz — der Umkreis der Menschen wuchs, denen historisches Verständnis eignet. Auch die zunehmenden Quellenpublikationen, welche für weitere Kreise berechnet sind, scheinen mir das anzuzeigen.

Früher begnügten sich die Gelehrten, die sich um die fortschreitende kulturelle Hebung der breiteren Schichten bemühten, diesen von vergangenen Zeiten in unterhaltendem Tone zu erzählen. Jetzt aber appellieren sie an ihre historische Phantasie, geben ihnen zeitgenössische Dokumente an die Hand, durch die sie sich ein eignes Bild von der Vergangenheit gestalten sollen. Und in pädagogisch meines Erachtens sehr günstiger Form hat man zuerst zu Briefen und Tagebüchern gegriffen und Epochen ausgewählt, die das allgemeine Interesse der Gegenwart zu wecken vermögen. In eminentem Sinne gilt dies aber von den Ereignissen, deren Säkularfeier wir in diesen Jahren erleben.

Die von Ernst Müsebeck gebotene Auswahl von Quellen aus den Jahren 1806—1813 kann als durchaus glücklich bezeichnet werden. Neben wichtigen Briefen und Aufsätzen von Friedrich Gentz, Schleiermacher, Gneisenau, Scharnhorst, Stein, Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt, der Königin Luise und Friedrich Wilhelm III. finden sich im Auszug die entscheidenden Gesetze für die innere Wiedergeburt Preußens, Nachrichten der „Vossischen Zeitung" über die Ereignisse von 1812 und 1813, schließlich die uns allen bekannten Gedichte, der literarische Widerhall der allgemeinen Volkserhebung. In den mannigfaltigsten Brechungen, persönlichen Auffassungen ziehen so die großen Kämpfe zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts an dem Auge des Lesers vorüber, und es kann kein Zweifel sein: unter den zahlreichen ähnlichen Veröffentlichungen, die in letzter Zeit auf dem Büchermarkte erschienen sind, gewährt die vorliegende davon das umfassendste Bild.

F. K.

Vor einigen Jahren begann der Verlag *Alfred Richard Meyer* in *Berlin-Wilmersdorf, Lyrische Flugblätter* herausgegeben. Diese hübsch gedruckten Heftchen zu je 30 oder 50 Pf. haben sich zu einer Reihe zusammengeschlossen, die von der neuromantischen Dichtung unserer Tage den Zeitgenossen und den Nachkommen Zeugnis ablegen kann. Als das Gemeinsame erkennt man das bewußt gezüchtete Künstlertum, aber nicht mehr, wie bei denen um Stephan George, durch goldene Gitter von der Wirklichkeit geschieden, sondern hinabtauchend in das irdische Element an jeder Stelle, wo unter der Fläche der Sinneseindrücke eine Tiefe geahnt wird, gleichgültig ob klarer Grund oder Morast. So setzt sich das Künstlertum dieser Neuromantiker neue Aufgaben, dem Anschein nach kunstwidrigen naturalistischen Ausschreitungen verwandt. In Wahrheit stellen sie der Dienstbarkeit und Entselbstung der Naturalisten einen kühnen Subjektivismus entgegen, und der Unkunst roh aufgeschichteter Stoffmassen widerspricht aufs stärkste ihr Streben nach reinster Form, ebenso wie dem Moralisierenden und Typisierenden der veralteten Art diese reine Erfassung der inneren Spiegelungen. Es ist lehrreich mit älteren Arbeitergedichten von Arno Holz oder Dehmel der Zyklus „Das schwarze Revier" von *Paul Zech* zu vergleichen. Dort ein Dilettant und ein Künstler, die beide das Unmögliche versuchen, ihnen fremde Existenzen nachzuerleben, — hier nichts als der Reflex mit Hilfe des aufs Schärfste eingestellten Sinne und geübter Selbstbeobachtung, über den Eindrücken die Stimmung, die aus dem Fühlen entspringt, vorwaltend. Zur absoluten Herrscherin wird sie in den nachgelassenen Gedichten des am 4. Oktober 1911 gestorbenen *Victor Hadwiger* „Wenn unter uns ein Wandrer ist", die voll müder und süßer Schwermut sind, in den „Hebräischen Balladen" von *Else Lasker-Schüler*, durchweht von schwülen Düften des Orients, und dennoch ohne alles weichliche Zerfließen, in der glänzenden Selbstverspottung von *Alfred Lichtensteins* Gedichten „Die Dämmerung", in den Variationen über das Thema „Ballhaus" von nicht weniger als 17 Autoren, ein lehrreiches und unterhaltendes Farbenspiel der Temperamente und Manieren. Die lustigen Zeitgedichte von



Peter Scher „Holzbock im Sommer und andere aktuelle Lyrik" mögen am ehesten die breite Masse der Simplizissimus-Leser erobern, und das Buch „Hymen" von *Alfred Richard Meyer* stellt sich ihm, was gute Laune betrifft, zur Seite, taucht jedoch mit weitgeöffneten, erstaunten Augen in das Mysterium der Vaterschaft hinab. Soviel läßt sich dem, der diese lyrischen Hefte nicht gesehen hat, von ihren Inhalten sagen. Beschrieben kann Lyrik nicht werden und Zensuren sind für Talente nicht zu erteilen. Was nicht wert ist gelesen zu werden, davor soll man freilich warnen, und das mag ja die nützlichste soziale Funktion der Kritik sein. Also warne ich zum Schluß vor den futuristischen Dichtungen von *E. T. Marinetti*, übersetzt von *Else Hadwiger*. Das „Stahlsaitengehirn mit der lyrisch umflossenen Seele", das den Futurismus, wie die Rede behauptet, erfunden hat, müht sich, der verwandten Malerei die Kompositions- und Dekompositionsgesetze abzusehen. Aber der Racker von Sprache läßt sich die niederträchtige Angewohnheit der Logik nicht austreiben, und es kommt nicht zu der Erfüllung, die nur einzelne Stellen schaudernd ahnen lassen.

G. W.

Herr Kristian Kongstad versendet soeben wieder einen seiner entzückenden Drucke, ein kleines dänisches Gedichtsbuch (*Aage Lind*, *Vers. Trykt af Kr. Kongstad.* 1913). Das in 210 Abzügen hergestellte, zweifarbig gedruckte mit floreskalen Zierstücken geschmückte Heft ist die letzte Arbeit, die die kleine Werkstatt des Herrn Kongstad in Fredensborg ausgibt, sie ist in anderen Besitz übergegangen und ihr Begründer wendet sich neuen künstlerischen Aufgaben zu, will als Griffelkünstler tätig sein, als welcher er uns schon manche köstliche Probe seines reichen Talentes gegeben hat. Es wäre schade, wenn Herr Kongstad endgültig auf alle Beschäftigung mit der Kunst im Buchdruck verzichten wollte, seine wundervoll frischen Büchlein haben ohne den Stolz des Musterdruckes immer den Ehrgeiz gehabt, einen künstlerischen Willen als Träger des Buchcharakters zu zeigen, haben seine Fähigkeit bewiesen, aus typographischer Empfindung (und nicht aus typographischer Empfindsamkeit) Bücher zu gestalten. Man darf vielleicht deshalb hoffen, daß Herr Kongstad, den eine ehrliche künstlerische Begeisterung aus dem Maler zum Buchdrucker machte, sein endgültig doch noch in einstweilen umwandelt. Aber wenn sich diese Hoffnungen auch nicht erfüllen sollten: die kleine Reihe seiner Fredensborger Drucke wird bei den Buchkunstfreunden ihr wohlverdientes Ansehen behaupten.

G. A. E. B.

Nederlandsche Liedboeken. Lijst der in Nederland tot het Jaar 1800 uitgegeven Liedboeken. Samengesteld onder leiding van *Dr. D. F. Scheurleer.* Uitgave van het Frederik Muller-Fonds. *'S-Gravenhage Martinus Nyhoff* 1912. XI, 321 Seiten 5 fl.

Die niederländische Lyrik ist an einer wichtigen Stelle für die deutsche Literaturgeschichte zum Vorbild geworden. Die neue Form, die Opitz als Gesetz verkündete, stammte aus Leiden und Amsterdam, dort geschaffen im Anschluß an die von den Rederijkers begründete Kunstübung unter französischem Einfluß. Man muß auf die Vorgeschichte bis tief ins XVI. Jahrhundert zurückgehen, um das Werden dieser Form und die Ausbildung der Inhalte zu erkennen, bis zu dem Musikbuch des Tilman Susato von 1551 und seinen ersten Nachfolgern. Dann wieder bietet die Fülle der Sammlungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts für Volkskunde, Kultur und Musikgeschichte, daneben für die Entwicklung der Druck- und Buchkunst reichste Ausbeute. Allen solchen Studien wird diese sorgsame Bibliographie Vorteil bringen, zumal da sie auch die Fundorte aller verzeicheten Werke nennt. Die wenigen Drucke, die ich vergleichen konnte, bezeugten bis auf Kleinigkeiteh die Sorgfalt der Titelaufnahmen. Ein großes alphabetisches Register enthält die abgekürzten Titel, die Namen der Verfasser, Verleger und Drucker. An der Spitze der beiden Abteilungen „Das geistliche Lied" und „Das weltliche Lied" ist die Literatur über beide Gegenstände genannt. Nicht den letzten Vorzug dieser trefflichen bibliographischen Arbeit bedeutet der ungewöhnlich niedrige Preis.

Als Anhängsel sei eine kleine holländische Bibliographie genannt die durch ihren Titel genügend charakterisiert wird. Sie enthält 100 Drucke, erschienen von 1486 bis 1695, mit sorgsamer Beschreibung und betitelt sich in der alten behaglichen „Nederlandschen Tone: *„Versamelingh van eenighe rare ende curieuse boeken uyt de vyfthiende, sesthiende ende seventhiende eeuwe/voor soo veel die sich bevinden in de Librye ghenaemt 't Leeskabinet aen de Geldersekadi binnen der stadt van Rotterdam. Met grooter naersticheit beschreven in 't corte ende nu eerstelick uytgegeven door Tiddo Folmer Piet Louweszn. | Bibliothecarius. Ende waer by ghevoegt syn des zelfs korte aentekeningen. Tot Rotterdam. Ghedruct ende voleynt int Yaer ons Heeren MDCCCCXIII.*" Quer-8°. 24 Seiten.

Eine andere holländische Publikation der jüngsten Zeit, die für uns Deutsche besonders interessant ist, bildet den 12. Band der Neudrucke niederländischer Volksbücher, die von der *Maatschappij der nederlandsche Letterkunde te Leiden* veranstaltet werden (Verlag und Druck von *E. J. Brill in Leiden 1913*). Der hübsche Band enthält die niederländische Fassung der *Historie von Christoph Wagner*, dem Famulus Fausts, deren hochdeutsche Fassung *Joseph Fritz* 1910 herausgegeben hat. Er war auch der an erster Stelle Berufene für diesen Neudruck, der wiederum dieselbe etwas kleinliche Arbeitsweise zeigt und im Nachwort den Inhalt seiner ersten Einleitung zum großen Teil wiederholt. Daß er dabei die Gelegenheiten, gegen mich zu polemisieren, mit einiger Gewaltsamkeit sucht, sei ihm gern verziehen, weniger, daß er die Bibliographie der Faustbücher nach der heute ungültigen Aufstellung Zarnckes in der ersten Auflage von Braunes Neudruck zitiert, während ihm die neue, von Petsch herausgebene Auflage, der das verbesserte Schema Zarnckes zugrunde liegt, schon bekannt ist,



und noch weniger, daß die ungenaue Korrektur den Leser nötigt, eine beträchtliche Anzahl Errata vor der Benutzung des Buches zu bessern.

G. Witkowski.

Eugen Reichel, Die Ahnenreihe. Ein Roman in fünf Büchern. *Berlin, Wilhelm Borngräber.* (4 M., gebunden 6 M.).

Eugen Reichel ist bekannt. Das literarische Publikum weiß seine Novellen zu schätzen, und auch der Kritiken sind übergenug, die sie anerkannt haben. Als Novellist zeichnet er eine Charaktere mit strengster Folgerichtigkeit, und weiß sie lebendig zu machen. Mit feinem Humor versteht er es, den Schnickschnack des Lebens mit Würde darzustellen, und geschickt mischt er noch ein paar skurrile Brocken hinein. — Und dann kommen die Gelehrten und denken an den gelehrten Arbeiter Reichel, der qualitative Werte durch quantitativen Überfluß herabmindert. Hätte sich in diesem Roman bloß der Dichter gezeigt, wäre es besser gewesen, der Gelehrte hätte ruhig bei seinen dickbauchigen Manuskripten bleiben können. Dann wäre die Dichtung etwas schlanker ausgefallen, so ist sie zu aufgeschwollen. Nebenbei sei noch bemerkt, daß für Herrn Gottsched selig auch im Roman ein wenig Propaganda gemacht wird. Nun, die Wissenden setzt es nicht in Erstaunen, und die Vorzüge des Romans werden durch die paar Zeilen nicht beeinträchtigt.

Es ist ein sehr vorurteilsfreies Buch. Die Ahnenreihe geht im Zickzack, ein ganzes Geschlecht pflanzt sich „jenseits der Ehe" fort, wie die Ankündigung sehr hübsch verrät. Dabei darf man einmal ausnahmsweise nicht auf Seiten der Mutter die Schuld suchen, il faut chercher le père. Der Vater ist hier zumeist der selbst ziemlich peinlich berührte Fortsetzer der Tradition. Und wer die Quintessenz im voraus serviert haben will, der wisse, daß in der Familie mit dem bedeutungsvollen Namen Sohnreich (hier hat der Verfasser von seinem Meister Gottsched gelernt!) immer sehr gute Erfolge erzielt werden, sobald man auf dem linken Wege wandelt. Das Normale und Banale mißlingt ihnen, außerhalb der sanktionierten Pfade steigt das Geschlecht bergan. Man liest das Buch mit großem Vergnügen, man freut sich dabei, schmunzelt und denkt auch nach. Wenn am Schlusse der ehrwürdige Martin Sohnreich noch lange zu leben gedenkt, so fügt der Leser mit innerer Überzeugung einen neuen Schluß hinzu: — — und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch. Die Sohnreichs nämlich, und das wäre gar nicht zu verwundern. C. N.

Schon früher haben wir auf die Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte (Verlag *Ferdinand Hirt in Breslau*) aufmerksam gemacht, geleitet von *Max Koch* und *Gregor Sarrazin.* Unter den neuerdings erschienenen Bändchen ist eine Untersuchung, die den Sammlern sehr willkommen sein wird: Die schlesischen Musenalmanache von 1773—1823 von *Dr. Rudolph Herzog.* Nachdem uns Grantzow über den Göttinger und den Vossischen Musenalmanach vor kurzem gründlich unterrichtet hat, gibt nun Herzog als Einleitung eine kurze Übersicht des Gesamtgebiets und geht dann auf die frühesten Vorläufer bei den Schlesiern, Zincgref (nicht *Zinkgref*), Neukirch, den „Schlesischen Helicon" und seine Fortsetzungen ein. Dann schreitet er die Reihe der provinziellen Musenalmanache ab, beginnend mit Leutners „Schlesischer Anthologie" von 1773—74 und bis zu den neuesten Breslauer Erzeugnissen dieser Art hinüberblickend. Die Untersuchung erstreckt sich auf alle Einzelheiten und kann als eine geschickte und erschöpfende Monographie empfohlen werden. A—s.

Maurits Sabbe. De filosoof van t'Sashuis. Met teekeningen van *Albert Geudens.* Een Mei van Vroomheid. Met teekeningen en bandversierung van *Albert Geudens. Bussum, C. A. D. van Dishoeck,* je 1.90 fl.

Zwei altmodische und harmlose Idyllen aus dem Leben des kleinen Bürgerstandes in dem altersgrauen stillen Brügge, das besonders zu der zweiten Erzählung einen stimmungsvollen Hintergrund bildet. Die Handlung ist in beiden Erzählungen außerordentlich einfach, in der ersten würde sie fast trivial anmuten, wenn man sie erzählen wollte, in der zweiten hat sie etwas von dem Überirdischen, Unmenschlichen einer Heiligengeschichte. Aber trotzdem liest man die beiden anspruchslosen Bücher mit Vergnügen. Denn der Verfasser besitzt ein frisches, flottes Erzählertalent; er hat Sinn für Humor, besonders im „Filosoof van't Sashuis" tritt diese Seite seiner Begabung in den Vordergrund; die Figuren sind hier gut beobachtet, es sind Menschen mit menschlichen Schwächen nnd Torheiten, die uns wie dem „Philosophen des Schleusenhauses" ein verstehendes Lachen entlocken, und die im Dialekt geführte Unterhaltung ist dem Leben abgelauscht. In seinen Schilderungen zeigt sich ein feines Naturgefühl; es sind keine detaillierten Beschreibungen, sondern es sind Stimmungsbilder, die unmittelbar aus dem Gefühl kommen. *Alfred Geudens* hat dazu die Illustrationen geliefert, mit spitzem Stift zart ausgeführte Zeichnungen; mit feinem, poetischem Gefühl sind die malerischen Winkel von Alt-Brügge wiedergegeben, das Minnewasser mit dem Beguinenhof und dem Schleusenhaus, dann der dunkele Burgplatz mit der erleuchteten Heiligblutkapelle und der Kopf an Kopf stehenden Menge, die an der Prozession teilnimmt; reizend sind ferner das Kircheninnere mit dem nach Beendigung des Gottesdienstes träumerisch dasitzenden jugendlichen Organisten, und das Interieur mit den beiden Personen, die um den runden Tisch mit der brennenden Petroleumlampe stehen; intime Auffassung und schlichtes Empfinden sprechen aus diesen kleinen Stimmungsbildern. Von erheiternder Wirkung sind seine humoristischen Darstellungen des Kirmestreibens und einer öffentlichen Versteigerung; in der Ausmalung dieser echt vlämischen Volksszenen wetteifern Dichter und Zeichner miteinander. Die Ausstattung der Bücher ist im Verhältnis zu ihrem billigen Preis

anständig, obwohl die Leinenbände mit den gepreßten Vignetten nicht schön genannt werden können.

M. D. Henkel.

Der Buchkünstler *Richard Grimm-Sachsenberg* hat eine neue Privatpresse, der er den Namen Ganymedes-Presse gab, gegründet. Als ihr erstes Erzeugnis erschien *Theodor Körners „Leier und Schwert"*, eine würdige Säkulargabe für dieses Erinnerungsjahr 1913, gedruckt in der Saxonia-Type des Herausgebers. Sie steht sehr schön auf den pergamentartigen Papier; das Verhältnis des Satzspiegels zu dem angenehmen Hochquartformat ist vortreflich, und der sparsame violette Schmuck fügt sich dem Druckbild harmonisch ein. Nicht ganz so glücklich ist das dem stattlichen Lederbande aufgeprägte Signet, und als Mangel muß es bezeichnet werden, daß die Höhe der Auflage nicht angegeben ist. Indessen bleibt trotzdem der Eindruck dieses neuen Unternehmens sehr erfreulich. G. W.

Martin Brusot, Die Stadt der Lieder. Roman. *Xenien-Verlag, Leipzig.* 1913.

Quousque tandem? Bald werden sich die Spezialbibliographen aufmachen müssen, um auf einem Felde der Unterhaltungsliteratur Wegweiser zu errichten, das immer wieder mit demselben Saatgute bestellt wird. Da die Düngung verschieden ist, so wuchert es ja verschieden üppig, daß es aber endlich ausartet, kann niemand verwundern. Alt-Wien scheint als literarischer Stoff unerschöpflich. Scheint es besonders für die Verfasser „historistischer" Romane. Das sind solche, in denen zu einer beliebigen Erfindung eine Reihe historischer Persönlichkeiten an den Haaren herbeigezogen werden, um das Kolorit zu schaffen. Der künftige Literarhistoriker braucht diese Romane bloß nach der Zahl der in Betracht kommenden Personen zu klassifizieren. Wie aber die Siegesallee noch keine Geschichte ist und der Fackeltanz der Minister nicht Politik, so entsteht kein Roman, wenn man Beethoven, Schubert, Haydn, Raimund, Sonnleithner, Caroline Pichler, Grillparzer, die Schwestern Fröhlich, Castelli, Napoleon I., Bettina Brentano, Theodor Körner, Schlegel, Humboldt und last not least den Harfner aus Goethes „Wilhelm Meister" jeden ihr Sprüchel hersagen läßt. Möglich, daß noch ein paar Berühmtheiten vergessen sind. Neben soviel Statisten braucht man auch ein paar Hauptakteure, und das sind Beethoven, der Schubert Franzl und der Harfner, der Spezi Napoleons. Jene zwei Jahrzehnte Wiener Geschichte sind an sich ja eine wundervolle Zeit. An der Donau stand das Welttheater, und die politischen Spieler waren wieder die Comparserie, dort wo die Großen des Geistes den Ton angaben. Und mit zwingender Macht absorbierte die Stadt alle Einzelregungen, sie zog alle in die sentimentale Lebenslust hinein. So ganz gesund war sie nicht, aber schön. In die Lustigkeit der Wiener-Wald Berge mußte der Stephansdom einen ernsteren Klang hineinbringen, die Strauß und Lanner geigten ihn schon wieder hinweg. Von ihren Klängen und Weisen hört man auf den 600 Seiten ja oft. Der geigende Strauß thront sogar auf dem Titelbilde in Wolken, und Engelchen umschweben den Stephansturm. Das Bild ist leider nicht eigene Erfindung des Zeichners. Aber im Buche drin, da fehlt der eine Ton, der den Grund für die anderen abgibt. Eine Reihe recht hübscher Schilderungen besonders der volkstümlichen Szenen verbindet sich mit gemachter Sentimentalität zu etwas Uneinheitlichem. Die Bilder Beethovens und Schuberts sind ja nicht übel, von Beethoven werden nur zu viel Realia des täglichen Lebens ausgekramt, und die waren bekanntermaßen sehr merkwürdig. Die Eroica ist schöner als ihr Komponist in der Unterhose. Exzerptenmäißg ist Brusot mit Schubert verfahren, zu jedem Lied, das dieser komponierte, hat er die Gelegenheit beschrieben, bei der es zustande kam. Brusot ist im Stoff versunken, sein Talent wäre wohl eher auf die Skizze und die Novelle angewiesen. C. N.

Börnes Werke, Historisch-kritische Ausgabe in zwölf Bänden. Herausgegeben von *Ludwig Geiger* in Verbindung mit *Joseph Dresch*, *Rudolf Fürst*, *Erwin Kalischer*, *Alfred Klaar, Alfred Stern* und *Leo Zeitlin.* Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong und Co. 367 Seiten.

Zum ersten Male werden die Schriften Börnes auf Grund des gesamten Nachlasses gedruckt und mit Lesarten und Erläuterungen versehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Charakter, der starke Freiheitssinn und das Talent dieses Publizisten ihm ein Anrecht auf solche gründliche Behandlung seines Nachlasses geben. Von den neuen, soeben erschienenen Bänden enthalten zwei, der 6. und 7. Band, herausgegeben von *Alfred Stern* die „Briefe aus Paris" die unmittelbar nach der Junirevolution von dem Boden des befreiten Frankreichs aus dem neuen Zeitgeist auch in Deutschland eine Bresche schlagen wollten. Man weiß, daß dieser Veröffentlichung Börnes seine Korrespondenz mit der Freundin *Jeanette Wohl* zugrunde lag, und im 9. Bande beginnt *Ludwig Geiger* mit dem Abdruck dieser Briefe. Sie reichen vom 16. Juli 1818 bis zum 19. November 1833 und sollen in der unverkürzten Wiedergabe den 9.—11. Band und die erste Hälfte des 12. Bandes füllen. Ob ein solcher absolut vollständiger Abdruck notwendig sei, braucht nicht erörtert zu werden; da Verlag und Herausgeber ihn unternehmen, haben wir nur Ursache ihnen dafür dankbar zu sein, daß sie uns die Dokumente dieses langjährigen Freundschaftsbundes unverkürzt gewähren. Ludwig Geiger war durch seine Sachkenntnis berufen, die Briefe zu erläutern und besorgt das aufs reichlichste. Allerdings dürfte das dadurch gerechtfertigt sein, daß sie einen Leserkreis erhoffen, der über die Fachgelehrten hinausreicht. Diesen allein dürfte die Streitschrift „Menzel der Franzosenfresser" noch von Wert sein, die im 7. Bande von *Rudolph Fürst* eingeleitet und kommentiert worden ist. G. W.



Eine neue, vierteljährlich ausgegebene Zeitschrift, die sich nur der bibliophilen-bibliographischen Beschäftigung mit den alten Büchern widmen will, versendet ihr erstes Heft. Die *Revue des livres anciens. Documents d'histoire littéraire, de bibliographie et de bibliophilie. Direction Pierre Louys, Rédaction Louis Loviot. Paris, Fontemoing & Cie.* (Frankreich 18 Fr., Ausland 20 Fr.) will an die Tradition der Büchergelehrten alten Schlags, die Tradition, die von den *La Monnoye, Mercier de St.-Léger, Charles Nodier, Mis du Roux, Viollet le Duc, Montaiglon* geschaffen wurde, anknüpfen. Als man noch Tag für Tag bei den Büchertrödlern an der Seine Funde machen konnte, als die Scharteckenhändler den staubige Bücherballen und unhandliche Mappen nicht scheuenden Raritätenentdeckern bei ihren Sammlerfahrten romantische Erlebnisse verschafften, die alten Bücher Entdeckerfreuden gaben, die ganz unabhängig von den modernen Rekordziffern der Bücherware des Altbuchhandels blieben, da konnten jene freundlichen Stimmungen sich ausbreiten, die auch aus der Teilnahme für äußerlich weniger wertvolle alte Bücher sich entwickeln ließen, Stimmungen, denen mit größter Meisterschaft Charles Nodier Worte verliehen hat. Zu dergleichen intimen Erlebnissen bei Begegnungen mit alten Büchern sind wir heutzutage aus mancherlei Gründen nicht mehr so befähigt wie jene alten Pariser Herren: die wissenschaftlichen exakten Methoden der Bibliographie mit ihren vielen nun vorhandenen Hülfsmitteln lassen keinen allzugroßen Raum für bibliophil-bibliographische Träumereien, das unbewußte Auffinden eines wertvollen Buches ist nicht allein für die Bereicherung der Sammlung mit einer neuen Buchkostbarkeit erfreulich, es ist auch ein gutes Geschäft, dessen Gewinn sich bei der Entwicklung des Altbüchermarktes mit klaren Zahlen ausrechnen läßt und die schöne Ruhe des Elzeviersammlers Nodier (wie er in A. Dumas Lebenserinnerungen karikiert erscheint), der bei der Erstaufführung eines seiner Bühnenwerke glückselig die Eierspeisenrezepte des eben gekauften „Pastissier françois" liest, würde vielleicht in die nervöse Beweglichkeit des mondänen Sammlers sich verwandelt haben, der rasch zwischen zwei Akten im Foyer den aufhorchenden Zeitungsberichterstattern einen amüsanten Stoff für die Pariser und New Yorker Morgenblätter liefert.

Dem Aufwand der „éditions de luxe" scheint nur der Aufwand der anerkannten, berühmten Stücke des Altbüchermarktes zu entsprechen, die kleinen Sachen scheinen nur der Aufmerksamkeit der bescheidenen Bibliophilen und der öffentlichen Bibliotheken wert zu sein, von den Büchern, die man haben muß, weil das der gute bibliophile Ton verlangt, scheiden sich die Büchermassen, für deren Prüfung die Zeit fehlt. Aber die bibliophilen Moden, ihr Einfluß mag noch so sehr gewachsen sein, können doch nicht die Bibliophilen-Passion ganz unterdrücken. Denn Altes und Fernes will der Bibliophile ebenso kennen lernen wie er Neues und Zukünftiges suchen gehen will. Noch immer gibt es Gott sei Dank Sammler, die von ihrer echten Bibliophilen-Passion getrieben, die genießende, liebevolle Beschäftigung mit den alten Büchern sich nicht durch die Wegweiser der Auktions- und Katalog-Rekordziffern bestimmen lassen, die für die unbekannten oder verkannten Bücher fast mehr noch übrig haben als für die von aller Welt bekannten und bezahlten. So wird diese neue Zeitschrift für die auch ohne den amerikanischen Ehrgeiz nach den großen Zahlen unternommenen Entdeckungen im Buchlande, nicht nur in Frankreich, viele Freunde gewinnen, gerade unter denjenigen Sammlern, die, obschon sie nicht jede neueste Mode mitmachen wollen, doch zu den wohlunterrichteten gehören. Bereits ihr erstes Heft bringt, anregend und belehrend, eine Fülle wertvoller Mitteilungen, unter denen die des Autors der „Aphrodite" über einen unveröffentlichten Roman des Autors der „Nuits de Paris" für deutsche Sammler auch deshalb besonders interessant ist, weil von den jetzt zerstreuten Bruchstücken der Handschrift *Restif de la Bretonnes* ein größerer Teil nach Deutschland in noch unbekannten Besitz gelangt ist. G. A. E. B.

Von *Frank Wedekinds* gesammelten Werken (*München und Leipzig bei Georg Müller*) sind den ersten zwei Bänden schnell der dritte und vierte gefolgt. Sie bringen mit dem Doppeldrama „Erdgeist" und „Büchse der Pandora" das stärkste, was Wedekind geschaffen hat, dazu den „Kammersänger", den „Marquis von Keith", „König Nikolo", (früher betitelt „So ist das Leben") und „Hidalla" (jetzt benannt „Karl Hetmann, der Zwergriese"). Zur „Büchse der Pandora" ist wieder eine neue Vorrede hinzugekommen. Sie zählt zu dem Besten, was Wedekind zur Rechtfertigung seines Schaffens gesagt hat. Ebenso erläutert er auch den „Kammersänger" mit kurzen treffenden Worten, die hoffentlich von den Bühnen gründlich at notam genommen werden. G. W.

Ernst Eilers, Gretens Jung. Roman. *Erich Behrens Verlag, Hamburg.*

Der Sohn der Magd, der es eine Ehre gewesen war, daß der Bauer sie begehrt hatte, wird später von diesem, der erbenlos geblieben ist, auf den Hof gesetzt. Aus dem eingeschüchterten Hirtenjungen und armen Schustergesellen ist so ein Großbauer geworden. Die Vorurteile der neuen Standesgenossen überwindet er durch seine Ehe mit einer der ihren, aber er scheitert an sich selbst. Das Leibeigenschaftsgefühl, wie Eilers es nennt, das der Mutter noch aus der vergangenen Generation innewohnt, verhindert im letzten Gliede, daß Fritz Kraudin, Grete Kraudins Jung, das echte Herrenbewußtsein bekommt, daß ihn mit seiner Scholle zusammenkitten könnte. Er hat sich aber seit Jugendtagen in allerlei Beglückungsgedanken hineinspekuliert. Ein Stück eigenes Land, das Recht am Boden, ist nach seiner Meinung das Glück. Die Großbauern hat er gehaßt, weil sie dem im Wege stehen, daß viel mehr Menschen dieses Glück erfahren könnten, das er sich ausgedacht hat. Er möchte seinen Hof am liebsten parzellieren. Daraus erwächst der innere Bruch mit seiner Frau, durch den ihm zugleich auch die Kinder entfremdet werden. Er, der seinen Fähigkeiten nach

berufen gewesen wäre, der Führer des Dorfes zu werden, zerstört sich diese Stellung selbst. Seine Neuerungspläne werden falsch verstanden, falsch nachgemacht, und das Ende ist die Auflösung der bäuerlichen Gemeinschaft, die der Bodenspekulation erliegt. Ungeklärt bleibt, wie weit dies nicht etwa der Ausdehnungstrieb der Großstadt ist, die zu solchen Vorstößen ihre minderwertigen Elemente verbraucht. Materiell und kulturell geht jedenfalls die Bauernbevölkerung zu Grunde, und die Glieder der Kraudinschen Familie zuerst. Da erhebt sich ein weiterer Einwand. Fritz Kraudin hat unter seiner unehelichen Geburt gelitten und hält sie für den Grund des Übels. In Wahrheit ist das wohl die widerspruchsvolle Blutmischung. Aber er stiftet darum lieber Zwangsehen, von denen eine um die andere fehlschlägt, als daß er Vernunft annimmt. So ist es ein Held, dessen Tendenz im Leben die Konsequenz des Irrens ist. Mit einem freiwilligen Tod schließt er ab. -h.

Bibliotheca Germanorum Erotica & Curiosa. Verzeichnis der gesamten Deutschen erotischen Literatur mit Einschluß der Übersetzungen, nebst Beifügung der Originale. Herausgegeben von *Hugo Hayn* und *Alfred N. Gotendorf.* Zugleich dritte, ungemein vermehrte Auflage von Hugo Hayns „Bibliotheca Germanorum erotica". Band III (H—K) *München* 1913. Verlegt bei *Georg Müller.* 648 Seiten.

Das große Verzeichnis der deutschen Kuriosa liegt jetzt mit dem dritten Bande zur Hälfte vor und erweist sich wiederum den früheren Auflagen, nicht nur im Umfang, weitaus überlegen. Vergleicht man zum Beispiel die 88 Seiten, die jetzt dem Hexenwesen gewidmet sind, mit den drei Seiten, die dieses Stichwort in der zweiten Auflage beansprucht hat, so tritt der Fortschritt schon quantitativ, aber auch durch die Genauigkeit im einzelnen zutage. Für den schlesischen Dramatiker Hallmann erhalten wir die erste vollständige Bibliographie, ebenso für seinen Zeitgenossen Happel. Bei Heinse hätte neben der mangelhaften Biographie von Schober auch die bessere von Rödel und die Jugendgeschichte bis 1774 von Schurig angeführt werden sollen, dagegen durften die beiden Vorreden Hancarvilles wohl fortbleiben. Bei Schernbergs Spiel von Frau Jutten fehlt Edward Schröders Neudruck. Derartige kleine Bedenken können indessen die Anerkennung des Geleisteten nicht mindern. Der Druck ist wieder höchst sorgfältig und geschmackvoll. G. W.

Hans Graber, Schweizer Maler. 1.—50. Tausend. *K. R. Langewiesche, Königstein i. T.* 1913.

Moderne Schweizer Kunst, deutsche und „welsche", womit, nicht sehr galant, die französische Schweiz gemeint ist. Der Band will ein „Anschauungsband" sein ohne wissenschaftliche Ziele. Diese Absicht wird durch das reiche Bildermaterial vollkommen erreicht. Zwar fehlt Böcklin und die jüngste expressionistische Richtung Bolens und Barth, auch der treffliche Berber; aber dafür wird Hodler, Buri, Amiet, Bieler, Cardinaux, Senn, Welti, Righini, Sandreuter, Berta, Segantini, um nur einige Namen herauszugreifen, in guter Auswahl geboten. Von Stauffer hätte man gern mehr gesehen, ebenso auch von Robert, der in Deutschland fast unbekannt ist. Wie sehr hätte sein „Weltgericht" in Neuchâtel interessiert! In zwei guten ländlichen Motiven lernt man Burnand kennen, die hoch über seinen forcierten religiösen Darstellungen stehen. Hodler ist mit elf Bildern vertreten, darunter mit seinem „Tag" und mehreren Landschaften. So bietet das Heft eine angenehme Einführung in die derzeitige schweizer Kunst, sofern schwarzweiße Abbildungen einen Begriff geben können von einer Malerei, deren letzte Köstlichkeiten in den Reizen buntester Farben liegen. M. E.

Im Verlag von *L. Staackmann* in *Leipzig* beginnen die Gesammelten Werke von *Peter Rosegger* in einer von dem Verfasser neubearbeiteten Ausgabe zu erscheinen. Er will in das Bild seines Schaffens neue Lichter und Schatten hineinzeichnen und so sein literarisches Selbstporträt in 40 Bänden der Nachwelt überliefern. Als Einleitung schickt er dem ersten Bande seine Lebensbeschreibung voraus, die manchem schon heute um ihn gewobenen Mythus ein Ende machen soll. Noch besseren Dienst wird sie tun, um diesem vielgeliebten Schriftsteller mit richtigem Urteil entgegenzutreten, wozu nichts besser dienen kann als der Satz dieser Selbstbiographie: „Wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck." Der erste Band enthält „Die Schriften des Waldschulmeisters". Die Ausstattung ist gefällig und entspricht dem billigen Preise (in Pappband 2,50 M., in Halbpergament 4 M.).

Bibliophile Neuigkeiten aus der Schweiz.

Heinrich Federer, Sisto e Sesto, Eine Erzählung aus den Abruzzen. *Heilbronn, Eugen Salzer.*

Der um das schwäbisch-alemannische Schrifttum verdiente Heilbronner Verlag hat vor kurzem eine „Taschenbücherei deutscher Dichter" ins Leben gerufen. Sie soll unsere besten Schriftsteller vereinigen, deren Schaffen „von ernstem Können und inniger Gemütstiefe zeugt." Beabsichtigt oder unbeabsichtigt tritt bereits jetzt schon der stark oberdeutsche Einschlag der Sammlung hervor. Außer Hermann Anders Krüger, dem rassigen Balten, der mit zwei Kabinettstücken, „Diakonus Kaufung" und „Santa Elisa", vertreten ist, steuern die ersten individuell ausgestatteten Bändchen Anna Schieber (Weihnachtslicht-Geschichten „... Und hätte der Liebe nicht"), Auguste Supper (Erzählungen „Vom Wegesrand" und der jungberühmte Schweizer Heinrich Federer („Sisto e Sesto") bei. Federers „Lachweiler Geschichten", „Berge und Menschen", „Pilatus" gehören mit Recht zu den vielgelesenen Büchern der letzten Jahre, fast scheint es mir jedoch, als hätte er uns in der vorliegenden kleinen Erzählung

aus den Abruzzen sein bisher köstlichstes und reifstes, weil am ehesten künstlerisch völlig abgerundetes Werk geschenkt. Im laufenden Jahrgang der „Süddeutschen Monatshefte" war es zuerst erschienen, jetzt begrüßen wir es als selbständiges Buch im blauen Leinenrock, mit Schwert und Tiara geschmückt (Preis 1 M.), in einer Auflage von 20000 Exemplaren, die hoffentlich bald vergriffen sein wird. Denn solche Kost für Feinschmecker und weite Kreise zugleich muß unser Volk zu genießen wissen. Hat man die „Lachweiler Geschichten" mit den „Leuten von Seldwyla" verglichen, hier wäre jeder Vergleich müßig, hier in „Sisto e Sesto" steht Federer auf dem ureigensten Boden seiner meisterlichen Erzählungskunst. Sisto ist kein Geringerer als der stahlharte Papst Sixtus V., Sesto kein Größerer als ein Abruzzenräuber mit einem goldenen Kinderherzen voll menschlicher Teilnahme und Barmherzigkeit. Die beiden sind Brüder, aber seit ihrer Kindheit voneinander getrennt, einander fremd. Wir leben im wildbewegten XVI. Jahrhundert. Eine kühne Tat bringt den verwegenen Sesto mit seinem ihm ebenbürtigen Sohn nach Rom ins Gefängnis. Dort endlich finden und erkennen sich die Geschwister. Der Papst übt Gnade und beschenkt das armselige, dem Hunger und der Not ehedem preisgegebene Dorf seiner Heimat mit so viel bescheidenen Gütern, als räuberische Bettler vertragen können, um anständige Menschen zu werden.

Feurig und schlicht, innig und einfach wie die Handlung und die Menschen in „Sisto e Sesto" mutet uns auch die Sprache Federers an. Ein stark lyrischer Zug treibt und bewegt sie, ohne daß der echt epische Charakter des Ganzen irgendwie Schaden litte. Wunderbare Landschaftsbilder tauchen vor uns auf. Was ahnen wir alles, wenn wir etwa mit Sesto und Sohn aus dem zackigen Urgebirge der Abruzzen niedersteigen zu den sanften Siebenhügeln der ewigen Stadt: „Die Sterne blinkten ob den schwarzen Bergmassen, die kleinen Gewässer plauderten in den Abgründen, ein Wolf bellte über Partalpe und hinter dem weißen kalten Stirnlein des Papstneffen schimmerte es von köstlichen Bildern. Marmortüren, Domkuppeln, hohe Flußbrücken, worunter unsäglich breite Fluten glitzern, dann Kanonen und grelle Garden, Glockengeläute bis in die Wolken, Straßengefechte, die dreifache Krone des Onkels! Und zwischen diesen Wundern flog das kühne Knabenherz wie ein junger Bergfalke nach Abenteuern aus . . . ." In „Sisto e Sesto" hat sich der schöne Geist des romantischen Italien mit der treuen Kunst des deutschen Erzählers neuerdings auf immer vermählt.

Alfred Huggenberger, Die Bauern von Steig. Roman. *Leipzig, L. Staackmann.*

Der Thurgauer Landwirt, dem wir außer dem vorliegenden Band zwei kraftvolle Geschichtenbücher und eine Sammlung Verse verdanken, mehr als eine Talentprobe, ist Autodidakt wie Rosegger und Gottfried Keller, seine älteren Verwandten. „Die Bauern von Steig" bilden ein rein ländliches Seitenstück zum „Grünen Heinrich", einen prächtigen Entwicklungsroman, in dem die Leiden und Freuden eines armen Schweizerjungen bis zur Zeit der Reife und Liebe mit lebendigem Wirklichkeitssinn und erfrischendem Humor geschildert werden. Der reizvolle Buchschmuck stammt von Hermann Rau. Preis geheftet 3 M.

Ernst Zahn, Gesammelte Werke. I. Serie. 10 Bände. *Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.*

1893 ist das literarische Erstlingswerk des vielbesuchten Bahnhofswirts von Göschenen, die Erzählung „Kämpfe", erschienen. Der Naturalismus blühte, der Symbolismus suchte ihm das Wasser abzugraben. Zahn ließ sich nicht irre machen, er ging ruhig und unverdrossen seinen eigenen Weg. Er blieb natürlich, ohne Naturalist zu werden, er achtete auf die geheimsten Witterungen der Seele, aber alle Geheimniskrämerei der modischen Genossen in Apoll lehnte er unzweideutig ab. Gleichwohl wuchs seine Gemeinde von Jahr zu Jahr und hielt treu zu seiner Fahne. 1907 konnte Zahn seinen Freunden mit dem inzwischen volkstümlich gewordenen Meisterroman „Lukas Hochstraßers Haus" lohnen. — Die künstlerische Entwicklung, die der neben Heer und Federer heute beliebteste neuere Schweizer genommen hat, wird nun in der ersten Serie seiner „Gesammelten Werke" zusammengefaßt. Die Ausstattung ist solid und ansprechend, der Preis der zehn in hellgrüne Sackleinwand gebundenen mit einem Edelweiß einfach geschmückten Bücher (25 M.) äußerst mäßig.

Wilhelm Schäfer, Karl Stauffers Lebensgang. Eine Chronik der Leidenschaft. *München und Leipzig, Georg Müller.*

Ein Stück schweizerischer Kunstgeschichte nimmt in dem Band die Form eines autobiographischen Romans an. Der Verfasser hat ihn dem wahlverwandten Hermann Hesse gewidmet. Karl Stauffer-Bern, der als Mensch und Künstler von einem tragischen Schicksal verfolgt wurde, bis er sich selbst 1897 zu Florenz in den Tod jagte, steht im Mittelpunkt der Ich-Erzählung. Man kann seine Bedenken haben gegen diese Art, Wahrheit und Dichtung durcheinanderzumischen, denn sie verführt leichter als jede andere dazu, den bloßen Sensationshunger des unterhaltungssüchtigen Lesepöbels zu befriedigen. Hier aber spricht ein echter Poet zu uns, der die Freude unseres Epigonenzeitalters an Memoiren bedeutender Persönlichkeiten teilt, ohne seine eigenen schöpferischen Rechte preiszugeben. Eine starke Bildlichkeit eignet ihm. Plastisch wie des Künstlers Gebilde, manchmal hart im Ton, aber voll innerer Wahrheit wie seine Radierungen und Gemälde tritt uns der Held entgegen. Wir meinen ihn greifbar zu schauen und sprechen mit ihm. Die Unmittelbarkeit des Natureindrucks überwältigt. Und so legen wir nur mit tiefer Ergriffenheit diese Chronik der Leidenschaft am Ende beiseite, um sie in ruhiger Stunde nochmals zu lesen. — Preis des Bandes in Halbpergament 5.50 M.

O. Segesser von Brunegg, Platz der Industrie. Roman. *Dresden, C. Reißner.*

Es ist merkwürdig, wie sehr die jüngsten Schweizer in unsern Weltstädten heimisch werden. Kürzlich hat Castell in „Bernards Versuchung" ein Bild des modernen Paris gezeichnet, jetzt führt uns die Trägerin eines bekannten alten Luzerner Namens nach Berlin und in die Weltkurorte des Südens. Agrarier und Industrielle, stille Seelen, Lebemenschen, tapfere, trotzige Naturen, Männlein und Weiblein, Alte und Junge tauchen in dem farbenbunten Gemälde auf und verschwinden und kommen wieder. Viele Seiten des Buches liest man wie einen beliebigen Unterhaltungsroman. Auch Langeweile überkommt uns. Dann aber packt uns plötzlich die Erzählerin im Innersten, und wir merken, daß sie nach Höherem strebt und vielleicht zu Höherem berufen ist. Wir werden ihrer Entwicklung gern folgen. — Preis des geschmackvoll in graublaue Leinwand gebundenen Bandes 5 M.

Albert Geßler, Gertrud Pfander. Eine Schweizer Dichterin. *Basel, Benno Schwabe & Co.*

Einer Frühvollendeten sind diese Blätter gewidmet. Das Porträt nach einer Zeichnung von W. Balmer weist ungemein feine, ausdrucksvolle, sympathische Gesichtszüge auf, freilich zugleich auch die Spuren eines tiefsitzenden zehrenden Leidens. Pfander, die bis jetzt größte Schweizer Lyrikerin, wurde 1874 in Basel geboren. Karl Henckell sichtete 1896 ihre schönsten Poesien und nannte das Büchlein „Passifloren". Der Einfluß Heines darin ist unverkennbar. Auch mundartliche Verse stehen neben den zumeist hochdeutschen „Die Verlassene" (im Baseldütsch) bildet ein interessantes Seitenstück zu den dasselbe Motiv erfassenden Gedichten von Mörike, Geibel und Greif. Wie die Droste besaß Pfander eine Seele voll inniger Frömmigkeit. Ihr Christentum war allerdings kein kirchliches, sondern einfaches Erleben. Dieser Glaube machte ihr das Ende leicht. Sie starb 1898 in Davos. Zehn Jahre später gab Henckell eine zweite Sammlung der Dichterin heraus unter dem Titel „Helldunkel". Außer dieser bedeutsamen Lyrik stellt Geßler das Prosastück „Körner" in Tagebuchform, das er zuerst zum Abdruck bringt, besonders hoch. Pfanders dichterisches Wesen faßt er in den Worten zusammen: „ihr Individualismus, ihr Naturschauen und — ihre Ironie machen sie zur Romantikerin. Sie ist es dann, kraft ihrer Eigenart, doch wieder nicht, sondern bleibt einfach eine Dichterin, die in nicht überoriginellen Formen sagen kann, was und wie sie leidet." Das breche dann durch jede Form, schließe jede Klassifizierung aus; sie sei modern und unmodern, insofern sie menschlich, tief und ewig wirke. — Preis geheftete 3.20 M.

Rudolf Hunziker, August Corrodis zürichdeutsche Übertragung der Mostellaria des Plautus. *Winterthur, Geschwister Ziegler.*

Über den Zürcher Dialektdichter Corrodi (1826 bis 1885), der in den Jahren 1862—1880 Zeichenlehrer in Winterthur war, hat der gleichfalls in Winterthur an derselben Anstalt wirkende Literarhistoriker Hunziker bereits früher gearbeitet. Das Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft Winterthur von 1911 enthält seinen Beitrag „Aus August Corrodis Jugendzeit". Im dritten Teil der „Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Gymnasiums und der Industrieschule Winterthur" 1912 lesen wir einen Lebensabriß des Dichters mit einem Verzeichnis aller von ihm verfaßten Werke. Die 1913 veröffentlichte Schrift Hunzikers „August Corrodi in seinen Beziehungen zu Eichendorff" enthält fünf bisher unveröffentlichte Briefe des schlesischen Romantikers. — Corrodi war gleichfalls Romantiker, vielleicht unter seinen Landsleuten der am meisten romantische. In seinem Aussehen — ein prächtiges Porträt unbekannten Ursprungs, vermutlich aus der Münchner Zeit 1847—1850 stammend, enthält das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1913 — erinnert er an Rückert oder Chamisso. Sein Verhältnis zu Peter Hebel ist noch nicht untersucht worden. Aber auch den antiken Klassikern stand er nicht fern, wie die vorliegende zum erstenmal herausgegebene Übertragung der lateinischen Komödie ins zürichdütsche erweist. — In der ausführlichen Einleitung erwägt Hunziker sorgsam alle Licht- und Schattenseiten des Werkes, woraus hervorgeht, daß Corrodis Leistung als sprachlich lokalisierende Bearbeitung aufgefaßt wohl verdient, aufbewahrt zu werden, obwohl die dramatische Umformung der „Mostellaria" nicht auf gleicher Höhe steht.

Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1913. In Verbindung mit Freunden vaterländischer Geschichte herausgegeben von *Heinrich Türler.* Mit mehreren Illustrationen. *Bern, K. J. Wyß.*

Der literarische und historische Reichtum der Berner Vergangenheit ist staunenswert. Und so dürfen wir uns nicht verwundern, daß auch dem alljährlich erscheinenden „Neuen Berner Taschenbuch" der Stoff nie ausgeht. Der neueste Jahrgang enthält: „Neue Beiträge zur Falkenaffäre 1819" (mit dieser hochpolitischen Angelegenheit erscheint ein Briefwechsel zwischen dem Schweizer konservativen Staatsmann und Konvertiten Karl Ludwig v. Haller und dem preußischen Minister Fürst Hardenberg verknüpft) von J. Haag, Mitteilungen aus dem Briefwechsel zwischen J. R. Wyß, Philosophieprofessor in Bern (1781—1830) und David Heß, dem bedeutenden Zürcher Erzähler und Biographen Salomon Landolts, von Rudolf Ischer, Berichte aus den Lehrjahren eines Berner Patriziers (Karl von Bonstetten, geboren 1788, seit 1812 Student an der Universität Heidelberg) zur Zeit der Mediation" von Karl Geiser. In einem Brief Bonstettens (S. 266) lesen wir eine eigenartige Schilderung der zeitgenössischen Literaturverhältnisse. Wieland, Goethe, Schiller, Moritz, Lichtenberg, Garve, Kästner, Meisner, Lafontaine, Cramer, Kotzebue, Voß, Campe, Salzmann, Vulpius werden genannt. Andere Aufsätze behandeln das Eggut zu Thierachern (Geschichte eines bernischen Landsitzes von E. Bähler), die Reise Karl Steklers zum Berner Regiment in piemontesischen Diensten 1794 (von Heinrich Türler), die



Verdienste Ph. E. v. Fellenbergs um den landwirtschaftlichen Unterricht (von Emma Böhler), zwei Landtage zu Ins im XVI. Jahrhundert (von F. E. Welti). Die wertvolle „Berner Chronik" 1911—12 hat J. Sterchi beigesteuert. — Ein Register wird ungern vermißt. — Preis geheftet 2.50 M.

Aus Zürichs Vergangenheit. Drittes Bändchen 1913. *Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli.*

Das reizende Zürcher Jahrbuch ist uns bereits ein lieber Bekannter. Schon der goldbetreßte Pappband im Stil der Zeit vor hundert Jahren, der erfreuerlicherweise beibehalten wird, heimelt selbst den Fremden an. Conrad Escher behandelt diesmal ein kulturhistorisches Kapitel aus dem XVII. Jahrhundert: Landmann Bodmer und seine Familie, und gleichsam zur Erinnerung an den Besuch des deutschen Kaisers im Jahre 1912: die Villa Rieter in der Enge. Über die Zürcher Messe auf dem Münsterhof unterrichtet uns Olga Amberger, die auch einen Beitrag: Aus den Zürcher Hausschulen am Ende des XVIII. Jahrhunderts liefert. Jugenderinnerungen aus den Jahren 1833—1853 enthält der Beitrag des verstorbenen Ingenieurs Albert Voegeli: In den Seidenhöfen. Zahlreiche vorzüglich ausgeführte Bildtafeln begleiten den Text. Preis gebunden 3.60 Fr.

Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1913: Aus den Berichten der preußischen Gesandten in der Schweiz 1842—46. Von *Alexander Pfister. Bern, K. J. Wyß.*

Die Zeit, aus der die vorliegenden Berichte geschöpft sind, gehörte zu den sturm- und drangvollsten in Schweizerlanden überhaupt. Der Sonderbundskrieg mit den konservativen Katholiken auf der einen, den radikalen Freisinnigen auf der andern Seite entfesselte die politischen Leidenschaften zu Ausbrüchen blindwütigen Hasses. Preußen spielte damals in Bern und Luzern keine kleine Rolle, vor allem Freiherr Karl v. Werther (1842—44 als Gesandter daselbst tätig), dessen Porträt Pfisters Schrift beigegeben erscheint, bewies Eifer und Umsicht, wenn auch er die Lage im Lande selbst naturgemäß nicht entwirren konnte.

Hans Beat Wieland, Eiger, Mönch und Jungfrau. *Zürich, Rascher & Co.*

Diese farbige Künstlersteinzeichnung im Format 100×70 cm reiht sich würdig den Bildern von Colombi, Conradin, La Roche und Senn an, die in den letzten Jahren in den Handel kamen. Der Kunstfreund wünschte nur noch, sie in einer Sammelmappe vereinigt zu wissen, was allerdings eine zweite Ausgabe der Steindrucke in kleinerem Format zur Voraussetzung hätte. Wielands Schweizer Berglandschaft, offenbar im Frühlicht des kaum erwachten Morgens aufgefaßt, zeugt von herber Eigenart. Preis des Kunstblatts in Rolle 8 Fr.

Schweizerisches Jahrbuch für Kunst und Handwerk 1912. Herausgeber *Wilhelm Stotz, Biel.* Ausgabe für Deutschland und Österreich *Müller & Rentsch, München.*

Das neue Unternehmen, geleitet von Hermann Röthlisberger in Bern und Albert Baur in Zürich, erweckt die schönsten und besten Hoffnungen. Es spricht die Sprache von Tatsachen und keine leeren Worte. Bild reiht sich an Bild. Der ganze staunenswerte Reichtum der modernen eidgenössischen Kunst kann in dem Jahrbuch natürlich nicht erschöpfend dargestellt werden. Aber wir ahnen ihn. Neben Studien von Hodler und Radierungen von Welti fordern Bildwerke weniger berühmter Meister wie Albert Anker und Hans Brühlmann unsere Anerkennung heraus. Sehr entwickelt erscheint die schweizerische Plaketten- und Medaillenkunst, was allerdings in merkwürdigem Gegensatz steht zur ästhetischen Minderwertigkeit der Landesmünzen. Der Bericht von C. A. Loosli über schweizerische Kunstausstellungen bildet das zweite Hauptstück das Jahrbuchs. Im dritten wird das Landhaus eines Malers vorgeführt. Dann hält Albert Baur eine Handwerkspredigt: vom neuen Stil. Eine Totentafel, eine Adressentafel, Bücherbesprechungen, Künstlerbriefe, Anzeigen machen den Beschluß. Störend wirkt nur die nicht fortlaufende Seitenzählung. Das erweckt den Eindruck, daß wir ein zusammengestelltes Stückwerk vor uns haben. Die Textbeiträge verdienen wie die Reproduktionen selbst volles Lob. Preis des stattlichen Quartbandes geheftet 8 M.

Odilo Ringholz, Die Kulturarbeit des Stiftes Einsiedeln. Eine kulturhistorische Studie. *Einsiedeln, Benzinger & Ko.*

Einsiedeln, berühmt durch seine Schätze, die Gelehrsamkeit seiner Bewohner, den Reichsfürstenstand seiner Äbte, seine uralte Wallfahrt, hat in dem Konventualen P. Odilo Ringholz O. S. B. den gründlichsten und hingebungsvollsten Geschichtschreiber gefunden. Die reichillustrierte Studie, die sich lediglich mit der kulturellen Tätigkeit der Einsiedler Benediktiner in alter und neuer Zeit beschäftigt, wendet sich nicht so sehr an die Historiker wie an die weiteren Kreise des gebildeten Publikums. Ohne Ruhmredigkeit entwirft der kundige Führer ein anschauliches Bild von der bedeutsamen Tätigkeit seines Stifts auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Er kann mit Recht bescheiden sein. Denn altererbte und verdiente Größe braucht nicht die hochfahrende Geste des Parvenus. Preis des gediegen ausgestatteten grünen Leinenbandes 8 M.

Wissen und Leben. Halbmonatsschrift. *Zürich, Rascher & Ko.*

Auch im neuen Jahr bewahrt die schöne, keiner Mode oder Partei untertänige Zeitschrift ihre alte Vielseitigkeit. Bild und Wort, Poesie und Prosa, unterhaltende und belehrende Beiträge in deutscher, französischer und italienischer Sprache wechseln ab, Der durchaus eigenartige Charakter des vornehmsten Schweizer Organs bleibt so nach wie vor gewahrt. Aus dem reichen Inhalt kann ich wiederum nur einiges hervorheben: O. G. Baumgartner teilt Briefe aus



Stauffers Berliner Jahren mit, Louis Goumaz berichtet über das hochinteressante Werk „Newman catholique d'après des documents nouveaux" von P. Thureau-Dangin (Paris 1912), J. Steiger erörtert die Brotversorgung der Schweiz und die Rheinschiffahrt, G. Hunziger entwirft nach eigenen Erfahrungen als Krankenschwester in Deutsch-Neu-Guinea bunte Bilder aus der Südsee, Louis Piérard bespricht L'art en Belgique, der Politiker und Großindustrielle Eduard Sulzer-Ziegler erhält einen warmen Nachruf, Heinrich Held äußert sich zur Errichtung einer Postsparkasse, Alfred Schaer würdigt seinen nordischen Liebling Gustav Falke, Yvonne Lerruys behandelt Les tendences de l'art français, G. Buscher spricht zum Gotthardvertrag, E. N. Baragiola verbreitet sich über zeitgenössische Literatur in italienischer Beleuchtung, Erik Kampf nimmt zur Frage eines Nationaldenkmals Stellung, Meinrad Lienert steuert eine gar köstliche Geschichte „Der Milchfälscher" bei, T. Greyers vergleicht die Sprachanfänge in Österreich mit den naheliegenden sprachlichen Verhältnissen seiner Schweizer Heimat, Eduard Blocher schenkt der Zürcherbibel seine Aufmerksamkeit, C. W. Wiegand erscheint mit einer wuchtigen Ballade „Die Nonne von Jeltafeer" vertreten usw. — Die Zeitschrift, die kein engbrüstiges Organ für spießerhafte Heimatkultur darstellt, sondern frei und weit wie die Gipfel des Landes in alle Welt hinausblickt, sei allen Freunden der Schweiz und ihrer universellen Kultur nochmals nachdrücklichst empfohlen. — Preis des Jahrgangs (24 Hefte) 15 Fr. — Die Einzelnummer kostet 80 Rappen.

Wilhelm Kosch.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana V. Für den Autographensammler pflegt bei der Auswahl seiner Handschriften, von der Einschätzung ihres Urhebers und der Erhaltung des Stückes ganz abgesehen, zunächst ein Gesichtspunkt besonders wertvoll zu sein, der Inhalt des Autogramms. Die Urschrift eines Meisterwerkes der Dichtung, einer hervorragenden Schöpfung der Tonkunst, die Handzeichnung eines berühmten Künstlers sind ebenso wie jene Urkunden, die von bedeutungsvollen Ereignissen der Menschheitsgeschichte Zeugnis ablegen, von diesem höchsten Standpunkt aus beurteilt historische Dokumente, die eigentlichen Träger der geistigen Überlieferung der Kultur. Und ähnlich erscheinen persönliche Äußerungen der großen Menschen der Vergangenheit, wie sie in Briefen, Taegbuchaufzeichnungen usw. niedergelegt wurden. Das ist eine Betrachtungsweise der Autogramme, für deren ausführliche Darstellung man einen Vers Byrons zum Motto wählen könnte.

„*Immortal! — though no more*; —
What is remembered dies, what's written lives"

Und eine Betrachtungsweise, die sich nach der begeisterten Einleitung einer solchen Abhandlung mit tüchtigen Nützlichkeitserwägungen über die beste Werküberlieferung beschäftigen darf. Denn an der vollständigen, endgültigen, urhandschriftlichen Überlieferung ist selbst für die geschultesten Philologen nur mühsam zu deuteln und wenig zu rütteln. Was würden wir aus einigen Blättern der Urhandschrift eines Shakespeareschen Dramas nicht alles lernen dürfen und wie viele dicke Bände der Shakespearebibliothek könnten durch ein einziges dieser Blätter ihre Autorität verlieren.

Ireland, ein Namensvetter des durch seine *Shakespearean Forgeries* zu herostratischem Ruhm gelangten Fälschers, hat in seinem „Irish Book Lover" Autographophilie und Bibliophilie, Handschrift und Druckwerk in ihrem Werte so verglichen: „*The collecting of autograph letters and Mss. of literary celebrities is a pursuit of as great and absorbing interest — greater, its votaries declare — than the collecting of books. The pleasure of posessing the very paper which the author handled when inscribing on it the thoughts no matter how trivial or common place as they flowed fresh from his brain, is one the posessor of the printed book can ne'er enjoy. Letters penned without a view to publication often give on a truer indication of the writer's mind than reams of print, of his character as revealed to intimates, and frequently afford biographical information not obtainable elsewhere*". Mit diesen Worten wird jene andere Betrachtungsweise des Autogramms als die eigentliche des Autogrammsammlers bezeichnet, die in der Selbstschrift nicht nur den authentischen Träger für die Übermittlung bedeutender Gedanken und Nachrichten, sondern noch eine Lebensurkunde, eine persönliche Reliquie verehrt.

Das Autogramm ist eine Erdenspur der Persönlichkeit, eine eigenhändliche Unterschrift von Friedrich dem Großen oder Goethe unter ein paar gleichgültigen Zeilen kann die Phantasie länger und vielfältiger anregen als die schönste Bilderfolge aus ihrem Leben. Auf diesem vergilbten Blatte hat einmal die Feder eines Gewaltigen gelastet, denkt der Beschauer, denkt der Besitzer eines solchen handgreiflichen Stückchens großer Vergangenheit, wenn er seine Träume um die vergilbten Schriftzüge ranken läßt. Das ist (wie man will) die intime Impression oder das intime Sentiment eines Ewigkeitswertes. Dazu darf der Autogrammsammler sich auch mit den Kleinigkeiten der Alltäglichkeitserscheinung des kostbaren Schriftstückes beschäftigen, darf einen eigenen Reiz darin finden, die berühmte Persönlichkeit an ihrem Schreibtische zu belauschen. Diese besondere Teilnahme, die das Autogramm als solches abnötigt, die Schriftzüge, die Art und Weise des Schreibens, die Bildung des Stils, tausenderlei Kennzeichen des document humain geben dem Graphologen, dem Philosophen, allen nachdenklichen Leuten eine Fülle des Stoffes für ihre Beobachtungen, die eine gedruckte Wiedergabe des Schriftstückes nicht gewähren kann.

An Anleitungen und Handbüchern für Autogrammsammler ist kein Mangel. Und ebensowenig fehlen die Handschriften-Nachbildungen,[1] die dank den modernen Reproduktionsverfahren wenigstens der For-

schung einen gewissen Ersatz des unzugänglichen Originals vermitteln können. Aber ein Desideratum der autographophilen Literatur verdient die Beachtung der Berufenen.

Es gibt noch kein Handschriften-Lesebuch, das in geschickter und sachverständiger Weise einen Versuch des bekannten „Schreibsachverständigen" *Adolf Henze* („Das Handschriften-Lesebuch. Anleitung, die verschiedenartigsten Handschriften der bekanntesten Völker und Nationen, berühmter Männer und Frauen, verschiedener Stände und Jahrhunderte lesen zu lernen. Neu-Schönfeld 1866") so vollendet und weiterführt, daß es, nicht als paläographisches Lehrbuch, wohl aber als vergleichende Darstellung der Schreibweise großer Schriftsteller vielfältig nützlich zu gebrauchen ist. Selbst in Einzelveröffentlichungen werden die stillen Nebenpfade der Autogrammbetrachtung, die die Sammler selbst wohl oft mit Entzücken wandeln mögen, dem Laienpublikum nur selten geöffnet.

Die Schreibgewohnheiten der hervorragenden Denker und Dichter sind immer aufs innigste mit ihrer Arbeitsweise verbunden gewesen. Nicht nur in dieser Hinsicht, daß der eine, scheinbar ein Improvisator, mit der ersten Niederschrift auch die fast fertige Reinschrift lieferte, der zweite aus allerlei Aufzeichnungen und Zettelchen das Ganze im groben zusammenstückte, der dritte Abschrift auf Abschrift folgen ließ, um immer wieder zu feilen. Wer die Manuskripte *Flauberts* kennt, weiß, daß er, ein Goldschmied der Worte, seine mühselige Ziselierarbeit mit ganz erstaunlicher Geduld betrieb, mit einer Geduld, die doch ganz anders war als die selbstsichere Ruhe *Ibsens*. Dieser Mann fester Gewohnheiten war auch beim Dichten die Regelmäßigkeit selbst, gestattete sich keine Aufenthalte bei der einmal begonnenen Arbeit. Bedächtig schrieb er (darin Schopenhauer ähnlich) in den frischen Stunden des Vormittags, meist von acht bis ein Uhr, so daß er für die Niederschrift eines in den vorangegangenen sieben Monaten erdachten Stückes ungefähr fünf Monate brauchte. Jedes Stück schrieb er in seinen späteren Lebensjahren (nach einer Mitteilung Paul Lindaus) dreimal in drei völlig voneinander verschiedenen Redaktionen nieder. Doch galten diese Redaktionen nur dem Formalen, an dem eigentlichen Wesen des Stückes, der Dichtung wurde nichts mehr geändert, wenn er mit ihrer Niederschrift begann. Die erste Niederschrift, das Brouillon, die Skizze, oder wie man sie nennen mag, suchte nur die Worte für die ihn beschäftigenden Gedanken zu finden und die vorläufige Formung des Stoffes, ohne Rücksicht auf Sprachschönheit, ohne Rücksichten auf die Absichten der Bühnenwirkung. Die zweite Redaktion war die des Theatertechnikers, sie mußte die feste szenische Gliederung des dichterischen Gebildes und die knappe Fassung des Dialogs bringen. Die dritte Redaktion ergab dann die Reinschrift, in der als Abschrift der zweiten Niederschrift noch allerlei Verbesserungen des Theaterstückes vorgenommen wurden. Was Lessing 1772 an Staatsrat Gebler schrieb: „Ich habe nur einen einzigen Gesichtspunkt, aus welchem ich ein theatralisches Stück beurteile, nämlich die Vorstellung. Ich traue weder meiner Empfindung noch meiner Kritik anders als vor dem Theater", das haben sich die auch als Meister der Bühne ausgezeichneten Dichter in ihrer Arbeitsweise meist so zu eigen gemacht, daß sie Dichtung und Bühnenbearbeitung trennten, indem sie das bei natürlichem Lichte Gesehene aufzeichneten, um es auf seine Erscheinung im Rampenlichte zu prüfen.

Daß dabei der einzelne seine besonderen Verfahren vorzog, darf den Autogrammsammler am allerwenigsten verwundern, für den unter Umständen von *Richard Wagner* vorbereitete unbeschriebene Notenblätter einen gewissen Autogrammwert gewinnen können. Denn wenn der Meister nach der Komposition an die Instrumentation ging, dann begann er die Partitur — mit dem Liniieren. Ehe er die erste Note schrieb, zeichnete er für jeden Takt und für jedes System die Vertikallinien vor, bis die ganze Partitur in dieser Untermalung fertig war. Und da er diese Vorarbeit mit der sorgfältigsten Berechnung, der allergrößten Sauberkeit durchführte, so waren schon diese liniierten Blätter ein Teil des endgültigen Manuskripts, dessen Reinlichkeit nicht zum wenigsten durch die Schreibgewohnheit bedingt wurde.

Die Stimmung des Schreibenden ist immer in einem gewissen Grade, von den Dingen, die ihm zum Schreiben dienen, von den Schreibmitteln und Schreibstoffen, abhängig und eine schlechte Feder, schlechtes Papier, schlechte Tinte können auch robustere Naturen stören. Vielmehr natürlich noch den sensibleren Dichter. Und wenn erst der mondäne Schriftsteller weiß, daß er mit dem Drum und Dran seiner Handschriften Aufmerksamkeit erregt, läßt er vielleicht ein paar zufällig berühmt gewordene Geberden zur Eigenheit werden, die bewundert und von der gesprochen werden soll, kokettiert mit seinen Manuskripten. Manche bekannte Pariser Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts haben einen solchen Kultus ihres eigenen Schreibtisches wie eine schöne Mode immer wieder erneuert, von Balzac bis zu den Modernen, die nur schreiben können, wenn das Papier ihr Wasserzeichen trägt. Da ist *Sardou*, der auch sein eigenes Papier anfertigen ließ, aber ein dickes, gewöhnliches Papier, da sind *Mignet* und *Thiers*, die blaues Papier brauchten und vor allem der jüngere *Dumas*, dessen ebenfalls blaues Papier ein genau bestimmtes Format und eine vorgeschriebene Liniierung haben mußte. Da ist *Jules Barbey d'Aurevilly*, unerreicht in den Schnörkeln seiner handschriftlichen Widmungen, dem die vielen bunten Tinten für seine Briefe und Druckvorlagen nicht genügten; weshalb er durch allerlei merkwürdigen Streusand ihre Farbenpracht zu steigern liebte. Und wer einmal eine Handschrift *Paul Lacroix*, des unermüdlich schreibenden Bibliophilen Jacob, in Händen hatte, wird sie nie wieder vergessen. Seine sehr große Kurzsichtigkeit führte ihn zu erstaunlich kleinen Buchstaben, weil er aber deshalb sein Gesicht ganz nahe an das Papier bringen mußte, konnte er es häufig nicht vermeiden, mit der Nase die noch frische Schrift zu verwischen.



Goethes Meinung: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann", von ihm selbst auch als Herausgeber und Sammler vertreten, hat ebenso Geltung für den Briefinhalt wie für die Briefäußerlichkeiten. Wenn man, um das Beispiel zweier sehr eifriger Briefschreiber jüngster Zeit anzuführen, die kalligraphische Ruhe von *Otto Erich Hartlebens* Mitteilungen an Freunde mit *Detlev v. Liliencrons* Gewohnheiten im brieflichen Verkehr, zu denen die Kunterbuntheit von „dutzendfachen Wortunterstreichungen, Ausrufzeichen, Gedankenstrichen, Gefühlszwischenräumen, Buchstabendehnungen, Zickzacklinien und Bombenpunkten, Bleistiftpfeilen und Bleistifteinsprengseln" gehörte, vergleicht, erkennt man, wie verschieden zwei impulsive Temperamentmenschen die sinnenfällige Wirkung ihres Briefes von dessen äußerer Erscheinung abhängig machen wollten.

Der Briefcharakter, das wäre eine amüsante Aufgabe für die Studie eines Autogramme sammelnden Psychologen; der Komfort beim Schreiben eine andere. *Restif de la Bretonne*, der jahrelang seine Tagebuchaufzeichnungen mit dazu angefertigtem eisernen Griffel in einen Stein eines öffentlichen Gartens grub und der Poeta Laureatus *Tennyson*, dessen *„trial books"* eigens für ihn hergestellte Drucke eines neuen Werkes waren, das er so mit aller Bequemlichkeit zur Druckvorlage der ersten Veröffentlichung herrichten konnte, hatten jedenfalls sehr abweichende Ansichten über die Bequemlichkeit des Schreibenden. Und Dutzende von anderen Extravaganten reihen sich diesen beiden Extremen an. Es ist ein Hexensabbat von närrischen Gedanken und weisen Einfällen, den Autogrammsammler spielen lassen könnten, wenn sie die äußeren Merkwürdigkeiten mancher Schriftstücke in ein System bringen wollten.

Der Autographophile hat vor dem Bibliophilen, wenn man den Sammlerehrgeiz in Anrechnung bringen darf, jedenfalls den Vorteil voraus, Unika zu besitzen und den Ansporn der immer unvollständig bleibenden Reihe. Auf ein Autogramm kann man hoffen, mit dem Besitz aller gesuchten Drucke dieser oder jener Schrift muß man sich begnügen. Kein Wunder, wenn da der Bibliophile zum Autographophilen wird, die Bücher mit handschriftlichen Eintragungen der Autoren oder berühmter Vorbesitzer sucht, mit beigefügten Autogrammen die Originalausgabe dokumentieren möchte. Kein Wunder, wenn die Leichtgläubigkeit des Autographophilen härteren Prüfungen ausgesetzt wird als die des Bibliophilen.

Herr von Lescure, dem wir ein schönes Büchlein über die Autographophilie verdanken, hat maliziös dem Marchand d'Autographes ein Chanson gewidmet, mit dessen Versen er den Händler ankündigen läßt:

Messieurs, j'ai des autographes
De tous temps, de tous pays;
Signatures et paraphes
Que je vends non garantis.

Savant, prince ou saltimbanque,
Courtisanes ou valets,
J'ai, hors des billets de banque,
Toutes sortes de billets.

Vous verrez dans mes cartons
Des Molière, des Newton;
Vous verrez le Balafré,
Bobêche et Galimafré.

Car l'autographomanie
Sur tous jetant son grappin,
Place l'homme de génie
Près du sot ou du coquin.
— — — — — — — —

Je vous offre en attendant
Messieurs, ce Pierre le Grand;
Il peut braver l'examen
Bien qu'il soit du Weinen.

Reconnaissez l'âme ardente
Du vainqueur de Marengo
Dans cette page éloquente;
On n'en peut pas lire un mot.

Cet ordre est de Charles neuf,
Malgré son air un peu neuf;
Mais de ce qui fait son prix,
Combien vous serez surpris.

C'est que depuis une année
(Ici la date en fait foi),
Une fièvre cutanée
Avait emporté ce Roi.
— — — — — — —

Achetez aveuglément
Et profitez du moment;
Cette noble passion
Se nourrit d'illusions.
— — — — — — —

Solche Illusionen mag der Autogrammsammler gerne entbehren, seine Phantasien wird er nicht entbehren wollen, seine Phantasien, mit denen er seine Sammlung erst recht genießen kann. Aber sind diese Phantasien, die aus einem beschriebenen Stückchen Papier den Zauber des persönlichen Verkehrs mit den Großen der Vergangenheit gewinnen lassen, wenigstens für die zukünftigen Sammler, die sich mit unserer Gegenwart beschäftigen wollen, nicht heutzutage schon gefährdet?

Ein kluger Mann hat einmal von der Autogrammdämmerung gesprochen und der Schreibmaschine, die sie herbeiführen muß, wenn immer mehr von den bedeutenden und berühmten Persönlichkeiten der mit der Maschine angefertigte Brief, das Typewriting-Manuskript bevorzugt werden wird. Wie die Schreibmaschine selbst jedoch in ästhetischer und technischer Hinsicht noch manche Zukunftsmöglichkeiten bietet (es sei nur an die künstlerische Vervollkommnung der Schreibmaschinenschrift und an die



Lösung des Geheimschriftproblems durch die Schreibmaschine erinnert), so wird auch der Selbstschriften-Sammler der Zukunft den Schreibmaschinenschriften mancherlei abgewinnen können, woran wir jetzt noch nicht denken. Abnutzungen im Gebrauch, Systemveränderungen und ähnliches geben der modernen Kriminalistik bereits allerlei Beweismittel, die zeigen, wie auch die Schreibmaschinenschrift sehr große Verschiedenheiten bedingt, individuelle Züge, die auf Schreibgewohnheiten beruhen, haben kann. So werden denn die Autogrammsammler der Zukunft auch ein Sammelsystem für die Schreibmaschinenschriften entwickeln, und die ersten Typendrucke von der ältesten Schreibmaschine des berühmten Mannes nach Gebühr schätzen, den Durchschlägen einen verminderten Wert beilegen, den Abzügen mit eigenhändigen Verbesserungen aber einen erhöhten. Und wie die Forschung unserer Tage sich aufs eingehendste mit den irdischen Musen der alten Dichter beschäftigt, so wird die der Zukunft das type writing girl nicht unbeachtet lassen.

Der blinde Milton, der seinen Töchtern „Das verlorene Paradies" diktiert, Goethe, die Hände auf dem Rücken in seinem Arbeitszimmer auf- und niederschreitend, während sein Sekretär John, am kleinen Tische mit der Feder in der Hand schreibend seinen Worten folgt, sind in den illustrierten Literaturgeschichten der Gegenwart keine ungewöhnlichen Bilder. Warum sollten in denen Zukunft nicht neben den Bildnissen der Dichter die ihrer Lieblingsstenotypistinnen stehen dürfen? —

VI. Die Nachschlagebücher aller Art für den täglichen Gebrauch, veraltet und verloren gegangen, jahrzehnte-, jahrhundertelang vergessen, können, zufällig aufgefunden, Sammlerstücke und Quellenwerke ersten Ranges sein. So sind die *frühesten Adreßbücher* heutiger Weltstädte nun zu hohen Liebhaberwerten geworden. Wenn das erste „New Yorker Adreßbuch" eine Cimelie der ersten Hoe-Auktion (1911) war und der dünne kleine Oktavband mit 2275 $, also, die Kosten eingerechnet, mit rund 11000 M bezahlt worden ist, so gibt das eine gute Meinung von dem Lokalpatriotismus des New Yorker Bibliophilen. Was man in diesem alten Adreßbuche alles findet, zeigt der bei aller Umständlichkeit schon recht übersichtlich gedruckte Titel an: *The New-York Directory, containing A valuable and well Calculated Almanach . . . Tables of the different Coins, suitable for any State, and digested in such order as to render an Exchange between any of the United States plain and easy. Likewise,* 1. *The names of all the Citizens, their occupations and places of abode.* 2. *The members in Congress, from what state, and where residing.* 3. *Grand Departments of the United States for adjusting public accounts, and by whom conducted.* 4. *Members in Senate and Assembly, from what county, and where residing.* 5. *Iudges, Aldermen, and other civil officers, with their places of abode.* 6. *Public state-offices, and by whom kept.* 7. *Counsellers at law, and where residing.* 8. *Ministers of the gospel, where residing, and of what Church.* 9. *Physicians, Surgeons, and their places of abode.* 10. *President, Directors, days, and hours of business at the Bank.* 11. *Professors &c. of the university of Columbia College.* 12. *Rates of porterage as by law established.* 13. *Arrivals and departures of the mails at the Post-Office. By David Franks. New York: Printed bei Shepard, Kollock, corner of Wall and Water Streets, MDCCLXXXVI.*

Dieses erstes New York Directory in seinem nüchternen blaugrauen Umschlage ist schon ganz das auf die Ökonomie des knappen Ausdrucks gestellte Handbuch für den übereiligen Geschäftsmann, für das sich im modernen Amerika ja sehr viele Beispiele finden lassen. Aber als ein Erzeugnis der ausgehenden XVIII. Jahrhunderts gehört es nicht zu den ältesten Adreßbüchern, die in Paris erfunden sind. Das erste Londoner Adreßbuch, (das auf der zweiten Huth-Auktion nur mit 17 £ 10 s. bezahlt wurde) ist 100 Jahre älter. Es hat den Titel: *A Collection of the names of the Merchants living in and about the city of London. Very Usefull and Necessary. Carefully Collected for the Benefit of all Dealers that shall have occasion with any of them; Directing them at the first sight of their name, to the place of their abode. Printed for Sam. Lee, and are to be sold at his Shop in Lombard Street, near Popes-head-alley: And Dan Major at the Flying horse in Fleetstreet* 1677. Ein gewissenhafter Bibliograph wird auch die literarhistorische Bedeutung dieses ersten London-Directory nicht übersehen und vermerken, daß Popes Vater unter dem Buchstaben P. erwähnt wird.

Die alten Adreßkalender hatten nicht den Ehrgeiz die ganze Einwohnerschaft eines Ortes zu verzeichnen. Vielfach waren sie, wie das erste Berliner Adreßbuch von 1704, nur Listen der am Ort befindlichen Rang- und Standespersonen.

Dagegen gab es schon sehr frühe Adreßbücher, die sich keineswegs mit einer einfachen Namensaufzählung begnügten, sondern auch allerlei Erklärungen beifügten, so daß sie für den heutigen Leser zu wirklichen kulturhistorischen Lesebüchern geworden sind. Diese Art Adreßbücher ist von jeher in Frankreich beliebt gewesen (man weiß, daß dergleichen „nützliche Winke" sogar in besonderen Amüsieradreßbüchern, um es höflich zu nennen, in den Handel kamen). Der Apotheker *Blegny*, der 1691 sein „*Livre commode des adresses de Paris*" veröffentlichte, das er sich für seinen Handel angelegt hatte, konnte schon im folgenden Jahre eine zweite neubearbeitete Auflage herausgeben. Dieses Werk, der Prototyp aller ähnlichen Handbücher (1878 in zwei Bänden in einer gelehrten von *Ed. Fournier* für die Bibliothèque elzevirienne besorgten Ausgabe neugedruckt) mußte sein Streben nach Höherem freilich mit einem raschen Ende bezahlen. Blegny, der aus seiner einfachen Liste der Handelsleute ein Adreßbuch für den eleganten Pariser machen wollte, den „Bottin" vorahnend das mondäne und demimondäne Tout Paris vollständig sich zu verzeichnen vornahm und dabei mit erklärenden Anmerkungen nicht sparsam



war, sollte die allzuoffnen Aufrichtigkeiten durch die Konfiskation und Vernichtung seines Büchleins bestraft sehen. Ein Adreßbuch als staatsgefährliches Buch! Und ein Adreßbuch, das so wunderhübsche Dinge weiß. Wenn wir lesen, daß der sieur Fournerat für 4 Pistolen im Jahr die Kleidung eines eleganten Mannes liefert und unterhält, so fallen uns sogleich die ähnlichen Anzeigen in den großen Zeitungen unserer Tage ein, die den Kavalieren das Abonnement von Herrengarderobe empfehlen. Was könnte der Maler Salé heutzutage nicht alles erfinden, der damals eine Vorrichtung erdacht hatte, mit deren Hilfe man auf den Gemälden ganz andere Sachen sah, als dort gemalt waren, oder Herr Pouilly, der sowohl ein Mittel besaß, die Tugend eines Liebhabers zu stärken als auch ein ganz ungewöhnlich vergrößerndes Mikroskop anfertigte. Es ist das bunteste Bild des damaligen Paris, das sich in diesem liebenswürdig gesprächigen Adreßbuche widerspiegelt. Aber wer wird nicht zugeben, daß auch aus der trockenen Zahlenstatistik moroserer, dafür vielleicht praktischerer Adreßbücher sich solch ein Kulturbild gewinnen ließe. Vielleicht findet sich noch einmal der Bibliophile, der die Weltstädte Europas nach ihren alten Adreßbüchern zu beschreiben unternimmt. Es wäre eine lustige und lehrreiche Aufgabe. G. A. E. B.

Daß das *moderne deutsche Plakat* eine der interessantesten und charakteristischsten Kunstäußerungen unserer Zeit ist, wie Professor Dr. *Gustav E. Pazaurek* kurz präzisiert, wird man in unserem Jahrhundert einer Renaissance des Kunstgewerbes ebenso anerkennen, wie seine Voraussage, man werde „dereinst unsere Zeit nicht einmal ganz verstehen können, wenn man diese Schöpfungen nicht vor Augen haben wird". Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, *Plakatmuseen* zu schaffen, wenn nicht als selbständige Anstalten, so doch als vollwertige Teile von Kunstsammlungen; leider hat das auf Aktualität zugeschnittene Plakat auch alle Nachteile schneller Vergänglichkeit (es ist auf wenig widerstandsfähigem Material hergestellt, wird bald überklebt oder sonst vernichtet), wozu noch die Unhandlichkeit des meist großen Formats kommt, die ein systematisches Sammeln selbst den Museen, geschweige denn Privaten, wenig sympatisch macht.

Es muß also, wie der genannte Leiter des Stuttgarter Landesgewerbemuseums in der „Museumskunde" ausführt (Heft 2, Mai 1913), „ein System gefunden werden, das das Sammeln wie auch das Studium der Plakate wesentlich erleichtert, zugleich die Nachteile der leichten Zerreißbarkeit und des zu großen Raumbedürfnisses auf ein Minimum herabdrückt". Da heute schon viele große Geschäftshäuser, Industriefirmen und sonst Private sich ständig wachsende Plakatarchive, die später eine große kulturhistorische Bedeutung haben werden, angelegt haben, wird eine kurze Orientierung über Professor Pazaureks Erfahrungen und Vorschläge gewiß interessieren.

Von der qualitativen Auslese des Materials, der Zurichtung der Plakate für die Konservierung, der Aufbewahrungsschränke und anderer technischer Einzelheiten kann hier natürlich nicht gehandelt werden; das wichtigste ist ja auch das eine rationelle Benutzung der Sammlung ermöglichende System. Hier hat sich in Stuttgart das Zettelinventar bewährt, das der Übersichtlichkeit halber verschiedenfarbige Kartons benutzt, auf denen für jedes Plakat der Sammlung folgende Angaben verzeichnet sind: Format, Zugangsnummer, Jahr, Nebennotizen zur rascheren Orientierung (figurale oder emblematische Darstellung usw.), Ursprungsort, Künstlername, ob aus Wettbewerb hervorgegangen, Besteller, Beschreibung, Text, Farbe, Ausführungstechnik (Lithographie, Linoleumschnitt oder dergleichen), Druckerei, Größenangabe und Geschenkgeber oder die sonstige Art des Erwerbs. Dazu kommt eine aufgeklebte Wiedergabe des Plakats, wenn möglich als Verschlußmarke, Briefkopf, Zeitungsannonce usw., sonst als kleine Photographie. Die Einteilung umfaßt zwölf Gruppen. Wenn Professor Pazaurek am Schluß seines Essays die Möglichkeit erwähnt, sie könnte sich zu einem Zentralplakatmuseum auswachsen, so wäre das nur der gerechte Lohn für die bahnbrechende Tätigkeit ihres Leiters.

(*Berliner Tageblatt.*)

Die Universitätsbibliothek Lemberg befindet sich seit 1905 in einem Neubau an der Mochnackistraße, der jetzt das schönste und modernste polnische Bibliotheksgebäude ist. Seine Kosten betragen 520000 Kronen. Der Lesesaal ist mit 116 Plätzen ausgestattet, wird aber im Winter so stark benutzt, daß die Zahl der Plätze nicht ausreicht. Die Handbibliothek des Lesesaals zählt etwa 8000 Bände. Die Wände sind von *Julian Makarewicz* mit allegorischen Darstellungen der vier Fakultäten geschmückt. Das Magazin hat Platz für 350000 Bände. Die Universitätsbibliothek Lemberg hat sich unter der Leitung ihres Direktors Prof. Dr. *A. Semkowicz* in den letzten Jahren sehr günstig entwickelt. Eingehende Angaben über die Vermehrung und Benutzung in den Jahren 1899—1910 enthält eine kürzlich als Sonderabdruck aus der Chronik der Universität Lemberg erschienene Broschüre (Biblioteka uniwersytecka we Lwowie w latach 1899—1910. Lwów 1912).

Posen. *Dr. Wilhelm Christiani.*

Von der Internationalen Buchgewerbe-Ausstellung Leipzig 1914. Der Staatssekretär des Reichspostamtes hat eine Beteiligung der *Bücherei des Reichspostamtes* angeordnet. — Der *Verein der deutschen Buch- und Steindruckfarbenfabriken* beschloß einstimmig die kollektive Beteiligung mit einer *eigenen Abteilung.*

Auf der Ausstellung in Leipzig erscheint zum ersten Male die *Bibliographie*, die dem geistig arbeitenden Fachmanne die in den Bibliotheken, in wissenschaftlichen Veröffentlichungen und sonstigen literarischen Erscheinungen niedergelegten Schätze zugänglich macht. Die Bibliographie stellt systematische Verzeichnisse der Fachliteratur nach einheitlichen Gesichtspunkten zusammen und zwar in Form von Katalogen und Auszügen aus den verschiedensten Fachgebieten, die das



Suchen nach einschlägigen Mitteilungen erleichtern. Auch die verschiedenen Kartothek- und Registratursysteme, die im modernen Geschäftsverkehr eine immer größere Rolle spielen, ferner die wissenschaftlichen und fachlichen Auskunfteien gehören hierher und werden auf der Ausstellung in systematischer und leicht verständlicher Weise gezeigt werden.

Die Regierungen von Württemberg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg und Gotha, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt und Reuß j. L. haben die ihnen unterstellten Bibliotheken angewiesen, der Ausstellung jede nur mögliche Förderung angedeihen zu lassen und haben die Bibliotheken ermächtigt, geeignete Gegenstände der Ausstellung zur Verfügung zu stellen.

———

Die berühmte *Hosemann-Sammlung* des verstorbenen Professors *Franz Skarbina* ging in den Besitz des Antiquariates *Paul Graupe, Berlin* über. Skarbina, ein warmer Bewunderer der Hosemannschen Kunst, vereinigte in seinem Besitz nicht nur alle köstlichen Jugendschriften, die Hosemann als Illustrator des Verlages Winckelmann & Söhne mit reizenden Bildern schmückte, sondern auch eine große Anzahl von Original-Handzeichnungen (Illustrationen zu Jugendschriften) und Original-Skizzen.

Zu wünschen ist, daß diese Sammlung, die nie wieder in solcher Reichhaltigkeit und Fülle zusammengestellt werden kann, geschlossen in festen Besitz übergehen möchte. Ein großer Teil der Jugendschriften ist unauffindbar geworden, zum Teil von Kinderhänden erbarmungslos zerstört, zum Teil dem Sammeleifer entgangen, darum ist doppelt zu wünschen, daß die stattliche Anzahl von Bänden, die Skarbina besaß, nicht ein ähnliches Schicksal teilen möchten, denn viele der Kinderbücher dürften nur in dieser Sammlung vorkommen und sonst vollkommen verschollen sein.

K. W.

———

Die *Übereinkunft zwischen Deutschland und Rußland zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst*, die vom Bundesrat verabschiedet ist und nunmehr dem Reichstage zugehen wird, bestimmt, daß die Urheber literarischer Werke jedes der beiden Länder im anderen Lande bis zum Ablauf von zehn Jahren das ausschließliche Recht genießen, ihre Werke zu übersetzen oder die Übersetzung zu gestatten, unter der Bedingung, daß sie sich dieses Recht in der Einleitung ihres Werkes ausdrücklich vorbehalten. Das ausschließliche Übersetzungsrecht erlischt, wenn der Urheber davon nicht binnen fünf Jahren Gebrauch gemacht hat. Bei wissenschaftlichen, technischen und für den Unterricht bestimmten Werken beträgt diese Frist nur drei Jahre. Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften mit Ausnahme von Novellen und Romanen dürfen ohne weiteres nachgedruckt werden, wenn der Abdruck nicht ausdrücklich verboten ist. Tagesneuigkeiten sind nicht geschützt. Die Urheber dramatischer Werke sind auf jeden Fall gegen die öffentliche Aufführung derselben im Original geschützt während der Dauer ihres Urheberrechts am Original und gegen die öffentliche Aufführung in der Übersetzung während der Dauer ihres Übersetzungsrechtes. Das Gleiche gilt für dramatisch-musikalische Werke. Photographische Werke sind nur geschützt, wenn jedes Exemplar Angaben über die Firma oder den Urheber und die Jahreszahl der Veröffentlichung trägt. Das Literaturübereinkommen gilt für alle Werke, die beim Inkrafttreten der Übereinkunft in ihrem Ursprungslande noch nicht Gemeingut geworden sind.

(Leipziger Neueste Nachrichten.)

———

Persische Manuskripte im New Yorker Museum. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß bei dem großen Interesse, welches man in den letzten Jahren der persisch-mohammedanischen Kunst zugewandt hat, auch auf diesem Gebiete das Metropolitan-Museum of Art im Wettbewerb auftritt. Nun hat es von Mr. *Alexander Smith Cochran* eine ganze Sammlung persischer Manuskripte zum Geschenk erhalten, nachdem es bis jetzt nur ein einziges persisches illuminiertes Manuskript und eine kleine, allerdings ausgewählte Sammlung von einzelnen Blättern besessen hat. Dieses von früher her im Metropolitan Museum befindliche Manuskript galt bis jetzt als aus der „Schule des Bihzad" hervorgegangen. Aber dank der ausgezeichneten Publikation Martins kann man seine fünf Miniaturen jetzt genauer bezeichnen. Es ist wahrscheinlich von der Hand eines der besten Schüler des Bihzad, des Shaikh Sada, des Hauptmalers am Hof der Shaybaniden (Saffaniden) in der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Unter den schon von früher her im Bestand des Metropolitan-Museums vorhandenen Einzelminiaturen sind Arbeiten des Sultan Mohammed, des Riza Abbasi, des Kasim und noch anderen hervorragenden orientalischen Buchrandzeichnern des XVI. Jahrhunderts. (Siehe F. R. Martin „The Miniature Painting and Painters of Persia, India and Turkey from the Eighth to the Eighteenth Century". Two volumes in folio with 344 plates comprising more than 600 miniatures. London: Bernard Quaritch.)

Mit der jetzt eingetretenen Sammlung Cochran, die aus 24 Manuskripten und 30 Einzelblättern besteht, ist es nunmehr möglich, im New Yorker Museum die Kunst des persischen Miniaturmalers in einer glänzenden und verschiedenartigen Ausstellung zu illustrieren, welche nicht allein Arbeiten der früheren Schulen, sondern auch solche des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts enthält. Ein durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruhender Katalog aller Manuskripte ist von Professor A. V. W. Jackson vorbereitet und kommt bald zur Ausgabe. In dem vorliegenden „Bulletin of the Metropolitan-Museum of Art" April 1913 beschreibt Wilhelm R. Valentiner nur einige der interessantesten und schönsten dieser persischen miniierten Werke, unter denen zwei sind, die nach Ansicht dieses hervorragenden Kenners der dekorativen Künste jedem bekannt sein müßten, der an den schönsten Schöpfungen der näher östlichen Kunst interessiert ist.

Die große Periode der Timuriden (1369—1494) ist durch einen Koran repräsentiert, der im Jahre 1427 von Ibrahim Sultan, dem Enkel des Timur, und Bruder des Baisunghar kopiert worden ist, welcher letzterer einer der ersten einflußreichen Bibliophilen des Orients war. Diese Männer und ihr Vater Shah Rukh, der als der Gründer des elegantesten Stiles der Buchproduktion Persiens bekannt ist, schufen einen neuen Typus von Buch, der, was Papier, Miniierung und Einband betrifft, bislang unerreicht war. Der Cochransche Koran hat natürlich keine Illustrationen; aber die Schrift und die einfachen Buchränder mit Blumen und Arabesken-Dekorationen lassen den eindrucksvollen robusten Charakter der Schule erkennen. Als ein Beispiel der Buchillustration aus dieser Periode ist der Nizami (Nizami, 1141—1203, war der Meister auf dem Gebiete des Liebesromans in Versen) aus dem Jahre 1449—1450 anzusehen, den ein Künstler von Kraft und liebenswürdiger Variabilität, wenn auch nicht von größter Finesse, hergestellt hat. Der chinesische Einfluß, den die Zeichnung aufweist, ist noch mehr im Stil der früheren mongolischen Miniaturen des XIV. Jahrhunderts. Die Farben erscheinen zuerst fast beleidigend in ihrer Lebhaftigkeit; bei näherem Studium aber erweisen sie sich als ein hübscher Ausdruck des künstlerischen Temperaments, reich an brillanten Ideen und Phantasie.

Aus der Timuriden-Schule stammt der größte persische Künstler Bihzad (um 1460—1525), dessen Laufbahn eine außergewöhnliche Entwicklung in der Richtung auf höchste Finesse der Linie, Farbe und Komposition erkennen läßt. Die Cochran-Sammlung enthält ein Werk des Nizami (Haft Parikar), das von Martin dem Bihzad auf Grund der Signaturen des Künstlers, die sich auf dreien von den fünf Miniaturen zeigt, zugeschrieben wird. Es ist eines seiner frühesten Werke, noch ganz im Stil der Timuridenschule, von der einige der fünf Miniaturen selbst im Farbenschema kopiert sind. Aber wieviel delikater ist die Zeichnung der Figuren, wieviel weniger gedrängt die Komposition und wie klar läßt sich Bihzads Temperament und Beobachtungsgabe im Detail erkennen! Das Gemälde von „Bahram Gur in dem dunkeln Palast" hat einen außerordentlichen Rhythmus der Linie. Die Jagdszene zeigt den Künstler im geschicktesten Gebrauch weiter Flächen, um mehr Gewicht auf hervorragende Figuren zu legen. Dazu sind die Pferde in ganz merkwürdiger Weise voller Leben charakterisiert trotz einer gewissen steifen Stellung.

Der größte Schatz der Sammlung ist aber ein Nizam-Manuskript mit 15 Miniaturen von der Hand des Mirak, des Zeitgenossen und Schülers Bihzads, welcher die Bokhara Schule gegründet hat und den man schon den „Carpaccio des Ostens" genannt hat. Das von 1524 datierte Manuskript war einst in der Bibliothek des Perserschahs und später hat es Martin selbst besessen, der darüber schreibt: „Dieses Manuskript steht keinem aus der Periode nah. Es mag wohl größere geben, aber gewiß keines von solcher Feinheit, mit so reichen Architekturdarstellungen und solchen entzückenden Farben. Dazu kommt noch, daß es in perfekter Kondition ist und einen prächtigen Einband aus der Zeit trägt. Das Buch enthält die gesamten Werke des Nizami, und die fünf Dichtungen, aus denen es besteht, sind durch verschiedenfarbiges Papier für jedes Gedicht charakterisiert. In feinster Farbenbeobachtung sind diese immer so gewählt, daß sie mit dem Farbenschema der Miniaturen harmonisieren. Ganz besonders schön sind die verschiedenen Veduten in den Palästen, die Prinz Bahram Gur besucht, wenn er nach den sieben Töchtern der sieben Herrscher der Welt auf der Brautschau ist. Diese Gegenstände, welche ein verschiedenes Farbenschema für jede Miniatur beanspruchen, damit sie mit den verschiedenen Farben der Paläste, schwarz, gelb, grün usw., korrespondieren, waren stets die Lieblingsprobleme der persischen Maler; niemals aber wurde dem Farbenschema ein höherer dekorativer Wert gegeben als diese Illustrationen des Nizami durch Mirak dartun, in denen der Ton der Wände in den verschiedenen Palästen das Motiv abgibt, auf dem eine exquisite Farbensymphonie aufgebaut ist."

Die indischen Miniaturisten, welche mit Nachahmung der persischen Kunst begannen und nachher unter dem Einfluß europäischer Maler standen, sind in der Cochran-Sammlung durch eine Reihe von Einzelblättern vertreten. Die allgemeine Komposition in Porträts und in Darstellungen fürstlicher Taten und Besuche steht der der besten persischen Miniaturen zumeist nach. Aber die Einzelporträts und jedes von der Natur direkt entnommene Detail zeigen eine merkwürdige Beobachtungsgabe und eine minutiöse und oft äußerst dekorative Technik. M.

Der 14. *Deutsche Bibliothekarstag* in Mainz wurde am 18. Mai, vormittags 9 Uhr, im großen Saale des Kasinos zum Gutenberg mit einer Ansprache des Bürgermeisters, Baurat Kuhn, eröffnet. Die Teilnehmerzahl beträgt 117, in früheren Versammlungen erreichte sie kaum 50. *Dinse-Kiel* sprach über die *handschriftlichen Ptolemäuskarten* und ihre Entwicklung im Zeitalter der Renaissance. Claudius Ptolemäus, der geniale Astronom, Mathematiker und Geograph verfaßte ein Werk zum Anleiten von Kartenzeichnen, das wichtigste Handbuch der alten Geographie. Die in unserem Besitz befindlichen vermeintlichen Ptolemäischen Karten rühren von Grammatikern des V. Jahrhunderts her, während Ptolemäus bekanntlich im Jahre 150 nach unserer Zeitrechnung lebte. Karten fertigte man überhaupt früher nur auf Bestellung für reiche Privatpersonen an. Als Ort der nächsten Tagung, die am 4. und 5. Juni 1914 stattfinden soll, wurde *Leipzig* gewählt. Dort sollen gleichzeitig die großen Verlagsanstalten, Sortimente und Buchbindereien besichtigt werden. Über die *Deutsche Bücherei in Leipzig* sprach Abteilungsdirektor *Paalzow-Berlin*. Die Verwaltung dieser Anstalt setzt sich aus 30 Mitgliedern, aus Kreisen der sächsischen Regierung, der Stadt Leipzig und Buchhändlern zusammen. Zweck der Bücherei ist eine vollständige Sammlung der deutschen Nationalliteratur. Musikalien und Tageszeitungen werden nicht gesammelt. Mit den



weiteren Einzelheiten und den Satzungen wird sich am 9. Juni eine Tagung in Leipzig befassen. Das Gebäude ist für den Bücherzuwachs bei jährlich 50000 Bänden auf 100 Jahre berechnet. Bücher werden nicht ausgeliehen, wohl aber ein Lesesaal eröffnet. Zum Direktor der Deutschen Bücherei wurde Herr Dr. *Gustav Wahl,* bisher Bibliothekar der Senckenbergischen Bibliothek zu Frankfurt a. M. gewählt. Zeitungen sollen, nach einer Anregung des Abgeordneten Spahn in jedem Bezirke besonders gesammelt werden. Preußen sei diesem Plane günstig gestimmt, und die Bibliothekare wollen sich der Sache annehmen.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Speyer & Peters in *Berlin.* Ad. Historiam Medicinae, Plantae Officinales, Curiosa. 411 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. Nr. 52/53. Ex-libris und andere graphische Originalarbeiten moderner Künstler. Nebst Anhang: Alte Ex-libris. Mit einer Einführung von Dr. J. Schinnerer, Direktor des Buchgewerbe-Museums in Leipzig. Nr. 363—800. — Nr. 54. Seltenheiten aus der Deutschen Literatur. Die Befreiuungskriege in Wort und Bild. Zur Hundertjahrfeier. Neuerwerbungen, Kunst, Literatur, Kulturgeschichte. Nr. 801—1048.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vormals Adolf Geering in *Basel* Nr. 359. Allgemein und vergleichende Sprachwissenschaft, Grammatiken, Mustersammlungen und Wörterbücher von 80 Sprachen 1775 Nrn. — Nr. 361. Exakte Wissenschaften. Alte Drucke, enthaltend frühe und Original-Ausgaben zur Geschichte dieser Wissenschaften und über Sonnenuhren, Uhren, Chronologie, Curiosa oeconomica. 2396 Nrn. — Nr. 362. Land- und Hauswirtschaft, Forstwissenschaft, Curiosa oeconomica, Kräuterbücher. Hierin u. a. die Bibliothek Th. Bruun von Neegard, Davos (Schweiz.) Nr. 2247 bis 3070. — Antiquarischer Anzeiger. No. 217. Helvetica 1552 Nrn.

Joseph Baer & Co., in Frankfurt a. M. No. 1611. Die Balkanhalbinsel und der Archipel von dem Verfall des Römischen Reiches bis auf die Gegenwart. I. Linguistik, albanesisch, neugriechisch, südslawische Sprachen, türkisch aus den Bibliotheken von Dr. Antonios Miliarakis und anderen Gelehrten. 812 Nrn. — Nr. 614. Rheinprovinz, Westfalen, Waldeck-Pyrmont, Lippe. 2152 Nrn.

C. G. Boerner in *Leipzig.* Nr. 24. Manuscripte mit Miniaturen, Einzelminiaturen. 49 Nrn.

M. Boussus in *Paris.* Nr. 7. Vermischtes Nr. 2322—3009.

Buchhhandlung Gustav Fock, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in *Leipzig.* Nr. 428. Literatur für Volks- und Schulbibliotheken. Mit einem Vorworte von Stadtbibliothekar Dr. G. Fritz in Charlottenburg: Bücher und ihr Publikum.

J. Gamber in *Paris VIe.* Nr. 80. Athènes, Rome, Byzance. 3294 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 112. Almanache, Kalender und Taschenbücher des XV. bis XIX. Jahrhunderts. 1094 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 358. Kunst und Archäologie, Musik, Theater, Illustrierte Bücher. 2155 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 421. Kunstgewerbe, Orient, Mittelalter, Neuzeit. Zum Teil aus der Bibliothek des † Freiherrn Adalbert von Lanna-Prag. 960 Nrn. — Nr. 422. Architektur, enthaltend die Bibliothek des † K. L. Bauamtmanns Professor Dr. Richard Streiter. 853 Nrn. — Nr. 423. Architektur und Kunstgewerbe des XIX. Jahrhunderts. Zum Teil aus den Bibliotheken von Adalbert v. Lanna und Professor Richard Streiter 758 Nrn.

Max Hueber in *München.* Nr. 3. Heine-Bibliothek, Deutsche Literatur, Philosophie, Geheimwissenschaften, Theologie, Pädagogik, Geschichte, Kultur- und Sittengeschichte, Kunst, Illustrierte Werke. 2414 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München.* Nr. 74. Deutsche Literatur bis etwa 1850 nebst Übersetzungen, Sprachwissenschaft, Althochdeutsche Sprachdenkmäler, Almanache und Taschenbücher, Autographen. 3009 Nrn.

Otto Küfner in *Berlin NW* 6. Nr. 1. Deutsche Literatur und Übersetzungen. 713 Nrn.

Dr. H. Lüneburgs Sortiment und Antiquariat in *München.* Nr. 104, enthaltend u. a. die Bibliothek des † Prof. Dr. Richard Weltrich in München. Deutsche Literatur und Übersetzungen, Erstausgaben, Almanache, Musik, Philosophie, Theologie, Geheimwissenschaften, Pädagogik, Geschichte, Kultur- und Sittengeschichte, Kunst. 2751 Nrn.

C. Lang in *Rom.* Nr. 18. Rittratti italiani della Raccolta Cicognara-Morbio. 3043 Nrn.

J. J. Lentnersche Hofbuchhandlung (E. Stahl) in *München.* Nr. 14. Bibliotheka Bavarica. Vierte Folge. 1. Abteilung: Münchner Künstlerarbeiten. Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien, Autographen usw. sowie Handzeichnungen alter und neuer Münchener Meister. 1384 Nummern mit 61 Abbilduugen auf 14 Kunstdrucktafeln und 10 Textillustrationen. Nr. 12017—13336.

T. de Marinis & Co. in *Florenz*. Nr. 12. Manuscrits, incunables et livres rares. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 24 Lichtdrucktafeln.

Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 113 u. 114. Bibliothek Jakob Minor-Wien. Abteilung II und III. 1492 und 1512 Nrn.

Leo S. Olschki in *Florenz*. Nr. 88. Choix de livres anciens, rares et curieux. 19e Partie: Livres à figures des XVe et XVIe siècles: Italie. A bis Bassano. Avec 71 Fac-Similés. Nr. 3981—4107.

C. E. Rappaport in *Rom*. Bibliofilo Romano. Nr. 29. 329 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 48. Vermischtes. 553 Nrn.

J. Rickersche Universitäts-Buchhandlung. Ernst Legler in *Gießen*. Nr. 12. Rossica Slavica. 1005 Nrn.

Ludwig Rosenthal in *München*. Nr. 149. Livres anciens français. 6800 Nrn.

Scheltema & Holkema in *Amsterdam*. Nr. 23. Vermischtes.

Wilhelm Scholz in *Braunschweig*. Nr. 165. Deutsche Literatur der klassischen und Romantiker-Zeit. Almanache, Goetheschriften, Raubritter- und Reise-Romane, Memoiren-Literatur, Schriften aus der Napoleonischen Epoche. 1455 Nrn.

Simmel & Co. in *Leipzig*. Nr. 238. Philosophie, Psychologie, Soziologie, Okkultismus, Mysticismus, Theosophie, Spiritismus, Aberglaube, Freimauerei, Freidenkerwesen. 5147 Nrn.

J. A. Stargardt in *Berlin W*. Nr. 231. Autographen und Urkunden. 405 Nrn.

Süddeutsches Antiquariat in *München*. Nr. 153. Auswahl wertvoller und seltener Werke. 1107 Nrn.

C. Teufens Nachf. Bernhard Stern in *Wien*. Anzeiger Nr. 1. Vermischtes. 546 Nrn.

Theissingsche Buchhandlung in Münster i. W. Nr. 10. Allgemeine und deutsche Geschichte. 1923 Nrn.

C. Troemers Universitätsbuchhandlung (*Ernst Harms*) in *Freiburg im Breisgau*. Nr. 50. Neuere Philologie. 620 Nrn.

W. Weber in *Berlin W 8*. Nr. 5. Deutsche Sprache und Literatur. Abt. I. Germanische Philologie (Darin die erste Abteilung der Bibliothek des † Prof. Dr. Cam. Wendeler). 2482 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig*. Nr. 55. Mitteilungen für Bücherfreunde. Moderne deutsche und französische Bücher für Bibliophilen. Neuerwerbungen des Antiquariats, Nachrichten von neuen Büchern. Nr. 1049—1249.



Das
kleine
Zwiebelfisch-
Kulturkratzbürsten-Vademecum
Herausgegeben von
Hans von Weber
Mit boshaften Porträten
aus der deutschen Bücherwelt
von Emil Preetorius
EIN APRIL-SCHERZ
Broschiert M. 1.— Geb. M. 2.—

Aus dem Inhalte:
Literaturgeschichte ad usum Delphini.
Ein assyrischer Bücherfluch.
Wintasport in Obabayern. Der Dublettenkönig.
Journalistische Stilübungen
des „Zwiebelfisch" u. v. a. m.

Durch jede gute Buchhandlung, sonst gegen Nachnahme vom
Hyperionverlag Hans von Weber
München NW. 16.

HELGA-ANTIQUA

Eine
neue Antiqua
von höchster Eleganz
und Klarheit der Formen mit
geschmackvollen Initialen, Vignetten
und Einfassungen nach Zeichnungen von
Professor F. W. Kleukens. Die Probe mit vielen
Anwendungsbeispielen geben wir an Interessenten gratis



Schriftgiesserei D. STEMPEL, A-G, Frankfurt-Main



Eugen Diederichs Verlag in Jena

Im Mai erscheinen:

Jean Jaurès / Die neue Armee

Autorisierte Übersetzung

br. ca. M 7.—, geb. ca. M 8.—

Inhalt: Militärische Kraft und moralische Kraft / Die aktive Armee und die Reserve / Verstümmelte Wehr und volle Wehr / Gefährliche Napoleonische Formeln / Morgen / Frankreichs revolutionäre Ideen / Skizze einer neuen Organisation. Die Deckungstruppen. Das Kadreproblem in Frankreich und der Schweiz / Zusammensetzung und Ausbildung. Von der angeblichen Einheitlichkeit der Herkunft / Die Offiziere und die Arbeiterorganisationen. Die Offiziere auf der Universität / Soziale und moralische Triebkräfte. Armee, Vaterland und Proletariat / Weiteres über die Kadres. Die Beförderungen / Die Entwickelung der Tatsachen und Ideen. Die Verwirklichung / Gesetzesvorschläge.

Carl Jatho / Der ewig kommende Gott

Religiöse Essays

br. ca. M 2.50, geb. ca. M 3.50

Inhalt: Träume / Tage des Getümmels / Die Schriftgelehrten / Auszug / Natur / Jugend / Keine Grenzen / Ewiger Wechsel — ewige Unrast / Selbstverleugnung / Ein starker Gott / Der Gottmensch / Freude im Allerhöchsten / Der helle Morgenstern.

Julius R. Haarhaus / Deutsche Freimaurer zur Zeit der Befreiungskriege

Mit einem Nachwort von Diedrich Bischoff und 14 Porträts

1.—3. Tausend. br. M 3.—, geb. M 4.—

Inhalt: Deutschland unter dem Drucke der Fremdherrschaft / Die Quellen nationaler Gesundung / Das Wesen der Freimaurerei / Nationalismus als treibende Kraft / Logen als Pflegestätten des nationalen Gedankens / Sittliche und geistige Wiedergeburt / Der Tugendbund und verwandte Bestrebungen / Die Reformen / Die Erhebung / Freimaurer als Männer der Tat / Patriotische und humanitäre Wirksamkeit einzelner Logen. Feldlogen. Beziehungen zu französischen Freimaurern / Das befreite Deutschland / Die Reaktion.







// BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE
Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

V. Jahrgang Juli 1913 Heft 4

An unsere Leser.

Für die Monate August-September wird wieder, wie üblich, ein Doppelheft erscheinen.

Redaktion und Verlag
der Zeitschrift für Bücherfreunde.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Die diesjährige *Generalversammlung* der Gesellschaft findet am *Sonntag den 28. September* in *Hamburg* statt. Alles Nähere darüber wird den Mitgliedern durch besondere Einladung bekannt gegeben.

Anträge für die Generalversammlung sind nach § 9 der Satzungen mindestens einen Monat vorher bei dem unterzeichneten Sekretariat anzumelden.

Die Versendung der von Herrn Baurat H. Weisstein der Gesellschaft gestifteten Gratis-Publikation, des *Kataloges der Bibliothek von Gotthilf Weisstein* in zwei Bänden, wird bis zur Generalversammlung beendet sein. Der Vorstand macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Exemplare numeriert sind und daß die Besitzer die Verpflichtung übernehmen, sie nicht in den Handel zu bringen. — Die Versendung der Jahrespublikationen für 1913 wird im Herbst erfolgen. Dagegen kann für die Ausgabe der Sonder-Publikation für 1912, des *Narrenschiffs* von Sebastian Brant, gegenwärtig noch kein bestimmter Zeitpunkt in Aussicht gestellt werden, da der Herr Herausgeber durch alle Bitten des Vorstandes nicht zu einer festen Zusage in betreff des Abschlusses seiner Arbeit zu bewegen war.

Als neue Mitglieder sind der Gesellschaft seit der Ausgabe des XII. Jahrbuchs beigetreten bezw. als solche vorgemerkt:

Alfred Backhaus, cand. jur., Eisenach, Schillerstr.
Biblioteca Besso, Rom, Corso Vittorio Emanuele 51.
Anton Bodenstein, Lederhändler, Komotau, Schulplatz 4.
Walter Blumtritt-Weichardt, Verlagsbuchhändler, Dachau bei München.
D. Carlberg, Bankdirektor, Stockholm, St. Eriksplan 2.
Wilhelm Dreecken, cand. phil., Berlin W., Augsburgerstr. 73.
Joh. W. Duncker, Direktor der Norddeutschen Versicherungs-Gesellschaft, Hamburg.
Adolf Nutzhorn, Vikar, Hannover, Geibelstr. 28.
Paul Lohmann, Wiesenburg (Mark).
Hans von Passavant, Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstraße 42.
Dr. jur. *Julius Schröder*, Gerichtsassessor, Leipzig, Rudolphstraße 4 (p. Adr. Frau Julius Schröder, Berlin W. 15, Kaiserallee 22).
Dr. med. *R. Sohm*, Primararzt am städtischen Krankenhause, Bregenz.



Ihre veränderte Adresse zeigen an:

786 *Paul August Brinkhoff*, bisher Dortmund, jetzt Godesberg, Denglerstr. 18.
856 Dr. jur. *Reinhard Crasemann*, Landrichter, Hamburg, jetzt 37, Isestr. 121 I.
310 *Heinrich Falkenberg*, Pfarrer, bisher Herchen, jetzt Walberberg bei Brühl, Bez. Cöln.
14 Dr. med. *Rudolf Ferber*, Hamburg, jetzt Piseldorferweg 5.
464 *Ferdinand Hartmann*, Bibliothekar, bisher Bromberg, jetzt Düsseldorf, Oberkassel, Drake-Str. 21.
379 Dr. jur. *Arthur H. Hecht*, Gerichtsassessor, bisher Kassel, jetzt Hanau, Augustastr. 36.
243 Professor Dr. *Christian Hülsen*, Florenz, jetzt Villa Tolomei, Via di Marignolle 6, Bellosguardo.
377 *Georg Jacoby*, Hamburg, jetzt 36, Heimhuderstr. 6.
895 Professor Dr. *Julius Petersen*, bisher München, jetzt Basel, Rutimeyerstr. 47.
660 *Paul Schulze*, bisher Merseburg, jetzt Berlin N. W., Klopstockstr. 10, Gartenhaus III l.
895 Dr. jur. *Siegfried Wolff*, Berlin, jetzt N. W. 52, Melanchthonstr. 16 I.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen

WEIMAR, Cranachstr. 38.

I. A.

Prof. Dr. Carl Schüddekopf.

Pariser Brief.

Das Pariser städtische Kunstmuseum im „Petit-Palais" hat sich die Aufgabe gestellt, eine Jahrhundertschau der französischen Malerei durch einzelne Ausstellungen möglichst gründlich vorzuführen. Vor zwei Jahren fand dort eine Ausstellung von Werken Ingres' statt, die für Kenntnis und Wertung dieses Meisters von hoher Bedeutung war; nun hat dieses Frühjahr *Henry Lapauze*, der verdiente Konservator des Museums und Initiator des genannten Unternehmens eine große Zahl von Werken *J. L. Davids* und seiner Schule aus Privatsammlungen und Provinzmuseen (zu denen sich auch die Brüsseler Galerie mit Leihgaben wie Davids „Marat", Ingres' „Augustus" gesellt hat) zusammengebracht.

Unter den etwa siebzig Werken Davids — Proben seiner gesamten Entwicklung, von den jugendlichen Arbeiten, die an Tiepolo oder Rubens geschult sein mochten, von den Konkurrenzversuchen, die den Rompreis bezweckten und sich etwa im Sinne Bouchers erweisen („die Niobiden" 1772) bis zu einem theatralischen Alterswerk „Zorn des Achilles", das im Todesjahr 1825 in Brüssel entstand — mag heute eine Serie von feinen und teilweise erstaunlich kühn gemalten Bildnissen noch am meisten Beifall finden. Hier zeigt sich die Malerei weit mehr in ihren Rechten als auf den trocken gefärbten Kompositionen vermeintlich großen Stils. In der farbigen Organisation eines Porträts, wie das der Madame Blauw, oder das große Reiterbildnis des Grafen Stanislaus Kostka Potocki, das aus Polen hergesandt wurde, erweist sich am besten die Stellung und eigentliche Bedeutung Davids in der großen Entwicklungslinie der französischen Malerei, die über Ingres zu Manet führt und hier deutlich ihre Herkunft zeigt; nicht daß bei David ihr Ursprung zu suchen wäre. Ihm geschieht Unrecht — wie übrigens schon die Bildnisse des Louvre beweisen — wenn er ausschließlich nach den offiziellen Staatsaufträgen beurteilt wird.

Seine Schüler freilich hofften nichts Besseres zu lernen, als was auf jenen die Methode war. Die Ausstellung umfaßt besonders die kunsthistorisch wenig erforschte Periode, für die als einzige zusammenfassende Arbeit eine These von François Benoît: l'Art français soùs la Révolution et l'Empire genannt wird; dann aber ungefähr das ganze erste Viertel des XIX. Jahrhunderts. Wir finden hier jedoch weder Regnault noch Guérin, noch Prud'hon oder gar Géricault. Die Ausstellung beschränkt sich auf die persönlichen Schüler Davids und in dem so enger beschriebenen Kreise ist um so mehr auf dokumentarische Gründlichkeit gesehen worden. Es wird hier das Atelier des Meisters beschworen, wie es uns in dem Buch seines Schülers, des späteren Kunstschriftstellers Etienne Delécluze: David et son Temps (1855) überliefert worden ist. Die Tragweite dieses Unterrichts war im allgemeinen so gering, wie bei irgend einem Meisteratelier, womit nicht bestritten sei, daß mancher der Schüler später seinen eigenen kleinen Entwicklungsgang gefunden hat. Der Entwicklung und Verästelung der Davidschen Lehren nachzuspüren bietet in dieser Ausstellung ein eigenes Vergnügen — es sei nur an die Fortbildung des Davidschen Historienbildes bei Alexander-Evariste Fragonard erinnert —, ein Studium, das uns hier zu weit führen würde. Auch bei den Schülern ist es eine kultivierte Kunst des Porträts, was uns noch am meisten interessiert. Der bedeutendste unter ihnen, Ingres, ist durch das Bildnis des Malers Granet in Rom (im Museum von Aix-en-Provence) vortrefflich vertreten. Hervorzuheben sind ferner reizvolle Bildnisse italienischer Offiziere von dem 1801 in Florenz verstorbenen Louis Gauffier.

Zur Erinnerung an den vor dreihundert Jahren geborenen *Le Nôtre*, den berühmten Gartenarchitekten Ludwigs XIV. finden verschiedene Ausstellungen der Gartenkunst statt. So hat die „Société Nationale" auf der Sonderausstellung, die sie, wie jedes Jahr, in den Gebäuden der Domäne „Bagatelle" veranstaltet, An-



sichten schöner Gärten, architektonische und dekorative Entwürfe, die sich irgendwie auf Garten oder Landschaft beziehen, vereinigt. Im Kunstgewerbemuseum sind alte Dokumente des Gartenbaus, hauptsächlich des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ausgestellt worden, von denen uns hier besonders die köstlich ausgestatteten Musterbücher für Gartenanlage interessieren mögen. Die diesjährige Sommerausstellung in der Bibliothek der Stadt Paris betitelt sich: „Promenades et Jardins de Paris depuis le XVe siècle jùsqu'a 1830."

Die Frühjahrssalons bieten dem Bücherfreund nicht viel. In der „Société Nationale" Graphik von *Paul E. Colin*, *Gusman*, *Hello*, *Laboureur*, *Rivière*, *Valère Bernard*. In der unbedeutenden Abteilung für Kunstgewerbe schöne Bucheinbände der renommierten *Waroc-quier*, *Kieffer* usw. Wir haben hier vor einer Serie von klösterlich geschriebenen und sehr gefällig illuminierten Blättern folgenden Buchtitel notiert; Au Monte Oliveto Maggiore, proche de la Cîté de Sienne, auprès du puit de Sainte Claire, le présent miracle fut conté par le R. P. Cordelier Adone Doni à Messire *Anatole France* qui en fit la transcription. Il fut escript, enluminé et historié par *Alain Lissy Pageaut* en l'année MDCCCCXII. Wie aus den Bildern zu schließen, eine der altitalienischen Novellenkunst würdige, amüsante Geschichte. Sie in so kostbare, stilvolle Form gefaßt zu sehen, ist ein Autorenvorrecht des Messire France, der auf dem Titel, wo die genannte Szene am Brunnen treuherzig abgebildet ist, in wallender Robe und roter Calotte recht wie ein Kardinal erscheint.

Seine eminenten Kollegen, deren Donnerstags-Konklave er hartnäckig meidet, haben kürzlich mit dem größten Literaturpreis von 10000 Franken, den sie für den bemerkenswertesten Roman oder irgendein Prosawerk von hoher Inspiration zu erteilen haben, die Romanserie „Jean Christophe" von Romain *Rolland* ausgezeichnet und damit ohne Zweifel das würdigste Werk getroffen, das hier in Betracht kam. Nach einem ziemlich harten Kampf erst kam dieses Resultat zustande. Im fünften Wahlgang siegte „Jean Christophe" mit 15 von 29 Stimmen über den psychologischen Roman „Laure" des jungen Autors *Clermont*. Denn der intransigente Teil der Akademiker mochte es wohl nicht gerne zugeben, daß ein Werk preisgekrönt werde, das vielfach von deutschem Wesen eingegeben ist, das zum großen Teil in Deutschland handelt und worin von deutschen Sitten und Gewohnheiten mit so viel Sympathie die Rede ist. Sein Kandidat, dem bis im letzten Wahlgang Stimmen blieben, war *Ernest Psichari*, Leutnant bei den Kolonialtruppen, ein Enkel Renans, was zu betonen ist. Er hatte dem durch ein schönes Europäertum hindurchgegangenen Patriotismus Rollands einen zeitgemäßeren militaristischen entgegenzustellen; den in seiner Art bemerkenswerten Roman „Der Ruf der Waffen", worin in charakteristischer Weise die Entwicklung eines in gestrigem Skeptizismus und Pazifismus aufgewachsenen jungen Mannes zum tapfern und seiner patriotischen Pflichten bewußten Offizier dargestellt und überschwenglich das Lob des Kriegshandwerks geredet wird.

Im Verlag Sansot ist ein sehr schön ausgestattetes Buch über den Greco erschienen, das die in auch für Großväteraugen geeignetem Druck über 131 Seiten verteilte Studie von Paul *Lafond*, Konservator des Museums von Pau, und Abbildungen auf 34 Tafeln enthält. Bemerkenswert ist, daß ein mit den Abbildungen fast aller Gemälde versehener Katalog des Luxembourg Museums von *Léonce Bénédite* in deutscher Sprache, von einem französischen Drucker geschaffen, bei Laurens erschienen ist, und nicht weniger bemerkenswert, daß das schöne Buch keineswegs von Druckfehlern wimmelt. Die Übersetzung von Bénédites einleitenden Abriß der Geschichte des Museums scheint sich streng ans Original gehalten zu haben; es gelang ohne gegen den sprachlichen guten Geschmack zu verstoßen. Auch die typographische Arbeit ist — im gewöhnlichen Sinne — untadelig. Und doch ist es etwas Merkwürdiges um die Wiedergabe des Deutschen mit Lettern, die für das Französische geschaffen worden sind.

Aus der letzten Nummer (Januar bis Juni) des „Bibliographe moderne" unter der Leitung von Henri Stein ist hervorzuheben: *F. Lonchamp*, Esquisse d'une histoire du developpement du Commerce et des industries du Livre à Leipzig, eine gründliche Arbeit. — A. Mézières bespricht im „Temps" ein Buch (von Eugène Welwert; Verlag Fontemoing) über Théodore Lameth, einen der vier Brüder, die diesen ihren Namen aufs engste mit den Ereignissen der Revolution in Verbindung brachten und pflückt daraus folgende Erinnerung an das überaus ingeniöse System einer embryonischen Debattenstenographie: Man hat sich oft darüber gewundert, wie die Sitzungen der „Constituante" so genau hätten überliefert werden können; es war das wie L. erzählt, die Sache eines besondern Journals „Le Logographe". Dieses Journal ließ auf einer besondern Tribüne, in geschlossenem Ring um einen runden Tisch gereiht, eine Anzahl junger Leute den Verhandlungen beiwohnen. Jeder trug seine bestimmte Nummer und war reichlich mit Papierstreifen versehen, die durch rote Linien abgeteilt waren. Der erste hatte auf den ersten Satz einer Rede zu hören und ihn niederzuschreiben, während er mit einem Kniestoß dem folgenden das Zeichen gab, daß nun er an der Reihe sei usw. Jedesmal mußte unter einer neuen roten Linie begonnen werden, damit die einzelnen Niederschriften auseinandergehalten und nachher leicht in der richtigen Reihenfolge zusammengestellt werden konnten.

Einiges Aufsehen hat kürzlich eine Vorstellung des „Malade imaginaire" im „Bobino" einer populären Singspielhalle des Quartiers Montparnasse erregt, indem dabei die gewohnten Sänger sich in die Rollen teilten und sie bei einhelligem Lob der Kritik, zum Vergnügen des sonst bei geringerer Kost zufriedenen Publikums und nicht zuletzt zur eigenen Freude unverkünstelt in ihrem gewohnten und dem Stil der Rüpelkomödie angepaßten Manieren durchführten. Wie man weiß, hat Antoine den ähnlichen Gedanken verfolgt, als er den ehemaligen Kabarettsänger Vibert vom Brettl wegholte und ihm die Molièreschen Charakterrollen übertrug.

Wäre noch das Ende des literarischen *Café Vachette* im Quartier Latin zu erwähnen, wo einst die Jungen



Cercle hielten, die jetzt auf der Schwelle des Alters und der Akademie stehen, oder bereits drin sitzen wie Faguet und Barrès oder gestorben sind wie *Charles Frémine*, der sich getötet hat. Wenn eine Erinnerung an diese Stätte bleibt, so wird sie jedoch in der Erinnerung an *Moréas* bleiben, dem Isidore, ein von der literarischen Sphäre inspirierter Kellner, zurief:

Au Maître Moréas
J'apporte un café tasse.

Paris, Anfang Juni. *R. Kieser.*

Londoner Brief.

Die in England lebenden Deutschen haben sich vereinigt, um dem Kaiser zu seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum eine prachtvoll ausgestattete Adresse überreichen zu lassen. Dieselbe ist unterzeichnet von Herrn Baron Bruno von Schröder, Dr. Ernst Schuster, Herrn O. Roese und Herrn M. Kühn, welche sämtlich zu den Spitzen der hiesigen deutschen Gesellschaft gehören. Folgende Stelle in dem Glückwunsch hebt sich besonders hervor: „Die guten alten Eigenschaften der Deutschen — zähes Festhalten, Pflichttreue und Freude am Schaffen — sind unserem Volk in dieser bedeutsamen Zeit treu geblieben. Nichts aber hat als Antrieb und Sporn so wohltuend bei jung und alt gewirkt, als die persönliche Teilnahme, die Eure Majestät dem machtvollen Aufschwung der deutschen Arbeit stets freudig und ungeschmälert haben zuteil werden lassen. Bei diesem weitherzigen Verständnis für die neue Zeit haben Eure Majestät immer wieder erinnert an die sittlichen Grundlagen, die wir den vergangenen Geschlechtern verdanken und die den festen Boden bilden für alles Große, was die Gegenwart geschaffen und was wir von der Zukunft erhoffen . . ."

Was die Ausführung anbetrifft, so erscheint die Adresse auf den beiden Innenseiten eines in der Mitte gefalteten Pergamentblattes in der Gesamtgröße von etwa 50 mal 74 Zentimeter, umschlossen von einer Ledermappe, die in einer festen Kassette ruht. Es ist das *Werk der Kunstanstalt von F. A. Brockhaus in Leipzig.* Die Kassette trägt einen Überzug von purpurfarbenem Seehundleder, geschmückt mit einer Silberplakette, einen Ritter darstellend, der seinen Schild schützend über Land und Meer breitet. Umschrift in Ledermosaik und Golddruck: „Wilhelm der Zweite, Hüter des Friedens". Über der Plakette die Kaiserkrone, links 1888, rechts 1913, unten der Reichsadler. Die Beschläge aus getriebenem Silber sind geschmückt mit dem Reichsadler und Lapislazuli-Steinen.

Die Idee für die Herstellung der Adresse und ihre wesentlichste Förderung ging von Herrn Wilhelm Schultz, dem Präsidenten der hiesigen Deutschen Kolonial-Gesellschaft, aus.

Die gesamte englische Tagespresse von Bedeutung erwähnt unter Hinzufügung von freundlichen Kommentaren, die nunmehr vielfach hervortretenden Bestrebungen um ein herzliches Einvernehmen zwischen Deutschland und England herzustellen. Hierzu rechne ich besonders den veröffentlichten Auszug der Verhandlungen in der Jahressitzung der „*Associated Councils of Churches in the British and German Empire for fostering friendly Relation between the two Peoples.*" Von deutscher Seite waren namentlich anwesend; Admiral von Eisendecher, der Botschaftsrat Baron von Kühlmann und Pastor Schwartzkopf (Berlin). Ein zur Verlesung gelangter Brief des Erzbischofs von Canterbury zeigte dasselbe ernstliche Bestreben, ebenso wie die Ansprachen verschiedener anderer Bischöfe und hohen kirchlichen Würdenträger: Anbahnung eines wirklich dauernd freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Nationen. In der Rede des Bischofs von Lincoln findet sich folgender Passus: „Ich glaube bestimmt und von ganzem Herzen, daß der Deutsche Kaiser, dieser große Mann, der aufrichtigste Förderer des Friedens ist!"

Im Verlaufe des im Savoy-Hotel stattgehabten Diners der „*Anglo-deutschen Presse*" brachte unser Botschafter, Fürst Lichnowsky, einen mit Enthusiasmus bewillkommneten Trinkspruch auf den englischen König aus. Letzterer habe sich im allergünstigsten Sinne über seinen Berliner Aufenthalt und besonders beglückt darüber geäußert, daß es ihm gelungen sei, sich einen Weg zum Herzen des deutschen Volkes zu bahnen.

Die Sonntags-Zeitung „*The Observer*", vom 12. Juni dieses Jahres, enthält interessante biographische Notizen über nachstehende Personen: *Alfred Ballin*, *Graf Zeppelin*, *Richard Strauß*, *Johann Strauß*, *Bebel*, *Sudermann*, *Haeckel*, *Harnack*, *Delitzsch*, *Wedekind*, *Schnitzler* und *Bergmann*. (Eine merkwürdige Gesellschaft!)

Am 26. Mai dieses Jahres veranstaltete der hiesige „*Polyglot-Club*" einen außerordentlich gelungenen „deutschen Liederabend", bei welcher Gelegenheit zu meiner größten Freude das „*Kleine Kommersbuch*" (Leipzig, Ph. Reclam jun.) zur Verteilung gelangte. Der Verein steht unter dem Protektorat des französischen Botschafters Paul Cambon, des russischen Botschafters Grafen Benckendorff und des spanischen Botschafters Senor Don W. de Villa Urrutia. In der englischen Abteilung ist die hervorragendste Persönlichkeit Sir Thomas Barclay, eine bekannte Autorität auf internationalem Rechtsgebiet. Um die Sache Deutschlands haben sich in dem Klub besonders verdient gemacht: der Konsul J. T. Grein, Frau J. Ruehle, Frau E. Voigt, der Rektor Dr. R. Harms und namentlich der Ehrensekretär der Gesellschaft, Herr Dr. L. Hirsch. Das Vereinsorgan betitelt sich: „*Plyglot-Club London. Gazette.*" Regelmäßig wiederkehrende Vorträge, Lesen von Werken, sind dazu angetan, um die Kenntnis von Literatur und Wissenschaft aller Kulturvölker untereinander und im gegenseitigen Austausch zu fördern!

In den vergangenen Wochen fand in London eine *Konferenz aer Oberlehrer* statt, deren Beratungen Vorschläge für den Schulunterricht betrafen. Der wichtigste darunter ist, daß mittellosen, geeigneten Kindern, die den Elementarunterricht absolviert haben, Hilfe



gewährt werden soll, um sich dem höheren Studium widmen zu können.

Der *Graf von Crawford* hat seine bedeutende *„Philatelistische Bibliothek“* dem British-Museum unter der Bedingung vermacht, daß dieselbe als solche erhalten und in sich einheitlich gekennzeichnet bleibt.

Unter dem Vorsitz von *Lady Esther Smith* wurde eine Versammlung abgehalten, deren Teilnehmer dafür wirken wollen, daß in London eine *„Leihbibliothek für Blinde“* errichtet wird, und so vornehmlich im „Braille-System“ hergestellte Bücher beschafft werden sollen.

Das kürzlich veröffentlichte Werk: *„The youth of Goethe. By P. Hume Brown. London.* Murray. 8 Schilling net“, kann als ein erfreuliches Symptom dafür gelten, daß der Wunsch nach intimerer Goethe-Kenntnis in England in stetem Zunehmen begriffen ist. Das Buch ist Lord Haldane gewidmet. Es endet mit dem 27. Jahr des Dichters. Der Autor nimmt alle Daten als bekannt an und übt nur Kritik an denselben, beziehungsweise erklärt die Tatsachen. Er verweilt längere Zeit dabei, Goethe zu rechtfertigen, daß er weder Friederike Brion, noch Lili Schönemann heiratete, denn, so sagt Mr. Brown, „zu jener Zeit wußte der junge Poet, daß es für ihn — damals wenigstens — unmöglich war, einer einzigen Liebe treu zu sein. Er würde sich selbst untreu geworden sein“.

Aus dem bei der Firma *Sotheby* stattgehabten meistbietenden Verkauf der Bibliothek des verstorbenen Mr. *Charles Butler* mache ich folgende Objekte und die dafür gezahlten Preise namhaft: *Petrus de Abano*, Conciliator Differentiarum Philosophorum, 1472, 620 M.; „Biblia Hebraica“, 1544—46, 600 M.; *Chaucer*, „Canterbury Tales“, 1493 von Pynson gedruckt, 2500 M. Der höchste Preis wurde bewilligt für ein Exemplar von *Benjamin Franklins* erstes Werk *„A Dissertation on Liberty and Necessity“, London 1725*. Das Buch kostete zuerst zwei und einen halben Schilling, und wurde zu diesem Preise dem „British-Museum“ vergeblich angeboten. Es enthält nur 16 Seiten und ging nach Washington, jetzt für 20,100 M. Ein anderes Werk, auch zu den sogenannten „Americana“ gehörig: *G. Mourat*, „A Relation of the English Plantations in New-England“, 1622, klein-4°, erreichte 7000 M.

Leider ist der Tod des „Poet Laureate“ von England, Mr. *Alfred Austin*, und des wohlbekannten Shakespeare-Forschers, *Edward Dowden*, zu beklagen.

London, Anfang Juni. *O. v. Schleinitz.*

Römischer Brief.

In dem unter Leitung von Federico Hermanin stehenden Kupferstichkabinett im Palazzo Corsini in Rom, wurde Mitte Mai eine interessante Ausstellung eröffnet: Rom zu den Zeiten *Bellis* war der leitende Gedanke. Belli war ein beliebter römischer Volks- und Satirendichter um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. So zeigt die Ausstellung eine große Zahl von Kupferstichen, Zeichnungen und Lithographien: Szenen aus dem römischen Leben und Porträts berühmter Männer, die von 1829—1860 in Rom gelebt haben. Zu Eingang der Ausstellung befindet sich ein Porträt Bellis, gestochen von Giuseppe Patti mit eigenhändiger Widmung des Stechers. Es folgt eine lange Reihe kleiner, aber sehr hübscher Blätter, die Szenen aus der Revolution von 1831, Osterien, Tänze, Soldaten und Ansichten der Stadt, alles in dem charakteristischen Gepräge jener Zeit, darstellen. Zahlreich sind die Porträts und Karikaturen bekannter Persönlichkeiten, die Belli zum Gegenstand seiner Satiren gemacht hat. Im zweiten Saal finden sich einige ausgezeichnete Ansichten von Rom, Aquarelle von Bertaccini und Riveruzzi, einige Karikaturen von Pizzala und eine Reihe Künstlerporträts, unter denen Canova, Camuccini, Agricola, Koch und Thorwaldsen besonders hervorgehoben seien.

Einen interessanten Artikel *„Gli Editori del Risorgimento“* (die Verleger zur Zeit der Erhebung Italiens) brachte kürzlich das „Giornale d'Italia“: Als *Felice Le Monier*, der später so berühmt gewordene Verleger, nach Italien kam, hatte er etwa 100 Lire in der Tasche und verdiente sein Geld mit Korrekturlesen. In Florenz gelang es ihm schließlich eine kleine Buchdruckerei aufzumachen, in der er das offizielle Organ der Großherzoglichen Regierung druckte. Eines Tages kam der Dichter G. B. Nicolini zu ihm und bot ihm eine seiner dramatischen Dichtungen an: „Machen Sie Ihren Preis, ich kaufe sie,“ sagte Le Monier; als er aber hörte, daß es sich um den *„Arnoldo da Brescia“* handelte, änderte er seinen Ton. „Donnerwetter, das ist eine schlimme Geschichte“, sagte er; und in der Tat hätte im Großherzogtum Toskana die Veröffentlichung eines Werkes, das nach Ketzerei schmeckte, zu einem Prozeß mit sicherer Verurteilung geführt. Aber Nicolini antwortete: „Wenn es Ihnen gelingt, eine Bresche in das Gesetz zu schlagen und meinen Arnoldo zu veröffentlichen, überlasse ich Ihnen das Eigentumsrecht umsonst und schenke es Ihnen ebenso für alle meine andern Werke.“ Der Verleger dachte einen Augenblick nach, ließ sich das Manuskript geben und sagte: „Ich reise noch heute nach Marseille und binnen kurzem wird der „Arnoldo da Brescia“ trotz der Zensur hier in Florenz verkauft werden.“ Wenn auch die toskanische Gesetzgebung den Druck umstürzlerischer Werke verbot, so konnte sie doch deren Vertrieb nicht hindern, wenn sie aus dem Ausland kamen; die einzige Schwierigkeit bestand nur darin, die Zollbehörden zu täuschen. Und wirklich verging noch nicht ein Monat, als an die Adresse eines guten Freundes Le Moniers eine Kiste Zucker aus Marseille eintraf, in deren Doppelboden hunderte von Exemplaren der ersten fünf Druckbogen des Arnoldo da Brescia sich befanden. Auf dem gleichen Wege trafen die folgenden Bogen ein, die dann in Italien gebunden wurden, bis eines schönen Tages Le Monier die Herausgabe des Werkes anzeigen konnte: Stampata a Marsiglia dalla tipografia dell' Ancora. Prezzo 5 paoli (gedruckt in Marseille von der Druckerei zum Anker. Preis 5 Paoli = 2.50 Lire). Der Erfolg war ungeheuer; die Zensur

war machtlos, und schließlich schickte der Großherzog selbst und ließ sich ein Exemplar holen. Dies war für den Verleger der erste Schritt zu seinem seltenen Glück. —

Daß das berühmte Benediktinerkloster *Santa Scolastica*, nahe bei dem etwa 80 km nordwestlich von Rom, in den Sabiner Bergen gelegenen Subiaco, die Wiege des italienischen Buchdrucks ist, ist bekannt. Ebenso bekannt und heute wohl von niemand mehr ernsthaft bestritten, ist die Tatsache, daß die beiden Männer, die hier die neue Kunst ausgeübt haben, zwei Deutsche waren: Konrad Schweynheim und Arnold Pannartz. Der spanische Kardinal Torquemada, der damals Abt des Klosters war, hatte, wohl durch deutsche Benediktiner, die nach Subiaco gekommen waren, von Gutenbergs Erfindung gehört und die beiden Buchdrucker, bis dahin Gehilfen von Fust und Schöffer, in sein Kloster berufen. Sie druckten hier in den Jahren 1465—1467 im ganzen vier Bücher, bis sie durch Unruhen im Kloster gezwungen, nach Rom flüchteten, wo sie in dem noch heute erhaltenen Palazzo Massimi gastliche Aufnahme fanden und ihre Kunst fortsetzten. Dieser Gang der Urgeschichte des Buchdrucks, der sich schon durch die Typenvergleichung und ähnliches mit ziemlicher Sicherheit feststellen läßt, ist überdies durch Urkunden und Briefe aus jener Zeit hinreichend bekräftigt. Angesichts dieser Tatsachen wird die Darstellung interessieren, die heute die Mönche von Subiaco verbreiten. Der Schreiber dieses kam kürzlich nach dem Kloster Santa Scolastica in Subiaco und sah sich unter Führung des wohl dafür eigens bestimmten Mönches das Innere des Klosters, sowie die Bibliothek und das Archiv an. Das Kloster besitzt aus alter Zeit eine sehr schöne Sammlung von Urkunden, Handschriften und Inkunabeln. Unter letzteren befinden sich zwei von den vier von Schweynheim und Pannartz dort gedruckten Werken: der „Lactantius, De Divinis Institutionibus" von 1465, das erste bekannte in Italien gedruckte Buch, und der „Augustinus, de Civitate Dei" von 1467. Von dem „Donat", der, wie aus einem Briefe der beiden Drucker an den Kardinal Torquemada hervorgeht, in Wirklichkeit das erste Buch gewesen ist, das sie dort gedruckt haben, ist ja nicht einmal das Bruchstück eines Exemplars bekannt. So fehlt er natürlich auch in der Klosterbibliothek von Santa Scolastica, wie ferner auch der „Cicero, De Oratore", von 1467 fehlt, der vor langer Zeit einmal gestohlen worden sein soll. Der Mönch erzählte mir nun, es sei eine allgemein für wahr gehaltene Sage, daß die Drucker von Subiaco zwei Deutsche gewesen wären; sie, die Mönche hätten vielmehr die Bücher selbst gedruckt. Diese beiden Deutschen seien niemals in Subiaco gewesen, sondern von Mainz direkt nach Rom gekommen. Die Begründung, die er dafür gab, könnte einen Schein von Wahrheit haben, wenn der wirkliche Gang der Dinge nicht urkundlich hinreichend bekannt wäre. Er belegte nämlich seine Behauptung mit dem an sich ganz richtigem Faktum, daß in der Schlußschrift der in Subiaco hergestellten Bücher der Name der Drucker nirgends erwähnt sei, während die römischen Drucke die Namen Schweynheim und Pannartz am Ende erwähnten. Der Grund hierfür liegt natürlich darin, daß die deutschen Drucker in Subiaco nicht auf eigene Kosten, sondern lediglich im Auftrag des Klosters druckten, und gleichsam angestellte Handwerker waren. Sobald sie in Rom ihre eigene Offizin aufgeschlagen hatten und für eigene Rechnung arbeiteten, setzten sie, wie die meisten Drucker des XV. Jahrhunderts, ihre Namen an das Ende der von ihnen gedruckten Bücher. —

Es wird nicht allgemein bekannt sein, daß *Rabelais* sich auch mit römischer Topographie beschäftigt hat. Um so mehr werden die Ausführungen interessieren, die *L. de Fourcaud* in der Zeitschrift „Le Gaulois Littéraire" veröffentlicht: Rabelais war nicht ein Mann, der sich nur mit einem Wissensgebiet allein befaßte. Sein lebhafter und kühner Geist trieb ihn dazu, von jeder Art Kenntnis zu kosten. Sein unwiderstehlicher Wissensdrang hatte ihn bewogen, den zu strengen Franziskanerorden zu verlassen; und im Jahre 1525 war er in den Benediktinerorden eingetreten. Aber eines schönen Morgens entweicht er aus der Zelle, da ihm der Wunsch gekommen war, Arzt zu werden, und im Jahre 1531 finden wir ihn schon als berühmten Doktor und Professor in Monpellier. Im folgenden Jahre vertrauten ihm die Bürger von Lyon die Leitung ihres Krankenhauses an und überwiesen ihm auch einen öffentlichen Lehrstuhl. So fand er Gelegenheit zu praktischer Chirurgie. Einmal zum Beispiel wurde ihm die Leiche eines Verbrechers übergeben, um die Autopsie vorzunehmen, und dieses Ereignis wurde von dem Dichter Etienne Dolet in lateinischen Versen gefeiert: „Glücklicher Verbrecher, der Du die Ehre gehabt hast, von so geschickten Händen seziert zu werden . . .!" Indessen, der Dichter des „Pantagruel" beschäftigte sich auch mit klassischen Studien und alten Sprachen, und auf Hippokrates und Galen ließ er Plato, Lucian und Cicero folgen. Hier einige Worte darüber, wie Rabelais dazu kam, sich mit römischer Topographie zu beschäftigen: Im Jahre 1534 begleitete er die Mission des gelehrten Humanisten *Du Bellay*, der sich nach Rom begab, um vom Papst die Ehescheidung Heinrichs VIII. von Frankreich und der Schwester Karls V. zu erlangen. Die Gesandtschaft war ganz außerordentlich und Rabelais, der ihr als Arzt zugeteilt war, befand sich sehr wohl unter den „Doctores" und Bibliothekaren, die den französischen Dichter und Humanisten begleiteten. In Rom beschäftigt sich Rabelais mit Flora und Fauna; aber er findet auch mehr und mehr Gefallen an klassischen Studien und denkt zugleich über ein Werk nach, das ihm notwendig und würdig erscheint, nämlich einen Plan des alten Roms zu konstruieren. Rabelais macht sich mit größtem Eifer an die neue Arbeit. Er forscht nach Dokumenten, beobachtet selbst und studiert. Leider wollen seine Studien nicht recht in Ordnung kommen und werden dann unterbrochen durch die Arbeiten der Mission und die Zurückberufung Du Bellays. Nebenher hatte Rabelais erfahren, daß gerade in jenen Tagen ein gelehrter Mailänder, *G. B. Marliani*, eine „Topographia Romae" herauszugeben im Begriff war. Er will wenigstens etwas von seiner Idee retten und begibt sich nach Mailand, um Marliani zu überreden, seine Arbeit dem Jean Du



Bellay zu widmen, indem er dem gelehrten Mailänder klar zu machen sucht, daß Du Bellay stets die Studien dieser Art beschützt und ihn ermutigt habe, einen Plan von Rom zu zeichnen. Marliani sagt zu, hält aber sein Versprechen nicht, und seine Topographia erscheint mit einer Widmung an den Kardinal Domenico di Trani. Rabelais wurde so von Marliani schändlich genasführt und empfand gegen den Mailänder begreiflicherweise einen großen Zorn. Er rächte sich aber dadurch, daß er noch im gleichen Jahre eine andere Ausgabe des Werkes herausgab (Lyon, Gryphius, kal. Sept. 1534), die er dem Du Bellay widmete und in deren Vorrede er ausführlich erzählt, wie die Dinge gegangen waren.

Unter dem Titel: „Come e quanto si legge in Italia" (Wie und wieviel man in Italien liest) veröffentlicht das „Giornale della libreria" eine interessante Statistik: Es gibt in Italien 36 staatliche Bibliotheken, die dem Publikum geöffnet sind und unter der Leitung des Unterrichtsministeriums stehen. Sie verteilen sich auf zwanzig Städte, in denen entweder Universitäten oder Universitätsinstitute ihren Sitz haben. Vier dieser Städte zählen mehr als eine Staatsbibliothek: es sind dies Rom mit sieben, Florenz und Neapel mit je vier und Modena mit zwei Bibliotheken. Im Jahre 1911 betrug die Gesamtzahl der Lesetage 9170, die der Stunden 67609, von denen 64254 Tagesstunden und 3355 Abendstunden waren. Bei einem Vergleich mit dem Jahre 1910 ergibt diese Statistik ein Weniger an Tagen und Stunden, das seinen Grund darin hat, daß die Nationalbibliothek in Neapel vom August bis zum 31. Dezember wegen Reparationsarbeiten geschlossen war (richtiger wegen einer allgemeinen Kontrolle nach den dort vorgekommenen großen Diebstählen). Immerhin ergibt die vorliegende Statistik eine Gesamtzahl von Lesetagen und -stunden, die größer ist als diejenige der Statistiken vor 1910, weil dieses Mal einige Bibliotheken einzeln gezählt sind, die früher zusammengerechnet wurden. Im Jahre 1911 wurden im ganzen 1627809 Werke ausgegeben, von denen 1516148 in den Lesesälen der Bibliotheken benutzt wurden (hiervon 1491601 gedruckte Bücher und 24517 Handschriften). Ausgeliehen wurden 11654 Werke (hiervon 11443 gedruckte Bücher und 211 Handschriften). Die Zahl der Leser betrug 1159854, von denen 1084080 auf die Lesesäle kommen, während 75774 Bücher außerhalb der Bibliotheken geliehen erhielten. Die Zeit des stärksten Verkehrs waren die Monate von November bis Mai. Diese fällt also ziemlich genau mit dem Schuljahr zusammen. Vergleicht man diese Angaben für das Jahr 1911 mit denen der früheren Jahre bis zurück zum Jahre 1901 so ergibt sich, daß die Vermehrung der verliehenen Werke und der Leser, welche im Jahre 1904 einen Stillstand erlitten hatte, wieder eingesetzt und bis zum Jahre 1908 ununterbrochen fortgedauert hat. Das Jahr 1908 zeigt gegenüber 1904 ein Mehr von 294107 ausgegebenen Werken und 218 (?) Lesern und gegenüber 1907 ein Mehr von 65579 ausgegebenen Werken und 30456 Lesern. Im Jahre 1909 ergab sich eine Abnahme von 80506 Werken und 26367 Lesern; aber das kam vorzüglich daher, daß in diesem Jahr die Universitätsbibliothek von Messina ausschied (wegen des Erdbebens) und daß die „Biblioteca Vittorio Emanuele" in Rom wegen außerordentlicher Umordnungsarbeiten lange Zeit geschlossen blieb. Im Jahre 1910 hat die Zahl der ausgegebenen Bücher wie die der Leser wieder zugenommen und den höchsten Stand erreicht. Die größte Zunahme an ausgeliehenen Büchern im Jahre 1911 gegenüber dem Vorjahre weisen auf: die Nationalbibliotheken von Turin, Mailand und Florenz, die „Vittorio Emanuele" in Rom und die Universitätsbibliotheken von Genua und Bologna; das größte Mehr an Lesern hatten zu verzeichnen die Universitätsbibliotheken von Genua und Messina und die Nationalbibliothek von Palermo. Die beträchtlichsten Abnahmen, was die Zahl der verliehenen Bücher anbelangt, wurden in den Universitätsbibliotheken von Pavia, Pisa und Neapel, in der „Biblioteca Estense" in Modena, in der Nationalbibliothek in Neapel und in der Staatsbibliothek von Cremona festgestellt; die stärkste Abnahme an Lesern wurde in den Universitätsbibliotheken von Neapel und Pavia und der Vittoria Emanuele in Rom beobachtet. —

Der Magistrat von Genua hatte im Jahre 1911 eine Anzahl Arbeiter auf seine Kosten auf die Weltausstellung nach Turin geschickt. Er hatte dann ein Preisausschreiben erlassen für die beste Beschreibung der Eindrücke von dieser Ausstellung. Dieser Preis ist jetzt dem Schriftsetzer *Carlo Badiali* zuerkannt worden, der eine ganz ausgezeichnete Arbeit verfaßt haben soll und sie auch in ansprechender Form in einer Broschüre veröffentlicht hat. —

Die berühmte, von dem Kardinal *Federico Borromeo* gegründete „*Biblioteca Ambrosiana*" in Mailand hat in den letzten Jahren wiederholt beträchtliche Schenkungen zugewiesen erhalten. Zu Ende des Jahres 1909, gelegentlich der Dreihundertjahrfeier der Bibliothek vermachte ihr Donna Rachele Villa Pernice die Büchersammlung ihres verstorbenen Gatten, in der sich die kostbaren Bücher und Handschriften „Cesare Beccarias" befanden. Vor etwa drei Jahren gelangte dann die Bibliothek durch Opferwilligkeit Mailänder Bürger in den Besitz einer hervorragenden Sammlung arabischer Handschriften. Jetzt wird von einer Schenkung berichtet, die wohl der bedeutendste und wertvollste Zuwachs ist, den die Bibliothek in den letzten Zeiten erfahren hat. Über die Art dieser neuen Schenkung und den Geber verlautet vor der Hand noch nichts näheres. Übrigens fehlt es der Bibliothek nicht an seltenen alten Ausgaben, und zwar zeichnen sie sich mehr durch deren außerordentlich gute Erhaltung als durch große Zahl aus. Sie besitzt etwa 50 Inkunabeln, mehr als 30 Aldinen, 30 Statuten oberitalienischer Städte, unter denen drei Handschriften; sowie eine ganze Zahl schöner Drucke von Junita, Gryphius, Elzevier usw. Die geschlossenen Sammlungen umfassen zusammen mehr als 8000 Bände. Unter ihnen ist von besonderem Interesse für die Studierenden die Sammlung „Beccaria"; in ihr sind Briefe und Handschriften des berühmten Strafrechtslehrers und Philosophen vereinigt, unter denen in

erster Linie die Originalhandschrift seines oft gedruckten Hauptwerkes „*Dei delitti e delle pene*“ (von den Verbrechen und den Strafen) zu nennen ist. Sodann eine große Zahl von Ausgaben seiner verschiedenen Werke, sowie derjenigen der französischen Enzyklopädisten des XVIII. Jahrhunderts, zu denen Beccaria in vielfachen Beziehungen stand.

Rom, Anfang Juni 1913. *Ewald Rappaport.*

Kopenhagener Brief.

Der hiesige *Wagner-Verein*, der vor einem Jahre unter der Protektion Ihrer Majestät der Königin gestiftet wurde, hat, wie es sich gebührte, die 100. Wiederkehr des Geburtstages Richard Wagners in seiner Mai-Sitzung gefeiert. Das Konzert, an welchem die Kräfte der königlichen Oper teilnahmen, leitete der Musikhistoriker *William Behrend* mit einem Vortrage über das Werk Wagners ein, und der königliche Bibliothekar *Julius Clausen* gab eine Darstellung des Einflusses, den Mathilde von Wesendonk auf die Kunst Wagners geübt hat. Auch Zeitungen und Zeitschriften haben dem Andenken des großen Tonmeisters Aufsätze geweiht. *W. Behrend*, einer der eifrigsten Anhänger Wagners, hat in „Nordisk Tidsskrift“ seinen Vortrag drucken lassen, in welchem er mit großer Wärme und tiefem Verständnis die Ton- und Dichtkunst des Meisters schildert. Musikhistorische Abhandlungen erschienen sonst nur sparsam. Obgleich die Musikvereine unter recht guten Verhältnissen arbeiten, und obgleich der Cäciliaverein ausschließlich Werke der älteren Musik und zwar in musterhafter Form aufführt, hat das musikhistorische Studium nur sehr wenige Vertreter aufzuweisen. Mit um so größerer Freude muß man ein neulich erschienenes Werk von Dr. *Angul Hammerich* begrüßen, das mit der Unterstützung des Carlsbergfonds herausgegeben ist. A. Hammerich, der eine Dozentur der Musikgeschichte an der Kopenhagener Universität bekleidet, hat früher seine Studien der älteren Musik gewidmet. Seine Dissertation zum Erlangen der Doktorwürde behandelt die Musik am Hofe Christians IV. im XVII. Jahrhundert; in der musikhistorischen Abteilung des Kunstgewerbemuseums hat er öfters die alten Instrumente benutzt, um seine Vorlesungen zu erläutern. Diesmal geht er zum Mittelalter zurück. Sein Werk über Denkmäler der Tonkunst im dänischen Mittelalter (*Musik-Mindesmärker fra Middelalderen i Danmark)* ist nur in 100 numerierte Exemplare gedruckt. Im Vorwort macht der Verfasser auf die Unvollständigkeit seiner Sammlung aufmerksam, die jedoch vom höchsten Interesse ist. Mit Benutzung der handschriftlichen Quellen der Bibliotheken in Kopenhagen, Stockholm, Lund, München, Karlsruhe und Kiel hat der Verfasser den ersten Versuch gemacht, die bei dem liturgischen Gottesdienst in Dänemark gebrauchten Sequenzen zu sammeln und in ihre ursprüngliche Form zurückzubringen. Am ausführlichsten wird erwähnt der berühmte Pergamentkodex Liber daticus Lundensis, in der Universitäts-Bibliothek in Lund aufbewahrt, der eine unerschöpfliche Hauptquelle für das Studium der Kirchengeschichte Dänemarks ist und oft, zuletzt vom Archivar Weibull untersucht und beurteilt wurde.

Die Kirchengeschichte Dänemarks hat einen bedeutenden Verlust durch den Tod des gelehrten Predigers *Holger Frederik Rördam* erlitten. Seitdem Rördam im Jahre 1857 Herausgeber der Zeitschrift der Gesellschaft für dänische Kirchengeschichte, „*Kirkehistoriske Samlinger*“, wurde, hat er sich diesem Studium gewidmet. Kein anderer hat wie er die reichen Handschriften-Sammlungen der beiden großen Bibliotheken in Kopenhagen, des Reichsarchivs und der Landesarchive durchsucht, und seine Sammlungen zur Geschichte der dänischen Kirche und Schule sind außerordentlich reichhaltig. Die Ergebnisse seiner Studien hat er meistenteils in kleinen Aufsätzen der von ihm redigierten Zeitschrift niedergelegt, die auf diese Weise eine unentbehrliche Quellensammlung zur Geschichte des dänischen Geisteslebens besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert geworden ist. Außerdem hat er Zeit gefunden, auch größere Werke herauszugeben. In den Jahren 1859—1863 veröffentlichte er die Geschichte der Kirchen und Klöster Kopenhagens im Mittelalter; seine Doktor-Dissertation behandelte die Geschichtsforschung und die Geschichtsschreiber in Dänemark und Norwegen nach der Reformation. Er hat noch die Geschichte der Kopenhagener Universität in den Jahren 1537 bis 1621 geschrieben, war Herausgeber der kirchlichen Gesetze Dänemarks, der Schriften aus der Reformationszeit, und hat unter anderen eine Lebensgeschichte des dänischen Geschichtsschreibers Arild Huitfeldt gegeben. Was aus der kirchenhistorischen Zeitschrift nach dem Tode ihres unermüdlichen Redakteurs sein wird, weiß man nicht. Hoffentlich läßt sich noch jemand finden, der im Stande ist, das nützliche Werk fortzusetzen.

Der hundertjährige Geburtstag *Sören Kierkegaards* im Mai gab zu Feierlichkeiten verschiedener Art und zu zahlreichen Aufsätzen Anlaß. Die Werke Kierkegaards, die bei ihrem Erscheinen kein besonderes Aufsehen erregten, haben in den letzten Jahren Weltruhm erworben und werden jetzt in alle Weltsprachen übersetzt. Auch eine deutsche Übersetzung durch die Gebrüder Schrempf ist in Vorbereitung. Die Universität hatte in Gegenwart einer großen Versammlung eine Gedächtnisfeier veranstaltet, wo der Professor der Philosophie *Harald Höffding* die Festrede hielt. Er machte auf den echt dänischen Ursprung des großen Philosophen aufmerksam. Kierkegaard liebte sein Vaterland, dessen Sprache und Natur, und die Schilderungen, die Kierkegaard von seinen Wanderungen in den Wäldern Nordseelands gegeben hat, gehörten, in poetischer Beziehung, zu den feinsten der dänischen Literatur. In der Behandlung der Sprache war er ein Meister mit dem Bedürfnis des Dichters Bilder zu brauchen. Deshalb wird eine worttreue Übersetzung kaum zu erreichen sein; der Übersetzer wird oft auf Bilder oder Anspielungen stoßen, die nur für die Leser seiner Werke in dänischer Sprache verständlich sind. Einen vorzüglichen Beitrag zur Lebens-



geschichte Kierkegaards hat der Professor *Ammundsen* in einem Universitätsprogramm geliefert, wo er die Jugendzeit des Philosophen und dessen Aufenthalt im väterlichen Hause eingehend behandelt. Zu dieser Arbeit gesellt sich ein Bruchstück der Memoiren des Professors *Troels Lund*, die in der „Berlingske Tidende" veröffentlicht wurden. Troels Lund, der als Kulturhistoriker bekannt sein dürfte, ist in seinem hohen Alter beschäftigt, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Kierkegaard hat er nicht gekannt, er gehört aber zu der Familie Kierkegaards und seine Mitteilungen, die ganz mit den vom Professor Ammundsen ausgesprochenen Gedanken übereinstimmen, ruhen auf Familientradition.

Die im vorigen Jahre hier angekündigte Ausgabe der sämtlichen Schriften *Ludwig Holbergs* ist jetzt mit dem Erscheinen des ersten Bandes eine Tatsache. Die Herausgabe der Bände wird regelmäßig folgen, durchschnittlich mit einem Bande jährlich. Die Reihe der Werke ist chronologisch, so daß im vorliegenden Bande die drei ältesten Schriften enhalten sind: die Introduktion zur Geschichte der europäischen Staaten mit Anhang und das Natur- und Völkerrecht. Das Buch ist nur in 410 Exemplaren gedruckt auf gutem, speziell für diese Ausgabe angefertigtem Papier. Das stattliche Werk ist im dänischen Buchhandel vergriffen, nur wenige Exemplare sind noch dem Auslande reserviert.

Der in dieser Zeitschrift oft erwähnte Buchdrucker und Buchkünstler *Kristian Kongstad* hat sein letztes Druckwerk herausgegeben (vergl. Juni-Beiblatt, S. 119). Es ist eine ganz kleine Sammlung dänischer Gedichte (*Aage Lind*, Vers), die Kongstadt mit gewohntem Geschmack in zwei Farben gedruckt hat. Er hat nun seine Buchdruckerei verkauft, und obgleich man mit einem gewissen Bedauern diese Tatsache begrüßt, kann man andererseits nur zufrieden sein, wenn man erfährt, daß er seine frühere Wirksamkeit verlassen hat, um eine Stellung als Lehrer der Typographie an der Fachschule für Buchgewerbe zu übernehmen. Die Schwierigkeiten, unter welchen diese Fachschule sehr gelitten hat, als die Regierung aufhörte, ihr die nötigen Geldmittel zu bewilligen, scheinen jetzt überwunden, und die Schule wird hoffentlich unter ihrer neuen Leitung ihren alten Ruhm wieder erobern. Sie wurde ursprünglich vom Verein für Buchgewerbe gegründet und konnte im Frühjahr auf ein zwanzigjähriges Leben zurückblicken. Gleichzeitig konnte der Mutter-Verein sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern — in aller Bescheidenheit. Der Verein versandte als Denkschrift ein Heft seiner Zeitschrift „Bogvennen", wo die Geschichte und das Leben des Vereins mit großer Sympathie behandelt wurden. Außerdem hatte eine Reihe von alten Schülern der Fachschule in Briefen ihre Dankbarkeit für ihre Lehrzeit Ausdruck gegeben.

Die Herren *Chr. Axel Jensen* und *E. Rondahl* haben eine Geschichte der Stilarten herausgegeben (Stilarternes Historie) und haben die Arbeit so verteilt, daß Chr. Axel Jensen den Text geschrieben und E. Rondahl die ungefähr 300 Illustrationen gezeichnet. Das Buch ist zum Gebrauch beim Unterricht in den technischen Schulen bestimmt, und der Verfasser nennt denn auch in seinem Vorworte das Werk „ein Grundriß der Entwicklung der Ornamentik und der Architekturdekoration". Wenn man diese Beschränkung festhält, und wenn man darüber klar geworden ist, daß er besonders die Länder vor Auge hat, die den größten Einfluß auf unser eigenes Land geübt haben, versteht man besser, daß er z. B. England, dessen Einfluß auf die Entwicklung des Renaissance-Stils ein bedeutender war, ganz ausgeschlossen hat. Der Verfasser ist in der dänischen Stilgeschichte sehr bewandert, und besonders der Abschnitt, der die Kunst des Almogens behandelt, ist außerordentlich lesenswert.

Als im Jahre 1906 die Versicherungs-Gesellschaft *„Kjöbenhavns Brandforsikring"* ihr 175jähriges Bestehen feierte, wurde ein Werk über die Feuersbrunst, die im Jahre 1728 einen großen Teil Kopenhagens zerstörte, als Festschrift herausgegeben. Gleichzeitig wurde von der Direktion die Herausgabe einer Arbeit, die die detaillierte Geschichte der Gesellschaft behandeln sollte, in Aussicht gestellt. Dieses Werk liegt nun vor, und ist sowohl für die Personalgeschichte als für die topographische Geschichte Kopenhagens von großem Interesse. Der geschichtliche Teil ist von dem jungen Historiker *Axel Linwald* mit glücklicher Hand geschrieben. Außerdem enthält das Werk biographische Erläuterungen über die Personen, die im Dienste der Gesellschaft gewesen sind, und eine Übersicht über die jährlichen Rechenschaften von 1731 bis 1911. Herr Linwald hat mit großer Sorgfalt für die Illustration seiner Arbeit gesorgt und hat unter den 132 Bildern, die das Buch schmücken, mehrere wenig bekannte aus der Vergangenheit gezogen.

Die Versteigerung der Büchersammlung des bekannten Runologen, Professor *Ludwig Wimmer*, hat ein gewisses Aufsehen erregt. Seine Bibliothek, die reichste, die im letzten Jahrhundert versteigert worden ist, zählte 12185 Nummern. Ein Teil davon war im voraus vom Verkauf ausgeschlossen, da der Besitzer zum Beispiel der königlichen Bibliothek seine ganze runologische Literatur als Geschenk überwiesen hatte. Wie es oft in Dänemark geht, fand die fremde Literatur nur wenige Käufer, und seltene Bücher wurden zu billigen Preisen verkauft, während die dänische Literatur, die ungewöhnlich reich vertreten war, oft allzu hohe Preise erreichte. Ich nenne folgende Preise: *Euripides'* Tragödien, Venedig bei Aldus 1503 47 Kr.; *Rudbecks* Atland, 1679—98, 1700 Kr.; die alten dänischen Arzneibücher vom Anfang des XVI. Jahrhunderts durchschnittlich 250 Kr.; Originaldrucke von *Luthers* Schriften 16 Kr., Schriften der Goethe-Gesellschaft 71 Kr.; *Goethes* Schriften, acht Bände, Lpz. 1787—89 mit neun Kupfern, 201 Kr.; Neue Schriften sieben Bände, Berl. 1792—1800, 26 Kr.; *Schiller*, Dom Carlos, Lpz. 1787, 38 Kr.; die sogenannte Bibel Christians III., gedr. in Kopenhagen von L. Dietz 1550, 376 Kr.; *Gregorius Magnus*, Liber dialogorum, Straßburg, Baemler, 1473, 350 Kr., und ein sehr schönes Exemplar von *Antoninus'* Summa theologiae I–IV, Nürnb., A. Koberger 1477–79 nur 40 Kr.

Kopenhagen, Juni 1913. *Victor Madzen.*



Moskauer Brief.

Eines der bedeutendsten Bildungsinstitute Rußlands, das Moskauer *Rumjanzew-Museum*, feierte Mitte April sein 50jähriges Jubiläum. Von dem russischen Reichskanzler Graf Rumjanzew (1754—1826) „der heilsamen Aufklärung zunutzen" (so lautet die Inschrift über dem Portal des Museumsgebäudes) geschaffen, befand sich das Museum ursprünglich in Petersburg, wo es aber neben den andern reichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen der Residenz nicht recht zur Geltung kam. 1863 wurden die Sammlungen auf kaiserlichen Befehl nach Moskau transportiert, wo es alsbald zu einem wichtigen Kulturfaktor wurde. Das Museum besteht aus ethnographischen und archäologischen Sammlungen, einer Gemäldegalerie, deren Hauptzierde das berühmte Gemälde von A. Iwanow „Christus zeigt sich dem Volke" ist, — vor allem aber aus einer großen *Bibliothek*, der zweitgrößten in Rußland. Den Grundstock bildet natürlich die Bibliothek des Stifters, die dann durch zahlreiche Neuerwerbungen und Schenkungen erweitert worden ist, vor allem aber dadurch, daß, wie an die Öffentliche Bibliothek in Petersburg, so auch an die Moskauer Rumjanzew-Bibliothek von sämtlichen in Rußland erscheinenden Druckwerken Pflichtexemplare geliefert werden müssen. Auch die Handschriftensammlung der Rumjanzew-Bibliothek ist eine sehr reiche. Die Bücher und Handschriften der Rumjanzew-Bibliothek dürfen nur an Ort und Stelle benutzt werden, womit freilich ein sehr großer Übelstand verknüpft ist: der Lesesaal ist für die von Jahr zu Jahr wachsende Menge der Bibliothekbenutzer längst zu eng geworden. Ein Umbau des Gebäudes ist daher eine dringende Notwendigkeit. Vielleicht entschließt man sich dazu, die Bibliothek vollständig von den sonstigen Sammlungen des Museums zu trennen. Auf diese Weise könnte auch das Museumsgebäude selbst, das zu den schönsten und charakteristischesten Bauwerken Moskaus gehört, unverändert erhalten bleiben.

Noch ein zweites Jubiläum ist hier zu erwähnen: am 4. Mai feierte der Moskauer Professor Theodor *Korsch* seinen 70. Geburtstag. Korsch, der einer alten Gelehrten- und Schriftstellerfamilie angehört (sein Vater, Eugen Korsch, war Oberbibliothekar am Rumjanzew-Museum), zählt zu den bedeutendsten Sprachforschern Rußlands. Für seine Vielseitigkeit zeugt die Tatsache, daß er gleichzeitig als Ordinarius für klassische Philologie an der Moskauer Universität und als Dozent für persische Sprache und Literatur am Moskauer Lasarew-Institut für orientalische Sprachen tätig war. Bahnbrechend waren vor allem seine Untersuchungen zur lateinischen *Metrik*, der schon seine Habilitationsschrift „De versu Saturnino" gewidmet war. Neben den klassischen und orientalischen Sprachen bilden noch die slawischen Sprachen ein Arbeitsfeld von Th. Korsch. Hervorzuheben ist endlich noch die starke künstlerische Begabung des greisen Gelehrten, die nicht nur seinen Kollegia über antike Dichter, vor allem Ovid, ihr besonderes Gepräge verleiht, sondern der wir auch eine ganze Reihe formvollendeter metrischer Übersetzungen süd- und westslawischer Dichter verdanken. So ist durch Korsch der bedeutendste Lyriker der Slowenen, Franz Presiren, dem gebildeten Publikum Rußlands lieb und vertraut geworden. Korsch hat sich aber auch oft im Übersetzen russischer und deutscher Dichter ins *Lateinische* versucht, und ein paar besonders gelungene Proben mögen hier stehen:

E Goethii „Temporibus anni".

Hic est verus amor, qui nunquam non sibi constet,
Omnia seu tribuas, omnia sive neges.

Si mea cuncta forent, essent communia nobis;
Cuncta darem, pretio si foret una mihi.

Donec vivis, ama: vitae modus est et amori;
Parca, utinam velles rumpere utrumque simul!

Als zweites Beispiel möge die Übersetzung von Puschkins „Dichter" folgen:

Phoebi sacerdos, dum petitur deus
Cessare sacro munere liberum,
In vana nitenti popello
Isdem agitur male firmus auris.

Tum sancta nervis non resonat lyra
Soporque tardus pectora possidet,
Ut, dum quiescit, forsan infra
Volgus iners jaceat poeta.

Divina sed vox cum sonuit cavas
Ad vatis aures, emicat ingeni
Occulta virtus, ut recurrit
Mox aquilae vigor excitatae.

Profana jam jam gaudia displicent
Vitatque famae murmura publicae
Nec poplite adlapsus superba
Delicias populi salutat.

Tristisque et asper, pectore dulcium
Pleno medorum, non sine numine
Litus remotum sive late
Fronde petit strepitante lucum.[1]

Das dritte Jubiläum dieses Frühlings, die Dreihundertjahrfeier des Herrscherhauses Romanow, hat auf Kunst, Wissenschaft und Literatur weiter nicht befruchtend gewirkt, — wenn man von den wunderschönen Jubiläumsbriefmarken mit den Bildnissen der Zaren absieht. Ungemein charakteristisch für einen gewissen Teil der russischen Gesellschaft ist nun aber die Tatsache, daß wenige Wochen, nachdem die Marken in Umlauf gesetzt waren, von den verschiedensten Seiten Proteste erhoben wurden gegen die „Schändung" der

[1] Eine recht gute deutsche Übersetzung dieses Gedichts, im Versmaß des Originals, hat Friedrich *Fiedler* geliefert („Gedichte von Alexander Puschkin", Leipzig, Reclam, Universalbibl. 3731—32. Seite 80).



Herrscherhäupter durch Abstempelung usw. Mehrere konservative Preßorgane verlangten sofortige Einziehung der neuen Briefmarken. Diesem Wunsche ist nun glücklicherweise nicht willfahrt worden, doch heißt es nun allgemein, daß die neuen Marken nicht, wie anfangs geplant, gleich den österreichischen ständig in Gebrauch bleiben sollen, sondern daß nach völliger Erschöpfung der vorhandenen Vorräte, also nach zirka einem Jahr, wieder die Briefmarken alten Musters in Umlauf gesetzt werden sollen. So werden denn die Sammler in aller Herren Ländern gut tun, sich rechtzeitig zu versorgen.

Als die schönste Jubiläumsgabe möchte man schließlich eine deutsche Publikation ansehen: die prachtvolle zweibändige Ausgabe der Erinnerungen Katharinas II., die der Insel-Verlag besorgt hat. Der große Wert dieser Ausgabe besteht darin, daß hier dem deutschen Lesepublikum zum erstenmal *sämtliche* Aufzeichnungen der Kaiserin geboten, wie sie seit einigen Jahren in der großen Ausgabe der russischen Akademie der Wissenschaften vorliegen, — und nicht bloß das eine (allerdings umfangreichste) Stück, das in den fünfziger Jahren von Alexander Herzen zum erstenmal veröffentlicht wurde, und neuerdings auch in die bekannte „Memoirenbibliothek" des Verlags Rob. Lutz in Stuttgart Aufnahme gefunden hat. Die Übersetzung der Memoiren von Dr. Erich Boehme ist ausgezeichnet, ebenso die knappe, aber klare, auf gründlicher Kenntnis des gesamten Stoffes fußende Einleitung und die Anmerkungen. Die Ausstattung ist, wie bei allen Büchern, die aus dem Inselverlag kommen, glänzend; einen besondern Schmuck bilden die beigegebenen Porträts. Um dieser Bildnisse willen ist die deutsche Ausgabe auch für russische Leser von großem Wert, ebenso wie dadurch, daß sie auch alle in der russischen akademischen Ausgabe aus Zensurrücksichten unterdrückten Stellen enthält.

Die literarische Konvention zwischen Rußland und Deutschland ist nun also abgeschlossen. Man kann diese Tatsache nur mit Genugtuung begrüßen — trotz des Zetergeschreis der russischen Verleger und Redakteure, die ihre Geschäftsinteressen gefährdet sehen und nun behaupten, die ganze russische Kultur sei in Gefahr. Wirklich schaden wird die Konvention nur den Übersetzern von Operetten, Possen und Schauerromanen, wenn uns aber weniger von der Art aus Deutschland und Frankreich importiert wird, so brauchen wir das wahrlich nicht zu beklagen. Bedeutende Literaturwerke werden nach wie vor ihre Übersetzer finden, und es ist besser, sie erscheinen in einer guten, als in zehn schlechten Übertragungen. Endlich werden auch die russischen Schriftsteller nicht mehr gezwungen sein, das Eigentumsrecht auf ihre Werke durch allerlei Umgehungen der deutschen Gesetze zu hüten.

Eine wertvolle literarhistorische Publikation hat seit kurzem zu erscheinen begonnen. Die Verlagsgesellschaft „Mir" gibt eine große „Literaturgeschichte des XIX. Jahrhunderts" heraus, die auf fünf bis sechs starke Bände berechnet ist und in zirka fünf Jahren zum Abschluß gelangen soll. Die Gesamtredaktion liegt in den Händen des Petersburger Professors F. Batjuschkow, als Mitarbeiter sind so ziemlich alle bekannten Literarhistoriker Rußlands gewonnen. Die kürzlich erschienenen, reich illustrierten ersten zwei Lieferungen bringen einen einleitenden Aufsatz aus der Feder des Herausgebers, der eine gedrängte Übersicht über die Literaturentwicklung des XVIII. Jahrhunderts gibt, einen Essai „Goethe an der Jahrhundertwende" von Wjatscheslaw Iwanow und eine ausgezeichnete Darstellung der philosophischen Grundlagen der deutschen Romantik von dem bekannten Petersburger Germanisten Prof. Th. Braun, der sich mit dieser Arbeit nach langer Zeit wieder einmal der *neueren* Literaturgeschichte zuwendet. Dem Unternehmen ist ein voller Erfolg zu wünschen, da auch das gebildete Publikum in Rußland meist ziemlich unklare Vorstellungen von der Literatur Westeuropas, besondert Deutschlands besitzt. Das sieht man zum Beispiel auch daraus, daß die deutschen Dichtergedenktage dieses Jahres — Friedrich Hebbels und Otto Ludwigs — von der russischen Presse kaum beachtet worden sind. Auch der Tod Erich Schmidts hat in Rußland nicht eben viel Federn in Bewegung gesetzt.

Über *Bühnenaufführungen* braucht in einer „Zeitschrift für Bücherfreunde" im allgemeinen wohl nicht berichtet zu werden. Diesmal aber glaube ich eine Ausnahme machen und die letzte Première des Moskauer Künstlerischen Theater wenigstens *erwähnen* zu müssen. Es war ein *Molière*-Abend, der uns die „Heirat wider Willen" und den „Eingebildeten Kranken" brachte. Die ganze Ausstattung war nach Entwürfen von Alexander *Benois*, dem besten Kenner des Rokoko und Barock unter den russischen Künstlern, angefertigt, und noch nie haben wir selbst in diesem Theater, das uns wahrhaftig verwöhnt hat, so stilvolle und farbenfrohe Bühnenbilder gesehen, wie diesmal. Zum erstenmal in Rußland gelangte hier auch die Schlußapotheose des „Eingebildeten Kranken", die Aufnahme Argans in die Zunft der Doktoren, zur Darstellung — und gerade diese bedeutete den größten Triumph der Benoisschen Kunst.

Moskau, Mitte Mai 1913. *Arthur Luther.*

Amsterdamer Brief.

In den letzten Jahren mehren sich hierzulande die Zeichen, daß man *Goethe*, der in Holland noch nie heimisch gewesen ist, größeres Interesse entgegenbringt. Das bekunden die in der „Wereldbibliothek" von führenden Dichtern veröffentlichten Übersetzungen von „Iphigenie" und „Faust" (in letzterem Werke besonders die ausführliche Einleitung des Übersetzers), das beweist die vor einigen Jahren erschienene erste holländische Goethebiographie, die insofern mehr bedeutet als eine einfache Lebensbeschreibung, als das offene und deutliche Bekenntnis zu Goethe ihre besondere Bedeutung verleiht. Eingehend mit Goethe hat sich jetzt auch Lodowyk van Deyssel beschäftigt, der durch seine ersten Aufsätze über Zola in den acht-



ziger Jahren eine wahre Revolution in der holländischen Literatur hervorgerufen hat und der dann Jahre lang als gefürchteter literarischer Scharfrichter auf die Literatur seines Landes von größtem Einfluß geblieben ist. Van Deyssel ist auch selbst schöpferisch tätig gewesen, aber seine auf kleinlichster Beobachtung des unwesentlichsten Details beruhenden Mosaikgemälde haben wohl nur Interesse als Produkte eines einseitigen und sich dadurch ad absurdum führenden realistischen Doktrinarismus; seine Hauptstärke liegt auf dem Gebiete der Kritik. Zu Goethe hat van Deyssel nun das Wort ergriffen in dem elften Bündel seiner gesammelten Aufsätze[1], wo er in aphoristischer Tagebuchform, und zuweilen mit souveräner Nonchalance seine Eindrücke bei der Lektüre Goethescher Poesie zum Besten gibt. Was van Deyssel hier sagt, verdient deshalb hauptsächlich unsere Beachtung, weil hier jemand am Worte ist, der vor den vielen gelehrten Goethekennern ein wichtiges Ding voraus hat: Naivität; daher die Selbständigkeit, das Paradoxe und oft die unfreiwillige Komik seines Urteils. Bei Persönlichkeiten, wie Goethe, über die eine so riesige Literatur vorliegt, besteht die große Schwierigkeit einer vorurteilsfreien Würdigung gerade in dieser Menge von fertig vorliegenden Ansichten, die, ob man will oder nicht will, unser Urteil stets beeinflussen. Van Deyssel befindet sich gegenüber dieser Literatur in einer sehr günstigen Lage, da er sie überhaupt nicht kennt. Er hält sich nur an Goethe selbst.

Auch noch aus einem andern Grunde sind seine Ausführungen von Interesse. Van Deyssels Urteil ist nämlich nicht das eines einzelnen, sondern er ist der Wortführer einer ganzen Gruppe, die, weil sie von einem Goethe und der ganzen deutschen Bildung so entgegengesetzten Lager kommt, deshalb gerade befähigt ist, Goethe, wenn auch nicht von einem höheren, so doch einmal von einem andern Standpunkte zu betrachten. Van Deyssel ist ganz vollgesogen von französischem Geist, die großen französischen Epiker des XIX. Jahrhunderts, vor allem Zola und Flaubert, und von Dichtern, dann Verlaine und Maeterlinck sind seine Klassiker, denen entnimmt er seine Maßstäbe, die sich allerdings bei manchem Goetheschen Werke als ganz unzulänglich erweisen. Außerdem sind es dann die holländischen Schriftsteller der achtziger Jahre, Kloos und Gorter vor allen, auf die diese Franzosen neben Engländern wie Shelley und Keats den größten Einfluß ausgeübt haben, mit denen er Goethe immer vergleicht. Goethe wird gemessen an dem Besten, was die westeuropäischen Völker im XIX. Jahrhundert auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht haben. Daß das Ergebnis dieses Vergleiches wesentlich anders ausfallen muß, als das Urteil deutscher Literaturprofessoren, die in der Regel nur die Stellung Goethes in der deutschen Literatur oder in der Weltliteratur vor ihm bestimmen und denen die genannten Literaturen meistens terrae incognitae sind, darf nicht Wunder nehmen.

Van Deyssels Eindrücke gipfeln darin, daß Goethes Kunst eine Kunst des ungebrochenen Lebens, aber als solche zweiten Ranges ist. Kunst ersten Ranges haben nur die Griechen geschaffen. Die Kunst des Mittelalters charakterisiert van Dreyssel als eine Kunst des gebrochenen Lebens, die aber in ihrer Art wieder ersten Ranges ist. Die Modernen ihrerseits stehen nun wieder dem Mittelalter näher als Goethe, weil das Seelische bei ihnen mehr betont wird. Van Deyssel vergleicht die Goethesche Lyrik im „König von Thule" oder im „Mignon" mit herrlicher, schwerer Orgelmusik, aber er meint, daß manche modernen Verse, wie die Klänge einer Geige, tiefer drängen. Diese Unterscheidung betrifft die Art des Goetheschen Geistes, seinen Gehalt, eine andere betrifft die Mittel seiner Kunst, seine Sprache und den Rhythmus, in dem sie atmet. Die Modernen verfügen über größere Plastizität des Ausdrucks, und sie ergreifen oft mehr durch die Musik ihrer Worte; Goethe dagegen wirkt durch den immanenten Rhythmus und das natürliche Leben der Sprache selbst. Bei Goethe ist das Metrum eine Naturform, die das Gefühl der Ewigkeit vermittelt, und seine Anschaulichkeit ist die Anschaulichkeit der ursprünglichen Wortbildungen; daher die Bestimmtheit und Klarheit seiner Verse. Dies wird erläutert an „Reinecke Fuchs", den van Deyssel außerordentlich hoch stellt: „Man wohnt hier allem ebenso deutlich bei, wie in der modernen, mehr ausführlichen oder mehr intensiven Plastik, obwohl man die Dinge nicht so *sieht*, wie beim Naturalismus (bei Zola, Flaubert und Prins). Man sieht die Gegenstände nicht so, weil die Gegenstände gleichsam aus einem Licht kommen, das verhindert, daß man sie genauer sieht; und dieses Licht ist im „Reinecke Fuchs" die von Wehmut durchdrungene Ironie."

Der Zauber mancher moderner Dichter ist einem feinen goldigen Nebel ähnlich, einer zarten Haut, die das Ganze überzieht und einhüllt. Die Schönheit der Goetheschen Verse liegt in der festen und lebendigen Substanz der Sprache selbst, nicht in irgendwelchem äußeren Glanz derselben. Aber dieser undefinierbare „goldige Nebel, der die Worte wie ein Heiligenschein umstrahlt, gibt den Versen dieser Modernen (Kloos, Maeterlinck, Gorter, Régnier) den Schein größerer Innigkeit. Die verschiedene Wirkung der Kunst eines Goethe und eines modernen Holländers (wie Kloos, wir können auch sagen, jemandes wie George oder Hoffmannsthal) beschreibt van Deyssel so: Bei Goethe habe ich das Gefühl, daß ich mit einem auf- und abwogenden Meer in Kontakt bin, mit einer ungeahnten Unendlichkeit, mit etwas, was so sehr lebt, daß es uns Angst machen könnte — aber dies alles ist einigermaßen trocken und matt, als ob es staubig und verwittert wäre, und einen süßen Drang, wie etwa bei Gorters „Seesonnet" habe ich nie empfunden."

Was nun van Deysels Kritik im einzelnen angeht, so ist es wohl merkwürdig, daß der „Faust" als Kunstwerk sehr niedrig eingeschätzt wird, während „Hermann und Dorothea", „Reinecke Fuchs" und „Tasso" der erste Platz zuerkannt wird. Von „Faust" heißt es: Er erinnert an Shakespeare und an Maeterlinck, jedoch noch mehr an Victor Hugo. Er gleicht einem Gemälde

[1] L. van Deyssel. Elfde bundel verzamelde opstellen Amsterdam, Scheltema & Holkema, 1912.



mit wilden Pinselstrichen und einem beängstigenden Traum. Die Szenen, die die eigentliche Geschichte ausmachen (in Faust I), behagen durch Einfachheit und Knappheit, aber dieselben sind in einen dunkeln, fleckigen, seelenlosen Phantasierummel gefaßt, der die philosophische Spekulation über den Fall enthält. Diese Spekulation besteht ausschließlich aus leerer Phantastik und dichterischer Routine. Das kommt daher, daß Goethe die eigentliche Mystik nicht kannte, mit ihren philosophischen und theologischen Werten, sondern daß sich ihm dieselbe nur in dekorativen und romantischen Motiven zeigte". Van Deyssel muß zu einem solchen Ergebnis kommen, weil er das Werk einzig und allein vom Standpunkte der L'art pour l'art-Theorie betrachtet, der die Form alles und der Gehalt (der ethische) nichts ist, die als das Haupterfordernis eines Kunstwerkes einheitlichen Stil und Geschlossenheit ansieht, und in keinem Goetheschen Werke ist wohl der zusammengesetzte Charakter, die nicht zu einer Einheit verschmolzene Fülle von Gedanken auffallender als beim „Faust". Darum muß van Deyssel „La princesse Maleine" von Maeterlinck als Kunstwerk über den „Faust" stellen; in dem Maeterlinckschen Stück bewegt sich alles in einer Ebene, ist alles in gleichem Maße wirklich. „Faust ist deshalb nicht gut, weil der Dichter Margarethe, Frau Marthe und Valentin in der Wirklichkeit gesehen hat, aber nicht die andern Personen, die bloße Schöpfungen seiner Phantasie bleiben."

Van Deyssel, der in seinen frühreren Jahren — jetzt ist er zahm geworden — immer gegen Schulmeisterei und Pedanterie zu Felde gezogen ist, zeigt sich in diesem einseitigen Urteil über eins der größten Werke der Weltliteratur selbst als den ärgsten Pedanten und Schulmeister, den man sich vorstellen kann. Man sieht hier, zu welchen Ungereimtheiten das Beurteilen von Kunstwerken nach fremden Maßstäben, die von ganz andersartigen Produkten abstrahiert sind, führen kann; denn mit größerer Beschränktheit ist wohl kaum über „Faust" geschrieben worden.

Zu eingehenderem Studium Goethes werden van Deyssels Aufzeichnungen wohl kaum jemand in Holland ermuntern; dazu ist sein Urteil zu kühl, und im Grunde, trotz aller Anerkennung im einzelnen, zu ablehnend. Die Schöpfungen Goethes, die er rühmt, haben ihm die Bewunderung, die nie uneingeschränkt ist, gleichsam gegen seinen Willen abgezwungen, weshalb er sich dann bei den Werken, wofür ihm das Verständnis abging, durch eine um so maßlosere, vernichtende Kritik gütlich tut.

Mit ganz andern Empfindungen schreibt im Januarheft des „Ploeg" *Constant van Wessem* (Goethe-bestudeeren); diesen erfüllt völlig das Gefühl der Dankbarkeit gegen den „germanischen Riesen", wie er sich ausdrückt. Dankbar ist er ihm, nicht für den literarischen Genuß, den er ihm als Künstler verschafft hat, sondern für den ethischen Imperativ, den er aus all seinen Werken, besonders aus dem „Wilhelm Meister", so klar und vernehmlich heraushört. Er betrachtet Goethe in erster Linie als Erzieher, der uns Selbsterkenntnis, Selbstzucht und Selbstbeschränkung lehren soll. Wie den Deutschen in einer kunstlosen Zeit „von einem Deutschen" Rembrandt als Erzieher mit Erfolg gepredigt worden ist, so hat es vielleicht sein Gutes, wenn umgekehrt ein Holländer seinen Landsleuten einmal Goethe als Führer aus Zügellosigkeit und Verworrenheit hinstellt. Wir wollen abwarten, ob seine Parole Gehör finden wird.

Von dem von *Martinus Nijhoff* im Haag herausgegebenen großen Werke „*L'art typographique dans les Pays-Bas* (*1500—1540*), worüber ich schon verschiedentlich berichtet habe, sind im letzten halben Jahre wieder drei neue Hefte erschienen, die für die Geschichte der Buchdruckkunst und des Holzschnittes eine Fülle interessanten Materials enthalten. Die große Mehrzahl der veröffentlichten Blätter ist *Antwerpener* Drucken entnommen. Wir begegnen unter denselben neben manchen alten Bekannten verschiedenen neuen Namen. Bisher noch nicht vertreten zum Beispiel war der Antwerpener *G. Montanus* (*W. van den Berg*), von dem Proben einer kleinen Antiqua aus verschiedenen Ausgaben theologischen Inhaltes gebracht werden. Montanus gehört zu den Buchdruckern, deren Tätigkeit kurz vor der dem Nijhoffschen Werke als Grenze gesetzten Jahre 1540 beginnt. In dieselbe späte Zeit fällt auch die Wirksamkeit von *Antonius Dumaeus* (*van der Haeghen*), auch eines Neulings; die hier von ihm gebrachten Werke, ebenfalls in Antiquatypen, erschienen alle im Jahre 1540. Einen andern neuen Drucker, den *Hans van Ruremunde* oder *Hans van Roemunde*, wie er sich selbst in seiner „deutschen" Bibel von 1525 nennt, lernen wir auf drei Blättern als einen tüchtigen Meister in seinem Fache kennen; sein Druckerzeichen, aus Blattwerk gebildete oder kunstvoll davon umrahmte Initialen, Titelblätter, verschiedene gotische Typen und einige rohe Holzschnitte aus seiner Bibel und seinem Neuen Testamente sind hier reproduziert; einer der kleinen Holzschnitte, die vier Reiter der Offenbarung, ist eine schwache und etwas veränderte Kopie des berühmten *Dürer*schen. Von dem bekannten *Martinus de Keizer*, der hauptsächlich lateinische, französische oder griechische Bücher druckte und seinen Namen dann ins Lateinische oder Französische übersetzte, bringen zwei neue Blätter Proben einer deutlichen griechischen Letter, einer angenehmen kleinen Antiqua und einer sehr kleinen Kursivschrift, außerdem Beispiele einer kräftigen gotischen Letter, die in einer französischen Bibelausgabe von 1530 verwendet worden ist; die kleinere gotischen Letter, die auf der gespaltenen Seite derselben Bibel gebraucht wird, ist wegen ihrer Schnörkel weniger schön. Von den in dem Vergier flourissant pour lame fidele abgedruckten Holzschnitten ist die Erschaffung der Eva eine Kopie des Holzschnittes von *Holbein*, der übrigens auch von andern Antwerpener Druckern, wie Johannes Stelsius in seiner Bibel von 1561, fleißig kopiert worden ist. Die Ausgabe eines andern Antwerpener, des *Johannes Thibault*, die „Prognosticacie van den iare 1526" ist wegen ihrer zwei Holzschnitte, die die erste und letzte Seite des kleinen Büchelchens schmücken, von besonderem Interesse; diese beiden männlichen Charakterköpfe, die von so sicherem, kräftigem Schnitt sind — der eine mit den



langen Haaren ist der richtige Bärenhäuter aus dem Grimmschen Märchen – haben nämlich keinen Geringeren als den Amsterdamer *Jacob Cornelisz* zum Urheber. Von keinem niederländischen Buchdrucker hat das Nijhoffsche Werk bisher so viel publiziert, als von dem Antwerpener *Willem Vorstermann*, dem nun auch wieder drei Blätter gewidmet sind. Auf einem derselben ist der sehr naive und rohe Titelholzschnitt aus „Der scaepherder kalengier" (der Kalender der Schäfer) reproduziert, der Wetter- und andere Prophezeiungen und allerlei Hausmittel gegen Pestilenz, bösen Blick und Seuchen enthielt und sich in jenen Zeiten und noch viel später einer großen Verbreitung erfreute; solche Almanache waren neben der Bibel Jahrhunderte hindurch die einzige Lektüre der Landbevölkerung. Nach der Zahl der Blätter, zu schließen, durch die *Michiel Hillen van Hoochstraten* vertreten ist, muß dieser Antwerpener fast ebenso produktiv gewesen sein wie sein Zunftbruder Willem Vorsterman; erwähnt sei von den neuen Arbeiten seiner Offizin das Titelblatt zu einer undatierten Ausgabe des Werkes von Erasmas „De contemptu mundi", das durch seine geschickte Verwendung von Renaissancemotiven, von Grotesken und Masken, zu den besseren Erzeugnissen dieser Art gerechnet werden darf. Aus *Jan van Doesborch's* Werkstatt sind einige noch recht primitiv anmutende Totentanzbilder aus seinem 1528 erschienenen T dal zond[er] wed[er] keere (Das Land aus des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt) reproduziert. Von anderen Antwerpener Meistern treffen wir ferner an *Adriaan van Bergen* (Blatt Nr. VIII), *Johannes Grapheus* (Blatt Nr. VI) *Hendrik Peetersen van Middelburch* (Blatt Nr. III) und *Jan van Gheelen*, auf den drei ganz neue Blätter fallen; dieselben zeigen ziemlich steife und unbeholfene Holzschnitte aus seinem Neuen Testament von 1525.

Von andern südniederländischen (belgischen) Druckorten finden wir noch Beispiele aus *Gent*, aus welcher Stadt *Godefrood de Rode* hier zum ersten Male durch Proben einer etwas schnörkelhaften gotischen Letter und zwei Holzschnitte vertreten ist, und aus *Löwen*, wo *Theodoricus Martinus Alostensis*, der Verleger vieler gelehrter Werke, eine umfangreiche Tätigkeit entfaltete. Bei ihm erschien 1518 eine Ausgabe von Ulrich von Hutten's „Ουτις Nemo", woraus hier der merkwürdige Titelholzschnitt gebracht wird.

Verschiedene der in den neuen Heften vorkommenden nordniederländischen (holländischen) Drucker sind durch ihre Holzschnitte sehr bemerkenswert. Für den *Amsterdamer* Buchdrucker *Doen Pieterszoon* arbeitete sogar einer der ersten damaligen Künstler auf diesem Gebiet, der oben erwähnte *Jacob Cornelisz*; die beiden Holzschnitte aus dem 1524 erschienenen Werkchen von Alardus über die Passahfeier (Ritusedendi paschalis agni), die Darstellung des Abendmahles und das Brustbild des Verfassers sind charakterische Proben seiner freien und breiten Technik; störend wirkt bei dem Titelholzschnitt, dem Abendmahl, nur die Umrahmung mit den Flöte blasenden Faunen und den Renaissancemotiven. Von entschiedenem Talent zeugen ferner die Holzschnitte aus einer holländischen Ausgabe von Hier. Brunschwigs chirurgischem Werke, das 1535 von *Jan Berntsz* in *Utrecht* gedruckt wurde (J. Brunswyck, Dat hantwerck der cirurgien). Die beiden Abbildungen, wo die chirurgischen Folterinstrumente, in Aktion am menschlichen Körper gezeigt werden, sind im Ausdruck und in der Bewegung der Personen, sowie in der guten Wiedergabe von Einzelheiten, wie der kurzen Fingernägel des Arztes, der den Patienten von hinten festhält (Nr. 18), und des in Verkürzung erscheinenden Armes des Heilgehilfen (Nr. 22) sehr beachtenswerte Leistungen; auch die aufgeschnittene Leiche (Nr. 23) ist sehr verdienstlich. Der Formschneider verfügt über eine scharfe Beobachtungsgabe und eine sichere Hand. Diese Holzschnitte sind wahrscheinlich Kopien nach deutschen Originalen oder Abdrücke von den ursprünglichen Holzstöcken; jedenfalls stehen sie künstlerisch viel höher als die Holzschnitte, die aus andern Ausgaben des Jan Berntsz auf früheren Blättern reproduziert sind.

Nicht schlecht ist ferner der Holzschnitt aus dem Psalter von *Pieter Claeszoon van Balen* von 1538, einem Leidener Drucker, der bisher noch nicht vertreten war; auch die Einfassung des durch den Wechsel roter und schwarzer Lettern malerisch wirkenden Titels ist die Arbeit eines geschickten Künstlers. Recht derb ist dagegen der Titelholzschnitt in einer Ausgabe des *Jan Evertszoon* aus Kampen „Een corte Chronike" von 1536, dem wir hier ebenfalls zum ersten Male begegnen. Einer von den Holzschnitten aus dem 1525 erschienenen „Nieuwe Testament" von *Albert Paffraet* aus Deventer, der Evangelist Matthäus, eine Figur von sprechendem Ausdruck (Nr. 43), findet sich in der bekannten Bibel von Willem Vorsterman von 1528 kopiert; der von einer ungeübteren Hand geschnittene Petrus aus demselben Werke (Nr. 46) wurde in einem andern Antwerpener Druck, den dänischen Ausgaben des Neuen Testamentes, kopiert; dem Deventer Drucker sind drei neue Blätter gewidmet. Ein Blatt von besonderer typographischer Schönheit ist die Seite aus dem lateinischen Psalter des *Cornelis Henriczoon Lettersnyder* aus Delft, eine gespaltene Folioseite mit prächtiger großer gotischer Letter und Überschriften und einigen Initialen in rotem Druck; Humor bekundet die Umrahmung der Initialletter B, wo musizierende kleine Engel dargestellt sind.

Amsterdam, Mitte Juni. *M. D. Henkel.*



Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Schneider, E., Neues Verfahren zur Rückfärbung verblaßter Schriften.
Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertums-Vereine. 61. 1913. Sp. 163—165.

Stübe, R., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Schrift VI. Die Bilderschriften. T. 3. Die berichtenden Zeichnungen der Indianer und Buschmänner.
Archiv für Buchgewerbe. 50. 1913. S. 79—85 mit 14 Abbild.

Bibliophilie. Exlibris.

Ankwicz, H. von, Magister Johannes Gremper aus Rheinfelden, ein Wiener Humanist und Bibliophile des XVI. Jahrhunderts.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 197—216.

Bouland, L., Livre aux armes de Louise Jacqueline de Lastic, marquise de la Queille.
Bulletin du bibliophile. 1913. S. 237—240 mit 1 Abbild.

Bouland, L., Superlibris de Louis François Lavocat doyen de la chambre des comptes.
Bulletin du bibliophile. 1913. S. 194—197 mit 2 Abbild.

Olschki, Leo S., Le mie relazioni con J. Pierpont Morgan. *Bibliofilia.* 15. 1913/14. S. 1—7.

Pitollet, C., Pour la biographie critique de Guillaume Libri. Le Comte Georges Libry falsificateur de lettres de change d'après le dosier original de ses procès à Lyon en 1813 et 1815—1816.
Il Libro e la Stampa. 7. 1913. S. 4—54 mit 2 Faksim.

Bibliothekswesen.

Bacon, C., What the public wants.
Library Journal. 38. 1913. S. 251—255.

Die österreichischen Bibliotheken im Verwaltungsjahre 1911—12.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 8—10.

Bielohlawek, K., Aus Innerösterreich. Grazer Brief.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 13—18.

Dr. John Shaw Billings.
Bulletin of the New York Public Library. 17. 1913. S. 307—312.

Bliss, H. E., Accession records economized and systematized.
Library Journal. 38. 1913. S. 255—263 mit 6 Abbild.

Bowerman, G. F., The public library an investment — not an expense.
Public Libraries. 18. 1913. S. 182—186.

Boysen, K., Die Gesamtkatalogisierung der Deutschen Bibliotheken. Vortrag. (Schluß.)
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 7. 1913. S. 29—34.

Bührer, K. W., Bibliotheken-Verzeichnis der 325 Groß-Bibliotheken der Erde (mit mehr als 100000 Bänden).
Schriften über „Die Brücke". 33. 1912. 26 S.

Bührer, K. W., und Saager, A., Die Welt-Registratur. Das Melvit-Deweysche Dezimal-System.
Schriften über „Die Brücke". 18. 1912. 40 S.

Bürger, R., Auf Bibliotheken.
Frankfurter Zeitung. 1913. Nr. vom 30. April.

Onorato Champion.
Il libro e la Stampa. 7. 1913. S. 82—83.

Clarke, A. L., Arrangement of place-name entries in subject catalogues, indexes, and directories.
Library Association Record. 15. 1913. S. 270—281.

Esselborn, K., Ein Wort zur Pflichtexemplarfrage.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 263—268.

Frati, C., La libreria del prof. Emilio Teza donata alla Marciana. Con 5 Ill.
Bibliofilia. 15. 1913/14. S. 8—21.

Fry, W. G., Practical professional education. A summary & notes on staff exchanges.
Library World. 15. 1912/13. S. 322—327.

Glauning, O., Aus Süddeutschland. Münchener Brief.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 41—54.

Henderson, R. W., The New York Public Library as illustrating American methods.
Library Association Record. 15. 1913. S. 255—269.

Kloos, L. C., De „Regels voor den alfabetischen Katalogus".
Maandblad voor bibliotheekwezen. 1. 1913. S. 104—110.

Kotula, R., Polnisches Bibliothekswesen in Österreich.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 18—31.

Lane, W. C., The new Harvard Library.
Library Journal. 38. 1913. S. 267—270 mit 3 Abbild. u. 2 Plänen.

Margreiter, H., Aus Innsbruck. Aufstellung der kleinen Schriften in der Universitätsbibliothek.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 31—35.

Neufeld, M. W., Von technischen Büchereien und ihren Hilfsmitteln. 1. Die Bibliothek des Kaiserlichen Patentamts zu Berlin und ihr Verzeichnis.
Zeitschrift des Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure. 4. 1913. S. 227—230.



Otten, B., Bücherhallen und Reklame.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 14. 1913. S. 87—90.

Otten, B., Bibliothekstechnischer Ratgeber für Volksbibliotheken, Lesehallen und verwandte Büchereien mit Bibliographie der Fachliteratur von 1900—1912.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. Ergänzungsheft 3. 1913. 132 S., 1 Taf.

Paalzow, H., Der Deutsche Bibliothekartag über die Deutsche Bücherei in Leipzig.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 6069—6109.

Plate, O., Über die Signaturen und das Katalogsystem der Hamburger Bücherhalle.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 14. 1913. S. 73—80.

Poelchau, K., Volksbibliotheken. Die populären Bibliotheken des deutschen Sprachgebietes im Sommer 1912. Literaturübersicht.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 73—79.

Reiche, P., Deutsches Reich. Aus Norddeutschland. Berliner Brief.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 35—41.

Sanvisenti, B., Marcelino Menéndez y Pelayo.
Il Libro e la Stampa. 7. 1913. S. 78—82.

(Schwenke, P.), Die 14. Bibliothekarversammlung in Mainz am 15.—16. Mai. Vorbericht.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 268—270.

Schwenke, P., Zur Frage der Systematik.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 225—227.

Shuman, E. L., The librarian and public taste.
Public Libraries. 18. 1913. S. 179—182. (Wird fortges.)

Spectator, Viennensia.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 10—13.

Tiersot, J., La Collection Malherbe à la Bibliothèque du Conservatoire. (Musikautographen. Suite et fin.)
L'Amateur d'autographes. 46. 1913. S. 147—153.

Willkomm, B., Die Bedeutung der Jenaer Universitätsbibliothek für die reformationsgeschichtliche Forschung. Vortrag, gehalten in der theologischen Konferenz zu Jena.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 245—261.

Wolkan, R., Aus österreichischen Handschriftenkatalogen. III. Aus den Handschriften des Benediktinerstiftes Seitenstetten.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 2—7. (Schluß folgt.)

Wolter, E., Russische Bibliotheken. St. Petersburger Brief. III. Rußlands Universitätsbibliotheken bis 1910/11.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 63—70.

Buchdruck und -Gewerbe.

Beiträge zur Inkunabelnkunde. IV.
Frankfurter Bücherfreund. 11. 1913. S. 98—106 mit 3 Taf. und 3 Textabbild.

Brieger, L., Neuere deutsche Buchkünstler. XXXIII. Franz Stassen.
Deutscher Buch- und Steindrucker. 19. 1913. S. 693—699 mit 10 Abbild.

Morin, L., L'Imprimerie à Troyes pendant la Ligue. (Fin.)
Bulletin du bibliophile. 1913. S. 179—193 mit 1 Abbild.

Picot, E., Les imprimeurs rouennais en Italie au XVe siècle.
Bulletin de la société de l'histoire de Normandie. 11. S. 143—151. 163—203.

Schiffmann, K., Mitteilungen zur Geschichte des Buchdruckes in Österreich. I. Salzburg. (1520.)
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen. 1. 1913. S. 7—8.

Schwenke, P., Neue Donatfragmente in Gutenbergtypen.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 261—263.

Stadler, F. J., Michael Wolgemut und der Nürnberger Holzschnitt im letzten Drittel des XV. Jahrhunderts.
Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 161. 1913. XIV, 271 S., 43 Taf.

Stein, H., L'imprimeur Juan de Valdes. (Gerona, 1497.)
Bibliographe moderne. 16. 1912/13. S. 5—6.

Voulliéme, E., Johannes Schilling-Solidi, ein Kölner Drucker des XV. Jahrhunderts.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 30. 1913. S. 220—225.

Buchhandel.

Drahn, E., Zur Entwicklung und Geschichte des sozialistischen Buchhandels und der Arbeiterpresse.
Kultur und Fortschritt. Nr. 472—476. 1913. 72 S.

Euren, A. D., Books and bookmen of Norwich. A brief survey of its literary history.
Book-Auction Records (Karslake). 10. 1912/13. S. XXI—XXIX, 1 Taf.

Hampe, Th., Beiträge zur Geschichte des Buch- und Kunsthandels in Nürnberg. (1. Lienhard zur Eich und das Inventar seines Bücherlagers. 1530.)
Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. 1912. S. 109—157.

Lonchamp, F., Esquisse d'une histoire du développement du commerce et des industries du livre à Leipzig depuis les origines jusqu'à nos jours.
Bibliographe moderne. 16. 1912/13. S. 81—138.

Prager, R. L., Die Festfeier zum 200jährigen Jubiläum der Nicolaischen Buchhandlung Borstell und Reimarus am 3. Mai 1913.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1913. S. 5236. 5289—5291.

Putnam, George Haven, The Tariff on books and book materials. *Publishers' Weekly.* 83. 1913. S. 1354—1356.

The new Tariff in relation to books.
Publishers' Weekly. 83. 1913. S. 1347—1351.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Zum 150jährigen Bestehen der Hersfelder Zeitung. *Hessenland.* 27. 1913. S. 121—123 mit 3 Abbild.

Stoklossa, P., Die periodischen Druckschriften Deutschlands. Eine statistische Untersuchung. *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung.* 37. 1913. S. 225—258.

Übereinkunft zwischen Deutschland und Rußland zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst. Vom 28./15. Februar 1913. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel.* 1913. S. 5801—5803.

Bibliographie.

Österreichische und ungarische Bibliographie des Bibliothekswesens. 1912—13. I. *Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen.* 1. 1913. Anhang.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Ackerknecht, E., Neue Erzählungskunst. Rundschau. (Schluß.) *Eckart.* 7. 1912/13. S. 548—558.

Gräf, H. G., Zum Schiller-Goethe-Briefwechsel. *Euphorion.* 19. 1913. S. 746—755.

Hordorff, A., Budde, Fritz, Wieland und Bodmer. (Rezension.) *Euphorion.* 19. 1913. S. 689—702.

Meisner, H., Fichte, Schleiermacher und Arndt im heiligen Kampfe der Deutschen. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 518—527.

Nohl, J., Franz von Baader, der Philosoph der Romantik (1765—1841). *Euphorion.* 19. 1913. S. 612—633.

Pahncke, M., Aus dem „Maikäfer". Mitteilungen. *Euphorion.* 19. 1913. S. 662—672.

Petsch, R., Richard Wagner, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig und das deutsche Drama des XIX. Jahrhunderts. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 27. 1913. S. 305—336.

Reiff, P. F., Plotin und die deutsche Romantik. *Euphorion.* 19. 1913. S. 591—612.

Seillière, E., Deutscher Romantismus und französischer Romantismus. Berechtigte Verdeutschung von A. L. Müller. *Xenien.* 6. 1913. S. 265—273.

Weltzien, O., Das niederdeutsche Dama. Sein Werden in Dichtung und Darstellung. *Beiträge zur Geschichte der niederdeutschen Dichtung.* 3. 1913. XI, 162 S.

Wollf, K., Goethe und Calderon. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 118—140.

Einzelne Schriftsteller.

Bazin: Faßbinder, J., René Bazin. *Bücherwelt.* 10. 1912/13. S. 167—172.

Coster: Scheffer, Th. von, Charles de Coster. *Xenien.* 6. 1913. S. 288—292.

Dobson: Bickley, F., Austin Dobson. *The Bookman.* 1913. S. 65—71 mit 23 Abb., 1 Taf.

Ernst; Faßbinder, F. Otto Ernst. *Bücherwelt.* 10. 1912/13. S. 195—203.

Freiligrath: Wehrhan, K., Ferdinand Freiligrath und seine kaufmännische Tätigkeit. Nach einem unbekannt gebliebenen Briefe des Dichters aus seiner Barmer Zeit. *Euphorion.* 19. 1913. S. 785—791.

Frenssen: Schmitz, G., Gustav Frenssen als Mensch und Dichter. Studie. *Bücherwelt.* 10. 1912/13. S. 172—181. 203—211.

Gleim: Bertram, F., Gleim und Spalding *Euphorion.* 19. 1913. S. 726—735.

Goethe: Anton, K., Carl Loewe als Lehrmeister Walther von Goethes. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 156—161.

—: Aron, W., Goethes Stellung zum Aberglauben. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 34—63.

—: Babinger, F., Ein orientalistischer Berater Goethes: Heinrich Friedrich von Diez. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 83—100 m. 1 Portr.

—: Bibliographie. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 234—259.

—: Burghold, J., Die Faust-Wetten und ihre scheinbaren Widersprüche. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 64—82.

—: Hansen, A., Goethe der Natur-Erforscher. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 15—20.

—: Jöris, A., Goethes Sprachkritik. (Schluß). *Preußische Jahrbücher.* 152. 1913. S. 73—108.

—; Kohut, A., Goethes Beziehungen zu Franzensbad. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 101—117.

—: Rosenthal, G., Faust und die Sorge. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 27. 1913. S. 421—432.

—: Semper, M., Diluvium und prähistorische Menschheit bei Goethe und seinen Zeitgenossen. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 21—33.

—: Wolff, E., Die ursprüngliche Gestalt von Wilhelm Meisters Wanderjahren. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 162—192.

—: Wolff, E., Die Ur-Meister-Forschung. Beiträge zur Geschichte der Literaturgeschichte. *Eckart.* 7. 1912/13. S. 535—548.

—: Woltereck, K., Goethe und Wagner. *Goethe-Jahrbuch.* 34. 1913. S. 141—155.

Grillparzer: Bücher, W., Grillparzers Verhältnis zur Politik seiner Zeit. Ein Beitrag zur Würdigung seines Schaffens und seiner Persönlichkeit. *Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft.* 19. 1913. VIII, 167 S.

Grimmelshausen: Bechthold, A., Zur Quellengeschichte des Simplicissimus. *Euphorion.* 19. 1913. S. 491—546.

Günther: Wittig, G. K., Johann Christian Günther (Rezension, von A. K.). *Euphorion.* 19. 1913. S. 681—689.

Gutzkow: Risse, J., Gutzkows Verhältnis zu Westfalen. *Westfälisches Magazin.* N. F. 4. 1913. S. 81—83.

Hauptmann: Strecker, K., Das Hauptmann-Festspiel in Breslau. *Tägliche Rundschau.* 1913. Unterhaltungsbeilage Nr. 125 vom 2. Juni.

Heine: Beyer, P., Heine-Literatur. *Euphorion.* 19. 1913. S. 702—714.



Heine: Fränkel, J., Studien zu Heines Gedichten.
Euphorion. 19. 1913. S. 645—652. 774—780.

Heyse: Spiero, H., Paul Heyse.
Literarische Neuigkeiten (Leipzig, Koehler). 13. 1913. Nr. 2. S. 2—4 m. 1 Portr.

Hippel: Schneider, F. J., Theodor Gottlieb v. Hippel und Carl George Gottfried Glave.
Euphorion. 19. 1913. S. 735—746.

Ibsen: Lütgenau, F., Wie schuf Ibsen? (II).
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1913. S. 92—95.

Kolbenheyer: Ullmann, H., Erwin Guido Kolbenheyer.
Eckart. 7. 1912/13. S. 527—534.

Leuthold: Bohnenblust, G., Über die erste vollständige Ausgabe der Gedichte Heinrich Leutholds.
Euphorion. 19. 1913. S. 652—662.

Purwalder: Schneider, F. J., Adam Purwalder, ein Tiroler Dramatiker des XVII. Jahrhunderts.
Euphorion. 19. 1913. S. 546—562.

Rode: Cohn, A. F., Helge Rode.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1913. Nr. 22 vom 2. Juni.

Rückert: Becker, A., Friedrich Rückert und die Pfalz. Mit zwei ungedruckten Briefen des Dichters.
Euphorion. 19. 1913. S. 781—784.

—: Zabeler, M., Friedrich Rückert, ein Gedenkblatt zu seinem 125. Geburtstage.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 357—363.

Schenkendorf: Czygan, P., Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten. V—VII.
Euphorion. 19. 1913. S. 633—644. 756—773.

Schiller: Leitzmann, A., Schiller und Scheuchzer.
Euphorion. 19. 1913. S. 587—591.

—: Margis, P., Schillers Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation". Eine Studie.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 397—420.

—: Wieselgren, O., Zur Motivgeschichte von Schillers Romanze „Der Gang nach dem Eisenhammer".
Euphorion. 19. 1913. S. 584—587.

Spielhagen: Klemperer, V., Die Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln.
Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 43. 1913. VII, 179 S.

Strindberg: Grumman, P. H., Modern European dramatists. V. August Strindberg.
Poet Lore. 1913. S. 42—52.

Swinburne: Saintsbury, G., Swinburne †.
The Bookman. 1913. June. S. 113—116.

Wagner: Matthias, Th., Richard Wagner als deutscher Mann und Dichter.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 27. 1913. S. 336—357.

—; Wolzogen, H. v., Vom Dichter Wagner.
Eckart. 7. 1912/13. S. 511—517.

Wieland: Seuffert, B., Unbekanntes von Wieland. 1—3. *Euphorion.* 19. 1913. S. 562—584.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Man hat es anklagend und spottend gerügt, daß unsere Verleger so oft zu zweien oder gar dreien sich desselben Gegenstandes bemächtigen. Aber ein solches Zusammentreffen braucht weder getadelt noch verhöhnt zu werden; es ist nur das Doppelecho des Zeitgeistes, der den Buchmachern ihre Ideen zuraunt. Heute sind die historischen Memoiren-Werke an der Tagesordnung, und da konnte es wohl nicht ausbleiben, daß die berühmteste Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV., die *Memoiren Saint-Simons*, in zwei verschiedenen Gestalten auf die deutsche Literaturbühne traten. Die eine dieser Erscheinungen in zierlichem Oktavformat hat *Georg Müller in München* heraufbeschworen und ihr Titel lautet: *Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Übersetzt von Hans Floerke. Mit einer Würdigung Saint-Simons von Sainte-Beuve und einem Nachwort des Herausgebers. Erster Band. Mit zweiunddreißig Bildbeigaben.* Es versteht sich von selbst, daß die ungeheure Masse der Erinnerungen Saint-Simons den deutschen Liebhabern nur im Auszug dargeboten werden kann. Ist doch die neueste und beste französische Ausgabe, die A. de Boislisle bei Hachette in Paris seit 1879 herausgibt, mit ihren vorliegenden 24 Bänden erst bis zu Mitte des Weges gelangt. Der Spezialforschung wird diese Fülle des Materials zugute kommen; für denjenigen, der in die Heroenzeit des Absolutismus hineinblicken will, genügen die am meisten charakteristischen unter den Aufzeichnungen eines langen Lebens auf der Höhe der Gesellschaft, wo der Glanz des Thrones die Menschlichkeiten dem scharfsinnigen Beobachter nicht mehr übergolden kann. Mit dem Spürsinn eines leidenschaftlichen Detektivs hat Saint-Simon von seinem neunzehnten bis zu seinem achtzigsten Jahre die Schwächen der Zeitgenossen erforscht und mit unbarmherziger Feder geschildert, was ihn hinter der Würde als niedrige Selbstsucht, hinter der Anmut als lasterhafte Begier vor das Auge trat. Er ist ein kräftiger Hasser; doch er haßt nicht den einzelnen Widersacher, auch nicht die glücklicheren Nebenbuhler, sondern die Zustände, denen sein frommes und streng legitimes Franzosentum Haß geschworen hat, weil das alte Frankreich, von ihnen innerlich zermürbt, für die Revolution heranreift. Als Ludwig XIV. die Macht des Parlaments gebrochen hatte, die Realpolitik Richelieus fortsetzend und vollendend, stand er vor Frankreich und der Welt wie ein jugendlicher Zeus. Er unterwarf die Frauen und die Länder, er nutzte die Talente eines Colbert und Louvois, um höchsten Glanz und stärkste Kriegsmacht als doppelten Nimbus um sein Haupt strahlen zu lassen. Erst als der Strahlenkranz des alternden Königs erblich, trat Saint-Simon in seinen Kreis. Eben war die üppige Montespan aus der so lange behaupteten Stellung der ersten Favoritin gewichen, verdrängt von der klugen gottseligen Madame de Maintenon. Keine der früheren Geliebten hat den König so völlig beherrscht, wie diese bürgerlich denkende, bigotte Katholikin. Der Zeitraum, dem sie ihren Stempel aufgeprägt hat, steht



in den Memoiren Saint-Simons vor uns, geschildert vom Standpunkt des Hochadels. Solange der König den Forderungen dieser selbstsüchtigen und anmaßenden Kaste genügt, spendet sie ihm göttliche Verehrung; verletzt er ihr Selbstgefühl durch Begünstigung von Männern der unteren Stände, oder gar durch den Versuch, ihre maßlosen Vorrechte einzuschränken, so schlägt die Anbetung in grimmiges Schelten um, wie bei den Wilden, die ihren Gott prügeln, wenn er ihnen nicht willfährig ist. Und Ludwig XIV. gab dem Günstling genug Anlaß zur Unzufriedenheit durch die Begünstigung des Talents, mochte es auch der Roture entstammen, durch seinen Lebenswandel und durch das stetige Abweisen der ehrgeizigen Wünsche des Herzogs von Saint-Simon, der statt des Hofmanns so gern den Staatsmann gespielt hätte. Nicht besser erging es ihm unter der Regentschaft seines Freundes Philipp von Orleans, in dessen Gunst der gemeine Kardinal Dubois zäh die erste Stelle behauptete. Verarmt lebte er die letzten 32 Jahre auf seinem Schlosse, fern dem Hofe, oder in seinem Pariser Hotel, wo er unter Büchern und Bildern an seinen Erinnerungen und an der Parallele der drei Bourbonenkönige Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. schrieb. Am 2. März 1755 starb er, achtzig Jahre alt; erst 1830 konnten seine Memoiren vollständig ans Licht treten.

Eine Auswahl, die das Wesentliche geben will, kann nur erwünscht sein, besonders wenn sie gut übersetzt und mit sorgsamen Erläuterungen ausgestattet ist. Das alles trifft auf den Beginn der Arbeit Floerkes zu, der im Innern und Äußern nur ein wenig mehr Künstlertum zu wünschen wäre.

Die höchsten Ansprüche in dieser Richtung erfüllt die zweite Gestalt, in der jetzt Saint-Simons Memoiren ans Licht treten: *Der Hof Ludwigs XIV. nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Weigand, Leipzig. Im Insel-Verlag. 1913.*

Dieser prächtige, nach einem Entwurf von E. R. Weiß musterhaft gebundene Halbfranzband in Lexikon-Oktav enthält das feinste Destillat der Memoiren Saint-Simons bis zum Tode Ludwigs XIV. In einer vortrefflich geschriebenen Einleitung von 168 Seiten gibt Wilhelm Weigand statt der üblichen biographischen und bibliographischen Notizen eine sachkundige Studie über das Zeitalter Ludwigs XIV, Ursprünge, Entfaltung und Niedergang. Dann folgt, von *Arthur Schurig* in ein sehr gutes und knappes Deutsch übertragen, der Auszug der Memoiren, der grade so viel gibt, um den Sinn dieses Zeitalters aus einer genügenden Anzahl erlebter Episoden klar und vollständig zu erfassen. Vierunddreißig Lichtdruckillustrationen, von Emil Schaeffer kenntnisreich ausgewählt und erläutert, ergänzen für das Auge das Bild der Welt von Versailles zu einem unterhaltenden und belehrenden Eindruck von seltener Stärke. *G. Witkowski.*

Schriften zur Einführung in die Benutzung der Berliner Universitäts-Bibliothek, Heft 1: Führer durch die Bibliothek von *Georg Schneider*, Berlin 1913. *Druck und Verlag von Georg Reimer.* Preis 50 Pfennig.

Das vorliegende Heftchen soll eine Reihe von Schriften einleiten, die mit der Absicht herausgegeben werden, die Benutzung der Berliner Universitätsbibliothek zu erleichtern. Es wird namentlich von der Berliner Intelligenz mit Freuden begrüßt werden; denn bei der starken Inanspruchnahme der „Königlichen" muß sie oft ihre Zuflucht zu anderen Bibliotheken nehmen. Das Schriftchen bietet eine gute Orientierung über den allgemeinsten Charakter der Bücherbestände, über die Vorschriften für Benutzung des Lesesaals, die Verleihung der Bücher und den Gebrauch der Kataloge, endlich Anweisungen zu korrekter Bücherbestellung, die den Beamten ihre Arbeit so außerordentlich erleichtern können. Alles ganz schön und gut. Nur fände ich es billig, wenn jedem Benutzer bei der relativ hohen Gebühr (2.50 Mk. pro Semester), die er zu zahlen hat, dies Heftchen gratis überreicht würde. —n.

Der geistliche Mai. Marienlieder aus der deutschen Vergangenheit. Mit zwölf Bildern aus dem Leben Mariae des Hausbuchmeisters, herausgegeben von *Dr. F. K. Becker* und *Dr. H. Voss. Kurt Wolff Verlag, Leipzig* 1913. 8°. VIII, 152 Seiten. In Pappband 3.50 M.

Vor mehr denn 100 Jahren wünschte sich Goethe, es solle da, wo Bibel und Gesangbuch liegen, auch des Knaben Wunderhorn zu finden sein. Heute können wir zu dem alten, ewig jungen Wunderhorn noch ein wenig mehr hinlegen. Ich denke dabei an den „Lindenbaum" und den „Dom", zwei Büchlein, die uns die Schwabendichter Hermann Hesse, Emil Strauß und Martin Lang geschenkt haben. (Emil Strauß mag mir verzeihen, daß ich ihn, den Badener, zu den Schwaben rechne, der Unterschied ist nicht groß.) Jetzt kommt zu beiden noch „Der geistliche Mai", ein inniges und liebes Werklein. Mit den alten Volksliedern und Walther von der Vogelweide beginnt es, Goethe, Novalis, Görres und Eichendorff schließen den Kranz. Man sieht, die „Jungfrau" hat in den verschiedensten Jahrhunderten ihren Einfluß auf zarte Gemüter nicht verfehlt. Immer und immer wieder galt ihr das Lied. Ihre Reinheit und Güte weckte stets den Frauenlob zu neuer Huldigung. Auch ist dies Gefühl mit der Romantik nicht zu Ende gegangen, wohl hätte der Herausgeber in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und in unsern Tagen noch Marienlieder — außer dem mitgeteilten F. W. Webers — gefunden. Hat doch gerade vor kurzem Rainer Maria Rilke „Das Marienleben" in einem eignen Büchlein festgehalten (Insel-Bücher 43). Vielleicht findet in einer späteren Auflage auch noch die Moderne Berücksichtigung. Aus dem Untertitel „Marienlieder aus der deutschen Vergangenheit" würde dann die kürzere Angabe „Deutsche Marienlieder" werden.

Becker hat in seinem Vorwort über Zweck, Art und Anlage des Textes gesprochen. Ich glaube, daß man sich mit seiner Arbeit einverstanden erklären kann. Die Bilder des Bandes behandelt Dr. Vossens Geleitwort. Man wird ihm gerne recht geben, „daß die innig religiöse Gestaltung des Madonnenideales durch diesen alten deutschen Meister natürlicher zu der Marienverehrung . . . steht, als der oft poesiearme, bürgerliche



Realismus Späterer". Zweifelhaft erscheint mir aber die Berechtigung von dem Hausbuchmeister als von einem „minder berühmten Künstler" zu sprechen und die Notwendigkeit, die Frage nach dem Namen des Hausbuchmeisters zu streifen. Ob er in der Tat Henrich Mang hieß, wissen wir nicht, er kann auch ganz anders geheißen haben. Der „Geistliche Mai" hätte es vertragen können, daß auch sein Illustrator ein Anonymus bleibt, hat es doch auch dem Text nichts geschadet, daß der Verfasser von manchem der Gedichte unbekannt ist.

Wiesbaden. *Gottfried Müller.*

Franz Reinhardt, Simson. Zweiundvierzig Federzeichnungen. *München, R. Piper & Co., Verlag.*

In einer schönen Publikation führt der Verlag R. Piper ein neues zeichnerisches Talent vor. Franz Reinhardt illustrierte die Geschichte vom starken Simson aus dem Buch der Richter. Wir sehen ein Buch in rotem Pappeinband mit goldenem Schrifttitel. In diesem Buch finden wir auf jedem linken Blatt ein Stück der Erzählung Simsons auf gutes Geldern-Bütten gedruckt, rechts die dazu gehörige Federzeichnung. Reinhardt besitzt ein erstaunliches Talent, in kräftigen, sicheren Federstrichen starke Bewegung auszudrücken. Er erstrebt nicht eine sorgfältige Umrißzeichnung oder ausgeklügelte Kompositionen, sondern mit primitiven Mitteln findet er die einfachste, einprägsamste Form für den bewegten Vorgang. Simson ist ein Athlet mit gewaltigen Muskeln und kleinem Schädel, die Weiber sind fleischig-lüstern, die Philister nur angedeutete Masse. Besondere Musterstücke sind die Bilder, welche eine Krafttat Simsons darstellen, so die Zerreißung des Löwen, das Erschlagen der Philister mit dem Eselskinnbacken, der gierig trinkende Simson, die Gefangennahme und Fesselung des Geblendeten, das Zerschmettern der Tempelsäulen. Es ist sicher: dieser junge Zeichner hat Temperament, Erfindungsgabe und eine seltene Ausdrucksfähigkeit. K. P.

In einer Jubiläumsschrift zum hundertsten Geburtstage des Dichters, „Friedrich Hebbels Nibelungen in christlich-deutscher Beleuchtung" macht *Johannes Blankenburg* einen ziemlich mißratenen Versuch, ein großzügig empfundenes Werk unter ganz einseitigen Gesichtspunkten zu betrachten. Dabei geht es wie bei aller derartiger Schulmeisterei nie ohne starke Verschiebungen, falsche Perspektiven und Konstruktionen ab, die das Gesamtbild durchaus fälschen. Am besten bleibe man von solchen Werken verschont, die kurzweg überflüssig genannt werden müssen. (*Halle a. Saale, Rich. Mühlmann.*) *W—n.*

Die Erinnerungen der Margarete von Valois. Zum ersten Male vollständig aus dem Französischen übertragen von *Alfred Semerau. München, 1813. Georg Müller.* (5 M., gebunden 8 M., Luxusausgabe 20 M.)

Wie so oft in letzter Zeit sind wiederum fast zu gleicher Zeit Neuausgaben ein und desselben Werkes bei verschiedenen guten Verlegern herausgekommen, für die allgemeineres Interesse vorausgesetzt wurde. Über das Leben der eigenartigen interessanten Frau unterrichten Mongez und Saint-Poncy; ihre Memoiren gab 1842 M. F. Guessard heraus nach den Handschriften in der Arsenalbibliothek; 16 Jahre später veranstaltete Lalanne eine andere Ausgabe. Die früheren sind unvollständig und unzuverlässig; auch die von 1628, die als erste bekannt ist und von Schlegel in seiner 1803 in Leipzig erschienenen Übersetzung benutzt wurde. Hier liegt also die erste deutsche Übertragung vor, die auf einer zuverlässigen französischen Originalausgabe beruht. Wie das Leben der Margarete von Valois sind auch ihre Erinnerungen Torso und Fragment geblieben. Deshalb hat der Übersetzer und Herausgeber Zusätze und Erläuterungen bedeutenderen Umfanges beigegeben, die meist der Lebensbeschreibung von Mongez und den Notizen anderer französischer Herausgeber der Memoiren entnommen sind. Der erste Herausgeber dieser Memoiren war der Meinung, daß sie an den Baron von la Châtaigneraye, Karl von Vivonne, gerichtet seien. Colomiez aber wies definitiv nach, daß sie an Brantome gewidmet seien, dem allzu schmeichlerischen Bewunderer Margaretens. Dem vorzüglich ausgestatteten Buche sind eine Reihe sehr guter Wiedergaben zeitgenössischer Stiche beigegeben, die eine ganze Porträtgalerie ausmachen. *F. E. Willmann.*

Mit dem fünften Bande sind die *Gesammelten Schriften von Jakob Michael Reinhold Lenz*, herausgegeben von *Franz Blei* im Verlag von *Georg Müller* in *München*, vollständig geworden. Wir erhalten in diesem Bande als besonders wichtige Selbstzeugnisse der letzten Zeit vor der geistigen Umnachtung des Dichters „Zerbin oder die neue Philosophie", „Der Waldbruder" und „Der Landprediger". Aus den in Rußland verbrachten Jahren kommt zu dem gedruckten Material ein französisches Dramenfragment der Berliner Bibliothek „Le couple innocent", dessen Wiedergabe infolge unrichtiger Lesungen oder mangelhafter Druckkorrektur offenbare Unrichtigkeiten enthält. Das Äußere der nun vollendeten Ausgabe wird jeden Bücherschrank zieren. G. W.

Philobiblon, das ist der Traktat des *Richard de Bury* über die Liebe zu den Büchern. Erstmalig aus dem Lateinischen in das Deutsche übertragen und eingeleitet von *Franz Blei. Leipzig, Insel-Verlag.* 1912. Druck von W. Drugulin.

Mit dem Philobiblon des Bischofs Richard de Bury, diesem merkwürdigen Bekenntnis eines glühenden Bücherliebhabers des XIV. Jahrhunderts, hat sich in dieser Zeitschrift zuerst Moriz Sondheim beschäftigt (erster Jahrgang, 1897—98, Band 1, Seite 322—328). Er hat ihm einen sehr hübsch geschriebenen, außerordentlich gut über dieses Buch und seinen Verfasser orientierenden Aufsatz gewidmet. Dann wurde der Festvortrag, den Franz Blei auf der Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen in München 1899 hielt, in der Neuen Folge der Zeitschrift für Bücherfreunde Band I, 2, Seite 285—287 abgedruckt.



Nun hat Franz Blei, der fruchtbare Übersetzer, den deutschen Bücherfreunden zum ersten Male eine deutsche Übersetzung des Philobiblon dargeboten. Ich bedauere es, daß er nicht auch, wie der französische Übersetzer Cocheris (Paris 1856) und die beiden englischen Übersetzer Thomas (London 1888) und West (New York, Grolier Club, 1889) seiner Übersetzung den lateinischen Text beigegeben hat. Es hätte einen besonderen Reiz gehabt, den lateinischen Text der deutschen Übersetzung gegenüberzustellen; denn manch einer der Leser hätte an dem mittelalterlichen Latein des alten Bibliophilen, das ihm durch die danebengestellte Verdeutschung näher gebracht worden wäre, seine Freude gehabt.

Sonderbar mutet es uns an, daß der neue Übersetzer auf Seite III und IV seines Anhangs sagt: „Cocheris gab den schlechtgedruckten Text der Ausgabe von 1703 ... Eine französische Übersetzung, deren Fehler der schlechtgewählten Textvorlage zuzuschreiben sind, ist beigefügt", und auf derselben Seite IV weiterhin trotzdem bekennt: „Die vorliegende deutsche Übertragung hatte die Textausgaben von *Cocheris* und Thomas zu Vorlagen." Wir fragen, warum ist Blei nicht lediglich dem Text von Thomas gefolgt, und warum hat er den schlechten Text von Cocheris nicht lieber beiseite gelassen?

Die Blei'sche Übersetzung, der übrigens, wie mir scheint, in der Hauptsache die französische Übersetzung von Cocheris zur Vorlage gedient hat, ist, soweit ich sie nachgeprüft habe, geschickt, wenn auch ohne viel Kopfzerbrechen, gemacht und liest sich gut. Der wichtige Schlußpassus über die Abfassung des Traktats fehlt leider. Allerdings hat ihn auch Cocheris nicht gegeben, aber Blei hätte ihn leicht in der Ausgabe von Thomas, die er doch mit benutzt hat, finden können.

Überhaupt ist die Bleische Ausgabe ein etwas merkwürdiges Buch geworden. So ist die Einleitung — der wieder abgedruckte Vortrag des Übersetzers — nichts anderes als eine freie, allzu stark gekürzte Übersetzung der Einleitung von Cocheris; aus der neueren ausführlichen Einleitung von Thomas, der für seine Ausgabe ein gründliches Studium der Quellen getrieben hat, hat Blei nur einen Passus mit übernommen. Wie viel mehr bietet uns gegen die Einleitung Bleis der eingansg angeführte Aufsatz von Sondheim, so daß ich nicht umhin kann, diejenigen, die das Philobiblon in der neuen deutschen Übersetzung lesen wollen, zur besseren Orientierung über Richard de Bury und sein Werk auf den Sondheimschen Aufsatz hinzuweisen.

Die Anmerkungen, die Blei im Anhang beigibt, sind, wie es auch angegeben ist, teils von Cocheris, teils (aber nur zu einem bescheidenen Teil) von Thomas übernommen. Sie werden den Lesern der deutschen Übersetzung meines Erachtens nur zu einem kleinen Teile etwas nutzen und wären wohl meist ganz entbehrlich gewesen. Ganz wenige Zitate in den Anmerkungen hat der Übersetzer aus eigenem hinzugetan.

An Druckfehlern und Irrtümern ist in diesem Buche manches zu finden. Gleich in der dritten Zeile ist zu lesen, daß Richard de Bury im Jahre 1281 geboren sei, trotzdem die beiden Gewährsmänner Bleis, Cocheris sowohl wie Thomas, 1287 als sein Geburtsjahr angeben und besonders hervorheben, daß das früher angegebene Geburtsdatum 1281 auf einem Mißverständnis beruht habe. Aber vielleicht ist Bleis Jahresangabe ein Druckfehler. Übrigens bezeichnet Sondheim 1286 als das Geburtsjahr de Burys.

In den Seitenverweisungen der Anmerkungen fand ich eine ganze Reihe falscher Zahlen.

Die schöne dreibändige vom Grolier Club in New York 1889 durch Andreas Fleming West veranstaltete Ausgabe (nicht 1861 erschienen, wie Blei Seite IV des Anhangs zitiert) ist für diese neue Übersetzung nicht mit verwertet worden.

Die Ausstattung des Buches ist, wie wir das vom Insel-Verlag gewohnt sind, geschmackvoll. Nur hätte Drugulin nicht diese schwer leserliche Schweifgotisch, über deren H man zum Beispiel beim Lesen immer wieder von neuem stolpert, wählen sollen.

Jean Loubier.

Der Biedermeier im Spiegel seiner Zeit, Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von *Georg Hermann.* 415 Seiten. — Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister von *Bruno Wille.* 357 Seiten. — Briefe der Liebe. Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur, gesammelt von *Camill Hoffmann.* 395 Seiten (Bongs Schön-Bücherei Band 2—4). *Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart.*

Auf die Abkehr von allem Historizismus, die eine Zeitlang modern war, ist eine Neugierde gefolgt, die den Menschen vergangener Zeiten bis ins tiefste Herz zu blicken verlangt. Unsere vornehmen Verleger, soweit sie mit den Neigungen der Zeitgenossen Schritt zu halten oder ihnen einen Sprung vorauszueilen suchen, überschütten uns seit ein paar Jahren mit Memoirenwerken, Robert Rehlen holt allmählich aus jedem Großen das Innerste heraus, und offenbar gewinnen sich diese schmucken Exzerpt-Bücher einen großen Leserkreis. Die drei in der Überschrift genannten, hübsch gedruckten Bände werden, unter dieser Konstellation hervortretend, ihr Glück machen. Der Inhalt besteht aus zahlreichen gut und kenntnisreich gewählten Stücken; indessen läßt namentlich der Band Bruno Willes die Frage laut werden, ob solche herausgehobene Sätze und Absätze nicht durch die aphoristische Mitteilung dem Verständnis unzugänglich oder sogar mißverständlich werden. Bei den „Briefen der Liebe" droht diese Gefahr weniger, und ganz vortrefflich hat ihr Georg Hermann vorgebeugt, indem er mit Hilfe sehr frisch geschriebener Überleitungen und einer glücklichen Anordnung eine ebenso amüsante wie lehrreiche Gesamtschilderung der Biedermeierzeit in impressionistischen, bezeichnenden Bildern an uns vorüberziehen läßt. Dieser Band ist auch mit netten Illustrationen geschmückt, wie überhaupt die Ausstattung der billigen Sammlung anmutig erscheint. Hieße sie nur nicht „Bongs Schön-Bücherei"! A—s.

Zu den zahlreichen anläßlich der Jahrhundertfeier erschienenen Büchern gehört auch die Erinnerungsgabe, die *Hermann Kiehne* unter dem Titel „Die Dichter der Befreiungskriege" herausgegeben hat (*Frankfurt a. M., M. Diesterweg*). Das Buch ist in erster Linie für Lehrer- und Schülerbibliotheken bestimmt und technisch besser gestaltet, als was auf diesem Gebiete meistens noch immer geleistet wird. Was inhaltlich an Prosa geboten wird, ist fast durchweg Schriftstellerei aus erster Hand oder darnach gearbeitet und hat dementsprechend literarisch-kulturhistorischen Wert. Über die Lyrik der Befreiungskriege dagegen wird man vom rein künstlerischen Standpunkt wirklich nicht viel Erfreuliches zu sagen haben. Denn mit recht wenigen Ausnahmen ist diese Poesie — man denke nur an den Vielschreiber und Reimer Rückert — zwar aus ehrlich begeistertem Herzen gekommen, aber für unseren ästhetischen Geschmack reichlich durchschnittlich. Das meiste von Arndt, Schenkendorf und Rückert ist fast ungenießbar. Deshalb kann man an dieser Erinnerungsgabe keine rechte Freude haben und muß entschieden hinweisen auf die ausgezeichnete Veröffentlichung zeitgenössischer Dokumente von wirklich großem Werte, die bei Langewiesche-Brandt in der bekannten Sammlung der „Bücher der Rose" unter dem Titel „Die Befreiung" herausgekommen ist, und man muß gleichzeitig auf Ernst Lissauers Lyrikband „1813" hinweisen, den Eugen Diederichs verlegt hat. Beide zusammen sind unendlich viel mehr wert als das vorliegende Schülerbibliotheksbuch. F. E. W.

Arthur Schnitzler, Frau Beate und ihr Sohn. Novelle. *S. Fischer, Verlag, Berlin.*

Selbst diejenigen, welche gegen die Kunst Schnitzlers allerlei einzuwenden haben, werden bekennen müssen, daß diese Novelle nicht viele ihresgleichen hat in der neueren Literatur. In schönem, klaren Schwung der Erzählung wird uns eine in sich abgeschlossene kleine Handlung vorgeführt, die ein tragisches und zugleich allgemein menschliches Schicksal enthüllt. Ein Knäuel psychologischer Probleme (in der Sexualität wurzelnd) entrollt sich, ohne daß allzu tief und wild in seelischen Gründen gewühlt wird, ohne daß die detaillierende Seelenzerklaubung der klassischen Russen zur Anwendung kommt.

Eine schwüle, lichtzitternde Sommergebirgslandschaft durchzuckt diese Novelle. Frau Beate mit ihrem Sohn in einer Villa dem Andenken ihres Gatten lebend und den Sohn schützend vor dem ersten erotischen Abenteuer, fühlt plötzlich ein Aufwachen längst erstorbener Gefühle. Alle heiligen Empfindungen, Erinnerungen verzerren sich, alles, was sie sieht, scheint ihr durch erotisch-begehrliche Beziehungen verknüpft. Sie beginnt mit dem Freund des Sohnes ein Liebesverhältnis, ihre Gefühle verwahrlosen, sie überläßt den Sohn seinen frühen Ausschweifungen. Aber als sie den Geliebten sich renommistisch über seine Liebschaft zu ihr äußern hört, empfindet sie das Erniedrigende ihres Geschicks, sie fühlt wie all dies mit dem Schicksal ihres Sohnes verknüpft ist, wie ein Entrinnen aus diesen Wirrsalen entfesselter und verzerrter Gefühle nicht mehr möglich scheint, und sie stürzt sich mit dem geliebten, verstehenden Sohn in den See.

Sicherer, knapper und unterbewußte Gefilde beleuchtender als die meisten Werke, welche in letzter Zeit das Problem der Vierzigjährigen behandelten, sind in Schnitzlers schnell lesbarer Novelle die schwebenden Motive zusammengefaßt. Und durch das Verknüpftsein des mütterlichen Geschickes mit dem des jünglinghaften Sohnes wird der Stoff in ein ethisches Bereich gehoben, welches wiederum neue Ausblicke gewährt. Auch die zahlreichen Nebenpersonen leben; und man muß sagen, daß eine breite, darlegbare Romanhandlung, viele weit auszuspinnende Stimmungsbilder zu einem engen und anmutigen Kunstgebilde mit sicherer Hand zusammengedrängt sind. *Kurt Pinthus.*

Jean Pauls Persönlichkeit. Zeitgenössische Berichte, gesammelt und herausgegeben von *Eduard Berend.* Mit 15 Bildbeigaben. 1913. *München und Leipzig bei Georg Müller.* XV, 349 Seiten.

Bewundert viel und viel — belächelt, so steht Jean Paul, unser größter Humorist, vor der Gegenwart, und so stand er auch schon vor seinen Zeitgenossen. Damals schon lag um diesen Mann ein Nebel, weil er kein aufgeschlagen Buch war, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch. Ein solches Seelengewebe bietet mit seinem Schillern dem Künstlerauge stärksten Reiz, und dafür zeugen lange vor dem berühmten Sonett Friedrich Theodor Vischers die feineren Stimmen unter denen, die über Jean Paul berichtet haben. In kundiger Vereinigung läßt das schöne, im Titel genannte Buch von Eduard Berend zum ersten Male den Chorus dieser Stimmen zusammenklingen. Er liefert so, zum Teil auf Grund unbekannten Materials, ein Seitenstück zu den Gesprächen Goethes, die uns der Freiherr von Biedermann beschert hat, und zu den kleineren ähnlichen Sammlungen der Gespräche Schillers, Lessings, Heinrichs von Kleist. Aber keine jener älteren Sammlungen erreicht die seltsame Lebendigkeit dieser neuen. Es ist, als ob Jean Paul die Menschen, die in seine Nähe kamen, in den Wirbel seiner philisterhaft genießerischen, empfindsam kleine und große Wonnen schmeckenden und kühn himmelan stürmenden Seele hineingerissen hätte. So schweben auch wir beim Lesen dieser Berichte unaufhörlich hin und her zwischen dem fränkischen Kleinbürgertum, allumfassender Menschenliebe und überirdischen Gefilden. Kein besserer Kommentar zu den Werken Jean Pauls wäre zu denken, als dieses höchst verdienstvolle Buch. G. W.

Der Wölfinnen Aufruhr. Ein Klosterroman von *Rachilde.* Verlegt bei *J. C. C. Bruns* in *Minden* in Westfalen. Die Übersetzung stammt von Berta Huber, die Ausstattung von Ludwig Enders.

Die schlimmen Nonnen von Poitiers aus wilder Merowingerzeit sind hier wieder auferstanden. Über dem Cantus firmus der knappen, unerbittlich scharfen Erzählung Gregors von Tours baut sich die wildbewegte Handlung auf. Schaurige Nachtbilder und berückende Sinnlichkeit, verhaltene Sehnsucht und groteske Widerwärtigkeit feiern hier ihre Orgien, viel Brunst ist in



dem Buche. Aber es ist gesehen, geschaut, von einem Auge, das für die Stimmungen des sexuellen Lebens geschärft und empfänglich ist. Für die Lichteffekte möchte man sich Gustave Doré als Zeichner wünschen — es ist viel Effekt in dem Buche. Man wird immer wieder gefesselt und abgestoßen und folgt schließlich mit gespannter Neugier der Entfaltung dieser Frauenseele. Die Ausstattung von Ludwig Enders gibt alte Motive modernistisch gewandelt und paßt sich dem Werke vortrefflich an. H. M.

Hugo Grothe, Durch Albanien und Montenegro. *Martin Mörikes Verlag. München* 1913. Broschiert Mk. 4.50; Leinen Mk. 6.—.

Nun ist die Zeit schon gekommen, da die Bedingungen für die zukünftige kulturelle Entwicklung der neu sich formenden Länder auf der Balkanhalbinsel ebenso interessieren wie die kriegerischen Ereignisse und diplomatischen Akte, denen sie ihre Entstehung verdanken. Grothes Buch vermag diese doppelte Neugier gleich gut zu befriedigen. Er wollte eigentlich gar nicht Kriegsberichterstatter sein, sondern zog mit wissenschaftlichen, geographischen und ethnographischen Absichten aus. Da machte ihn der Zufall zum Zeugen der Selbstbefreiung der christlichen Balkanvölker vom türkischen Joch. Von Bosnien aus vermochte er nur auf Schleichwegen Montenegro zu erreichen, wurde hier mehrere Male unter dem Verdacht, ein österreichischer Spion zu sein, angehalten; schließlich gelang es ihm aber doch, die wichtigsten Teile dieses Landes, wie Nord- und Mittelalbanien zu durchwandern.

Seine geographischen Beobachtungen widerlegen von neuem die verbreitete Vorstellung von einer Felseinöde, die ausschließlich die Natur dieser Länder ausmache. Ganz prächtig geht aus seinen anschaulichen Landschaftsschilderungen der Doppelcharakter dieser Gebiete hervor: weite, öde Hochflächen, über deren steinernem Boden meist graue Wolkenmassen lagern, die den nördlichen Teilen den Namen des „Landes der schwarzen Berge" eintrugen — daneben aber: tief eingesenkte, mit fruchtbarem Schwemmboden und einer üppigen Vegetation bedeckte Täler von wohlhabender Bevölkerung besiedelt.

Doch bergen nicht sie allein die wirtschaftliche Zukunft dieser Landstrecken; der Erzreichtum der Gebirge wird dereinst wahrscheinlich ebenso ins Gewicht fallen. Dereinst! Denn noch sind diese Gegenden ökonomisch höchst unentwickelt, und den Bewohnern dürfte ihre Kultivierung ohne fremde Kapitalhilfe kaum gelingen. In Albanien hofft ja Österreich, wie nach dem Berliner Kongress in Bosnien und Herzegowina, ein Gebiet für sein wirtschaftliches Expansionsbedürfnis gewonnen zu haben. In Montenegro hat bisher italienisches Geld allerdings nicht mit allzu großem Erfolg gearbeitet. Ihm drohte schon vor dem Balkankrieg eine russisch-französische Kapitalistengruppe den Rang abzulaufen, eine Entwicklung, die das Verhalten Italiens in der Skutarifrage wahrscheinlich besiegelt hat.

Urteile über aktuelle politische Fragen Büchern, wie dem vorliegenden, einzustreuen, hat ja stets etwas Mißliches. Sie sind oft längst entschieden, ehe die betreffende Ansicht im Druck vorliegt. Diesem Schicksal sind auch manche Bemerkungen Grothes nicht entgangen. Er hat dann die tatsächliche Entwicklung in Fußnoten mitgeteilt. Ganz unberührt davon bleibt das, was er Volkskundliches beibringt. Namentliches von dem ethnischen Charakter Albaniens hat er in einem besonderen Kapitel ein ganz treffliches Bild gegeben.

Es ist auf das freudigste zu begrüßen, daß das ausgezeichnete Buch ein entsprechendes Gewand erhalten hat. Gutes Papier, großer, deutlicher Druck und zahlreiche Illustrationen (photographische Aufnahmen Grothes) tragen wesentlich zu dem Wohlbehagen bei, das seine Lektüre hervorruft. F. K.

Unter dem Titel „*Der jüngste Tag*" beginnt der Verlag *Kurt Wolff in Leipzig* ein neues, verheißungsvolles Unternehmen. Der Prospekt orakelt von dem neuen Dichter unserer Zeit und sagt sein Bestes und eigentlich Entscheidendes mit den Namen Jesaia, Tolstoi, Whitman und Liliencron. Dann mündet er in die dunklen Sätze aus: „Wir erkennen die Wichtigkeit der formgewordnen Einsamkeit einer kleinen Kabarettistin im Krankenhaus über die Wiederbelebung der *Cérémonie Turque* in einem Molièreschen Hofspiel. Wo nicht immer der Genius erscheint, seien hier geboten das Schauspiel des nahen Temperaments und die Freuden und Schmerzen des *wahren* Naturells. Die Welt fängt in jeder Sekunde neu an — laßt uns die Literatur vergessen!!" Es wird hier angespielt auf das fünfte Bändchen „Die letzte Freude" von *Emmy Hennings*. Auf elf Seiten, nur zum kleinsten Teile bedruckt, stehen da ebensoviele Gedichtchen, dilettantisches Nachklingen fremder Töne, dem man kaum in einer bescheidenen Lyriker-Zeitschrift Daseinsrecht zugestehen darf. Höher stehen die übrigen Stücke der Sammlung nach Inhalt und Umfang, am höchsten das Gespräch „Die Versuchung" von *Franz Werfel*. Der Dichter zwischen Satan und Erzengel, ein nach außen gestelltes Innenbild der krampfenden Wonnen, der Versuchungen und der seligen Erkenntnisse des Dichters von heute. Das ist wirklich „Jüngster Tag", während Walter *Hasenclever* in dem „Unendlichen Gespräch" uns nur jene verbrauchte Kneipenatmosphäre neu auffärbt, die schon die deutschen Naturalisten der achtziger Jahre als die Lebensluft ihrer unerfahrenen Jugend atmeten. In einer ähnlichen Umwelt bewegt sich das dritte Gespräch „Der Abend" von *Ferdinand Hardekopf*, schon mehr eine wirksame Kabarettszene als ein Stück reine Dichtung. Zwei novellistische Stücke treten zwischen diese Mitteldinge von Lyrik und Drama: das Fragment „Der Heizer" von *Franz Kafka* und die Skizzen „Klagen eines Knaben" von *Carl Ehrenstein*, das etwas abgebrauchte Thema der Schul- und Pubertätsleiden talentvoll von neuem variierend. Der Gesamteindruck der sechs, in farbenfrohes, samtiges Papier broschierten Bändchen ist der einer kultivierten, nach starkem Leben verlangenden Dichterjugend. Hätte man es nicht zu oft erlebt, daß auf solchen Frühling kein Sommer folgte, so wäre man versucht, unter diesen Poeten die Männer der Zukunft zu suchen. G. W.



Die reizvollen kleinen Bändchen der *Insel-Bücherei* zählen heute schon zum eisernen Bestande jeder besseren Buchhandlung und sind die „Reclams" für die oberen Hunderttausend Deutschlands geworden. Wenn je ein großer Erfolg verdient war, so ist es dieser. Literarische Kenntnisse, die alles, was der Allgemeinheit fruchtbar sein kann, überblicken und zu den alten Gütern neue gesellen; sorgsame Wahl, nur durch das Gesetz innerer Werte gebunden; gefälliger Druck, gutes Papier und lustiger Einband kommen zusammen und bringen ein Farbenspiel von heiterer Buntheit zustande, für das die mannigfaltigen schablonierten Überzüge der Pappbändchen das entsprechendste Symbol darstellen. Wir dürfen es getrost unseren Lesern überlassen, sich selbst von dem Inhalt der bis jetzt erschienenen 57 Nummern zu überzeugen; wollten wir einzelnes herausheben, so würden wir damit gerade das stören, was die Sammlung als einen ihrer wesentlichsten Vorzüge gewährt: nach eigenem Urteil herauszugreifen, was der Stimmung und der Sinnesart eines Lesers entspricht. Und ebensowenig wie des Empfehlens bedarf es bei dieser Sammlung der anderen kritischen Funktion, des Warnens; wir haben nur zu wünschen, daß jedes künftige Glied der Reihe der früheren wert sei. G. W.

Oskar Ollendorff, Andacht in der Malerei. *Leipzig, Jul. Zeitler*, 1912. gr.-8°. 170 S. mit 18 Bildtafeln.

Nicht, wie der Titel anzudeuten scheint, ein ästhetisches Erbauungsbuch, sondern eine Sammlung vergleichender Studien über die Darstellung religiöser Andacht in den Bildern einiger Hauptmeister des XVI. und XVII. Jahrhunderts.

Das Thema der Andachtsgebärde in ihrer Wandelung im Laufe der Zeiten und Stile dürfte wohl eine systematische, kunsthistorische Bearbeitung verdienen und noch finden, die dann freilich nicht von den Hauptmeistern, sondern zunächst von den kleineren, den normalen Durchschnitt ihrer Zeit repräsentierenden Künstlern auszugehen hätte. O. hat für die Lösung dieser Aufgabe wertvolle Vorarbeit geliefert; aber wie er in der Einleitung gegen die neuerdings sehr im Vordergrund stehende ausschließlich formalästhetische Kunstbetrachtung und deren hauptsächlichen Wortführer, Conrad Fiedler, polemisiert, geht er in seinen Untersuchungen weniger auf die allgemeine Kunst- als die *Künstler*geschichte aus: „Beiträge zur Psychologie der Großmeister" lautet der Untertitel seines Buches. An Hand der Andachtsgestalten ihrer Werke will er Einblicke geben in die religiöse Empfindungswelt der einzelnen Künstler. Und er bietet so in der Tat manche recht interessante und ansprechende Analysen, namentlich in den Kapiteln „Michelagniolo", „Dürer" und „Rubens". Jedoch vermißt man etwas eine streng systematische Methodik und Fundamentierung — zum Beispiel die doch naheliegende Feststellung des Verhältnisses zur jeweiligen zeitgenössischen kirchlichen Literatur —, und darum fehlt der Darstellung der Charakter des historisch unbedingt Zuverlässigen und Zwingenden.

Wackernagel.

Bernhard Kellermann, Der Tunnel. Roman. *S. Fischer, Verlag, Berlin* 1913.

Der lyrische Impressionist Bernhard Kellermann, der in „Ingeborg" mit zarten Farben ein weltfernes Liebesidyll hintupfte, hat sich in wenigen Jahren zu einem Globetrotter und Arbeitsverherrlicher entwickelt, der I. V. Jensens grandiose, handlungdröhnende Amerikaromane mit einem neuen Buch „Der Tunnel" zu übertrumpfen bestrebt ist. In einem rasenden Tempo stürmt dieser Roman dahin, geschrieben in einem nicht immer sehr gepflegten, aber hart anschaulich malenden, einprägsamen Stil. Wenig ist von Gefühlen die Rede, viel von ungeheuren Taten, derben Geschehnissen, Geld, Maschinen und Arbeitermassen. Eine Idee springt auf, ihre Verwirklichung und ihre Folgen werden mit verblüffender Sachkenntnis und Detailschilderei erzählt.

Dies ist die Idee des Tunnels: Der Erfinder des Allanits, das nur um einen Grad weniger hart ist als Diamant, Mac Allan, will von Amerika nach Europa unter dem Atlantischen Ozean einen Riesentunnel bauen, durch dies Erdloch soll man in 24 Stunden über die Azoren und Bermudas mit einer elektrischen Schnellbahn von New York nach der französischen Küste gelangen.

Drei Motive sind, von der Tunnelidee beherrscht, in dem Roman verknüpft: das Geschick der Hauptpersonen, welche den Bau des Tunnels manageten, das Schicksal der Menschenmassen, die den Tunnel bauten, und die internationalen finanziellen, sozialen, technischen Verschiebungen, die der Bau des Tunnels bewirkte. Mit Sachkenntnis, Fleiß, Anschaulichkeit geschildert rollen gewaltige Aktionen vorüber, wie die Trustversammlung der Millionäre auf dem Dache des Wolkenkratzerhotels im sommerglühenden New York, das Wachsen der Arbeiterstädte, die ungeheure, in stürmender Eile vorwärtswühlende Bauarbeit im Tunnel, das zerschmetternde Unglück, das Tausende von Menschen im unterozeanischen Tunnelschacht vernichtet, der Ansturm der Massen auf das Syndikatsgebäude nach dem großen Krach. Aber nicht mit der phantastischen Leichtigkeit Jules Vernes werden die Zukunftsbilder gemalt, nicht mit nüchterner Exaktheit oder behaglicher Detailarbeit, sondern Kellermann sieht alles gleichsam aus der Vogelperspektive: zermahlene Realität ist sicheren Auges von Dichterfäusten zu einer höheren, farbigen, bildvolleren Wirklichkeit zusammengefügt. Eine schreckhafte, aber unabwendbare Zukunft steigt herauf, die Schwächeren, Gefühlsbeschwerten, Unvorsichtigen gehen zugrunde, und es triumphieren die Sachlichen, die Energischen, die stets innerlich Ruhigen und Klaren: Mac Allan, der Erfinder der Tunnelidee, führt nach fünfundzwanzigjähriger Bauzeit selbst den ersten Zug, und der erste Passagier ist der alte Milliardär und Geldgeber Lloyd.

Überlegsam und vorsichtig muß man über den absoluten Kunstwert dieses Romans sprechen, nachdem man ihn mit Aufregung und Spannung gelesen hat. Wer nicht zu denen gehört, die, von der Realität sich abwendend, unser Zeitalter der Maschinen und der wirren Erscheinungen des Tages hassend, sich in eine romantische Welt des Gefühls begeben, sondern wer meint, daß Leben, Probleme und Empfindungen unserer



Zeit in unsere Dichtkunst einströmen sollen, der muß unter dies Buch, trotz seiner dröhnenden Aufdringlichkeit, seiner Handgreiflichkeit, seiner robusten Darstellungsart ein lautes Ja setzen. *Kurt Pinthus.*

Alles, was früher (Beiblatt Dezember 1912, Seite 345 f.) an dieser Stelle über den ersten Teil von *Goethes Faust* gesagt wurde, der als erster Hyperiondruck bei *Hans von Weber* in *München* erschien, gilt auch von dem jetzt hinzugetretenen zweiten Teil. Seiner Stilmischung von Klassizismus und Romantik passen sich die Fleischmannschen Schriften der Druckerei *Enschedé en Zonen* in *Haarlem* noch glücklicher an als dem Deutschtum des ersten Fausts. Der Preis beträgt 40 M. für das kartonierte Exemplar, 50 M. für Pergament-Broschur und 55 M. in Pergament-Band. G. W.

Henry Beyle, dessen bekanntes Pseudonym *Stendhal* ist, ist nun auch in Deutschland durch Nietzsches Hinweis, durch Übersetzer- und Verlegerfleiß bekannter geworden, sein Name wird als *„beylisme“* vielleicht einmal ebenso zum französischen Sprachschatz gehören wie *„werthérisme“*. Man beschäftigt sich jetzt in Frankreich, in England und in Deutschland sehr mit dem merkwürdigen Manne, der vieles geschrieben hat, ohne daß er je die Gewohnheiten des Schriftstellers, wie sie des Druckers Anforderungen ausbilden, gehabt hätte, schon dadurch der Stendhalforschung eine Fülle gelehrter Beschäftigungen bietend. Renan hat einmal einem jungen Manne, der seine These anfertigen wollte, diese Abhandlung vorgeschlagen: „De quibusdam ineditis jam editis“. Der Klassiker, der eben entdeckt in die Mode kommt, bietet ja meist die bequemsten Gelegenheiten, etwas in neuer Beleuchtung zu zeigen, um eine zufällig gefundene Unbeträchtlichkeit Anmerkungen aus allerlei Quellen herumzuschreiben, kurz, für eine Arbeit, von der selbst der sie Ausführende nicht recht angeben könnte, welchen Nutzen sie eigentlich haben soll. Gleichgültigkeit, ja voreingenommene Gegensätzlichkeit ist dagegen die Abwehr des ermüdeten Lesers, und wenn er ein Dutzend Schriften „Über Beyle von . . .“ beiseite geschoben hat, so ist sein Wunsch, jetzt einmal etwas Neues „Von Beyle über . . .“ kennen zu lernen, wohl verständlich.

Diesen Wunsch wird die eben beginnende erste *Gesamtausgabe der Werke Stendhals „Oeuvres complètes . . . Paris, Librairie Champion“* sehr freigebig erfüllen. Die 72 Folianten der Bibliothek Grenoble, die von Stendhal hinterlassenen Schreibbücher, dienen der auf etwa 30 Bände berechneten, in 1235 Abzügen veröffentlichten Ausgabe zur selbstverständlichen Grundlage. Daß die Bearbeitung des handschriftlichen Nachlasses von Stendhal sowohl an die kritische Fähigkeit wie an die paläographische Schulung des Herausgebers ungewöhnlich hohe Ansprüche stellt, beweisen schon die beiden, von Henry Debraye vorzüglich bearbeiteten Bände 1 und 2, die sich als die erste vollständige Ausgabe der Autobiographie: „Vie de Henri Brulard“ darstellen. Die typographische Ausstattung ist dem Wert des verdienstvollen Unternehmens angemessen, an erläuternden Bildbeilagen, Nachbildungen von Handschriften usw. ist nicht gespart worden und die Beylisten werden mit den kommenden neuen Bänden noch manche schöne Feste feiern können.

G. A. E. B.

Die Ländliche Volksbibliothek. Kritischer Musterkatalog billiger Bücher für Heimatbibliotheken und Sonderbibliotheken. Von *Wilhelm Bube. Berlin, 1913. Ernst Trowitzsch & Sohn.* (3.60 M., gebunden 4 M.)

Über die Notwendigkeit derartiger Handreichungen für die Verwalter ländlicher Volksbibliotheken braucht kein Wort weiter verloren zu werden. Insbesondere, wo die Beschaffung wirklich guter Lektüre als wirksamste Bekämpfung der Schundliteratur erkannt worden ist. Der Katalog ist außerordentlich sorgfältig gearbeitet. Er bringt nicht nur die Titel mit Preis, sondern kurze Angaben über den Inhalt, biographische Mitteilungen über den Verfasser und kurze kritische Bemerkungen zur Orientierung. Von den mehr als 900 Werken wird man doch dies und das gerne ausmerzen, was vielleicht zu sehr unter dem Niveau der Bildungsschrift bleibt. Aber im großen und ganzen ergaben die vorgenommenen zahlreichen Stichproben, daß alles Gute an volksbildnerischer Literatur in deutscher Sprache Aufnahme gefunden hat. Die Abteilung Heimatbibliotheken ist nach Landschaften geordnet und von beschlagenen einheimischen Kennern der Literatur bearbeitet. Durch starke Hereinbeziehung ortsgeschichtlicher Literatur wird dieser Sonderkatalog für jedermann wertvoll, der hierüber Orientierung braucht. Bei den Stichproben vermißten wir immerhin unter Sachsen die erzgebirgische in Frauenstein erscheinende Heimatszeitschrift; die viel interessantes historisches Material enthaltenden Veröffentlichungen des Sächsischen Heimatschutzes; Literatur über die Schlachtfelder in Leipzigs Umgebung und Krokers Band „Leipzig“ in den „Stätten der Kultur“, der sehr gut lesbar ist. Bei Württemberg fanden wir nicht den selten guten schwäbischen Kalender „Von schwäbischer Scholle“ und etwa den ebenso in seiner Auswahl typischen und guten Novellenband „Die sieben Schwaben“. Unter Provinz Sachsen müßten die „Wanderungen im Saalekreis“ von Professor Siegmar Schultze unbedingt aufgenommen sein. Auch Seemanns „Berühmte Kunststätten“, die schon genannten „Stätten der Kultur“, die Sammlung „Städte und Landschaften“ (Carl Krabbe, Stuttgart) und die Schefferschen erziehlichen Bücher „Wie wir unsere Heimat sehen“ fanden wir nicht. Dafür könnte lieber manches Unwichtigere fehlen. *Franz E. Willmann.*

---

100 Silhouetten. Schattenrisse von einem Wiener Meister des XVIII. Jahrhunderts nebst einigen neueren Stücken. 1913. *Wien und Leipzig. Ed. Beyers Nachfolger, Gesellschaft m. b. H.* Preis 3 M.

Tüchtige Leistungen eines alten Scherenkünstlers vereinigt dieses billige Album, der Nachläufer einer teuren Subskriptionsausgabe, mit zufällig hineingeschneiten späteren Arbeiten zu einem unorganischen Ganzen. Auch die Vorrede von Lu Merten paßt nicht dazu,



weil sie nur von der Silhouette der Gegenwart handelt. Immerhin sind die Wiedergaben sauber und der Preis ist so niedrig, daß der Kauf den Liebhaber der schwarzen Bildchen nicht gereuen wird. G. W.

Eugen Bergmann, Die klingende Seele. Ein Märchen. Riga, im Jahre 1912. Erschienen im *Holm-Verlag*.

Der neue Holm-Verlag in Riga hat sich bemüht, ein überaus schönes, anmutiges Buch herauszugeben. Er wählte als Text ein Märchen von Eugen Bergmann, das von dem Prinzen Kokoro erzählt, der ein Königreich für eine Menschenseele hingab. In einfacher, ruhiger, bisweilen durch schöne Wörter, Namen, Bilder buntfarbiger Prosa schreitet das Märchen ohne Dunkelheiten oder Komplizierungen vorwärts. Europäische und asiatische Märchenmotive sind gemischt, und so hören wir von dem Reiche Lemurien, in dem die Kinder ohne Seele zur Welt kommen, aber sieben Tage nach ihrer Geburt legt man ihnen eine von den Göttern gefertigte Harfe auf die Brust. Diese Harfe sinkt in den Leib, sie tönt dann in jedem Menschen verschiedenartig. Der Sohn des kriegerischen Königs jedoch wird ein Dichter und Sehnsüchtiger, weil in seine Seelenharfe eine blaue Saite eingespannt ist. Er flieht, um die klingende Seele zu finden, die ihn erharrt, und findet das geliebte Mädchen. Der Vater zieht aus, ihn zu vernichten, und Kokoro und Orika lodern vor seinen Augen in Flammen auf, die Göttin aber läßt sie als bunte Vögel entflattern. Dieser Umriß der Handlung soll besagen, daß man über dies anmutige Märchen wenig Kritisches äußern kann; beschenkte Damen oder Jünglinge werden sich von ihm erfreuen und rühren lassen. Eine Vorzugsausgabe des Buches ist von Enders in blaue Seide gebunden, von Poeschel und Trepte auf gutes Büttenpapier gedruckt und mit einer die Stimmung des Märchens andeutenden Radierung von W. Boguslawsky geschmückt. P—s.

Ernst Drahn, Zur Entwicklung und Geschichte des sozialistischen Buchhandels und der Arbeiterpresse. Kultur und Fortschritt Nr. 472/76. *Verlag Felix Dietrich, Gautzsch b. Leipzig*. 1913. Preis Mk. 1.25.

Drahn wählt zum Ausgangspunkt seiner Entwicklungsgeschichte des sozialistischen Buchhandels die Zeit nach den Karlsbader Beschlüssen: die Leiden der liberal denkenden Männer unter der Restauration, welche für ihre reaktionären Maßnahmen eine wesentliche Unterstützung durch die politische Interesselosigkeit der breiten Bevölkerungsschichten in vormärzlicher Zeit fand. Der deutlichste Beweis ist das vollständige Fiasko, das man mit der Verbreitung fortschrittlicher Flugblätter damals machte.

Den Anfang eines wirklichen sozialistischen Buchhandels finden wir in der Schweiz, wo 1838 die sozialistisch-kommunistische Schrift des Schneidergesellen *Wilhelm Weitling* „Die Welt, wie sie ist und wie sie sein sollte" in 2000 Exemplaren gedruckt und auch nach Deutschland eingepascht wurde. Hier fand die sozialistische Bewegung in den Rheinlanden zuerst einigen Fortgang, wenn auch die buchhändlerischen Begleiterscheinungen rasch von der Zensur unterdrückt wurden. Die bedeutsamste ist das 1848 erschienene von *Karl Marx* und *Friedrich Engels* gemeinsam verfaßte „Kommunistische Manifest". Daß darin aber *nicht* ausgesprochen wurde, was in den breiten Massen schon dumpf gefühlt wurde, beweist die völlige Gleichgültigkeit der deutschen Arbeiter gegenüber der Entwicklung des Sozialismus noch während der ganzen fünfziger Jahre. Erst die sechziger brachten den Beginn der deutschen Arbeiterbewegung unter der Führung *Ferdinand Lassalles*, dessen bedeutsamste Flugschriften in die Jahre 1863/64 fallen. 1867 folgte die Publikation des ersten Bandes von Marx' „Kapital", das wahrscheinlich wegen seines Umfangs und seiner schwierigen Gedankengänge von der Zensur, der die 48er Bewegung nur für kurze Zeit ihr Handwerk gelegt hatte, merkwürdigerweise unbehelligt blieb. Mit dem Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung im neuen deutschen Reiche nahm dann auch die literarische Produktion an sozialistischen Zeitungen, Broschüren, Büchern zu. Das Sozialistengesetz (1878) unterband noch einmal die Entwicklung; seit seiner Aufhebung (1890) aber hat der sozialistische Buchhandel einen bedeutenden Anteil an dem allgemein-deutschen gewonnen. —

Es ist ein Vorzug des vorliegenden kleinen Werkes, die Genesis des sozialistischen Buchhandels hineinzustellen in die Geschichte der gesamten sozialistischen Bewegung. Dagegen teilt es leider mit so vielen sozialdemokratischen Büchern die vorbehaltlose Stellungnahme zur sozialistischen „Bibel", zu Marx' „Kapital". Angesichts der Kritik *Sombarts* und neuerdings vor allem *Plenges*, die sie an diesem Werk geübt haben, können Verhimmelungen seiner geistigen Bedeutung doch nur noch abstoßend wirken. F. K.

Tagebuch eines bösen Buben. *Delphin-Verlag, München*.

Max und Moritz, Helenens Kinderchen (von Habberton), Thomas Lausbub, alle diese netten, lieben Kleinen haben einen vortrefflichen Bruder bekommen: Schorschi Hacker aus Amerika. Dieser achtjährige Bursche hat ein Tagebuch geschrieben, in das er aus seiner Froschperspektive alles, was er sieht und erlebt, und vor allem all das Ungeheuerliche, was er ausführt, in unorthographischen Satzungeheuern sorgfältig einzeichnet. Man würde sich über diese Streiche und Ansichten schon auf den ersten 50 Seiten totlachen, wenn man nicht den Wunsch hätte, lebendig zu bleiben, um das Buch zu Ende lesen zu können. Eine fast unerschöpfliche Erfindungskraft von lustigen und grotesken Situationen breitet sich in den 300 Seiten des Buches aus. Und zwischen all der tollen Lustigkeit fühlt man auch eine tiefere Bedeutung heraus; man erfährt allerlei Naiv-Kritisches über amerikanisches Leben und über allgemeine Menschlichkeiten. Das Drolligste in den Aufzeichnungen dieses unartigen Bürschleins sind die moralischen Erwägungen und die selbstverständlich-boshafte Weltanschauung, mit der er alleweile paradiert. Und gerade dadurch, daß der kleine Schorschi Hacker seine Taten selbst aufzeichnet mit kindlicher Unlogik,



Sprunghaftigkeit, Niedertracht und Selbstbewußtheit, gerade deshalb wirkt er viel komischer als seine vorhin genannten Geschwister, deren Streiche bekanntlich von Erwachsenen erzählt werden. Die vortreffliche Übersetzung des anonymen, spaßigen, hübsch gedruckten Buches ist von J. Botstiber. Eugen Oßwald hat neben einigen ganzseitigen Zeichnungen auf jeder Seite ein drolliges, ausdrucksreiches Bildchen in Briefmarkengröße eingefügt. -th-

---

Das Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Übersetzt von *Heinrich Conrad. München*, 1913. *Martin Mörike.* (In Pappband 3 M.; in Leinen 4.50 M.)

Zu den bedeutendsten Werken aller Zeiten und Völker gehören stets Selbstzeugnisse von Repräsentanten des Menschengeschlechts. Gerade in unseren Tagen wird die Schriftstellerei aus erster Hand wieder besonders kultiviert. Die Memoirenliteratur wächst zusehends; Briefe werden sorgfältig bearbeitet zu Lebensbildern verwoben oder in Auswahlen herausgegeben; zeitgenössische Dokumente von historischer Bedeutung werden von geschickter Hand zusammengestellt und geben interessante und wirklich wertvolle Kulturbilder ab. In die Reihe aller dieser Veröffentlichungen gehören die „Bücher der Rose" ebenso wie die „Schicksale und Abenteuer", gehören die vielen verschiedenen Briefanthologien und Briefsammlungen einzelner Persönlichkeiten und schließlich auch die Neuausgaben berühmter Selbstbiographien, wie sie in einer neueren Sammlung „Erlebnis und Bekenntnis" vorliegen. Magister Laukhard und Anton Reiser, die beiden Platter sind bis jetzt vertreten; dann Goethe und schließlich Benvenuto Cellini, auf den gerade Goethe nachdrücklich hingewiesen hatte. Nach ihm hat in neuerer Zeit ja vor allem Burckhardt in seinem klassischen Werk auf diese Persönlichkeit aller Augen gelenkt, von der er sagte: „Benvenuto ist ein Mensch, der alles kann, alles wagt und sein Maß in sich selber trägt. Er wird als Mensch die Menschen beschäftigen bis ans Ende der Tage". Über das Werk soll hier nichts weiter gesagt sein. Heute handelt es sich vornehmlich um die neuere Übertragung durch Heinrich Conrad, die sehr für den Verdeutscher einnimmt. Sie ist auch nicht zum ersten Male erschienen, aber bisher nur in meist sehr teuren Ausgaben käuflich gewesen. Hier liegt sie nun für einen dem Umfang und der guten buchtechnischen Ausstattung nach mäßigen Preis vor und reiht sich den genannten, bereits früher erschienenen Bänden der ausgezeichneten Sammlung glücklich an. F. E. W—n.

Monographien Deutscher Reklamekünstler. Im Auftrage des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe herausgegeben von *F. Meyer-Schönbrunn.* Heft 4. Lucian Bernhard. Eingeleitet von *Dr. Friedr. Pletsch, Mannheim.* — Heft 5. Peter Behrens, *Hagen und Dortmund* 1913. Gedruckt und verlegt bei *Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund.*

Das Plakat, die künstlerische Reklame, kurz die veredelte Form der Anpreisung, ist trotz ihrer Jugend schon einer selbständigen, ernsthaften Betrachtung fähig und würdig geworden. Die Sammlung, von der uns die beiden oben genannten Hefte vorliegen, ist ein Dokument von hohem Wert und Reiz. Welch ein technisches Können, welcher Reichtum der Erfindung leuchtet aus diesen zahlreichen, trefflich wiedergegebenen Blättern der beiden gegensätzlichen Künstler, von denen *Bernhard* der phantasievollere, *Behrens* der konstruktivere Geist ist. Als gemeinsames, wertvollstes Gut nennen sie beide moderne Sachlichkeit ihr eigen, diesen strammen Zügel, der jeden willkürlichen Seitensprung auf die abgegrasten Gefilde überlieferter Alltagsornamentik unmöglich macht. Hier weht ein frischer und starker Hauch, und beim Betrachten solcher Kunst kommen einem unwillkürlich die Worte Anzengrubers ins Gedächtnis: „Da sein neue Leut' und die Welt fangt erst an!" G. W.

Karoline Michaelis. Eine Auswahl ihrer Briefe. Herausgegeben von *Helene Stöcker. Oesterheld & Co. Verlag, Berlin* 1912.

Karoline (warum Karoline Michaelis? Das ist gerade der Name, mit dem sie am seltensten genannt wird) wird immer ihre Freunde behalten und stets neue dazu erwerben. Es gibt kaum eine Persönlichkeit, bei der der naive Egoismus des Weibes reiner und liebenswürdiger zutage tritt, und das Studium ihrer Briefe bietet Genuß und Anregung und ungeahnte Tiefblicke in unbekümmert weibliches Seelenleben. Dr. phil. Helene Stöcker, die bekannte Sexualethikerin, hat eine am meisten für sie selbst bezeichnende Vorrede geschrieben. Sie gibt ihre Auswahl in der Hauptsache nach der Ausgabe von Waitz; es war aber doch schon bekannt, daß Erich Schmidt eine neue Ausgabe veranstaltete, die kurz nach diesem Büchlein erschienen ist. Immerhin wird mancher nach dem schmaleren Bändchen greifen. Gerade für einen größeren Leserkreis aber sind die angefügten Anmerkungen nicht ausreichend. Die Unger-Fraktur ist hier durchaus am Platze und das bekannte Bildnis Karolinens ist in jeder Wiedergabe erfreulich. H. S.

Die kleinen Saturnbücher sind zierliche Heftchen, die der *Saturn-Verlag Hermann Meister* in *Heidelberg* zum Preise von 20 Pf. für das Stück herausgibt. Diese Sammlung unterscheidet sich von anderen populären billigen Bücherserienausgaben dadurch, daß ihre Hefte dünner an Umfang und preziöser an Inhalt sind. Die Saturnbücher wollen uns auf eine halbe Stunde nach der Mahlzeit, in der Elektrischen, vor dem Rendezvous die Zeit durch eine anmutige Lektüre vertreiben. Es ist sehr anzuerkennen, daß die Hefte in verschiedenen Typen hübsch und sauber gedruckt sind; jedes ist mit einer Umschlagzeichnung geschmückt. Die mir vorliegende zweite Serie des Unternehmens enthält als Heft 6—10 die ergötzlichen grobschlächtigen Schwänke des Bruders Johannes Pauli in einer Auswahl unter dem Titel „Von Pfaffen und Narren", kleine ironische erotische Novellen „Der Damenspiegel" von Hermann Bagusche, unterhaltsame Plaudereien von Hermann



Meister, betitelt „Casanova im Schlafwagen", eine Auswahl der unübertrefflichen, knappen Anekdoten von Nicolas Chamfort und kleine Erzählungen des Pragers Oskar Baum, von denen die Titelnovelle „Ein Schicksal" ein psychologisches Meisterstück des Dichters der Blinden ist. -in-

---

Die Kunst- und Verlagsanstalt *J. Löwy* in Wien beginnt eine neue Zeitschrift, die den älteren, der Kunst gewidmeten Organen als willkommene Ergänzung zur Seite tritt: *Werke der Volkskunst — mit besonderer Berücksichtigung Österreichs.* Organ des kaiserlich königlichen Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von Regierungsrat *Prof. Dr. M. Haberlandt.* Mit Unterstützung des kaiserlich königlichen Ministeriums für Kultus und Unterricht. (Preis des Jahrgangs 42 M.) Das erste Heft mit vier lehrreichen Aufsätzen und zehn Tafeln in Licht- und Farbendruck nebst zahlreichen Textillustrationen erregt durch Inhalt und Ausstattung die günstigsten Erwartungen.

Dr. *Alfred Guttmann,* Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild. Verlag von *Paul Cassirer, Berlin.* 146 Seiten mit 12 zum Teil farbigen Abbildungen.

Eindringende Spezialforschung auf einem Grenzgebiet zwischen Physiologie und praktischer Ästhetik wird hier, mit Belegen aus dem weitschichtigen experimentalen Material des Verfassers, einem Leserkreis von gebildeten Kunstfreunden vorgetragen. Alle die Einflüsse, denen das menschliche Auge bei der Aufnahme der Wirklichkeit unterliegt, besonders auch das Kapitel der optischen Täuschungen, der Farbenblindheit und Farbenschwäche, kommen zur Sprache, wie auf der andern Seite die grundlegenden physiologischen und sonstigen technisch materiellen Elemente, die das Entstehen bildkünstlerischer Werke und deren ästhetische Aufnahme durch den Betrachter bedingen. Alle diese tatsachenreichen Erörterungen erscheinen dabei keineswegs als Äußerungen papierner Stubengelehrsamkeit, sie sind vielmehr — und das ist ein besonderer Reiz des Buches — getragen und geleitet von einem feinkultivierten Kunstsinn als dem eigentlichen innern Antrieb der wissenschaftlichen Arbeit. Und es hat der Verfasser, der sich des freundschaftlichen Umganges mit den ersten Berliner Künstlern rühmen darf, auch wenn er — leider nur allzu selten! — auf rein künstlerische Dinge zu sprechen kommt, durchweg Eigenes und Anregendes zu sagen.

Wackernagel.

Moritz Stübel, Christian Ludwig Hagedorn. Ein Diplomat und Sammler des XVIII. Jahrhunderts. *Leipzig,* 1913. *Klinkhardt & Biermann.* (6 M.)

Das vorliegende Buch ist eine auf reichem Briefmaterial fußende, systematische, darstellende Arbeit, und gibt ein frisches Bild von der Regsamkeit einer interessanten Persönlichkeit aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Christian Ludwig von Hagedorn war der Bruder des Dichters Friedrich und von Beruf und Vorbildung Jurist. Anfänglich stand er im sächsischen Diplomatendienst mit dem Sitz in Dresden, wo ein reges Kunstleben herrschte. Hier hatte er ein offenes Haus für Künstler und Kunstgelehrte, Händler, Sammler und Amateure. Er legte sich eine bedeutende Gemäldesammlung, ein Kupferstichkabinett und eine große Handzeichnungssammlung zu, durch die er in den Sammler- und Kunstkreisen sehr bekannt wurde. Sein gutes Urteil, ein feiner Geschmack in Dingen der Kunst ließen ihn bei Männern wie Winckelmann und Lessing besonders in Fragen der Malerei als maßgebenden Beurteiler erscheinen. Dem verdankt er dann auch seine nach dem Siebenjährigen Krieg erfolgte Berufung zum Generaldirektor der Kunstgalerien, Akademien Sachsens, als der er zugleich die höchste Instanz in allen Fragen der Kunst des Landes war. Mit seinem 1754 verstorbenen Bruder hat er eine lebhafte Korrespondenz unterhalten, die diesem Buche hauptsächlich zugrunde liegt und fast ausschließlich von seinen künstlerischen Interessen handelt. Auf diese Weise gibt sie ein gutes Bild von seinen und seiner Mitwelt Anschauungen über die Kunst und bringt wertvolle Aufschlüsse über Kunsthandel und Sammelwesen im XVIII. Jahrhundert. Die meisten dieser Briefe aus den Jahren 1731—1751 liegen in der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel, andere sind in Hamburgischem Privatbesitz. Die Sammlungen Hagedorns sind leider nicht in dem Besitz Sachsens geblieben, sondern wurden der Universität Wittenberg vermacht. Dagegen erhob aber eine Anverwandte Einspruch, nach deren Tod von ihren Erben der Sieg in einem langwierigen Prozeß errungen wurde. Das endliche Schicksal der berühmten Sammlung war schließlich, daß die meisten Gemälde bei einem Brande vernichtet wurden, der offenbar absichtlich angelegt war. Das ganze Buch ist anschaulich und unter glücklicher Verwendung des reichen Briefmaterials auch interessant geschrieben, eine wertvolle Monographie zur Geschichte des Sammelwesens in früheren Tagen. F. E. W—n.

Der Verlag *H. Haessel* in *Leipzig* hat die *Gedichte der Ricarda Huch* in dritter vermehrter Auflage so ausgestattet, daß diese Früchte einer edlen, leidenschaftlichen und formstarken Weiblichkeit in der würdigsten Form dargeboten werden. Der Druck von *Poeschel* und *Trepte* in der Tiemann-Fraktur, der von *Walter Tiemann* gezeichnete Titel und Einband wirken schon in der gewöhnlichen Ausgabe (6 M. in Leinen) ungewöhnlich stark; zu einem festlichen Akkord von seltener Stärke vereinigen sich aber alle Elemente in den hundert Exemplaren auf Strathmore-Japan, die von *E. A. Enders* in *Leipzig* in roten Ganzlederband gekleidet worden sind. Der Preis von 24 M. erscheint für diese Gabe durchaus angemessen. G. W.

Angela Langer, Stromaufwärts. Aus einem Frauenleben. *S. Fischer Verlag*, *Berlin.*

Dieser Titel verrät nicht, daß das Buch von einem Dienstmädchen geschrieben ist, welches ein demütigendes, weltfernes Geschick still, geduldig, mit geheiligter

Melancholie viele Jahre lang ertrug. Wir blicken voll Mitgefühl und Schuldbewußtsein auf das dem Buch vorangesetzte Bildnis, das einen schönen, edlen Mädchenkopf zeigt, dessen Auge oftmals weinte, dessen Mund lange schwieg, so daß sich die Mundwinkel schmerzensschwer nach innen zogen. Diese Aufzeichnungen erzählen uns von einer fremden Menschheit, die täglich um uns lebt — scheinbar lebt wie wir, und die doch fast nichts mit uns gemein hat außer ihre Menschlichkeit. Wir, umgetrieben von den Genüssen, Geselligkeiten, Abenteuern der Großstadt, verstrickt in große Unternehmungen, in tausend Beziehungen zu anderen Menschen, fühlen plötzlich, daß es mit uns lebende Wesen gibt, die nichts von all diesem wissen, die jahrelang Küche, Zimmer und Kinder besorgen, die nicht spazieren oder tanzen gehen, nicht Bücher oder Zeitungen lesen, abgesonderter sind als Gefangene, denn sie leben nur, um zu dienen.

Diese aufwühlende Erkenntnis macht den Wert des Buches „Stromaufwärts" aus, nicht seine Bedeutung als absolutes Kunstwerk, denn in einfachen, schmucklosen Sätzen, ohne Gespreiztheiten uud Ausbreitung von Sentiments, die man sonst häufig in den Schriften oder Gedichten schriftstellernder Leidensüberwinder aus den unterbürgerlichen Ständen findet, erzählt die Frau, die sich Angela Langer nennt, ihren abenteuerlichen Lebenslauf. Sie erzählt die freudenarme Jugend im Hause ihrer verarmenden Eltern, ihre Not und Demütigung in den verschiedenen Dienststellen zu Krems, Budapest und London. Ohne Leidenschaft und Auflehnung berichtet sie von ihrer Armut, von ihren verkommenden Angehörigen, dem großsprecherischen Bruder, der sich als Kellner noch wie ein Welteroberer fühlt. Sie ist stolz, keusch, ausharrend, schamhaft; aus ihrem ruhelosen Herzen strömen Gedichte, und sie träumt vom erlösenden Prinzen. Und der Prinz kommt, ein kluger, guter, kühler Mann, irgendein kleiner Beamter, der freundlich mit ihr spricht, ihr Bücher gibt, ihr Geld leiht, nach London zu gehen, aber niemals ihre Gefühle ermutigt. Er wird nie kommen, sie zu erlösen; und sie darf nicht einmal das erhoffen, was den Ärmsten erlaubt ist: Erfüllung der Liebe. Da strömt im letzten Teil der Aufzeichnungen reinstes, menschliches Gefühl aus der zerquälten Seele; sie weiß, daß sie zu den „Fertigen" gehört, „die in der Herbe und Bitterkeit ihrer Tage größere Wunder wirkten als jener Galiläer". K. P.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana VII. Der Standpunkt des Kritikers pflegt meistens, in seinen eigenen Augen wenigstens, der höchste zu sein, von dem sich ein durch ihn besprochenes Werk übersehen läßt. Und wenn er gar den Beruf des Kritikers ausübt, geschäftsmäßig mit von ihm geaichten Wertmaßstäben alles hübsch ausmißt, um eine reinliche Rechnung ex cathedra vorzulesen, gegen die er schon deshalb keinen Widerspruch dulden möchte, weil es eben eine reinliche Rechnung ist, dann erscheint er sich ganz als Hüter der Kultur und des künstlerischen oder literarischen Gewissens seiner Leser, in der treuen Pflichterfüllung eines Amtes, zu dem er sich selbst berufen hat und allmählich von allen berufen glaubt. Ohne solche Selbstbeachtung würde er bald den festen Standpunkt verlieren und mit Selbstachtung keine einzige Kritik mehr schreiben können. Aus dergleichen Überlegungen sind die häufigen Untersuchungen über Art und Aufgaben eines Kritikers zu verstehen. Der eine meint, der Kritiker könne nur für die Gesinnungsgenossen schreiben, der andere, er sei nur berechtigt, wenn er das selbständige kritische Kunstwerk zustande brächte, von erzieherischem Wert für die allzuvielen Blöden seiner Gegenwart, die aber für die Vergangenheit die gerecht urteilende Nachwelt sind (wie ein witziger Kritiker Oscar Blumenthal nicht ohne Resignation in sein Notizbuch geschrieben hat).

Wir haben klassische Kritiker und ihre Kritiken werden als klassische Literaturwerke behandelt, als solche immer wieder neu kritisch be- und gewertet. Wir haben aber merkwürdigerweise noch keine Sammlung der nicht wenigen Kritiken, die bedeutende Persönlichkeiten aus ihrem common sense (was durch gesunder Menschenverstand wohl nicht ganz richtig übersetzt wäre) über Meisterwerke der Weltliteratur geliefert haben. Als unlängst neueste Ergebnisse der archäologischen Forschung viel besprochen wurden, nach denen sich mit großer Sicherheit annehmen läßt, daß die Ilias als eine recht genaue poetische Chronik des Trojanischen Krieges betrachtet werden kann, scheint niemand mehr an die Kritik gedacht zu haben, die Napoleon I. über das II. Buch von Vergils Äneis gegeben hat. Eine Kritik, in der ein gewiß sachkundiger Soldat hervorhebt, wie ihm die in der Ilias geschilderten militärischen Operationen begreiflich und verständlich seien, die in dem II. Buche der Äneis beschriebenen aber absurd erscheinen müßten. „Denn," sagt Napoleon I., „warum schickten die Trojaner nicht ein Schifferboot nach Tenedos, um festzustellen, ob das Tausend griechischer Schiffe dort vor Anker gegangen oder wirklich abgefahren sei? Waren die Trojaner am Ende eines zehnjährigen Krieges so dumm, daß sie nicht wußten, wie man von den Türmen Ilions die Rehde von Tenedos beobachten konnte? Und war Ulysses, waren mit ihm die Klügsten der Griechen so dumm, daß sie sich in dem hölzernen Pferde ihren erbittersten Feinden gewissermaßen an Händen und Füßen gefesselt auslieferten? Wenn dieses hölzerne Pferd nur 100 Krieger enthielt, der Mann mit Waffen zu 73,65 Kilogramm berechnet, so mußte sein Inhalt 7365 Kilogramm schwer sein, wonach man das ungemeine Gewicht des gefüllten Pferdes berechnen kann, bei dem es wenig wahrscheinlich ist, daß dieses Pferd in einem einzigen Tage mit Überwindung zweier Flüsse vom Meeresstrande bis zu den trojanischen Mauern gebracht werden konnte. Die Sinonepisode ist absurd, einfach absurd. Das kolossale Pferd muß noch am Tage der Abreise der Griechen nach Troja geschafft sein, sonst wäre es noch merkwürdiger, daß die griechische Flotte dicht bei Troja unentdeckt

geblieben wäre. Und die Laokoonepisode ist poetisch wunderhübsch, kennzeichnet aber noch besser das unverständliche Verhalten der Trojaner. Sie hätten, anstatt ihre Stadtmauer einzureißen, das Pferd, das ihnen nicht fortlief, doch ruhig noch ein paar Tage an seinem Platze lassen können, bis sie bestimmt wußten, daß die griechische Flotte wirklich nicht mehr da war. Sinon öffnet den im Pferde eingeschlossenen Kriegern nicht früher, als bis die Flotte von Tenedos zurückgekommen ist und das griechische Heer gelandet hat. Das war vor ein Uhr morgens kaum möglich. In dieser Zeit müssen also die Wachen eingeschlafen sein. Die Geschehnisse des zweiten Buches spielen sich daher von ein Uhr morgens bis zum Sonnenaufgang, das heißt in drei bis vier Stunden ab. Das ist doch ganz absurd. Um Troja einzunehmen und zu zerstören, waren mindestens 14 Tage nötig. Auch in Troja war ein großes Heer, das sich nicht durch die Flucht gerettet hatte. Es hat sich also in den festen Palästen verteidigen müssen. Äneas, der ein dicht bei Troja in einem Walde gelegenes Haus seines Vaters bewohnt, erfährt erst durch Hektors Erscheinung Einnahme und Brandlegung der Stadt. Selbst wenn das Haus des Anchises noch weiter von Troja entfernt gelegen hätte, würden doch Mensch wie Tier durch Lärm und Feuerschein aufgeschreckt worden sein. Ilion konnte nicht in einer Nacht, noch dazu in einer so kurzen Nacht, erstürmt werden und selbst wenn die trojanische Armee nicht da gewesen wäre, hätten die Griechen sich nicht in so kurzer Zeit den Besitz der Stadt verschaffen und sie dann zerstören können. Äneas, der nur von sich selbst redet, war doch nicht der einzige tapfere Trojaner. Wir kennen ihre große Zahl aus der Ilias und meinen, daß sie wie er Haus und Herd verteidigt haben müssen. Ein Turm, der sich bis in die Wolken erhob, wird doch gewiß von Steinen erbaut gewesen sein. Wie konnte ihn Äneas in einigen Augenblicken mit wenigen Hebelzügen auf die Griechen stürzen. Hätte Homer Trojas Einnahme beschrieben, so hätte er nicht die Erstürmung eines Forts, sondern einen langen Kampf von acht Tagen, acht Nächten beschrieben. Wenn man die Iliade liest, sieht man immer wieder: Homer war mit dabei, liest man die Äneis, erkennt man den Rhetor, der nichts vom Kriegshandwerk verstand. Man versteht nicht, weshalb Vergil Trojas Untergang sich in wenigen Stunden beginnen und vollenden läßt, in kurzen Stunden, die dazu noch ausreichen, die zahlreiche Kriegsbeute in Sammelhäusern unterzubringen. Und wie nahe bei Troja muß des Anchises Landhaus gelegen haben, wenn Äneas, trotzdem er doch kämpfen mußte, noch ein paarmal von Troja dorthin und wieder zurückgelangen konnte. Scipio hat siebzehn Tage gebraucht, um das von seinen Bewohnern geräumte Karthago zu verbrennen, elf Tage brannte das größtenteils aus Holzbauten bestehende Moskau. Und für eine Stadt von großer Ausdehnung sind mehrere Tage nötig, damit ihre Eroberer sich wirklich als ihre Besitzer betrachten können. Troja war aber eine Stadt von großer Ausdehnung, denn die Griechen, die hunderttausend Mann hatten, haben nicht den Versuch einer Einschließung gemacht. Der in der Schreckensnacht wieder zurückkommende Äneas sieht wie Odysseus den Wachtdienst um die bereits zusammengetragene Beute ordnet. Allein für diese Beuteverteilung wären 14 Tage nötig gewesen, ganz abgesehen davon, daß sie sich nicht in der Verwirrung des tobenden Kampfes durchführen ließ, die andere Sorgen als die Anlage von Zentralmagazinen kennt. Der Tag bricht an und Äneas kehrt zu seinen Getreuen zurück. Von ein Uhr bis vier Uhr morgens hat er alle Kämpfe bestanden, deren er sich rühmt, hat Priams Palast verteidigt, hat, zurückgekehrt nach Troja, Creusa gesucht und Troja vernichtet gefunden. Alles war vorbei, die Magazine mit der Beute schon geschlossen. So darf die Handlung des Heldengedichtes nicht fortschreiten, solche Unwahrscheinlichkeiten erzählt Homer nicht. Agamemnons Kriegstagebuch könnte für die Entfernungen und die Zeitangaben, für die Richtigkeit der militärischen Operationen keine genaueren Angaben als das homerische Meisterwerk machen."

Das Urteil Napoleons (Marchand, Mémoires; Damas Hinard, Napoléon, ses opinions et ses jugements sur les hommes et sur les choses, tome II, art. Virgile, hier frei wiederholt) wird ja manchen Widersprüchen begegnen. Der Tatsachenmensch, dem die dichterischen Schönheiten dieses gerühmtesten Äneissanges zwar nicht verborgen geblieben sind, der aber doch allzuwenig den Absichten und Mitteln des Dichters gerecht werden kann, wenn dieser die Götter im Dunkel der heroischen Vorzeit ein Ereignis bestimmen läßt, das die Begründung römischer Macht durch den Stammvater des julischen Geschlechtes (zu dem ja Augustus durch Cäsars Adoption gehörte) herbeiführen sollte, — Napoleon, der literarhistorische Kritiker, wird schwerlich den Beifall der Kritiker vom Fach haben. Aber seine Kritik bleibt doch schon deshalb sehr beachtenswert, weil sie zeigt, welche militärischen Widersprüche ihres Nationalepos die Römer, die immer die offenen Türen des Janustempels als ein Wahrzeichen ihrer kriegerischen Größe vor Augen hatten, sich unbesehen gefallen ließen. Und interessant, weil sie von Voraussetzungen ausgeht, die die archäologische Forschung erst in neuester Zeit auch für die philologische Erklärung der antiken Klassiker nutzbar zu machen verstanden hat. Man braucht nicht zu wünschen, daß die Klassiker dem Geist der Jetztzeit durch den plattesten Rationalismus angenähert werden, so daß jedes historische Distanzgefühl erstickt, jede poetische Schönheit der sogenannten historischen Wahrheit wegen überwunden wird. (Und schon bevor der moderne Streit der philologischen Schulmeinungen hierüber entbrannte, hat Mark Twain mit seinem köstlichen Bericht über Cäsars Ermordung im amerikanischen Reporterstil gezeigt, was bei der Verständlichmachung durch die moderne Analogie sich noch den Geschehnissen des klassischen Altertums an Aktualität abgewinnen ließe.) Aber man sollte mehr acht geben auf die gelegentlichen Urteile über die anerkannten, die klassischen Meisterwerke der Weltliteratur, die uns die Großen der Menschheit hinterlassen haben.

Solche Urteile bedeutender Geister, häufig noch durch diesen Vorzug ausgezeichnet, daß sie von solchen Menschen gesprochen sind, die nicht literarhistorisch dachten und denken wollten, sich beim Lesen einem ungehemmten, von Schulmeinungen freien Gegenwartseindruck hingeben konnten, verdienen eine eigene Sammlung nicht nur für den Zettelkasten des Kritikers aus Beruf oder Neigung. Wir haben zwei ausgezeichnete Anthologien, die Leben und Literatur in absonderlichen Wechselwirkungen zeigen: Büchmanns geflügelte Worte und Hertslets Treppenwitz der Weltgeschichte. Ihnen müßte sich eine Anthologie anreihen, die uns die Klassiker der Weltliteratur im Urteile der welthistorischen Persönlichkeiten zeigt. Einige Dutzend dieser Urteile sind den populären Weltliteraturgeschichten sehr geläufig. Und mancherlei hierhergehörige verdienstvolle Versuche sind schon gemacht worden, wie zum Beispiel der Horazkommentar der Bostoner Bibliophilen. Aber noch viele verborgenen Lesefrüchte müssen gefunden werden, bis ihre Aufbewahrung in einem nützlichen Buche wünschenswert erscheint. Hier ist eine schöne Aufgabe für die Bibliophilen, aus ihrer Kenntnis alter Bücher ein neues mit erneuerten, vergessenen Werten zu schaffen. Auch damit die Kritiker über dieses neue Buch schreiben können: Ali Ben Akiba sagte . . . G. A. E. B.

Am 22. Juni tagte in Mainz die Jahresversammlung der Gutenberg-Gesellschaft. Der zweite Vorsitzende, Herr Oberbibliothekar Professor Dr. Binz, erstattete den Jahresbericht. Als nächstes Doppelheft (12/13) der „Veröffentlichungen“ und als Vereinsgabe für 1912/13 und 1913/14 wird eine Arbeit des Herrn Professor *Zedler*, Bibliothekar der Wiesbadener Stadtbibliothek, über die Ablaßbriefe von 1454 und 1455 erscheinen. Sie wird zugleich mit dem gedruckten Jahresbericht den Mitgliedern etwa Mitte Juli zugestellt werden. Das angekündigte Verzeichnis baslerischer Initialen von *Hans Koegler* kann nicht vor Neujahr 1914 in Druck gegeben werden. Die Kosten für die „Veröffentlichungen“ zwingen, da auch die Zahl der Mitglieder (gegenwärtig 534) langsam aber stetig abnimmt, den Jahresbeitrag an das Gutenberg-Museum vorläufig für 1910/11 und 1911/12 von 2000 auf 1500 M. herabzusetzen. Die Eröffnung des Gutenberg-Museums bedeute hoffentlich einen neuen Aufschwung der Gesellschaft. Der Kassenbericht, der 5525.43 M. Einnahmen und 4296.25 M. Ausgaben und einen Vermögensstand von 19 004.64 M. am 16. Juni 1913 gegenüber 17 178.99 M. im Vorjahr nachweist, wurde genehmigt, ebenso der Voranschlag für 1913 mit 5200 M. in Einnahmen und Ausgaben. Dem Vorstand wurde es überlassen, die Höhe des Beitrags an das Gutenberg-Museum für 1912/13 zu bestimmen. Dem geschäftlichen Teil schloß sich ein Festvortrag von Dr. *Tronnier* über die *„Entwicklung des Gutenberg-Bildnisses“* an, dessen Verständnis durch ausgeteilte Abbildungen erleichtert wurde und der dem Jahresbericht beigegeben wird. Der Vortragende führte aus, daß die überlieferten Darstellungen nicht auf mündlicher oder schriftlicher Überlieferung, noch auf einem Urbildnisse des XV. Jahrhunderts beruhen, sondern daß sie nur auf Idealporträts in der künstlerischen Manier der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts zurückgingen. Die Porträts seien deshalb falsch. Das gelte sowohl von der Zeug- wie von der Barttracht. Der Mann aus der guten Gesellschaft sei zu jener Zeit ohne Bart gegangen. Zum Schlusse wies der Vorsitzende darauf hin, daß noch keiner von den Großen der modernen Kunst sich an einer Gutenberg-Darstellung versucht habe, obwohl gerade diese Aufgabe zur Ehre des deutschen Namens infolge der Schwierigkeit ihrer Lösung: einen neuen Typus zu schaffen, besonders lohnend wäre. L.

Heinrich Leutholds, des bekannten schweizerischen Dichters gesammelte Dichtungen, eingeleitet und nach Handschriften herausgegeben von Dr. *Gottfried Bohnenblust*, erscheinen in Kürze in drei Bänden im Verlage von *Huber & Co.* in *Frauenfeld*. Es ist dies die erste abgeschlossene kritische Ausgabe der Dichtungen und poetischen Übersetzungen Heinrich Leutholds.

Von der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914. Die Ausstellung, für die, wie bereits mitgeteilt, auch der deutsche Kaiser eine Beteiligung seiner Hausbibliothek genehmigt hat, erfreut sich der Teilnahme der Behörden, der tätigen Mithilfe hervorragender Fachkreise, Gelehrter, Künstler und der Unterstützung von Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten, wie kaum jemals eine andere. Die Königlichen und Universitäts-Bibliotheken Bayerns und Württembergs, die Bibliotheken der Regierungen von Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß j. L. stellen der Ausstellung wertvolle Gegenstände zur Verfügung, ferner werden die Städte Berlin, Dresden, Hamburg, Nürnberg, Mannheim, Plauen, Zittau, Zwickau und andere mit ihren Stadtbibliotheken, Archiven, Sammlungen, Fach- und Gewerbeschulen auf der Ausstellung vertreten sein. Auch die Zahl und die Art der Kongresse, die 1914 auf der Buchgewerbe-Ausstellung ihre Tagungen abhalten, zeigt, welche Bedeutung man in allen Kreisen der Ausstellung beimißt. Zu den schon früher veröffentlichten Kongressen haben sich in letzter Zeit noch folgende zur Tagung angemeldet: Deutscher Verlegerverein, Verein deutscher Redakteure, Verband deutscher Zeitungsbeamten, Landesverband sächsischer Redakteure und Berufsschriftsteller (gemeinsamer Besuch), Vereinigung deutscher Kunstbuchbinder (Jakob Krausse-Bund), Bund deutscher Buchbinder-Innungen, Deutscher Faktorenbund, Buchbinder-Innung Leipzig, Allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft (gemeinsamer Besuch), Internationale stenographische Vereinigung Gabelsberger, Verein für vereinfachte Rechtschreibung, Zentralstelle für Familienforschung und Vererbungstheorie, Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, „Die Brücke“, Institut zur Organisierung



der geistigen Arbeit, Sächsischer Zeichenlehrer-Verband, Verband deutscher Handelsschulmänner, Verein deutscher Handelsschullehrer mit Hochschulbildung, Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag (gemeinsamer Besuch), Vereinigung deutscher Sportartikelfabrikanten, Zentralverein der Bäckerinnungen „Germania" Leipzig, Deutscher Forstverein (gemeinsamer Besuch). Alle diese Kongresse werden gegenüber anderen Weltausstellungen, wo sie oft nach Stenographen suchen mußten, in der angenehmen Lage sein, auf der Ausstellung selbst ein Stenographiebüro vorzufinden, das durch das Entgegenkommen der Königlich Sächsischen Staatsregierung von Assessoren des Königlich Sächsischen Stenographischen Landesamtes bedient wird, also von geschulten Stenographen, die in der Lage sind, auch fremdsprachliche Reden wortgetreu aufzunehmen.

Bekanntlich hatte die Internationale Buchgewerbe-Ausstellung zur Erlangung eines *Plakates* einen Wettbewerb ausgeschrieben, zu dem zirka 600 Entwürfe eingegangen waren. Sonderbarerweise fand sich jedoch unter den Entwürfen nicht ein einziger, der allen Anforderungen entsprochen hätte. Die Ausstellungsleitung hatte sich daraufhin mit Professor *Tiemann* in Leipzig in Verbindung gesetzt und ihn mit dem Entwurf eines neuen Plakates beauftragt. Dieser Entwurf ist so vollkommen gelungen, daß er *einstimmig gewählt* wurde. Das Plakat zeigt einen kraftvollen Jüngling mit einer brennenden Fackel, der auf einem Greif, dem guten, alten Buchdruckerzeichen, durch die Lüfte zur Erde hinabfliegt. Es stellt in drei Farben eine glückliche Verbindung zwischen einem graphischen Kunstblatt und einem Plakat von außerordentlich lebendiger Wirkung dar. Der gewaltige Greif, der mit ausgebreiteten Fittichen und vorgestreckten Klauen in sausendem Flug durch die Lüfte fährt, auf seinem Rücken den lichtspendenden Jüngling mit flatterndem Haar und der lodernden Flamme, versinnbildlicht deutlich und eindrucksvoll die lebenspendende Kraft der Druckkunst und den Triumphzug, den sie durch die Welt genommen hat.

Die Gruppe *„Bibliophilie"* hat die Aufgabe, das in alter und neuer Zeit gepflegte Sammeln von Buchkostbarkeiten und -seltenheiten durch Private zur zusammenfassenden Darstellung zu bringen. Die Abteilung wird nun nicht einen rein systematischen und entwicklungsgeschichtlichen Charakter haben, sondern vielmehr durch die Schaustellung hervorragender Privatkollektionen bestimmter Sammler und Sammlergesellschaften besonders reizvoll und interessant werden. Die Gruppe „Bibliophilie" ist in drei Unterabteilungen gegliedert. Als erste bringt die Gruppe „Bibliophilie im allgemeinen" unter anderem Erinnerungsstücke an berühmte Bibliophilen, Ansichten und Kataloge von Privatbibliotheken und von Bibliotheksversteigerungen, vergleichende Gruppen zur Entwicklung des Liebhaberwertes, Fälschungen, Nachschlagewerke, Zeitschriften, Privatveröffentlichungen und Gelegenheitsdrucke. In der zweiten Abteilung „Hervorragende Sammlerstücke" werden Erstausgaben und textlich hervorragende Ausgaben von Meisterwerken der Weltliteratur zu sehen sein, ferner Bücher in kostbarer Ausstattung, geschriebene, handgemalte und in Schreibschrift gestochene und gedruckte Bücher, Liebhaberausgaben, Seltenheiten, Bücher in absonderlicher Ausstattung, kuriose Literatur, Galeriewerke, interessante Stammbücher, Selbstschriften, Ansichten römischer Bibliotheken, Prachthandschriften des Renaissancezeitalters, orientalische Prachtwerke und chinesische und japanische Holzschnittdrucke. Die dritte Abteilung wird sich als ein besonderer Raum „Das Kabinett eines modernen Bibliophilen" präsentieren. Da hier ein Teil der Schätze der Abteilung untergebracht werden soll, wird das Kabinett wohl eine besondere Sehenswürdigkeit der Ausstellung werden.

Die über 200 Jahre alte Papiermühle in Haynsburg bei Zeitz, die vom Verein Deutscher Papierfabrikanten für das Deutsche Museum in München angekauft wurde, wird vor ihrer endgültigen Überführung nach München der Internationalen Buchgewerbeausstellung zur Verfügung gestellt. Die alte Papiermühle, die nach der Schenkungsurkunde im Jahre 1700 erbaut wurde und die eine landschaftliche Zierde von Haynsburg bildete, wird abgerissen und nach der Ausstellung transportiert, wo sie vollkommen getreu wieder zusammengesetzt wird. Die Mühle, die ebenso wie in Haynsburg auch auf der Buchgewerbeausstellung durch Wasserkraft getrieben wird, soll vor den Augen des Publikums Büttenpapiere und Karten herstellen, die sofort zum Verkauf gelangen. Man hat also die seltene Gelegenheit, die Herstellung des Büttenpapiers ganz in der alten Art von der Verarbeitung der Lumpen an bis zur Herstellung der Büttenkarte gründlich kennen zu lernen.

Zu den fremden Staaten, die sich an der Ausstellung beteiligen werden, ist nun auch noch die *Türkei* gekommen. Die Generaldirektion der Kaiserlichen türkischen Museen in Konstantinopel teilt mit, daß die Kaiserliche Regierung mit der Genehmigung des Sultans sich entschlossen hat, *offiziell an der Ausstellung teilzunehmen*. Es wurde eine Kommission ernannt, die ihren Sitz im Kaiserlichen Museum hat und die beauftragt ist, alle notwendigen Objekte zu einer Beteiligung der Türkei zu vereinigen. Zum Präsidenten dieser Kommission ist der Generaldirektor der türkischen Museen, *Halil Edhem*, ernannt worden.

Goethe und Brera. Es ist bekannt, daß Goethe im Sommer und Herbst 1797 wiederum von Sehnsucht gepackt wurde, Italien zu besuchen, besonders auf Grund der brieflichen Berichte seines Freundes Heinrich Meyer. Indes infolge der Kriegswirren blieb es ihm verschlossen, wie er noch nach Jahren bedauernd in den „Annalen" berichtete.

Er wollte auf dieser projektierten Italienreise auch eine medizinische Bekanntschaft erneuern, die er etwas ein Jahr vorher in Jena gemacht hatte. Sein Tagebuch berichtet uns vom 1. März 1796: „9—10 Anatomie. Männliche Zeugungs Theile von der Seite. 11—12 verschiedne Operationen. bes. Steinschnitt. *Doctor Brera* von Pavia."



Valeriano Luigi Brera (geboren 15. Dezember 1772 zu Pavia, gestorben 4. Oktober 1840 in Venedig[1]), ein junger dreiundzwanzigjähriger italienischer Arzt, hatte also Goethes Aufmerksamkeit bei seinen anatomischen Studien derart erregt, daß er den Namen in sein Tagebuch notierte, um ihn sich gelegentlich ins Gedächtnis zurückzurufen. Bisher jedoch war über eine weitere Verbindung Goethes mit Brera nichts bekannt gewesen; erst ein durch Schenkung mit verschiedenen anderen Göttinger Gelehrtenbriefen in den Besitz des Kestner-Museums zu Hannover gelangter Brief gibt uns weitere, allerdings auch nur dürftige Kunde darüber.

Nach einer längeren Studienreise durch Ungarn, Polen und Deutschland war Brera 1796 Arzt am Großen Hospital in Mailand geworden und wurde noch in demselben Jahre als außerordentlicher Professor der Medizin und „Gehilfe der Klinik" nach Pavia berufen. Hierhin muß sich Goethe brieflich an ihn gewandt und seinen Rat erbeten haben, als er die zweite Reise nach Italien plante. Denn am 14. Thermidor (das ist 1. August) 1797 schreibt „Il Cittadino Professore V. L. Brera Capo-Chirurgo della Guardia Nazionale Pavese", wie es stolz gedruckt auf dem Kopf des Briefbogens lautet, an den berühmten Göttinger Gynäkologen Osiander unter anderen folgende Zeilen, aus denen sein liebenswürdiger Charakter hervorleuchtet:

„Monsieur le Conseiller Goethe de Weimar vient à Pavie, et je lui envoye aujourd'hui des instructions pour le voyage. Est que Vous, mon Ami ne pourrez venir ici ensemble? Ma maison est tout à Vous. Vous y trouverez mon épouse, qui est fort aimable. Elle parle bien l'allemand, l'anglais, et le françois, et desire de voir mes amis."

Der Wunsch der Frau Professor blieb nun leider, sowohl was Goethe, als was Osiander betraf, unerfüllt. Welcher Art die „Instruktionen" waren, die Brera erteilte, wissen wir leider nicht; ob sie sich auf medizinisch interessante Dinge bezogen, die Goethe unterwegs beachten sollte, oder auf Verhaltungsmaßregeln gegenüber den neuen republikanischen Regierungen, die Brera als glühender Anhänger Napoleons durchaus billigte: diese Fragen lassen sich auf Grund des bis jetzt vorliegenden Materials noch nicht beantworten. Vielleicht regen aber diese Zeilen an, einmal aufmerksamer dem Verhältnis Breras zu Goethe nachzugehen, was mir augenblicklich nicht vergönnt ist, und damit einen weiteren Abschnitt zu dem Kapitel „Goethe und die Naturwissenschaften" zu liefern.

Hannover. *Dr. Wolfgang Stammler.*

Ein unbekanntes Jugendgedicht Heinrich Heines. Nachdem ich schon im vorigen Jahre einen verschollenen Vierzeiler Heines entdeckt habe (vgl. Vossische Zeitung vom 21. Juni 1912, Abendausgabe [Nummer 312]), fand ich jetzt ein dreistrophiges Gedicht von ihm, das sich in keiner Heine-Ausgabe findet und auch in der Heine-Bibliographie Friedrich Meyers, obwohl es bereits einmal gedruckt wurde, nicht verzeichnet ist. Es erschien zuerst in der Zeitschrift „Leipzig-Berlin-Dresdner Dampfwagen", einem Beiblatt des „Kometen", herausgegeben von C. Herlossohn, Redakteur: Dr. R. Hirsch, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig. 1841. Nummer 48. Donnerstag, den 2. Dezember, blieb aber hier unbeachtet. Dieser Quelle folgend, gebe ich den Wortlaut wieder:

An Rosa.

Die Rosen sind die Mädchen
In unserm Lebenskranz,
Die Rosen und die Mädchen
Verleih'n dem Lenze Glanz.

Drum liebe ich das Mädchen,
Der Schöpfung schönstes Kind,
Ich lieb' es wie die Rosen,
Eh' sie gebrochen sind. —

Du holde Mädchen-Rosa,
Du Rosen-Mägdelein,
In Dir ja lieb' ich Beide:
Drum bleib' ich ewig Dein!

Düsseldorf, 1816. Heinrich Heine.

Der erste Herausgeber Gottstein erklärt, die kleine poetische Tändelei im Stammbuch einer mehr als vierzigjährigen Modehändlerin in Breslau gefunden zu haben, die einst in Düsseldorf die Nachbarin des Gymnasiasten Heine gewesen sei. Das Gedicht muß entstanden sein, als Heine längst das Gymnasium verlassen hatte und nach einem vergeblichen Versuch, sich in Frankfurt am Main zum Kaufmann auszubilden, wieder in die Heimat zurückgekehrt war. Hier mag er die alte Bekanntschaft erneuert und vor seinem Aufbruch nach Hamburg im Frühling diese Zeilen der Nachbarin, die von seinem poetischen Talent gehört hatte, auf deren Bitten zum Abschied in ihr Album geschrieben haben.

Das Gepräge des Poems läßt bei aller jugendlichen Unreife doch deutlich Heines spätere Art erkennen, so daß wir an der Echtheit nicht zu zweifeln brauchen, wenn uns auch die Namensunterschrift stutzig macht. Bevor Heine die christliche Taufe erhalten hatte, lautete sein Vorname Harry, nicht Heinrich. Möglicherweise liegt hier aber eine Flüchtigkeit vor, die sich der erste Herausgeber beim Abschreiben zuschulden kommen ließ.

Die spätere Modehändlerin Rosa wird zu den Nachbarskindern gehört haben, mit denen der Knabe Heine an schönen Sommerabenden auf den Treppensteinen der Haustür zum stillen Erzählen niederkauerte (vgl. das Gedicht „Abenddämmerung" im Nordseezyklus). Ob sein Verhältnis zu diesem Mädchen, wie das zum roten Sefchen oder zur blonden Tochter des Kriegsrats v. A., auch als „Vorspiel" zu der großen Leidenschaft seines Lebens bezeichnet werden darf, erscheint trotz der Beteuerung, mit der das kleine Poem schließt, zweifelhaft. *Werner Deetjen.*

---

[1] Vgl. Näheres über ihn bei Wurzbach Bd. II, S. 153f.; Gurlt und Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragendsten Ärzte. Bd. VI, S. 548.

Bitte.

Eine unbekannte Schillerausgabe? Eine anscheinend bisher unbekannte, weder bei Goedeke noch sonstwo zitierte (selbstverständlich unrechtmäßige) Nachdruckausgabe von Schillers Werken, erschienen in *Wien bey Anton Pichler 1809/10* (28 Bände), liegt mir vor. Eine Beschreibung des Exemplars würde gewiß für manchen von Interesse sein. Nun ist aber die Möglichkeit vorhanden, daß diese Ausgabe doch schon bekannt ist und sich in der oder jener Büchersammlung vorfindet. In diesem Falle wäre ich für eine freundliche Mitteilung sehr dankbar.

Hanns Heigenmooser,
Assistent an der Magistratsbibliothek,
München, Frühlingstr. 1.

Literatur und Justiz.

Die folgenden Zeitschriften sind durch Erlaß des Reichskanzlers für das Gebiet des Deutschen Reichs von den dabei bemerkten Tagen an auf zwei Jahre verboten worden:

L'Amour. Verleger und Hersteller E. Victor in Paris. 21. 10. 1911.

Wiener kleines Witzblatt. Eigentümer und Herausgeber: Josef Garleutner in Wien. Verantw. Redakteur: A. R. Mayer in Wien, Druck des Umschlages: R. Spieß & Co., Wien, Druck des Innenteils: W. Jacobi & Sohn, Wien IX. 25. 10. 11.

Pschütt! Karikaturen. Eigentümer und Herausgeber: Jacob Danneberg in Wien, verantwortl. Leiter und Chefredakteur Wilh. Altmann in Wien I, Wollzeile 19. 2. 3. 1912.

Der Floh. Herausgeber und verantw. Redakteur: Emil Frisch in Wien I, Wollzeile 11, Druck von Johann N. Vernay in Wien IX, Mariannengasse 17. 12 3. 1912.

La Vie en Culotte Rouge. Erscheinungsort: Paris. 19. 4. 1912.

Parkett und Pflaster. Neuer Titel für Nr. 3. 23. 5. 1912.

Wiener Caricaturen. Erscheinungsort: Wien. Verlag: Ignaz Goldblatt, Wien II, 3, Haasgasse 10, verantw. Redakteur: Sig. Gritzmann. Druck von H. Pollack, Wien II, 3. 31. 1 1913.

Le Frou-Frou. Erscheinungsort: Paris. 7. 4. 1913.

Wir erhalten die folgende Zuschrift und sind gern bereit, Gegenäußerungen aus dem Leserkreise aufzunehmen:

Sehr geehrte Redaktion! Ich verschöne mir heute meinen Sonntag mit der Lektüre des 11. Heftes Ihrer Zeitschrift, beginne staunend mit Herrn Rudbecks kühnen Folgerungen aus der Prägung eines Pariser Einbandes, und gelange schließlich behaglich schmunzelnd zur Rubrik der Beschlagnahmungen.

Da lese ich nun wieder mal, was ich ähnlich schon so oft habe predigen hören: ein echtes Kunstwerk übt keinen „sinnlichen" Reiz aus . . . . wenigstens auf anständige Menschen! — Also bitte: Spalte 478, in Sachen der Gouvernante [ohne Sachen] von Reznicek. Da sagt das Urteil: „Das Bild hat durch den Ort der Ausstellung den absoluten künstlerischen Wert und seine Reinheit verloren und ist *dort* geeignet gewesen, auf einen in geschlechtlicher Beziehung normal empfindenden Beschauer sinnliche Reize auszuüben."

An anderer Stelle gezeigt, hätte also das Bild keine solchen Reize ausgeübt und hätte seine Eigenschaft als reines Kunstwerk konserviert. Hm!

Wollen wir nicht mal endlich anfangen, freimütig zu bekennen, daß viele Kunstwerke auf uns alle „normal empfindenden Beschauer" „sinnliche Reize" ausüben, daß dies zum Komplex des künstlerischen Ergötzens an diesen Kunstwerken unbedingt gehört — ja, daß wir uns besagten Pferdefußes gar nicht schämen? Selbst nicht vor manchem Meisterstück des Rubens, des Correggio, des Böcklin. [Wobei in Parenthese zu bemerken wäre, daß es uns nie beikommen würde, für eine der liebenswürdigen Eroterien von Reznicek so große Worte zu finden wie der hohe Gerichtshof sie hier anwendet; denken wir sie uns lieber für Böcklins Spiel der Wellen zum Beispiel gebraucht.]

Und wollen wir uns bei dieser schönen Gelegenheit nicht auch gleich mal über ein paar andere Dinge verständigen: erstens, daß es sich schickt, junge Menschen von Genüssen fern zu halten, die nur für die Erwachsenen da sind — also auch von den obberegten Kunstgenüssen. Woraus folgt, daß man solche Kunstwerke nicht der Jugend zur beliebigen Augenbeute geben darf, und sie vor ihr, wie andere puncta puncti, zu reservieren hat. Woraus wiederum folgt, daß jenes Gericht ganz recht hatte, die Schaufenster-Ausstellung des Reznicekschen Bildes zu verbieten; — nur hat es sein gutes Recht mit einer üblich gewordenen Unrichtigkeit begründet.

Und zweitens: warum zetern alle guten Europäer, wenn ein „Werk" irgendeines berühmten Malers beschlagnahmt wird; warum springen in den liberalen Redaktionen sofort automatisch-reflektorisch alle Tintenbronnen ihren Geiser der Entrüstung, wenn solch „Werk" eines großen Meisters wieder mal der Hand des Verhängnisses zum Opfer gefallen ist. Ein „Werk"? Ein „Correggio"? Wirklich? — Ach nein — bloß ne Postkarte, auf der man von Jo und Jupiters Meisterschaft ein ungemein deutliches Abbild, von der des Correggio aber gar keines erhält (es sei denn, man kenne seine göttliche Kunst und genösse sie hier in der Erinnerung oder durch die Phantasie). Ergo: ertappt in flagranti und zur Wache geführt ist nur der unverbesserliche joviale Schwerenöter, nicht etwa der gute alte Messer Antonio.

Die Gleichstellung jeder beliebigen Reproduktion mit dem Kunstwerke, diese Selbstbetaschenspielerung, deren wir uns fortgesetzt schuldig machen, droht geradezu ein öffentlicher Unfug zu werden.

Was brauste für ein Ruf wie Donnerhall, als die

Postkarte mit Carl Larssons „Modell“ von einem harmlosen Beamten beschlagnahmt ward. Das Brausen war so groß, daß der Verleger — in seiner Liebe zur Kunst schwer getroffen — die Ehrenpflicht fühlte, aus der zertretenen 10 Pfennig-Mücke einen 3 Mark-Elefanten zu machen, der stolz auf der Bauchbinde die seiner früheren Daseinsform angetane Schmach mit fetten Lettern eingebrannt zur Schau trug. — Spiritus, merkste was??

War denn in jenem Abbild nach der (übrigens diesmal höchst mäßigen) Schöpfung Larssons von der Qualität dieses Meisters, von dem was das Wesen seiner Kunst ausmacht und den Sammler in Kontribution setzt, etwas zu spüren? War denn Larsson konfisziert? Etwa sein Gemälde, sein Werk, sein Geist? Oder bloß eine Postkarte, auf der ein nacktes Mädchen sich von jedermann für einen Groschen kaufen ließ und die nach einem — sicherlich nicht zu diesem Zwecke geschaffenen — Gemälde des Meisters mehr oder weniger ähnlich hergestellt war. Der *Kunst* geschieht durch solche Beschlagnahmung kein Schaden — und dem Künstler erst recht nicht. Der lacht drüber.

Darum: entrüsten wir uns nicht so rasch und holen wir nur nicht gleich die sittliche Forderung aus dem Etui, wenn mal irgend jemandem das Geschäft verdorben wird!

Leipzig, 1. Juni 1913. *Gustav Kirstein.*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in Dresden. Nr. 120. Germanische Altertumskunde und Verwandtes. Sagen, Märchen, Fabeln, Mundarten, Volkslieder, Rätsel, Sprichwörter. Hierin die Bibliotheken des verstorbenen Studienrats Professor Dr. Dunger-Dresden und Johannes Andreas Freiherrn von Wagner-Renatus. 1690 Nrn.

Joseph Baer & Co., in Frankfurt a. M. No. 610. Schweiz. 2899 Nrn. — Nr. 613. Bibliotheca Romanica. Sprache und Literatur der romanischen Völker. Teil V. enthaltend die Bibliothek des verstorbenen Wilhelm Choëtta. (Nachtrag zu den Katalogen 583, 584, 596, 608). 3330 Nrn. — Frankfurter Bücherfreund Nr. 2, 5672—6034.

Richard Bertling in Dresden. Nr. 75. Kultur- und Sittengeschichte. 2846 Nrn.

B. H. Blackwell in Oxford. Nr. 150. European Philology. 2266 Nrn.

M. Boussus in Paris VIme. Nr. 8. Vermischtes Nr. 3010 bis 3797.

Victor Eytelhuber in Wien VIII/1. Nr. 48. Vermischtes.

Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H. in Leipzig. Nr. 372. Englische Sprache und Literatur. Enthält unter anderm die Bibliothek des verstorbenen Professors G. Tamson, Göttingen. 3374 Nrn.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vormals Adolf Geering in Basel Nr. 281. Vermischtes, 1766 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in Wien Nr. 104. Vermischtes. Nr. 27491—28104. — Nr. 105. Kupferstiche, Lithographien, Aquarelle, Handzeichnungen. 395 Nrn. — Nr. 113. Autographien und Urkunden. XIII. bis XIX. Jahrhundert. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte des 30jährigen Krieges. 444 Nrn.

Paul Graupe in Berlin W. Nr. 65. Deutsche Literatur und Übersetzungen. 1240 Nrn.

Max Harrwitz in Nicolassee. Freiheitskriege 1813, 1814, 1815 in der deutschen Dichtung. Mit Anhang: Historische Literatur über jene Zeit. 219 Nrn.

Karl W. Hiersemann in Leipzig. Nr. 424. Kunstgeschichte, Malerei, Skulptur, Kupferstich, Holzschnitt. Zum Teil aus der Bibliothek des verstorbenen Freiherrn Adalbert V. Lanna-Prag. 1725 Nrn. — Nr. 425. Incunabula: Wiegendrucke deutscher, italienischer, französischer, spanischer und anderer Pressen, darunter schöne Holzschnittbücher, zum Teil in wertvollen Einbänden. Mit zahlreichen Abbildungen. 310 Nrn.

Emil Hirsch in München. Nr. 51. Illustrierte Bücher des XIX. Jahrhunderts. Mit einem Anhang: Almanache und Taschenbücher. Mit 30 Abbildungen. 693 Nrn.

Heinrich Hugendubel in München. Nr. 75. Eine wertvolle Sammlung von Stammbüchern, Glückwunschkarten, Spielkarten, Seidenstickereien und ähnlichem, meist aus der Biedermeierzeit, ferner Manuskripte, Pergament- und Papierhandschriften, Autographen, Urkunden, sodann Ölbilder, Handzeichnungen, Aquarelle und Silhouetten. Mit Umschlagbild und 10 Abbildungen auf 6 Tafeln. 301 Nrn. — Nr. 76. Kulturgeschichte. Nachtrag zu allen Abteilungen unseres großen Kulturgeschichtskataloges (über 10000 Nrn.) 713 Nrn. — Nr. 77. Verkehrswesen, Eisenbahn, Post, Telegraphie, Schiffahrt, Luftschiffahrt, Flugkunst, Auto, Fahrrad, Straßen- und Brückenbau usw. 941 Nrn.

Wilhelm Jacobsohn & Co. in Breslau V. Nr. 250. Vermischtes.

Th. Kampffmeyer in Berlin SW. Nr. 480. Klassische, germanische und romanische Philologie, Literaturgeschichte.

Fr. Klüber's Nachf. Nahr & Funk in München. Nr. 9. Französische und englische Literatur. 891 Nrn.

Leo Liepmannssohn in Berlin SW. Nr. 182. Musiker-Biographien. 2242 Nrn.

Alfred Lorenz in Leipzig. Nr. 219. Pädagogischer Handkatalog. Darin die Bibliotheken: W. Münch, W. Dilthey, O. Liebmann, K. Laßwitz, P. Drews, Rektor Vogel, Rektor Gerth, G. Wustmann, K. Duden, E. Palleske u. a. 6964 Nrn.

Ermanno Loescher & Co. in Rom. Nr. 90. Folklore Italiano. 545 Nrn. — Nr. 3. Miscellanea Nuova Serie Nr. 3. 843 Nrn.

Mayer & Müller in Berlin NW. Nr. 298. Kunst, Ästhetik.



Friedrich Meyer in Leipzig. Nr. 115. Bibliothek Jakob Minor-Wien. Abteilung IV. 1028 Nrn.

Friedrich Müller in München. Nr. 25. Vermischtes. 1041 Nrn.

Leo S. Olschki in Florenz. Nr. 71. Bulletin mensuel. Nr. 71. 200 Nrn.

Karl Max Poppe in Leipzig. Nr. 6. Praktische Musik. Hiervon u. a. die besonders an Kammermusik außerordentlich reichhaltige Sammlung des verstorbenen Herrn Geh. Medizinalrates Prof. Dr. K. Koester in Bonn. 2806 Nrn.

B. Seligsberg's Antiquariat (Inhaber F. Seuffer) in Bayreuth. Nr. 308. Amerika, Australien mit den Inseln des Stillen Ozeans und der Südsee, arktische und antarktische Regionen mit Grönland und Island. 1064 Nrn.

F. Waldau'sches Antiquariat in Fürstenwalde. Nr. 16. Deutsche Literatur, Illustrierte Bücher, Kulturgeschichte. 378 Nrn.

W. Weber in Berlin W. Nr. 204. (Neue Folge Nr. 8). Die Freiheitskriege 1813—1815 und ihre Vorgeschichte. 798 Nrn.


Digitized by Google





Soeben erschien und steht Interessenten gratis und franko zur Verfügung:

ANTIQUARIATS-KATALOG 15

Napoleon I. und seine Zeit

Revolution. Befreiungskriege.
Allgemeine Geschichte (von 1789—1830)

86 Seiten, 1032 Nummern.

Mit vielen Seltenheiten d. zeitgenössischen Literatur.

OSCAR RÖDER ANTIQUARIAT
LEIPZIG-R., Perthesstraße 8.

Bücher aus Privathand.

Ich habe folgende tadellos erhaltene Bücher abzugeben:

Casanova Erinnerungen (H. Conrad), 15 Pergamentbände (statt 150.—) M. 85.—; **Lesebuch der Marquise** (Blei, Somoff), geb. M. 5.—; **Casanova Erinnerungen, Boccaccio, Dekameron, Memoiren des Grafen von Gramont,** Halblederbände, illustr. v. Bayros (Verlag Borngräber), à M. 4.—; **Mareil, Auf der Liebesinsel Mytilene,** geb. illustr. (Grimm, Budapest) M. 3.—; **Hausenstein, Der nackte Mensch** (Piper), M. 2.—; **Fuchs, l'élément érotique dans la caric,** geb. (Privatdruck) M. 20.—; **Blei, Lustwäldchen,** geb. M. 3.—; **Die Schönheit,** illustr. Monatsschrift, Bd. 2—9, à M. 5.—; **Geschlecht u. Gesellschaft,** Bd. 3, geb. M. 5.—; **Kurioses Wörterbuch der Liebe,** 24 Zeichn. v. Scheiner, Prachtband M. 11.—; **Blümml, Erotische Volkslieder aus Österreich** (Privatdr.). brosch. M. 4.—; **Marquis de Bayros,** erot. Zeichnungen (Privatdr.), 12 Radierungen à M. 3.—, 4 Zinkätz. à M. 2.—; **Sartori,** erot. Zeichn. (Privatdr.), 18 Radierungen à M. 2.50.

Voreinsendung des Betrages, Porto zu Lasten des Bestellers.

Georg Groetzsch, Berlin-Steglitz, Fichtestr. 55.

MEDIAEVAL=KURSIV

GEZEICHNET VON PROF. WALTER TIEMANN

Mit dieser hervorragenden Schöpfung bieten wir nicht nur eine Kursiv=Auszeichnungsschrift zu unserer Tiemann=Mediaeval, sondern auch eine wertvolle, selbständige Schrift für Gelegenheitsdrucksachen aller Art. Die reizenden Zierbuchstaben, Einfassungen und Schmuckstücke ergänzen sie aufs glücklichste und betonen ihre Eigenart.



GEBR. KLINGSPOR
IN OFFENBACH AM MAIN

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

V. Jahrgang | August/September 1913 | Heft 5/6

Londoner Brief.

Zu Ehren des *Deutschen Kaiserjubiläums* fanden auch hier mehrfache patriotische Kundgebungen statt, unter denen ich an dieser Stelle namentlich auch solche erwähne, die Veranlassung zu Druckschriften gaben. Eine Broschüre, geschmückt mit dem Bildnis des Kaisers, ist betitelt: *„Feier der deutschen Kolonie in London zu Ehren des 25jährigen Regierungsjubiläums S. M. des Deutschen Kaisers Wilhelm II. unter dem Vorsitz des Kaiserlichen Botschafters, Sr. Durchlaucht des Fürsten Lichnowsky in der „Royal Horticultural Hall"* (Henry Detloff, London. E. C.).

Ein von *Ludwig Holthusen* gedichteter Prolog: „*Hymne an den deutschen Geist*", beginnt mit den folgenden prachtvollen Strophen:

Im Waldesweben, am Runenstein,
Wo die Nornen hüten den heiligen Hain,
Wo auf leisen Sohlen im Dämmerlicht
Das Märchen huscht und die Sage spricht,
Die Walküre jauchzend den Raum durchmißt
Und leuchtend vom Berge Walhalla grüßt,
Wo der Gießbach schäumend den Boden zerreißt
Und im Rate der Männer der Metkrug kreist,
Wo einst des Cheruskers gewaltiger Bann
Den Römer erschlagen im düsteren Tann,
Und im Namen des Kreuzes in Not und Drang,
Der Franke den Sachsen zu Boden rang,
Wo der Eichbaum ragend gegen Himmel weist:
Da wardst du geboren, du deutscher Geist!"

Den Schluß der schönen Hymne bilden die Zeilen:

„Vom Gipfel der Berge bis tief an den Rhein,
Soll Kaiser und Reich unser Losungswort sein
Am friedlichen Herd und beim Streite! —
Und was tief in das Dunkel der Erde dringt,
In Wehr und in Waffen dem Flamberg schwingt
Was auf heimischer Scholle den Acker pflügt,
Mit ragenden Masten die Meere durchfliegt,
Auf beflügeltem Schiff in den Äther steigt,
Dem mächtigen Gotte Merkur sich beugt,
Was in Worten und Tönen die Schönheit preist,
Es grüßt dich, Ritter vom deutschen Geist,
Und gibt dir ein jubelnd Geleite!" —

Die in dem gleichen Verlag gedruckte Festrede des Herrn *Ernst Schuster*, Präsidenten des hiesigen „Deutschen Athenäums", erwähnt einen Brandenburger Dichter aus der Zeit des ersten Hohenzollern Friedrich II., Nikolaus Uppschlacht. Er schildert die Erlösung Brandenburgs von der Anarchie mit den Versen:

„Und Christ im Himmel erbarmte sich,
Da gab er zum Trost uns männiglich
Unseren Markgrafen Friederich,
Einen Fürsten lobesamen."

Den adeligen Herrn in Brandenburg war dieser energische Fürst nicht willkommen. Sie scherzten über seine Herkunft aus Nürnberg, von wo uns schon damals die Spielwaren in die Welt gesandt wurden. Sie sagten (in den Worten des Brandenburger Dichters):

„Was soll der Nüremberger Tand?
Ein Spielzeug nur in unserer Hand.
Wir sind die Herrn in diesem Land,
Und wollen es beweisen.
Und regnets Fürsten noch ein Jahr,
Das macht nicht Furcht uns noch Gefahr.
Er soll uns krümmen nicht ein Haar,
Nach Hause soll er reisen."

Den Schluß der mit allgemeinstem Beifall aufgenommenen Festrede des Herrn Dr. E. Schuster bilden die Worte: „Niemand hat in größerem Maße sein ganzes Streben, seine ganze Tätigkeit der Erhaltung des Friedens gewidmet, als der Deutsche Kaiser. Er hat dies getan unter voller Aufrechterhaltung der deutschen Interessen, des deutschen Ansehens und der deutschen Ehre. Das Gewicht der Stimme Deutschlands im Rate der Völker ist in den letzten 25 Jahren beständig gewachsen; sie wird mit Achtung gehört, weil sie die Stimme der Mäßigkeit und der Gerechtigkeit ist, weil sie zwar die eignen Rechte mit Entschiedenheit aufrecht erhält, aber auch den Rechten anderer die gebührende Rücksicht schenkt. Möge dies stets so bleiben. Möge der Hohenzollerngeist, der auch nach dieser Richtung in Seiner Majestät in vollstem Maße verkörpert ist, noch durch viele lange Jahre sich in Seinen Worten und Seinen Taten äußern. Daß dies unser aller Wunsch und Gebet ist, bekunden wir durch den Ruf: „Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. lebe hoch!"

Am 12. Juni versammelte sich unter Vorsitz von Herrn Gregory A. Page die *„English Goethe Society"*,



um einen in deutscher Sprache von Dr. E. Joubert gehaltenen und mit Sondervorträgen erläuterten Vortrag über das Thema *„Goethe im Lied"* zu hören. An der Spitze der *„English Goethe Society"* steht als Präsident Sir A. W. Ward von der Universität Cambridge; als Vizepräsidenten Professor Karl Breuel (Cambridge); Professor Fiedler (Oxford); Professor W. Rippmann (Londoner Universität), und als Sekretär Miß Oswald.

In der *„British Academy"* sprach Professor *Alois Brandl*, Präsident der deutschen „Shakespeare-Gesellschaft" über *„Shakespeare und Deutschland"*.

Als empfehlenswerte, neu erschienene Bücher nenne ich: *„Book of the Resurrection. Coptic Apocrypha in the Dialect of Upper Egypt"*, herausgegeben vom *British Museum* und übersetzt von Dr. *E. A. Wallis Budge*. Ferner *„Antigonos Gonatas. By William Woodthorpe Tarn. Oxford, Clarendon Press."* Weiter: *„The Apocrypha* und *Pseudepigrapha of the Old Testament in English. With Introduction and Critical, and Explanatory Notes, K. H. Charles. Oxford, Clarendon Press."*

Von Übersetzungen mögen die beiden nachstehenden dem Leserkreis zur Kenntnis gebracht werden: *„Emile Olivier, The Franco-Prussian War and its hidden Causes, translated from the French with Notes by G. Burnham Joes. Pitman,"* und *„Ernst Haeckel, The Riddle of the Universe, translated by Joseph Mc. Cake. Watts."*

Ferner *„The Ring of the Nibelung"* of *Richard Wagner, an English Version by Randle Fynes, London. Smith & Elder.* Es handelt sich im vorliegenden Werk um den ersten aufrichtigen Versuch, von englischer Seite, nicht nur den Buchstaben, sondern den Geist des Originals wiederzugeben.

In wissenschaftlichen Fachzeitschriften, so unter andern auch im *„Athenäum"*, wurde in letzterer Zeit mehrfach das Thema berührt, *„Die historische Basis von Tristan und Isolde"*. In der Hauptsache konnte festgestellt werden, daß die Kirche von *„Chapelizod"* in der Grafschaft Dublin, und das zur *„Chapel Isolde"* gehörige Herrenhaus, im Jahre 1210 von *König Johann* einem Ritter namens *Richard de la Feld*, übergeben wurde. Aber schon früher wird in den englischen Staatspapieren erwähnt, daß die *„Kapelle Isolde"* sich im Besitz der in Kilmainham ansässigen Johanniter-Ritter befand. Dies muß vor 1212 der Fall gewesen sein, da in diesem Jahr, Papst Innocenz III. den Hospitalitern ihr Eigentum in Irland, einschließlich *„Ballyfermot* und *Capol Ysonde"*, durch besondere Urkunde bestätigte. „Isoldes Turm" in Dublin, ehemals genannt „Sot's Hole", jedenfalls eine Korruption von *„Isolde"*, wurde 1705 in ein Ladengeschäft verwandelt und umgebaut, jedoch zur Erweiterung der Straße 1757 gänzlich abgerissen, und heißt heute „Parliament Street". Ein Dorf *„Chapelizod"* erinnert endlich noch an *„Isolde"*.

In der „Gesellschaft für Biblische Archäologie" hielt Professor *C. F. Lehmann-Haupt* eine „Semiramis in der Geschichte und Legende" betitelte Vorlesung, deren Inhalt kurz zusammengefaßt dahin lautet: Vor etwa 60 Jahren wurde eine Inschrift in Nimrud, an Stelle der Stadt Kalah, entdeckt, in welcher die Rede von einer königlichen Frau, namens „Sammuramat", ist. Obgleich dies zweifellos die assyrische Form von *„Semiramis"* bedeutet, so wurde im allgemeinen doch ihre Person als legendarisch aufgefaßt, ein Irrtum, dem nunmehr historisch bewiesene Tatsachen gegenüberstehen. Der Vortragende, der gemeinschaftlich mit Dr. *Belik* eine Expedition nach jenen Ländern geleitet hat, illustrierte seine Vorlesung durch zahlreiche photographische Wiedergaben von Inschriften, die nicht nur außerordentlich wertvolles historisches Material darbieten, sondern auch die der Semiramis beigelegte politische Größe vollkommen bestätigen. Da außer den summarischen Angaben die ausführlichsten Detailbeschreibungen geliefert werden, so kann den von Professor Lehmann-Haupt gezogenen Schlüssen nur unbedingt beigestimmt werden. Mit anderen Worten: Die Identität der Semiramis ist ebenso wie ihre charaktervolle, hochbedeutende, historische Persönlichkeit nachgewiesen.

Die *„Association of the Newspaper Press Fund"* feierte ihr 50jähriges Jubiläum in London. Fast alle berühmten Dichter, Literaten und Schriftsteller der Tagespresse in England gehören ihr an. Besonders freudig möchte ich aber konstatieren, daß das gute Einvernehmen mit den auswärtigen Kollegen, so namentlich mit den deutschen Korrespondenten, in der Festrede des Vorsitzenden zum Ausdruck kam.

Die deutsche Theatergesellschaft in England, welche eine Unterabteilung der *„Foreign Theatre Society"* bildet, gab unter der Direktion von Herrn *Gerald Weiß*, im „Cosmopolis-Theater", eine sehr gelungene und mit vielem Beifall aufgenommene Vorstellung von Schillers „Kabale und Liebe".

In einem Exemplar der ersten Ausgabe von *Wordsworth „yarrow Revisited and Other Poems"*, jetzt im Besitze von Mr. Arthur Ewen in Aberystwyth, steht auf der letzten leeren Seite, nachstehendes, mit des Dichters eigener Hand geschriebenes Sonett:

„The vestal priestess of a Sisterhood
Who knew no self, and whom the selfish scorn
She seeks a wilderness of weed and thorn,
And, undiverted from her blessed mood

By keen reproach or blind ingratitude,
A wreath she twines of blossoms lowly born
And amaranthine crown of flowers forlorn,
And hangs her garland on the Holy Road.

Sister of Mercy! bravely hast thou won
From men who winnow Charity from Faith,
The pharisaic sneer, that threats as dross,

The works by faith ordained. Pursue thy path,
Till, at the last, thou hear the voice — „Well done
Thou good and faithful servant of the Cross." —

Da dies, von dem Poeten am 22. Februar 1849 unterzeichnete Gedicht in keiner andern Ausgabe vorkommt und überhaupt sein *letztes ist*, scheint die Anteilnahme des englischen Publikums sicherlich gerechtfertigt.

In der „Dudley Galery" hat die hochtalentvolle Künstlerin, *Miß Dorothea Landau*, eine Reihe vorzüg-

licher Handzeichnungen, meistens Porträts bekannter oder hervorragender Personen ausgestellt. Unter diesen nenne ich besonders: Miß Glady Holman Hunt, Maximilian Ritter von Kahler, Reinhold Lepsius, Dr. W. Pasteur, Miß W. Mitchell, W. M. Rossetti, Sir Sidney Colvin, Gräfin Feodora Gleichen, der Maler E. R. Hughes und das Porträt des verstorbenen, ausgezeichneten Kupferstechers Alphonse Legros.

Besondere Überraschungen brachten bei *Sotheby* die Auktionen während des Monats Juni zwar nicht, indessen sollen doch einige der bemerkenswertesten Preise verzeichnet werden: Ein schön illuminiertes Manuskript, Missale aus Bologna, datiert vom Ende des XV. Jahrhunderts, 20,000 M. *Thomas Hariot*, Virginia, 1. Ausgabe, 1588, 26,000 M. „Threnodia Augustalis", die sehr seltene erste Ausgabe, 6000 M. *Burns* „Poems", 1786, Kilmarnoch-Ausgabe, 3000 M. *„Londini Speculum*, or *London Mirror*", 1637, 1450 M. *Ralph Higden, Policronicon*, 1800 M. Ein koloriertes Kupferstichpaar nach *Morland: „The Cottagers*" und *„The Travellers"*, 11,600 M. *Benjamin Franklins* erstes Werk „A Dissertation on Liberty and Necessity, London 1725", das zuerst nur 2 Schilling und 6 Pence kostete und nicht mehr als 16 Seiten umfaßt, 20100 M.; *G. Mourat*, „A Relation of the English Plantations in New England", 1622, klein-Quart, 7000 M.

In der Auktion der Bibliothek von Mr. *Sydney Humphries* brachte den höchsten Preis von 3300 M.: „Les Metamorphoses d'Ovide en Latin et en François", vier Bände, illustriert durch Stiche von *Boucher*, *Moreau*, *Gravelot* und andern. — Das letzte Viertel der *„Butler-Bibliothek"* hatte im Verkauf als beste Preise zu verzeichnen: *„Aretino*, de Bello Italico, 1470", 700 M., „Biblia Hebraica", 17 Bände in 8°, 1544—46, gebunden für den Grafen Hoym, 600 M., *Chaucer*, „Canterbury Tales", 1493, R. Pynson, 2500 M., *Curtius*, „De Gestis Alexandri Magni", ein italienisches Manuskript aus dem XV. Jahrhundert, 900 M.

London, Anfang Juli. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

Eine überraschende Nachricht brachten jüngst die Tagesblätter: die Stadt Wien beabsichtigt die Herausgabe eines wissenschaftlichen Kataloges ihrer Briefsammlung. Seit jeher war ja — von älteren Versuchen, zum Beispiel Hoffmanns von Fallersleben, abgesehn — der Wunsch laut, die Schätze der Wiener öffentlichen Bibliotheken in gedruckter Form gebucht zu wissen. Freilich ist nicht auf den ersten Blick einzusehn, warum in dieser Erfüllung gerade die Handschriftenabteilung der Wiener Stadtbibliothek vorangehn soll; bei aller darüber empfundenen Genugtuung würde man fast eher einen gedruckten Katalog der *Bücher* wünschen, da ein solches Werk gleichzeitig eine mustergültige und die lokale Bedeutung überragende Bibliographie darstellte. Wenigstens sollten die Raritäten katalogisiert werden, Handschriften müssen ohnedies von den Forschern meist an Ort und Stelle eingesehn werden. Aber alle Einwendungen fallen schließlich vor der Bedeutung des genannten Unternehmens.

Wien hat nun auch für *Alfreds von Berger* Andenken gesorgt durch die im Deutsch-Österreichischen Verlag erscheinenden „Gesammelten Schriften", aus dem Nachlaß herausgegeben von Anton Bettelheim und Karl Glossy. Bis jetzt liegt der erste Band, die autobiographischen Schriften enthaltend vor. („Im Vaterhaus". 1853—1870. „Reise nach Indien". „Wie ich zum Theater kam." „Einiges über mich selbst".) Den Verehrern Bergers muß diese, wohl auf drei Bände berechnete Ausgabe, noch dazu in ihrer schönen Gewandung, ein reiches Geschenk bieten. Andere werden bei der Lektüre dieser oft geradezu egoistischen Introspektion denken, daß alles von Berger Herstammende in erster Linie doch mehr für den Interesse erweckt, der ihn persönlich gekannt hat.

Die genaue Angabe der ersten Druckorte der aufgenommenen Stücke wäre wünschenswert erschienen, aber vielleicht folgt sie am Schlusse des letzten Bandes. Außerdem wird mancher eine nähere Notierung des beigegebenen Bildnisses missen. Es wird eben noch lange dauern, bis die Literarhistoriker auch die Ikonographie ihrer Berücksichtigung würdigen.

Derselbe Verlag legt ein weiteres Buch vor: „Österreichische Zeiten und Charaktere. Ausgewählte Bruchstücke aus österreichischen Selbstbiographien, herausgegeben von *Max Mell*," das an dieser Stelle noch nicht angeführt worden ist. Vier Jahrhunderte spiegeln sich in diesen kundig aneinander gereihten Kapiteln aus zum Teil sehr selten gewordenen Werken (Herberstein, Geizkofler, Elisabeth Stampfer), worin auch eine hier erstmalig gedruckte Selbstbiographie des Erzherzogs Karl erscheint. Auch die Partien aus dem „Weißkunig" sind in der Reihe von „Selbstbiographien" gern gesehene Gäste. Sehr zu begrüßen sind die beigegebenen Reproduktionen authentischer Bildnisse, wobei sich *Grillparzer* (nach einer Handzeichnung von Schefler von Leonhardshoff) besonders auszeichnet. Österreichische Memoirenliteratur hat in dem Verlage von Georg Müller einen rührigen Förderer gefunden. Die glänzend ausgestatteten Bände der von Gustav Gugitz geleiteten Sammlung „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich" sind jedem Bücherfreunde zur Hand. Band VII und VIII liegen vor als *„Mein Leben" von Gräfin Lulu Thürheim*. Erinnerungen aus Österreichs großer Welt 1788—1819. In deutscher Übersetzung mit Anmerkungen, Register usw. versehen von René van Rhyn [= Philipp Freiherr von Blittersdorf]. Es sind keine aus dem Zentrum der politischen Ereignisse fließenden diplomatischen Berichte, wir erfahren keine strategischen Pläne, aber ungemein anziehend ist es zu hören, was eine aufmerksame, gescheite und völlig unparteiische Frau von der Napoleonischen Zeit und deren Niederschlägen in Österreich erzählt, Die freimütigen Wort über den Hof vermehren die Objektivität des Ganzen. Besonderes Lob gebührt der Übersetzung, die sich als solche



soweit verbirgt, daß man sie unbedingt als Original nehmen müßte, um so mehr als stellenweise Austriazismen in den Stil sich mengen, die man einer Gräfin zur Zeit der Caroline Pichler gerne zugute hielte.

Die nächsten Nachfolger dieser Memoiren werden die neubearbeiteten, wissenschaftlich kommentierten Autobiographien *J. F. Castellis* (besorgt von Dr. Joseph Bindtner) und *Caroline Pichlers* (besorgt von Dr. E. K. Blümml) vorstellen. In zuvorkommender Weise haben mir die beiden Herren Herausgeber bereits Aushängebogen der genannten Werke zur Verfügung gestellt, die beweisen, daß der deutsche Gelehrte fähig wäre, selbst aus einer Zeile Castellis ein ganzes Buch zu schöpfen. Die Publikationen werden aber wohl besser erst bei ihrem öffentlichen Erscheinen an dieser Stelle gewürdigt werden.

Der Wert dieser Memoiren-Serie wird besonders durch die zahlreich beigegebenen authentischen Illustrationen gehoben. Nicht weniger als 73 blattgroße Bildbeilagen zieren das Werk der Thürheim, Reproduktionen von Bildnissen, deren Originale nicht nur mühsam herbeigeholt, sondern oft erst entdeckt werden mußten.

Zwei Dichterjubiläen dieses Monats haben ihre literarischen Boten, allerdings ganz divergierend, vorausgesandt. Der 70jährige *P. Rosegger* wird neben seinem Wiener Ehrendoktordiplom noch viele Festnummern sehen müssen, während S. Fischer *Bahrs* 50. Geburtstag mit einem billigen Essaybande des Gefeierten belegt. Übrigens wird die Kunsthandlung von Hugo Heller in Wien bei dieser Gelegenheit eine Bahr-Ausstellung veranstalten.

Die letzte Zeit bot auch eine Reihe Erscheinungen für den Kunsthistoriker und -Sammler.

Bei einem Gelehrten, wie *Theodor von Frimmel*, kann man immer gewärtig sein, daß er etwas schafft, das noch nie dagewesen oder noch niemand eingefallen ist. Von seiner groß angelegten „Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen" liegt der erste Schlußband vor: „*Lexikon der Wiener Gemäldesammlungen*". Buchstabe A bis F. (Mit 82 Abbildungen.) 1913. Georg Müller Verlag, München. In nach dem Namen des Besitzers alphabetisch geordneter Reihenfolge werden die vergangenen und gegenwärtigen Galerien Wiens inventarisiert über Verfolgung der Geschichte einzelner Bilder. Es ist klar, daß diese mühevolle, auf schier ungeheuerlichen Sammlungen basierte Arbeit eine unentbehrliche Quelle für jeden Gemäldehistoriker bietet, daneben wirkt aber der wunderschön ausgestattete Band mit seinen meist nach privaten Aufnahmen gearbeiteten Bildern auch in beschaulicher Weise auf den Kunstfreund.

Gleichzeitig erschien das zweite Heft von *Frimmels* „Studien und Skizzen zur Gemäldekunde", die der Verfasser an Stelle der „Blätter für Gemäldekunde" nunmehr im Kommissions-Verlage bei J. Gerolds Sohn herausgibt.

Die Firma *Gilhofer & Ranschburg*, die kürzlich einen wertvollen Katalog von Almanachen und Taschenbüchern publizierte, versteigerte am 9. Juni 20 Aquarelle von Carl Schütz, die — bisher in den Originalen unbekannt geblieben, — dem Meister als Vorlagen für seine Stiche von Wiener Ansichten gedient hatten. Es seien hier die erzielten Preise notiert:

Nr. 1 2700 Kr.; Nr. 2 4100 Kr.; Nr. 3 4000 Kr.; Nr. 4 1500 Kr.; Nr. 5 2300 Kr.; Nr. 6 9000 Kr.; Nr. 7 1800 Kr.; Nr. 8 11000 Kr.; Nr. 9 3600 Kr.; Nr. 10 7500 Kr.; Nr. 11 2600 Kr.; Nr. 12 4000 Kr.; Nr. 13 9000 Kr.; Nr. 14 8800 Kr.; Nr. 15 2500 Kr.; Nr. 16 10500 Kr.; Nr. 17 1900 Kr.; Nr. 18 4000 Kr.; Nr. 19 4500 Kr.; Nr. 20 4800 Kr.

Zwei Blätter, nämlich Nr. 4 „die kais. Hofbibliothek", und Nr. 17 „die chirurgische Militär-Akademie" gingen in den Besitz der Stadt Wien über, die — einer privaten Mitteilung zufolge — jüngst auch ein bisher unbekanntes *Grillparzer-Bildnis*, ein Pastellgemälde des (†) Hofrates *Gochausen*, ihrem Museum einverleibte.

Da hier von Bilderpreisen die Rede ist, gedenken wir auch des von *Franz Malota* in Wien verlegten, nun im 3. Band erschienenen „Jahrbuchs der Bilder- und Kunstblätterpreise". Seinem Vorgänger gegenüber verstärkt, verzeichnet und beschreibt das Buch auf über 500 Seiten nahe an 15000, im Laufe des Jahres 1912 auf 87 Auktionen versteigerte Bilder mit den erzielten Preisen, Angabe des Datums der Versteigerung, Katalognummer usw. Es ist hier nicht der Ort über die Schwierigkeiten zu sprechen, die die Herstellung eines solchen Buches überwinden muß, sondern wir wollen ihm nur eine in jeder Hinsicht aufsteigende Linie wünschen, damit es den ihm gütig verliehenen Titel eines unentbehrlichen Handbuches rechtfertige.

Wien, Anfang Juli 1913. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

Wie *Rossini* seine Mutter sah und wie er sie selbst schilderte, wurde kürzlich in der Musikzeitschrift „Cronaca Musicale" berichtet. *Edmondo Michotte*, der diese Schilderung veröffentlicht, hat sie aus des Komponisten eigenem Munde erhalten. „Meine Mutter," erzählt er, „hieß Anna Guidarmi und war die einzige Tochter eines Bäckers in Pesaro. Sie galt für eine der schönsten Frauen der Romagna, und ich schwöre Euch, daß sie diesen Ruf nicht mit Unrecht genoß. Sie war von einer vollkommenen Schönheit, die an die reinsten Gestalten Raffaelscher Madonnen erinnerte, und dieser würde sie als Modell nicht verschmäht haben, hätte sie zu seiner Zeit gelebt. Ich war instinktiv, schon von der frühsten Jugend an, sehr empfänglich für die Reize einer schönen weiblichen Gestalt; aber die meiner Mutter wurde ich nie müde anzuschauen, wie versunken in eine Art von Zauber. Besonders Sonntags, wenn sie die Arbeitskleider abgelegt hatte — es ging etwas dürftig zu in unserem Hause — und ihr schönstes Kleid anlegte, um in die Messe zu gehen, fühlte ich mich stolz, an ihrer Seite trippeln zu dürfen. Meine Mutter erschien mir wie ein übernatürliches Wesen. Könnt ihr glauben, daß ich oft in der Woche die Tage zählte, die mich noch von dem er



sehnten Sonntag trennten? Groß, gut gewachsen, von frischer, doch ein klein wenig bleicher Farbe, mit prachtvollen langen schwarzen Haaren und ihren schönen weißen Zähnen, hatte sie in ihren Zügen einen Ausdruck von wirklicher Engelsmilde. Wenn sie die Augen auftat, hatte der Blick etwas von Raffaels Sixtinischer Madonna: es war eine Pracht! Die Augenlider waren sehr breit und neigten sich im normalen Zustand leicht über die Pupille; das gab dem Blick einen undefinierbaren Charakter, etwas von orientalischer Weichheit. Sie war sehr heiteren Gemütes, immer lächelnd und von gutem Humor. Sie kannte keine Note Musik, hatte aber ein erstaunliches Gedächtnis für alle Volkslieder der Romagna. Sie sang immer, auch wenn sie ihre Hausarbeiten verrichtete. Meine Mutter war das, was wir im Italienischen „orecchiante" nennen (einer, der alles nach dem Gehör singt oder spielt). Sie erinnerte sich mit Leichtigkeit an alles, was sie hatte singen hören, so daß sie, als sie später in eine der Wandertruppen eingetreten war, die an den kleinen Provinztheatern spielen, ohne weiteres die Rollen lernte, die ihr zufielen. Ihre Stimme war von natürlichem Ausdruck, schön, voll und angenehm, so daß sie, unterstützt von ihrer stattlichen Figur, auf der Bühne nicht ohne Wirkung blieb."

Die Zentenarfeier der Geburt Richard Wagners und Verdis hat *A. E. Marescotte* Gelegenheit zu einem interessanten Aufsatz „in memoriam" gegeben, den er in der „Rivista Mensile del Touring" veröffentlicht und in dem er unter anderem daran erinnert, wie alle großen Komponisten durch die Schönheit Italiens fasziniert worden seien. Auch Wagner hat den Zauber Italiens empfunden: Das schöne Italien war sein Verlangen von Jugend auf. Einmal schrieb er an Liszt: „Jetzt brenne ich vor Sehnsucht nach Italien zu gehen;" und oft hat er dies in seinen Briefen wiederholt. „Ende August, wenn du mich verlassen haben wirst," schrieb er ein ander Mal an Liszt, „werde ich nach Italien gehen, so weit hinein wie nur irgend möglich. Oh, wenn ich bis Neapel kommen könnte!" — Und wenn sein Aufenthalt in unserem Lande nicht von so langer Dauer war, wie der vieler anderer berühmter Komponisten, so ist doch der Eindruck, den er von ihm mit sich hinweggetragen hat, sehr tief gewesen. Seine beliebtesten Ziele waren Venedig und Neapel; aber auch der schöne Lago Maggiore lockte ihn: „Auf der Terrasse der Isola Bella an jenem strahlenden Sommermorgen," schreibt er in seinem Leben, „habe ich zum erstenmal nach langer Zeit wieder eine große Ruhe in meinem Geiste empfunden und dort den Traum einer Zukunft von Frieden und Harmonie entstehen gefühlt" (1858). Und so haben die Riviera und das stolze Genua mit besonderem Zauber auf den Geist des großen Meisters gewirkt. „Noch heute," schreibt er an anderer Stelle, „nach so vielen Jahren beherrscht der wunderbare Eindruck von Genua alle meine Erinnerungen an Italien. Mehrere Tage hindurch lebte ich in einer wahren Ekstase; ich war unfähig, einen vorher entworfenen Plan zum Besuch der Meisterwerke der Stadt auszuführen, und gab mich nur dem Genuß dieser neuen Umgebung hin, und das in einer Art, die man musikalisch nennen könnte. Ich machte mich gleich auf die Suche nach einem stillen Winkel, wo ich besser die gesammelten Eindrücke genießen konnte, und war immer von dem Wunsche getrieben, ein Asyl zu finden, das mir harmonische Ruhe gestattete, wie ich sie zu meinen Arbeiten brauchte." Und Italien wirkte jederzeit auf den großen Deutschen mit besonderer Anziehungskraft, so stark wie sie nur ein Land auf einen Geist haben kann: es bot ihm wiederholt Ruhe und Erholung und regte ihn zur Konzeption seiner unsterblichen Werke an. In den letzten Jahren seines Lebens kam er jeden Winter nach Italien, um hier die ersehnte Ruhe von seiner unermüdlichen Tätigkeit zu finden. . ."

Es existiert ein Stich von *Callot*, der als verloren angesehen wurde, da sich nirgends ein Exemplar davon fand. Dieser Stich dient als Illustration einer kleinen Schrift über eine Seeschlacht der Ritter vom Orden des Heiligen Stephanus gegen die Türken, die für unauffindbar galt. Nun hat *Eduard Bruvaert* in der Nationalbibliothek in Florenz in einem Sammelband diese Schrift wieder aufgefunden und mit ihr den Callotschen Stich. Er berichtet darüber in einer Broschüre: „Giuglio Graf Montauto war im Juli 1618 dem Admiral Jacopo Inghirami im Kommando über die Galeeren des Stephansordens gefolgt, und im kommenden Jahre gingen sechs Schiffe nach dem Orient in See, in der Hoffnung, neuen Ruhm und neue Triumphe für den Orden, den Cosimo I. Medici gegründet hatte, zu gewinnen. Craf Montauto verließ am 18. März Livorno und traf am 28. an den Küsten von Kalabrien ein. Hier glückte es ihm, eine Galeone aus Algier zu sichten, die zusammen mit einer türkischen Tartane ein Segelschiff aus Zante überfiel. Darauf gab der Admiral fünf seiner Galeeren den Befehl, die Galeone zu umzingeln und aufzubringen, während er selbst sich mit seinem Flaggschiff an die Verfolgung der Tartane machte, die indessen sehr schnell war und eiligst der Küste zusteuerte; nach fünfstündiger Fahrt gelang es ihm jedoch, sie zu nehmen und mit ihr eine Schaluppe, die mit vierzehn Türken bemannt war. Indessen hatte sein Unterbefehlshaber Alfonso Sozzifanti mit den fünf Galeeren sich in den Besitz der Galeone gesetzt. Bei dem Kampfe blieben acht Toskaner tot und fünfundsechzig verwundet; von den Türken aber wurden vierzig getötet und achtzig gefangen genommen; zwanzig Christen wurden befreit und fünfundzwanzig Kanonen erbeutet. Der Admiral Montauto fuhr dann wieder auf die hohe See und traf am 20. April vor dem Golf von Volo in Griechenland ein, der am Eingang von der befestigten Insel Ischiatti verteidigt wurde. Dort lag unter den Werken des Forts eine große türkische Galeere von vierundzwanzig Bänken. Aber die Ritter griffen sie doch mit drei ihrer Schiffe an, nahmen sie, machten 120 Gefangene und befreiten 212 Sklaven. Hier fanden weitere sechs Toskaner den Tod und dreiundzwanzig wurden verwundet; aber der türkische Kommandant Mustapha mit 60 seiner Leute fiel. Darauf setzten die Toskaner ihre Fahrt fort, kamen nach Negroponte, Cerigo, Cefalonia, bis schließlich die sechs Schiffe mit Beute reich beladen am 31. Mai wieder in Livorno



anlangten. Um ihre Taten zu feiern, wurde ein kleines Buch gedruckt, dessen Verfasser wahrscheinlich *Andrea Salvadori* war und das *Jacques Callot* mit einem Kupferstich geschmückt hat, der in zwei Ansichten die beiden Episoden dieser Fahrt schildert. Der Titel des Buches lautet: „*Relatione della presa di diversi legni Turcheschi, fatta dalle Galere della Religione di Santo Stefano nel primo viaggio di Levante l'anno* 1619."

Der Vortrag über die Geschichte des Buchhandels in Rom, den, wie ich im Maiheft berichtete, *Emilio Calvi* am 3. März dieses Jahres hier gehalten hat, ist jetzt in erweiterter Form als Buch erschienen, dessen Reinertrag zum Besten der Angestellten des italienischen Buchhandels bestimmt ist. Calvi beginnt mit einer kurzen Einleitung über die wunderliche Psychologie des Buches, um dann im zweiten Kapitel seine eigentlichen Ausführungen mit einer Beschreibung des Buchhandels im alten Rom zu eröffnen. Hier macht er interessante Angaben über die Straßen, wo die sogenannten „*tabernae librariae*" jener Zeit hauptsächlich ihren Sitz hatten: Nämlich an den Plätzen und Straßen, die in der Nähe der Fora lagen, er nennt auch einige Buchhändler mit Namen: „Atrettus; Secundus, der sein Geschäft hinter dem Tempio della Pace beim Forum hatte; dann die Sosii, an der Ecke des Vico Tusco und des Forums; Trifon, der der Verleger Quintilians war; Cajus Pollius Valerianus, der des Martial, und Dorus, der die Bücher Ciceros und Livius' verkaufte. Die Läden sahen ähnlich aus wie heute, Fenster und Mauern waren mit Ankündigungen und Titeln der neuesten Erscheinungen bedeckt. Horaz bemerkt satirisch, daß mittelmäßige Verse weder von den Göttern, noch von den Menschen, noch von den Anschlagwänden der Buchhändler geduldet seien. Ein merkwürdiger Brauch war es, hier auch verlorene Gegenstände bekannt zu geben. Im Anfang lieferte Rom die Bücher auch für die Provinzen, später fanden sich hier eigene Buchhandlungen. Calvi macht dann Angaben über den Preis der Bücher und berichtet, daß zum Beispiel das erste Buch der Epigramme Martials' bei Atretus für 5.40 Lire (5 denari) verkauft wurde. Meines Erachtens sind derartige Angaben über den Preis von Büchern in früheren Zeiten ganz wertlos, so lange man nicht zur Vergleichung die Preise von Lebensmitteln und anderen Gegenständen angibt, aus denen sich der *allgemeine* Geldwert einer Epoche ermessen läßt. Die Zensur wurde in Rom seit den Zeiten des Kaiser Augustus angewandt. Dieser ließ mehr als 2000 Bände mit Prophezeiungen verbrennen; Caligula verbot die Werke von Virgil und Livius. In diesen Fällen wurden dann die Bücher nach einem Senatsbeschluß auf dem Forum in Gegenwart der „Triumviri Capitales" mit großer Feierlichkeit verbrannt. . . Nach ganz kurzen Notizen über die frühchristliche Zeit, geht dann der Verfasser gleich zum Cinquecento über und kommt so zum Buche in unserem Sinne. Der Geschichte von Schweynheim und Pannartz fügt Calvi nichts Neues hinzu; denn es ist ja bekannt, daß sie sich vor der überhandnehmenden Konkurrenz nicht halten konnten und ihr Geschäft im Jahre 1474 auflösten, allerdings getrennt noch einige Jahre, jeder für eigene Rechnung, weiter arbeiteten. Er erwähnt auch, daß im Jahre 1472 ihr Korrektor, der Humanist Johann Andrea Bussi, Bischof von Aleria, im Namen der beiden Drucker an Papst Sixtus IV. eine Bittschrift um Unterstützung gerichtet habe, in der unter anderem darauf hingewiesen wird, daß damals in ihrer Druckerei, im Palazzo Massimi 12000 Bände lagerten, die sie nicht verkaufen konnten. Der Katalog der Ausgaben dieser beiden Drucker, ist übrigens der älteste gedruckte Bücherkatalog, der existiert. Von anderen Inkunabeldruckern deutscher Nationalität werden Ulrich Hahn aus Ingolstadt, Stephan Planck aus Passau, sowie Eucharius Silber aus Würzburg und Johannes Besicken aus Speyer erwähnt. In der ersten Hälfte des Cinquecento waren die angesehensten und wichtigsten Buchhändler in Rom Antonio Blado, Mazzocchi, Paolo Manuzio, Giaccomo Giunti und Francesco Tramezino. Die Zahl der Angestellten, die diese Buchhandlungen hatten, schwankte zwischen eins und zehn. Von einem solchen Angestellten erzählt Calvi eine hübsche Anektode: Es sei eines Tages ein etwas anspruchsvoller Kunde gekommen und habe ihn gefragt, in welchem Buche er eine bestimmte Notiz finden könne. „Das weiß ich nicht," antwortete der Angestellte barsch, worauf der andere sagte: „Wofür bezahlt Sie dann Ihr Prinzipal eigentlich?" „Mein Herr," habe der Angestellte erwidert, „wenn mein Prinzipal mich für all das bezahlen wollte, was ich und Sie nicht wissen, dann würden alle Reichtümer der Erde nicht genügen." Die italienischen Fürsten, speziell die Gonzaga in Mantua, bestellten ihre Bücher in Rom, und es scheint, daß die Buchhandlungen hier gut versehen waren. — Auf den Kupferstichhandel des XVI. Jahrhunderts eingehend, berichtet Calvi, daß das erste Unternehmen zur Herstellung und zum Vertrieb von Kupferstichen von *Raffael*, *Marcantonio Raimondi* und dessen Schülern gegründet und betrieben wurde, wie auch bei Vasari zu lesen ist. Aus dieser — wenn der Ausdruck erlaubt ist — Kunstanstalt gingen zahllose Blätter hervor. Auch andere Künstler, wie Marco da Ravenna und Agostino Veneziano, wurden Mitarbeiter. Raffael führte wohl den Vorsitz, doch wurden außer den seinigen auch zahlreiche andere Arbeiten hier vervielfältigt, so zum Beispiel Blätter von Dürer. Nach Raffaels Tode löste sich die Gesellschaft auf, und die Kupferplatten verblieben zum größten Teil dem Raimondi; doch wurden Platten und Abzüge bei der Plünderung von Rom im Jahre 1527 teils zerstört, teils in alle Winde zerstreut. Später suchte Antonio Salamanca aus Mailand den größten Teil wieder zusammen. Dieser hatte einen Bücher- und Kupferstichladen am Campo di Fiori, und in den Jahren 1538—1553 druckte er die Hauptwerke von Raffael und Marcantonio Raimondi neu und trieb einen lebhaften Handel damit. Nachdem er sich dann mit dem vielgenannten *Antonio Lafreri* vereinigt hatte, starb er im Jahre 1562. Sein Sohn Francesco trat aber aus dem Geschäfte aus und arbeitete für eigene Rechnung. Im Jahre 1577 starb auch Lafreri, und die Platten gingen an seinen Großneffen Claudio Duchet oder Duchetti über, sowie an dessen Neffen Stefano. Diese Angaben sind interessant für die heute von ver-



schiedenen Seiten angestellten Forschungen über die Lafrerische Kupferstichsammlung. Lafreri war der fruchtbarste unter den römischen Kupferstichdruckern des XVI. Jahrhunderts. Er widmete sich in erster Linie der Herstellung von Ansichten des damaligen Rom, und seine große, unter dem Titel „Speculum Romanae Magnificentiae" zusammengefaßte Sammlung von römischen Ansichten, ist das bedeutsamste Dokument für den Stand der Topographie, der Archäologie und der Kunst in Rom um die Mitte des XVI. Jahrhunderts. — Es ist unmöglich auch für die weiteren Jahrhunderte die Fülle interessanten Materials, die dies kleine Buch enthält, selbst nur auszugsweise hier wiederzugeben. Hervorgehoben aber sei die eigentümliche Tatsache, daß zu allen Zeiten das deutsche Element im Buchhandel Roms eine auffallend bedeutende Rolle gespielt hat. Auch *Friedrich Noack* in seinem Werke *„Das deutsche Rom"* geht ausführlich auf die Geschichte der deutschen Buchhändler in Rom ein und macht viele interessante Angaben. Und das ist bis heute so geblieben. Denn noch heute befinden sich hier etwa zehn buchhändlerische Unternehmungen, die von Deutschen betrieben werden, und unter ihnen die ersten Geschäfte der Stadt.

Ein interessantes Thema für seine jurstische Doktorarbeit hat Dr. *Giuseppe Vallardi*, der Sohn des bekannten Mailänder Verlegers, der vor kurzem an der Universität Pavia promoviert hat, gewählt. Er hat nämlich über den „Commercio librario in Germania" (den Buchhandel in Deutschland) geschrieben. Es läßt sich hieraus ersehen, welch wichtige Rolle der deutsche Buchhandel auch im Ausland spielt und welche volkswirtschaftliche Bedeutung man ihm hier auch in wissenschaftlichen Kreisen beimißt.

Von Neuerscheinungen möchte ich heute nur drei Bände aus den großen Sammlungen, die *Laterza* in *Bari* herausgibt, hervorheben: „In den „Scrittori d'Italia" sind die Dichtungen *Giambattista Marinos* unter der Redaktion von Benedetto Croce neu erschienen. Marino ist besonders durch seine Dichtung L'Adone bekannt geworden, die, obgleich in zahlreichen Ausgaben gedruckt, doch heute wohl mehr literargeschichtlich interessant, als wirklich noch literarisch wertvoll ist. Die erste Ausgabe erschien 1623 in Paris. Ferner sind in der gleichen Sammlung die „Rime" der beiden Dichterinnen des XVI. Jahrhunderts, *Gaspara Stampa* aus Padua und *Veronica Franco* aus Venedig, zusammen in einem Bande, besorgt von A. Salza, erschienen. Jeder Band dieser Sammlung kostet 5.50 Lire. Als dritte Neuerscheinung sei dann erwähnt: Benedetto Croce, Saggio sullo Hegel, seguito da altri scritti di storia della filosofia. (Versuch über Hegel mit anderen Schriften aus der Geschichte der Philosophie.) Außer Croces Schrift über Hegel, die zuerst im Jahre 1906, unter dem Titel „das Lebende und das Tote an Hegels Philosophie" erschien, und einigen weiteren Essais über Hegel, finden sich in diesem Bande vereinigt Schriften über Leonardo als Philosophen, Vico, Hamann, Herbart, Schelling, De Sanctis, Schopenhauer und über Nietzsches Geburt der Tragödie. Der Preis des Bandes beträgt 6 Lire.

Rom, den 19. Juli 1913. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Der „Niederländische Verein von Bibliothekaren und Bibliotheksbeamten" hat kürzlich ein *Adreßbuch* der in Niederland befindlichen *Bibliotheken* herausgegeben,[1] das eine wertvolle Ergänzung zu dem 1910 von dem Statistischen Amt im Haag veröffentlichten Werkchen über die Statistik der öffentlichen Lesehallen und Bibliotheken bildet (siehe „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Beiblatt II, 2, Seite 299f.). Die letztere Zusammenstellung berücksichtigte nur die für jedermann zugänglichen Einrichtungen; in dem neuen Führer haben auch die vielen Vereins- und Fachbibliotheken, zu denen nur Mitglieder oder Fachgenossen Zugang haben, Aufnahme gefunden. Die Anordnung des Werkes ist alphabetisch, nach den Ortsnamen, und innerhalb eines Ortes nach dem wichtigsten Wort aus dem Namen der Bibliothek; die weiteren Angaben enthalten Gründungsjahr, Öffnungszeiten, Bedingungen des Zutritts, die Namen der angestellten Beamten, Zahl der Bücher, Budget, Titel der herausgegebenen Kataloge und etwaiger Aufsätze oder Werke über die Bibliothek, außerdem kurze Aufzählung einiger Seltenheiten. Wir entnehmen dem Werkchen folgendes. Die meisten Bibliotheken zählt die Hauptstadt des Landes, *Amsterdam*: 71; an zweiter Stelle kommt *den Haag* mit 50, während die zweitgrößte Stadt, *Rotterdam*, nur 10 Bibliotheken aufzuweisen hat, von denen sich aber keine an Bedeutung mit einer der großen Bibliotheken der beiden ersten Städte messen kann. Wichtige Orte für den Bücherfreund und den Gelehrten sind natürlich die Universitätsstädte Leiden, Utrecht und Groningen; in *Leiden* befindet sich neben der großen Universitätsbibliothek die recht bedeutende Bibliothek der 1766 gegründeten Gesellschaft für Niederländische Literatur (Maatschappy der Nederlandsche letterkunde). Auffallend ist die große Anzahl Kloster- und Ordensbibliotheken in Holland, von deren Existenz man hier vielleicht zum ersten Male nähere Kunde erhält. Die Mehrzahl derselben liegt natürlich im Süden des Landes, in den katholischen Provinzen Limburg und Nordbrabant. Einige dieser Bibliotheken verfügen über recht beträchtliche Bücherschätze, natürlich nehmen hier die theologischen Fächer den Hauptplatz ein. Die größte ist die Bibliothek des Ignatiuskollegiums der deutschen Jesuiten in *Valkenburg*; dieselbe zählt 100000 Bände; hier sind heute die Bibliotheken von Exacten in Limburg und Ditton Hall bei Liverpool untergebracht, die früher in Maria Laach vereinigt waren. Die wichtigeren anderen Ordensbibliotheken mögen hier mit der Anzahl ihrer Bände folgen; das Kapuzinerkloster in *Babberich* (10000), die Abtei Berne in *Heeswyk*

[1] Nederlandsche Bibliotheekgids. Utrecht, Oosthoek, 1913. Preis: 1.50 hl.

(17000), das Willebrordskollegium in *Katwyk* (12000), das Minoritenkloster in *Megen* (8000), das Minoritenkloster in *Maastricht* (10000), das Canisiuskollegium der Jesuiten in *Nymegen* (50000), das Jesuitenkollegium in *Oudenbosch* (12000), zwei Klöster in *Tilburg* (je 10000), das katholische Missionshaus in *Steyl* (25000), das Jesuitenkloster in *Velp* in Nordbrabant (20000), das bischöfliche Seminar in *Warmond* (50000), das Minoritenkloster in *Woerden* (13000) und das Alphonsuskollegium in *Wittem* in Limburg (40000). Von Interesse ist vielleicht auch, daß es in Utrecht eine Bibliothek gibt, die ausschließlich der deutschen Literatur und Philologie gewidmet ist (Centrale Duitsche Bibliotheek) und im Haag eine entsprechende skandinavische Bibliothek. Öffentliche Lesehallen und Bibliotheken, die den Bedürfnissen des größeren Publikums, ohne Rücksicht auf Partei und Konfession, dienen, bestehen dem Adreßbuch zufolge augenblicklich 16 in Niederland; sie befinden sich in fast allen größeren Städten des Landes, in Rotterdam, Utrecht, den Haag, Groningen, Leeuwarden, Leiden, Middelburg und verschiedenen kleineren, sie fehlen aber bis jetzt noch in der Landeshauptstadt Amsterdam und in den in kultureller Hinsicht rückständigen katholischen Provinzen.

In Fachkreisen hat die *Ernennung des neuen städtischen Bibliothekars* in *Rotterdam* viel Staub aufgewirbelt. Obwohl sich um diesen Posten auch verschiedene fachlich geschulte Kräfte bewarben, die an anderen größeren Bibliotheken des Landes tätig sind, so hat man doch einem Outsider, einem Lehrer an einer höheren Bürgerschule, der sich bisher weder praktisch noch theoretisch mit dem Bibliothekswesen beschäftigt hat, den Vorzug gegeben. Es gibt gewisse Berufe in Holland, für die heute noch jeder, der über eine gewisse allgemeine Bildung verfügt, von den maßgebenden Körperschaften für gut genug erachtet wird; dazu gehört der Beruf des Museumsbeamten und des Bibliothekars; diese Stellungen gelten heute noch, wie das für die Zeit von vor 100 Jahren etwa zutraf, für bessere Sinekuren, für Versorgungsposten, mit denen entweder keine nennenswerte Arbeit verbunden ist oder doch eine solche, in die man sich ohne Schwierigkeit und ohne Schaden für die Einrichtung schnell einarbeiten kann. Daß heutzutage zu der sachgemäßen Ausübung dieser Berufe ein nicht geringes Maß von Spezialkenntnissen, die einem nicht so ohne weiteres zufliegen, und praktische Erfahrung in der Technik des Faches, die man sich auch erst allmählich erwerben muß, unumgänglich notwendig sind, daß diese Gebiete keine Versuchsfelder für Dilettanten sind, das will vielen hierzulande noch nicht einleuchten. So hat man kürzlich in Haarlem an die Spitze zweier wichtiger Museen, des Frans Hals-Museums und des Teylermuseums, Maler berufen und jetzt wieder in Rotterdam einen Nichtfachmann mit der Leitung der größten Bücherei in der Stadt betraut. Erfreulich ist bei dem letzten Fall nur die Einmütigkeit, mit der namhafte Vertreter des Bibliothekswesens gegen diese Ernennung vorher und nachher Protest eingelegt haben.

Einen interessanten Beitrag zur Gelehrtengeschichte liefert der Vortrag, den der Konservator der Leidener Universitätsbibliothek, *Dr. P. C. Molhuisen* über *Scaligers Berufung nach Leiden* auf der Jahresversammlung der „Maatschappy der Nederlandsche letterkunde" gehalten hat und der jetzt bei Sythoff in Leiden im Drucke erschienen ist: *„De komst van Scaliger in Leyden."* Der vornehm ausgestatteten Schrift in Folioformat verleihen zwei beigefügte Abdrucke von den alten Kupferplatten, in die H. Goltzius die Bildnisse der beiden Scaliger, Vater und Sohn, gravierte, noch besonderen Wert; diese Platten befinden sich noch heute im Besitze der Leidener Universität. Goltzius erhielt 1592 von den Kuratoren der Universität den Auftrag zu dieser Arbeit. 500 Abdrücke wurden damals angefertigt und gelangten hauptsächlich in Frankreich zur Verteilung, um dem jüngeren Scaliger zu schmeicheln und ihn für die Annahme eines Lehrstuhles in Leiden günstig zu stimmen. Durch den Weggang von Justus Lipsius hatte die junge Leidener Hochschule einen schweren, ja wie die Kuratoren meinten, unersetzlichen Verlust erlitten, und die einzige Persönlichkeit, die nach Ansicht des gelehrten und energischen Jan van der Does, einer der Kuratoren, imstande war, die Lücke wieder auszufüllen und den Ruhm der Hohen Schule zu vermehren, war der in Frankreich, auf einem Schlosse zu Preuillly, südlich von Tours lebende Scaliger. Um diesen großen Gelehrten zu gewinnen, ließ sich die Universität keine Mühe und keine Kosten verdrießen. Wie ein Fürst mußte Scaliger zur Annahme des Lehrstuhles von Lipsius gebeten werden, wie ein Fürst trat er die Reise nach Holland an; eine Eskorte von 32 Reitern und 7 berittenen Lakaien, dazu noch eine Anzahl Diener zu Fuß, die für das Gepäck zu sorgen hatten, brachten ihn nach Tours; die ganze Reise bis nach Leiden kostete der Universität die erkleckliche Summe von 3500 fl., was nach unserem heutigen Geld ungefähr 20000 fl. entsprechen würde. Als Gehalt erhielt der berühmte Philolog 2000 fl. jährlich, und als er später Streitigkeiten mit seiner Hospita bekam, wurden ihm noch weitere 200 fl. für Hausmiete bewilligt. Das Merkwürdigste ist aber, daß Scaliger von der Verpflichtung Kolleg zu lesen überhaupt entbunden war, das Katheder hat er daher auch nie bestiegen. Auf seinem Porträt in der Senatskammer wird er „decus academiae" genannt, was kein bloßes epitheton ornans war. Scaliger konnte sich so ungehindert seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen, und in Leiden wurde denn auch sein berühmtestes Werk, der *„Thesaurus temporum"*, vollendet.

Die Firma *J. Enschedé Söhne* hat in *Haarlem* ein kleines *Buchdruckereimuseum* eingerichtet. Man findet hier neben alten Drucken, die dem Laurens Janszon Coster und Gutenberg zugeschrieben werden, eine reiche Sammlung der mannigfachsten Matrizen und Typen, unter anderem solche für orientalische Ausgaben, ferner Platten für die verschiedenen Illustrationsverfahren. Auch einige Curiosa auf dem Gebiete des Zeitungswesens sind hier ausgestellt, so die erste Nummer der „Haarlemsche Courant" vom 8. Januar



1655 und eine der ältesten Nummern der „Amsterdamsche Courant" vom 7. Juli 1629. Sehr vollständig sind die von der Firma Enschedé, die selbst ja erst seit den Anfang des XVIII. Jahrhunderts existiert, und ihrer Vorgängerin, der Firma Wetstein gedruckten Werke vertreten, einschließlich der von Enschedé gedruckten Musikalien. Aus späterer Zeit sind die Proben Papiergeld von Interesse, dessentwegen die Firma Enschedé einen besondern Ruf genoß. An zwei Nachmittagen in der Woche ist das am Klokhuisplein in der Nähe der alten St. Bavokirche gelegene Museum für Interessenten zugänglich.

Martinus Nyhoff im Haag beabsichtigt die von *Jacob van Deventer* im Auftrage Philipp II. von Spanien in den Jahren 1558—1575 angefertigten *Pläne von 110 holländischen Städten* in Faksimiledrucken herauszugeben. Die Zeichnungen dieser Pläne sind heute über die Reichs- und Gemeindearchive von ganz Holland zerstreut, nachdem sich die niederländische Regierung 1859 die schöne Gelegenheit entgehen ließ, die Sammlung en bloc für das Reichsarchiv zu erwerben; ein kleiner Teil dieser Zeichnungen wanderte sogar ins Ausland, auf die Königliche Bibliothek in Brüssel. Der Atlas, der nach diesen Zeichnungen von van Deventer selbst gearbeitet wurde, wird heute in zwei Bänden auf der Nationalbibliothek in Madrid bewahrt; ein dritter Band ist verschollen. Ein Werk von einem solchen Umfang und einer solchen Genauigkeit steht in der gesamten kartographischen Literatur einzig da, und der Haager Verlag erwirbt sich daher durch die Herausgabe der alten Zeichnungen ein großes Verdienst. Nicht nur der Historiker, sondern auch der Architekt wird aus diesen Stadtplänen Belehrung schöpfen; denn dieselben bieten durch die Exaktheit der Zeichnung, die alle Straßen, Grachten und Brücken in der Stadt und auch noch ein großes Stück der Umgegend mit ihrem Wegenetz und den vor den Stadttoren gelegenen Klöstern und Spitälern deutlich erkennen läßt, eine wahre Fundgrube für die Geschichte des niederländischen Städtewesens. Der Preis der großen Publikation beträgt für Subskribenten 75 fl. Ist die Zahl derselben groß genug, so hofft Nyhoff auch die einzelnen Pläne zu einem niedrigen Preise in den Handel zu bringen.

Eins der wichtigsten Ereignisse auf dem graphischen Kunstmarkt der letzten 25 Jahre war die am 27. Mai von Fred. Muller & Co. in Amsterdam veranstaltete Auktion der *33 Rembrandtzeichnungen* der Sammlung *Heseltine*, die Kunstfreunde und Kunsthändler aus der ganzen Welt nach Amsterdam gelockt hatte. Die fabelhaften Preise, die hier erzielt wurden, stehen — das darf man wohl sagen — in keinem Verhältnis mehr zum Kunstwert der Blätter. Man bezahlte hier nicht mehr die Schönheit einer Zeichnung, deren Wert ja an sich inkommensurabel ist, sondern nur den großen Namen, auf den ein solches Blatt mit mehr oder weniger Recht getauft ist. Die Kunstliebhaberei beginnt so mehr und mehr in eine Art Sport auszuarten, von dem sich die echten Kunstfreunde besser fernhalten sollten, um die Preise nicht noch mehr in die Höhe zu treiben. Von Interesse dürfte es sein, die enorme Preissteigerung, die einige Blätter im Laufe eines halben Jahrhunderts durchgemacht haben, zu verfolgen. Ich will daher, soweit ich das ermitteln konnte, auch die Preise, die auf früheren Auktionen gezahlt wurden, angeben.

Nr. 1. Selbstbildnis, stehend, von vorn gesehen: 22 500 fl.

Nr. 2. Heilige Familie mit der schlafenden Maria: 10 500 fl.

Nr. 3. Darbringung im Tempel: 10 2000 fl. Das Blatt wurde 1860 bei der Versteigerung der *Woodburn* Sammlung für 12 £ 16 sh. = 153,60 fl., und 1883 auf der Versteigerung der Sammlung *Jacob de Vos* in Amsterdam für 1150 fl. verkauft; der Preis ist also innerhalb der letzten 30 Jahre um das Zehnfache gestiegen. Der Käufer war der Herr *Strölin* in Paris.

Nr. 4. *Studie für die Jünger in Emmaus*: 4200 fl.; Käufer: Herr *Kappel* in Berlin. Das Blatt brachte 1860 auf der Auktion *Woodburn* 1 £ 16 sh. = 19,90 fl., und auf der Auktion *Wellesley* 1866 war der Preis schon auf 36,30 fl. gestiegen. Das Blatt erzielte jetzt auch mehr als das Zehnfache.

Nr. 5. *Sitzender alter Mann*: 7300 fl., Käufer: *Sigmüller* in Triest; auf der Auktion *Jac. de Vos* 1883 genügten 1020 fl.

Nr. 6. *Sitzende Frau*: 2200 fl.; Käufer: *Asscher* in Amsterdam. Auf der Auktion *Jac. de Vos* 1883 wurde es mit Nr. 8 dieses Verzeichnisses für 175 fl. verkauft.

Nr, 7. *Sitzender Mann*: 7100 fl., Käufer: *Danlos* in Paris.

Nr. 8. *Skizzenblatt mit vier Figuren*: 1500 fl.; Käufer: *van Wisselingh* in Amsterdam; ging auf der Auktion *Jac. de Vos* 1883 zusammen mit Nr. 6 dieses Verzeichnisses für 175 fl.

Nr. 9. *Junge Frau mit Kind auf dem Arm*: 4100 fl.; Käufer: das *Rembrandthaus* in Amsterdam.

Nr. 10. *Frau mit Kind*: 1000 fl.; Käufer: die bekannte Porträtmalerin *Therese van Duyl-Schwartze* in Amsterdam.

Nr. 11. *Frau in Ohnmacht*: 2700 fl.

Nr. 12. *Saskia im Bett*: 9100 fl.; Käufer: *Strölin* in Paris. Nach Hofstede de Groot, Beschreibendes Verzeichnis der Handzeichnungen Rembrandts, soll die Zeichnung auch auf der Auktion *Jac. de Vos* vorgekommen sein, aber unter den Rembrandtzeichnungen wird sie in dem Auktions-Katalog dieser Sammlung nicht aufgeführt.

Nr. 13. *Brustbild einer Frau*; 1400 fl., Käufer: *Therese van Duyl-Schwartze.*

Nr. 14. *Kopf eines Greises*: 3500 fl., Käufer: *Danlos* in Paris.

Nr. 15. *Sitzender alter Mann*: 9500 fl.: Käufer *Danlos* in Paris.

Nr. 16. *Sitzende Dame mit Buch auf dem Schoß*: 7000 fl.; Käufer: *Kappel* in Berlin.

Nr. 17. *Eingeschlafenes junges Mädchen*: 12 700 fl., Käufer: das *Rembrandthaus* in Amsterdam. Das Blatt erzielte auf der Auktion *Jac. de Vos* 1883 zusammen mit der Zeichnung eines eingeschlafenen Knaben: 605 fl.



Nr. 18. *Der sogenannte Witwer*, ein Mann, der ein kleines Kind, das er auf dem Schoß hält, füttert: 9800 fl., Käufer: *Hofstede de Groot* im Haag.

Nr. 19. *Schlafendes junges Mädchen im Fenster*: 10 900 fl., Käufer: die Auktionsfirma *Fred. Muller*. Kam nach Hofstede de Groot auch auf der Auktion *Jacob de Vos* vor, findet sich jedoch nicht in dem Katalog.

Nr. 20. *Frau aus dem Fenster sehend*: 19 000 fl., Käufer: *Strölin* in Paris.

Nr. 21. *Sitzende nackte Frau*: 13 000 fl., Käufer: *Rodrigues* in Paris.

Nr. 22. *Liegende nackte Frau*: 14 900 fl., Käufer: das *Kupferstichkabinett des Ryksmuseums in Amsterdam*.

Nr. 23. *Liegender Löwe*: 3000 fl., Käufer: die Auktionsfirma *Fred. Muller*.

Nr. 24. *Bauernhof unter Bäumen*: 30 100 fl., Käufer: *Gutekunst* in Stuttgart.

Nr. 25. *Weg an der Amstel*: 22 200 fl., Käufer: *Strölin* in Paris.

Nr. 26. *Baumgruppe am Wasser*: 20 000 fl., Käufer: *Strölin* in Paris.

Nr. 27. *Brandstätte des Amsterdamer Rathauses*: 6300 fl., Käufer: das *Rembrandthaus* in Amsterdam. Auf der Auktion *E. de Burlet* in Amsterdam 1807 ging das Blatt unter Nr. 6 für 7,15 fl., und auf der Auktion *Henry Wellesley* in London 1866 für 37,80 fl.

Nr. 28. *Der Montelbaansturm in Amsterdam*: 10 400 fl., Käufer: das *Rembrandthaus*.

Nr. 29. *Brücke in Dordrecht* (?): 3700 fl., Käufer: *van Wisselingh* in Amsterdam.

Nr. 30. *Ansicht eines Dorfes* (*Amstelveen?*): 4900 fl. Käufer: *van Beuningh* in Amsterdam. Auf der Auktion *de Wellesley* in London 1866 brachte die Zeichnung 51 fl. auf.

Nr. 31. *Mühlen bei Amsterdam*: 10 900 fl., Käufer: *Börner* in Leipzig. Auf der Auktion *Jac. de Vos* in Amsterdam 1883 bezahlte man dafür 650 fl.

Amsterdam, Mitte Juli. *M. D. Henkel.*

Von den Auktionen.

Als im März dieses Jahres die Nachricht vom Tode des Hamburger Sammlers *Arnold Otto Meyer* durch die Presse ging, war man gespannt, zu hören, was das Schicksal dieser berühmten deutschen Sammlung wohl sein würde. Jetzt wird bekannt, daß die Firma *C. G. Boerner* in *Leipzig* die Handzeichnungs-Sammlung zur Versteigerung übernommen hat, so wird sie denn an derselben Stelle verkauft werden, wo in den letzten Jahren die bedeutendsten Handzeichnungs-Sammlungen dieser Art: die Sammlungen *Flinsch*, *Cichorius* usw. versteigert worden sind. Wir werden später nach Erscheinen des Kataloges des Näheren auf die Sammlung eingehen, möchten aber schon jetzt berichten, daß, wie uns die Firma C. G. Boerner mitteilt, hier von den großen deutschen Meistern aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die kostbarsten Stücke zum Verkauf kommen. Berühmt ist die Meyersche Sammlung vor allem durch ihren reichen Besitz Schwindscher Originalwerke, Gemälde als auch Handzeichnungen. Außerdem hat Arnold Otto Meyer, der mit jenen Künstlern allen befreundet war, noch besonders wertvolle Spezial-Sammlungen angelegt: von Werken *Ludwig Richters*, *Anselm Feuerbachs*, *Eduard Steinles*, *Friedrich Prellers*, *Schnorr von Carolsfelds* und auch von den anderen großen Meistern der Zeit *Genelli*, *Führich*, *Koch* und anderen schmückten hervorragende gerahmte Werke die Räume seiner Villa und fand sich manche feine Zeichnung in seinen Mappen. Besonderes Interesse wandte er auch einigen Hamburger Künstlern zu. Von allen diesen Künstlern besaß er außerdem, wenn auch nicht systematisch gesammelt, eine Fülle von graphischen Werken, Probedrucke von Holzschnitten, Radierungen usw. Wenig bekannt ist, daß zu der Sammlung auch wertvolle Bestände alter deutscher, italienischer und niederländischer Zeichnungen des XVI. bis XVII. Jahrhunderts gehören.

Die Versteigerung wird erst im März 1914 stattfinden, da die Firma C. G. Boerner im kommenden Herbst mit den Versteigerungen anderer Sammlungen engagiert ist. So wird Mitte Oktober die große Lipsien-Sammlung des verstorbenen *Hans Bey* und Mitte November eine umfängliche Sammlung Kupferstiche aus Mailänder Adelsbesitz versteigert, deren Hauptwert in den wertvollen Kollektionen der großen Porträtstecher des XVI. bis XVII. Jahrhunderts, besonders *Nanteuil*, *Drevet*, *Edelinck*, beruht.

Bei *Martin Breslauer* in *Berlin* fanden vom 17. bis 19. Juni zwei bemerkenswerte Versteigerungen statt. Die erste betraf *das Schauspiel in Deutschland bis 1700 und die inhaltlich verwandte Literatur der Zeit*. Wir erwähnen als Ergebnisse über hundert Mark: Sammelschrift enthaltend Reformationsschriften von *Heinrich von Kettenbach*, *Symon Reuter*, *Georg Schönich* und den zweiten Druck der „wittenbergisch Nachtigall", Straßburg 1523, 120 M.; Ain Tragedia oder Spill gehalten in dem Küniglichen Sal zu Paris, 1524, 125 M.; *Jörg Wickram*, Der Rollwagen, *Jakob Frey*, Die Gartengesellschaft, *M. Montanus*, Der Wegkürtzer, Frankfurt 1574 (unbekannte Gesamtausgabe), 125 M.; *Joh. Agricola*, Tragedia Johannis Huss, Wittenberg 1538, 100 M.; *Jac. Ayrer*, Opus thaeatricum, Nürnberg 1618, 270 M.; *Xystus Betulius*, Judith, Straßburg 1559, 180 M.; *Thomas Birck*, Comedia (von den Doppelspielern), Tüb. 1590, 126 M.; *Leonhart Culman*, Ein Christenlich Teütsch Spil, wie ein Sünder zur Buss bekärt wirdt. Nürnberg 1539, 120 M.; *Jacob Funkelin*, Spyl vom Lazaro, Zyrich 1552, 125 M.; *Pamphilus Gengenbach*: Die X Alter diser welt, Augspurg 1518, 130 M.; Clag über die Todtenfresser, Straßburg, Joh. Prüss, o. J., 120 M.; Der Curtisan und pfrunde fresser, o. O. (1521), 100 M.; Ein frisch Combiszt, Straßburg, ca. 1540, 168 M.; Ein kurtzer begriff . . ., Basel 1523, 115 M.; Liber Vagatorum, Augsburg ca. 1512, 130 M.; Der new Deutsch Bileams Esel,



Straßburg 1542, 140 M.; Der Nollhart, Basel 1517, 400 M., Von einem Waldbruder, Augsburg 1522, 160 M.; Von drien Christen, Basel 1523, 115 M.; Gesprächbüchlein, Hs. des ersten Viertels des XVI. Jhs. völlig unbekannter fünf Gespräche, 135 M.; *Georg Gnaphaeus*, Acolastus, übersetzt von *Binder*, Zürich 1535, 125 M.; *Christoph Hegendorfer*, Comedia nova, Lipsiae 1520, 145 M.; *Naogeorg*, Der Kaufmann oder das Gericht, in Teutsche Reymen gebracht durch Jacobum Rulichium, Lindau 1595, 125 M.; Regnum Papisticum, o. O., 1553, 150 M.; Pammachius, o. O. u. J. (1538), 150 M.; *Joh. Kolross*, Eyn schön spil von fünfferley betrachtnussen, Basel 1532, 120 M.; *Joh. Fridolinus Lautenschlager*, Esther, Fryburg 1587, 115 M.; *Simon Lemnius*, Lutii Pisaei Juvenalis monachopornomachia (Chur? ca. 1540), 255 M.; *Lohenstein*, Cleopatra, Breslau 1661, Agrippina, Breslau 1665, Epicharis, Breslau 1665, 105 M.; *Jos Murer*, Absolom, Zürich 1565, 120 M.; Belägerung der Statt Babylon, Zürich 1560, 120 M.; Zorobabel, Zürich 1575, 136 M.; *Paul Rebhuhn*, Susanna, Wittenberg 1537, 250 M.; *Jacob Schoepper*, Monomachia Davidis et Goliae, Tremoniae 1550, 125 M.; *Christian Weise*, Von dem Neapolitanischen Haupt-Rebellen Masaniello nebst Lustigem Nachspiel von Tobias und der Schwalbe, Von Jacobs doppelter Heyrath. Mit 82 Seiten Noten, Zittau 1682, 125 M.

An zweiter Stelle kam die einzig dastehende Sammlung *Edward Clément-Magdeburg* des *Almanach de Gotha* und des *Gothaischen Hof-Kalenders* unter den Hammer. Angaben aller Höchstgebote hätten nur bei genauer Beschreibung der Objekte, die hier nicht möglich ist, einen Zweck. So sei nur erwähnt, daß eine vollständige Reihe des Gothaischen Hof-Kalenders 1765—1892 3000 M. brachte, eine entsprechende des Almanach de Gotha 1766—1912 6300 M.; daß drei Exemplare des ersten Jahrgangs (1766) auf 510 M., 455 M., 340 M. kamen, zwei des zweiten auf 305 M. und 215 M., eins des dritten auf 300 M. Unter den späteren Bänden erzielte noch der Almanach 1777 360 M.; die auf Napoleons Veranlassung unterdrückte ursprüngliche Ausgabe des Hof-Kalenders von 1808 800 M., des Almanac vom selben Jahre 1200 M., der Almanac für 1814 355 M.

G. W.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Das Grabmal Pauls III. in St. Peter in Rom von Ernst Steinmann (*Rom, Oktober* 1912). Der elegante Foliant ist nach Anlage, Ausführung und Ausstattung das Muster einer kunstwissenschaftlichen Monographie. Wenn der Historiker der Sixtina, für den die dämonische Persönlichkeit Michelangelos im Mittelpunkte seiner Forschungen steht, mit dieser Abhandlung den Zweck verbindet, Guglielmo della Porta, einen Bildhauer von großer Begabung, dem, wie manchem anderen Künstler des Michelangelo-Kreises auch, seine Beziehungen zu dem gewaltigen Meister kein Lebenssegen geworden sind, gegen das abfällige Urteil Winckelmanns zu verteidigen, das ein beachtenswertes Beispiel für die Wandelbarkeit der Kunstanschauungen ist, so ist es ihm gelungen, die Anerkennung des Lesers für einen Verkannten zu gewinnen. Aber die Abhandlung ist nicht auf die Absicht einer autoritativen Kritik gestimmt, obschon, nein weil ihr Verfasser seiner Individualität sicher ist. Sie läßt den Leser heiter und mühelos das Ergebnis einer Arbeit genießen, deren Umständlichkeit die Anmerkungen kaum ahnen lassen und formt aus einem ausgebreiteten Wissen den spröden Stoff zu einer Geschichte dieses Papstgrabes, die anschaulich wie eine der berühmten altitalienischen Erzählungen ist. Als Manuskript bei Poeschel & Trepte in 300 Exemplaren gedruckt, bereichert mit in der Druckausführung prächtig gelungenen Bildtafeln nach Aufnahmen von Domenico Anderson in Rom, kann der Band in mancher Hinsicht auch vorbildlich für die noch sehr im Argen liegende Ausstattung wissenschaftlicher Werke sein.

Professor Steinmann hat das Buch der jüngst dahingeschiedenen Henriette Hertz gewidmet, als deren Vermächtnis an die kunstwissenschaftliche Welt er die am 15. Januar dieses Jahres der Benutzung übergebene Bibliotheca Hertziana verwaltet, die den Gelehrten aller Nationen bei ihren römischen Studien erwünschte Unterstützung gewähren soll. Die Bibliotheca Hertziana veröffentlicht ihre „Römische Forschungen" (in Deutschland im Verlage von Klinkhardt und Biermann in Leipzig). Der dritte Band der Reihe soll im Herbst dieses Jahres erscheinen, die großangelegte, mit über hundert Lichtdrucktafeln ausgestattete Ikonographie: Die Porträtdarstellungen des Michelangelo, von Professor Steinmann herausgegeben. Der Subskriptionspreis dieser unter der künstlerischen Leitung von Marcus Behmer stehenden prachtvollen Veröffentlichung beträgt 100 M. und die Kunstfreunde seien schon jetzt auf die Gelegenheit hingewiesen, ihren gerade in der letzten Zeit glücklich gemehrten Michelangelo-Büchern ein neues hinzufügen zu dürfen, das zu den schönsten ihres Besitzes gehören wird.

G. A. E. B.

Neue Heiligenliteratur: *Francis Thompson*, Ignatius v. Loyola, Ein Heiligenleben. *Kösel, Kempten und München* 1912. 3.20 M. — *P. F. de Ribera*, Leben der heiligen Theresia. Deutsch von J. J. Hansen. *Paderborn, Bonifaziusdruckerei*. 3.60 M. — *F. A. Holland*, Franz v. Assisi, Legenden. *Kösel, Kempten und München* 1912. 2 M. — *J. Minichthaler*, Heiligenlegenden. Zwei Hefte. *Kösel, Kempten und München* 1911, 1913. 80 Pfg.

Sankt Ignatius und Sankta Theresa — wir sind gewohnt, diese Heiligen als Personifikationen der zwei entgegengesetzten Ideale katholischer Religiosität, der Vita activa und der Vita contemplativa anzusehen. Wer aber mit Muße diesen beiden Heiligenleben nachgeht, wird bald finden, wie tief das aktive Leben des Ignatius in einer schwärmerischen, glühenden Mystik wurzelt, wie andrerseits das ununterbrochene

Gebet des Herzens der Mutter Theresa fruchtbar gemacht wird zu erstaunlicher äußerer Leistungsfähigkeit, — Klostergründungen und Klosterreformationen unter den widrigsten Kämpfen gegen Stadtobrigkeiten, Missionsreisen, allen erdenklichen Beschwerden und Hemmnissen zum Trotz.

Thompsons Biographie des heiligen Ignatius ist das Buch eines Dichters. Als ein Dichter hat er seinen Helden sich ganz zu eigen gemacht und dessen Leben aus dem innersten Wesen heraus begriffen und gestaltet. Alle Vorzüge des berühmten Gotheinschen Ignatius-Werkes zugegeben, — es hinterläßt eine kühle, staunende Bewunderung für die großen Taten und Erfolge eines unübertrefflichen Organisators. Aber das Thompsonsche Buch drückt uns den kleinen Schlüssel zu den großen Erfolgen in die Hand, es enthüllt den hinreißenden Zauber der Persönlichkeit, der dem Heiligen zu eigen gewesen sein muß, neben und trotz der herben, fanatischen Leidenschaftlichkeit seines Charakters. Wir erwarten ohne weiteres in dem Gründer des Jesuitenordens eine übermächtige Willensenergie am Werke zu finden, — sie hat Jahrhunderte überdauert. Was uns überrascht sind die weichen, milden Töne in der blendenden Helligkeit seines Heiligenscheines; wie liebenswürdig blickt uns das Gesicht des der Welt Abgetöteten daraus an, wenn wir hören, wie er seinen geistlichen Schüler Ortiz heilte, als dieser während der „Exercitien" von tiefer Melancholie befallen wurde. Nicht mit der Güte Gottes oder den Seligkeiten des Himmels —: er tanzte ihm den baskischen Nationaltanz vor, was mit seinem, durch die Wunde von Avila verkürztem Bein, so grotesk wirkte, daß jener zu herzlichem Gelächter hingerissen und damit gerettet war. Überhaupt tritt uns Ignatius, wie alle großen Heiligen, als ein Feind der Traurigkeit entgegen. Unverwüstlicher Optimismus ist bei ihm, dem Cherubinischen, nicht minder als bei Franziskus, dem Seraphischen, die Frucht der Gotteskindschaft. Dabei verschließt er seine Seheraugen keineswegs vor dem trüben Schicksal, das sich an seinen und seiner Jünger Namen heften sollte. „Alles Böse wird man Euch zu Unrecht nachsagen" lautet sein Testament an die Gesellschaft Jesu.

Die Biographie der *heiligen Theresia* des Pater Ribera ist das Buch eines Moralisten; es verschafft uns also nicht unmittelbar, wie Leben oder Dichtung, die Anschauung dieser seltnen Frau, — wer ihren religiösen Genius in seiner ganzen Fülle und Originalität auf sich wirken lassen will, muß an die Quelle gehen, an die Aufzeichnungen der Heiligen selbst. Zum Studium ihres Lebens wird der solide, peinlich genaue Pater Ribera immer unentbehrlich bleiben. Er erzählt uns viele Dinge, die die Heilige aus Gründen der Demut verschweigt; dazu belehrt er uns mit großer Deutlichkeit darüber, daß es nicht die Visionen und Entzückungen, sondern die Tugenden sind, auf die es ankommt, daß die Kirche diese heilig spricht, nicht etwa jene. Er ist sehr durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Aufgabe, als Zeitgenosse einen möglichst genauen Bericht von Mutter Theresas heiligem Leben und Wirken auf die Nachwelt zu bringen; wie recht er damit hatte, beweist das 1901 erschienene Handbuch der Mystik „Die Fülle der Gnaden" von Poulain, in dem weit über die Hälfte aller Belege für Schilderungen von Gebetszuständen der heiligen Theresa entnommen sind; man sieht darin mit Erstaunen, wie sie bis heute Klassikerin auf dem Gebiet der Mystik geblieben ist, wie sie nicht aufgehört hat, ungezählten Menschenseelen, die wir nicht kennen, weil sie nach innen und nicht nach außen leben, Führung und Klärung zu sein auf dem geheimnisvollen Wege zur Vereinigung mit Gott.

Der moderne Mensch kann, falls er nicht allzu wenig Glauben für Gottes-Märchen, und nicht allzu viel Glauben für Jesuiten-Märchen hat, Leben und Werk des Ignatius bewundern, kann Theresas irdischen „Wandel im Himmel" anstaunen, — lieben wird er immer wieder den einzigen *Franz v. Assisi*, den Heiligen, dem die Sonne die liebe Schwester, dem die Tiere des Waldes seine lieben Brüder waren. Innerhalb der großen Franziskus-Literatur gehören die Legenden von F. A. Holland zum Schönsten, was die Liebe zu dem „Poverello" hervorgebracht hat. Eingesogen in der sonnigen Luft Umbriens, aufgefangen in den Gassen von Assisi, aufgeschöpft aus der Tiefe eines religiös inspirierten Herzens — gleichviel! — diese Legenden sind wahr; in ihnen lebt die zarte Poesie, die geniale Einfalt, die unaussprechliche Gottesliebe, die vom heiligen Franz ausgeht, wie von der Rose der Duft. Keine Franziskus-Forschung enthüllt so sonnenhell das Wesen des Heiligen, wie es diese Legenden tun. F. A. Holland, der sie erzählte, ist entweder nach dem Geiste und der Wahrheit ein Sohn des heiligen Franz — oder er ist ein großer Dichter. Vielleicht ist er beides.

Das erste Heft katechetisch bearbeiteter Heiligenlegenden von *J. Minichthaler* hat in Fachkreisen so großen Anklang gefunden, daß der Verfasser nun ein zweites Heft folgen läßt, in dem besonders deutsche Landes- und Diözesanpatrone Berücksichtigung gefunden haben. Wirklich sind diese Legenden sehr anmutig und, erprobtermaßen, für das kindliche Verständnis leicht anschaulich und einleuchtend erzählt. Die kleinen Hefte dürften sich besonders für Lehrer als ein schönes Hilfsmittel zur Belebung des Religionsunterrichtes empfehlen. *Ilse v. Stach.*

Märchen von *Hans Chr. Andersen.* Mit 28 farbigen Vollbildern und Buchschmuck von *Edmund Dulac.* (Kleinodien der Weltliteratur 2.) Verlag von *Georg W. Dietrich, München.*

Wie oft auch Andersens Märchen den Künstlern aller zivilisierten Völker zum Bildschmuck Anregung gaben, mit solcher technischen Vollendung, wie in dieser neuen stattlichen Auswahl sind ihre Bilder noch nie wiedergegeben worden. Wir haben unsre Meinung über Dulac gesagt, als wir den von ihm geschmückten Druck des „Sturms" (bei Bruckmann in München) anzeigten. Vielleicht lag ihm die Phantastik des großen englischen Landsmannes noch besser; aber auch für die etwas süßliche Sentimentalität des Dänen

findet er richtige Ausdrucksmittel und übertrifft ihn dort, wo der Humor spielen darf, zum Beispiel bei dem Märchen von der Prinzessin auf der Erbse, wo das Bild die letzten, in der Erzählung kaum spürbaren Reize des Preziösen enthüllt. Dulacs früher schon bewährte Fähigkeit, orientalische Stimmungen besonders glücklich zu erfassen, bewährt sich aufs höchste an dem grotesken Chinesentum der „Nachtigall" und ebenso weiß er dem feuchten Element gerecht zu werden, das „die kleine Seejungfer", bekanntlich das einzige von Andersen freierfundene Märchen, umhüllt. Kurz, die Bilder dieses Buches gehören zum Schönsten, was den kleinen und großen Freunden des Märchens dargeboten werden kann. Die große, kraftvolle Type liest sich sehr gut, und nur die Ornamentik und der Einband entsprechen nicht ganz dem sonstigen Wert dieser Ausgabe. G. W.

Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal. Von *Marcel Dieulafoy*. 5. Band der Ars Una-Bibliothek. Mit 745 Abbildungen und 4 Farbentafeln. Verlag *Julius Hoffmann, Stuttgart*. 1913. Preis 6 M.

„Den Amerikaner, der in seinem eigenen Lande auf Gebäude beschränkt war, die nach fremden Mustern entworfen sind, überkommt beim Eintritt in das York-Münster oder den St. Peter in Rom das Gefühl, daß diese Architektur auch Nachahmung ist — unklare Kopien eines unsichtbaren Urtypus." An diese Worte, die von Emerson sind, muß man denken, wenn man die zahlreichen Versuche einer Bestimmung der Herkunft der verschiedenen Stile überblickt. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo man wissen wird, daß alle Stile schon einmal irgendwo existiert haben oder vielmehr, daß die Grundbedingungen zu der Erfindung der Stile bei allen Völkern vorhanden sind. Wie sich in vorgeschichtlicher Zeit Löwen und Elefanten im Norden herumtrieben, so lebten in vormittelalterlicher Zeit in Asien Formideen, die sich mit denen der nordischen Romantik und Gotik decken. Inwieweit es sich hier nicht bloß um allgemein künstlerische Parallelen, sondern um nachweisbare Übertragungen von Volk zu Volk handelt, das festzustellen ist gegenwärtig eine wichtige Aufgabe der Forschung. Strzygowski hat mit seinem „Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte" eine Bresche geschlagen, indem er Syrien als die Heimat des romanischen Stiles bezeichnete. Einen Schritt weiter noch geht Dieulafoy mit seinen bereits älteren Forschungen, in denen es ihm gelang, die Übertragung des „gotischen Keimes", den er in dem sassanidischen Palast von Sarwistan entdeckte, durch die Mauren in das Abendland festzustellen. Eine erneute Gelegenheit zu diesen Feststellungen gab ihm seine „Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal". Hier entwickelt der Gelehrte in ebenso gründlicher wie anschaulicher Art die interessanten Ergebnisse seiner langjährigen Studien. Spanien, beinahe 800 Jahre unter maurischer Herrschaft stehend, mußte ganz natürlich maurische Kultur annehmen. Unmittelbar drängte hier der Orient ein, so daß sich eine durchaus orientalische Baukunst und ebenso ein orientalisches Kunstgewerbe (Fayencen) entfaltete. Von hier aus fand ein Vordringen nach Frankreich statt. Aus der Verschmelzung abendländischer mit morgenländischer Architektur entstand die Gotik. Erst gegen Ende des Mittelalters erfolgte ein Umschlag. Die europäische Kultur, jetzt besonders Italien, verdrängte in Spanien den Orient. Erst dann konnte die große Epoche einsetzen, die sich an die Namen Cervantes, Calderon, Murillo, Velasquez, Montanez, Fernandez knüpft. Der Verfasser bietet in seiner spanischen Kunstgeschichte Grundlagen zu einer Reform der Kunstgeschichte überhaupt. Aber auf diesen allgemeinen Grundlagen gelang es ihm, ein fesselndes Sonderbild der spanischen und verwandten portugiesischen Kunst von den Uranfängen bis in die Moderne herauf vor dem Leser zu entrollen. M. E.

Äsops Fabelbuch in neuer Bearbeitung von Nora Max (Kleinodien der Weltliteratur I.) Mit 13 farbigen Vollbildern und 39 Schwarz-Weiß-Zeichnungen von *Arthur Rackham*. Im Verlag von *Georg W. Dietrich* in *München*.

Die unsterblichste aller Fabelsammlungen verdient in ihrer nie übertroffenen Prägnanz und gesunden Moral die glänzende Erneuerung ihrer wertvollsten Stücke, die ihr in diesem schönen Buche zuteil wurde. Rackham ist bei uns durch seine Bilder zu „Rip van Winkel", „Sommernachtstraum" und „Undine" heimisch geworden, man kennt seinen Humor, seine vornehme Farbenskala, die hohe Qualität seiner Zeichnung. Alle diese Eigenschaften bewährt er von neuem aufs erfreulichste an den oft schwierigen Aufgaben dieser Fabeln. Der aufgeblasene Frosch, der struppige Wolf und der elegante Kranich, die verwandelte Katze und die Mohrenwäsche gelingen ihm prächtig. Er weiß mit den einfachsten Mitteln den Prahl-Frosch oder die Mutter Krabbe und ihr Kind zu charakterisieren und darf sich selbst an die Wolke wagen, die dem Monde vergebens ein Kleid zu schneidern sucht. 100 numerierte Vorzugsexemplare kosten „dem Inhalt entsprechend in Tierhaut gebunden" 25 M., die gewöhnliche Ausgabe in Leinen gebunden 5 M.

G. W.

A. Trabert, Historisch-literarische Erinnerungen. *Verlag der Köselschen Buchhandlung. Kempten und München*. 1912. Geheftet 5 M., gebunden 6 M.

Adam Trabert, „der Nestor der katholischen Journalisten und Schriftsteller deutscher Zunge in Österreich" — wie ihn *Franz Eckardt* im Geleitwort zu dem vorliegenden Buche nennt —, ist einer von den Männern, die mit feuriger Jünglingseele den Beginn einer großen Zeit erleben, sich dabei einem Zukunftideal mit Haut und Haar verschreiben und bitter grollen, als dieses sich schließlich doch nicht erfüllt. Von seiner ersten politischen Betätigung in seinem engeren Vaterlande, in Kurhessen, die mit einer Festungshaft von $3^1/_2$ Jahren abschloß, bis zu seiner Tätigkeit als christlich-sozialer Politiker in Österreich war er von der großdeutschen Idee beherrscht. Er hat in den begeistersten Worten von den endenden vierziger bis in die sechziger Jahre von einem Großdeutschland gesprochen, das auch die



Millionen Deutsche Österreichs umfassen sollte, und er hat geschmäht mit der gleichen Leidenschaftlichkeit, als Bismarck den Dingen eine andere Entwicklung gab. Namentlich daß Bayern, das katholische Bayern, sich einfangen ließ, hat er diesem Lande nie vergessen. Es wäre töricht, nun da wir uns des neuen Deutschen Reiches und seines festen Bundes mit Österreich erfreuen, wollte man dem Achtundvierziger die Hartnäckigkeit in seinen Idealen verübeln; man wird sich vielmehr der Standhaftigkeit und Konsequenz in seinem Wesen freuen dürfen.

Trotzdem muß bemerkt werden, daß weite Partien der vorgelegten Erinnerungen wohl nur das Interesse eines ganz kleinen Kreises, jedenfalls nicht des Fernerstehenden erregen können: vieles Persönliche und viele Personen, denen Trabert Worte des Lobes und Worte der Erinnerung widmet, die auf den allgemeinen Verlauf der neudeutschen und neuösterreichischen Geschichte aber doch nur einen verschwindenden Einfluß ausgeübt haben. Anderes dagegen, seine Erzählungen aus dem Jahre 1848 und über den Verfassungsstreit im Kurfürstentum Hessen 1866 zum Beispiel, werden beim Historiker wie beim gebildeten Laien ungeteilter Aufmerksamkeit begegnen. F. K.

Die Baufach- und die Buchgewerbeausstellung werden in den Jahren 1913 und 1914 zahlreiche Vereinigungen in Leipzig tagen lassen. Als Festgabe für die Teilnehmer hat die Stadt eine Schrift herstellen lassen, betitelt: *Leipzig. Ein Blick in das Wesen und Werden einer deutschen Stadt.* Zehn Aufsätze schildern, zum Teil mit begreiflich starkem Lokalpatriotismus, Geschichte und Gegenwart nach den verschiedensten Richtungen und werden von 19 Originalholzschnitten Leipziger Künstler geschmückt, unter denen die Leistungen *Soltmanns*, *Einschlags* und *Erich Gruners* hervorgehoben seien.. Die Leitung des Druckes lag in der bewährten Hand *Walter Tiemanns*. Er zeichnete das musterhafte Titelblatt, die Kapitelüberschriften und den Einband und ließ den Text in seiner neuen, schönen Fraktur bei *Poeschel & Trepte* herstellen.

Die Leistung ist um so bemerkenswerter, da die Kosten des einzelnen Exemplars nur 75 Pf. betragen durften.

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von *Paul Pachhammer*. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von *E. Burnand*. Buchschmuck von *H. Vogeler-Worpswede* und zehn Skizzen. Dritte Auflage. *Leipzig und Berlin*. Druck und Verlag von *B. G. Teubner* 1913.

Pachhammers Dante-Übersetzung in Stanzen hat ihre, zunächst der Form wegen angezweifelte Daseinsberechtigung durch drei Auflagen erwiesen. (Zwischen der zweiten und der vorliegenden Auflage liegt noch ein Druck in kleinerem Format.) Ich meine, dadurch werde die Behauptung des Verfassers widerlegt, Deutschland habe weniger Dante-Leser als andre Länder, zumal wenn man bedenkt, daß doch auch die Übersetzungen von Streckfuß und von Zoozmann immer wieder aufgelegt werden können. Pachhammer hat sich ohne Zweifel das Verdienst erworben, in der Gegenwart die Zahl der Dante-Leser am stärksten vermehrt zu haben. Das kommt ebensosehr von seiner Übersetzungskunst, wie von seiner in die Gedankentiefe der Göttlichen Komödie hineinbohrenden Forschung. Von dieser zeugt die große, jetzt ganz neu bearbeitete Einleitung. Sie wählt in dem Hinweis auf Goethe das beste Mittel, um an dem größten dichterischen Repräsentanten der Neuzeit und des Deutschtums den größten Dichter des Mittelalters verstehen zu lehren und durchwebt seine kenntnisreichen, klaren, nach allen Seiten die Welt Dantes beleuchtenden Worte mit einem kräftigen, persönlichen Hauch. Zahlreiche beigefügte Skizzen erleichtern die Anschauung von dem Weltbild Dantes, dessen Kenntnis die Voraussetzung jeder fruchtbaren Beschäftigung mit der Göttlichen Komödie ist. Heinrich Vogeler-Worpswede hat in seiner bekannten, nicht gerade dantesken Art den Schmuck geschaffen, der dem Buche immerhin ein würdiges Gewand verleiht. Der Preis von 8 M. erscheint für den sehr stattlichen Leinenband recht bescheiden. G. W.

Max Loßnitzer, Veit Stoß. *Leipzig*, *Jul. Zeitler Verlag*. 1912. Mit 60 Bildtafeln. 14 M., gebunden 16 M.

Erst seit wenigen Jahren hat sich bei Kunstforschern und gebildeten Kunstfreunden statt der bisherigen einseitigen Bevorzugung italienischer Kunst ein lebhafteres Interesse auch für die Blüteperioden heimischer, deutscher Kunstübung verbreitet. Wölfflins Dürerbuch dürfte diesem Namen eine große Gemeinde verständnisvoller Verehrer neu gewonnen haben, und Grünewald gar ist, fast wie ehemals Botticelli, eine sensationelle Modeberühmtheit geworden. Daneben pflegt aber die Skulptur der deutschen Renaissance von Vielen nur dekorativ genommen — was doch nur sehr zum Teil berechtigt ist — und demgemäß höchstens flüchtig beachtet zu werden. Und dies gilt, mit einigen Ausnahmen, selbst für die Kunstforschung.

Veit Stoß, der kraftvollste Plastiker der deutschen Spätgotik und Frührenaissance, ist wohl in Einzelstudien und summarischen biographischen Darstellungen behandelt worden (von W. Bode, P. Rée, B. Daun, dem Polen Kopéra und anderen), mancherlei ihn betreffendes urkundliches Material ist aus den Nürnberger und Krakauer Archiven veröffentlicht worden. Aber erst das Loßnitzersche Buch bringt eine allseitig erschöpfende Bearbeitung und Darstellung der großen Künstlerpersönlichkeit. Loßnitzer hat die Ergebnisse der deutschen wie der polnischen Stoß-Forschung, die bisher nur gelegentlich und unvollkommen untereinander Fühlung genommen hatten, gleichmäßig und mit genügender kritischer Vorsicht verwertet, und so ein einheitliches Bild beider Lebensperioden, der Krakauer und der nachfolgenden Nürnberger Zeit zu zeichnen vermocht. Und ferner hat er, was eben so dringlich vermißt werden durfte, die Ableitung der Stoßschen Kunst aus ihren Prämissen, der fränkischen und der polnischen Plastik seit der Mitte des XV. Jahrhunderts



klargelegt, und damit die künstlerische Individualität und Entwicklungsleistung seines Helden innerhalb ihrer äußeren Bedingungen verständlich gemacht.

Aber auch das Bild seiner *menschlichen* Persönlichkeit konnte, mit Hilfe mannigfacher — nicht durchweg erbaulicher — zeitgenössischer Nachrichten zu plastischer Anschaulichkeit abgerundet werden. Loßnitzers Darstellung, die nach Anlage und Durchführung – die einzelnen Forschungsergebnisse nachzuprüfen, war Rezensent nicht in der Lage — als eine solide und wohlfundierte Arbeit erscheint, erfährt durch die Reproduktion einer weitschichtigen Sammlung urkundlicher Belegstücke, wie durch die vielfach noch unedierten Abbildungsbeigaben eine besonders dankenswerte Ergänzung. *Wackernagel.*

Joannis Meursii Elegantiae latini sermonis seu Aloisia Sigaea Toletana De arcanis amoris et Veneris. Adjunctis fragmentis quibusdam eroticis. Editio nova. Ad fidem editionis Lugduni Batavorum MDCCLVII accurate edita, Praefatione Notitia litteraria Lectionum varietate Cura Viri librorum amatoris doctissimi adornata. MDCCCCXIII Lipsiae, in aedibus Adolphi Weigelii. [610 Abzüge, davon zehn auf Pergament].

Die alte Hauptstadt der ehemaligen Provinz Dauphiné, Grenoble, kann unter ihren mancherlei Merkwürdigkeiten auch diesen Umstand anführen, daß sie als Schauplatz zweier Schlüsselbücher gilt, die zu den bekanntesten Werken des Weltschrifttums gehören. Denn in und um Grenoble haben jene Damen und Herren gelebt und geliebt, die für Nicolas Chorier und für Choderlos de Laclos die Urbilder ihrer Satiren geworden sind. Vergleicht man die „Académie des Dames", als welche meistenteils die Schrift des eleganten Neulateiners in ihren französischen Bearbeitungen erschienen ist, mit den „Liaisons dangereuses" des hellsichtigen Artilleriehauptmannes, der aus Erlebnissen des Garnisonlebens ein Rokokozeitbild zu formen verstand, dessen künstlerische Kraft durch die starken, weitreichenden Wirkungen, die es ausübt, immer offenbarer wird, so kann man den beiden Grenobler Geschichten aus dem Leben wenigstens einen gemeinschaftlichen Vorzug nachrühmen: der längst vergessene Stadtklatsch, dessen Träger sie sein sollen, gibt ihnen nicht ihre Bedeutung. Im Gegenteil sie mußten zunächst die Pikanterie der Aktualität verlieren, um nach ihrem Eigenwerte richtig eingeschätzt zu werden. So bleiben die Nachrichten über vorhanden gewesene Schlüssel im Grunde ebenso gleichgültig wie die Nachweise dieser oder jener Persönlichkeit, weil unsere Teilnahme dem enthüllten Kunstwerke, nicht den Enthüllungen seines Gerüstes sich zuwendet.

Freilich, die „superchérie littéraire", die sich Chorier erlaubte, indem er den unschuldigen Namen der Aloysia Sygaea seinem Werke verband, indem er dem ehrlichen Joannes Meursius ein Buch andichtete, das der Henker auf der Straße verbrannte, hat Bestand gehabt. Sie war und ist der Ausgangspunkt für alle Untersuchungen, die sich mit der „Satyra sotadica de arcanis amoris et Veneris" beschäftigen. Man kann kaum sagen, daß die Verfasserschaft dieser Liebesspiel-Unterhaltungen in der Art ihres Musters, der „Ragionamenti" des Pietro Aretino (die ihrerseits wiederum in einem noch nicht genau ermittelten Verwandtschaftsverhältnisse zur „Lozana Andaluza" stehen dürften) jemals ein großes Geheimnis gewesen ist. Denn ihr Autor hat sich in ähnlicher Weise zu erkennen gegeben wie sich Johann Georg Scheffner wiederholt als Vater der Gedichte im Geschmack des Grécourt bekannt hat, indem er nämlich den Hinweis auf das anonyme Werk in ein mit seinem Namen gedecktes aufnahm, in scheinbarer Abwehr des von den Stadt- und Zeitgenossen unschuldig verdächtigten. Dem angesehenen Bürger Chorier ging es nicht an den Kragen, der blütenweiß die schwarze Robe eines hohen Grenobler Gerichtsbeamten deckte. Doch wird er diese Schonung kaum seiner hohen amtlichen Stellung verdankt haben, eher den beiden Vorteilen, daß er nicht in Paris, sondern in der Provinz lebte, daß er sein verbotenes Buch nicht französisch, sondern lateinisch geschrieben hatte, wahrscheinlich aber seiner Vorsicht, die es zu keinen ausreichenden Beweisen kommen ließ und der Angst der von ihm Gezüchtigten vor seinen Beweisen, wenn der Skandal gerichtskundig würde. Immerhin fühlte auch Chorier sich unsicher: er, der es gewagt hatte, um 1660 die erste Auflage seiner Satire in Grenoble selbst in der gleichen Ausstattung eines seiner anderen Bücher drucken zu lassen, ließ die vermehrte zweite Auflage 1678 in Genf herstellen, für die seine schwer leserliche Handschrift und der Mangel der persönlichen Drucküberwachung zur starken Fehlerquelle geworden sind.

Das Hypothesengewirr der bibliographischen Legendenbildung wird aus mancherlei Gründen gerade bei den „erotischen" Büchern leicht zu einem verdunkelnden Dickicht verschlungen, in dem dann auch die „Bereicherungen" des ursprünglichen Werkes üppig zu gedeihen pflegen. Kommt weiterhin dazu, daß die alten schon heimlich verbreiteten Originalausgaben mit ihrer durch lange Verfolgungen gelichteten Auflage selten und teuer geworden sind, daß sie zum Gegenstand der pornographischen Spekulation durch einander nachdruckende Neudrucke geworden sind, so erfüllt sich das gewöhnliche Schicksal der Meisterwerke der erotischen Dichtung: die Überlieferung des Textes wird (auch durch allerlei vermeintliche Verbesserungen „schwacher Stellen") sehr rach verschlechtert.

Nachdem bereits 1903 H. Conradt im Inselverlage eine neue Verdeutschung der Satira Choriers hatte erscheinen lassen, wird nun auch eine neue lateinische Ausgabe veröffentlicht, die als solche wieder ein Hauptverdienst des merkwürdigen Buches zur vollen Geltung bringt, seine glänzende Form der Darstellung, seinen vorzüglichen Stil, die ihm in dieser Hinsicht wenigstens einen Ehrenplatz unter den nicht wenigen ausgezeichneten Schöpfungen der neulateinischen Dichtung gibt. Hier war die schwierige Aufgabe für eine editio definitiva aus der in zwei Originalauflagen vorhandenen Textüberlieferung den richtigen Text zu gewinnen, eine Aufgabe, deren Lösung noch niemals versucht worden ist und die auch die angezeigte, sonst sehr dankenswerte, hübsche Erneuerung der Pariser Ausgabe von 1757 nicht unternimmt.



Diese neue Ausgabe, der auch eine wohl gelungene Wiedergabe des wahrscheinlich von Gravelot gezeichneten Titelkupfers beigegeben ist, auf vortreffliches Papier gut gedruckt, in einer gefälligen Pergamentkartonnage ist die schönste „Meursius"-Ausgabe, die wir besitzen und nach meinem Geschmack ihrem Vorbilde wegen ihrer ansehnlicheren Buchgestalt vorzuziehen. Da sie die von dem Herausgeber der Pariser Ausgabe als Füllstücke für den zweiten Band angefügten Fragmenta erotica ebenfalls neudruckt, darf sie als ein verbesserter und erheblich verbilligter Ersatz der von den späteren Ausgaben der Chorier'schen Satira sotadica wohl am meisten gesuchten Ausgabe gelten. Daß dem wissenschaftlichen Gebrauch, dem unterrichteten Liebhaber der lateinische Originaltext durch die neue Ausgabe zugänglicher geworden ist, ist ein Verdienst des Verlages. Denn wenn auch die beste, von Conradt gelieferte (in den letzten Bogen etwas verflüchtigte) deutsche Übersetzung manchen weniger im Neulateinlesen Geübten zum leichteren Verständnis unentbehrlich bleibt, so ist doch sowohl für wissenschaftliche Untersuchungen wie für das eindringendere Verständnis der literarischen Bedeutung der Satira das Zurückgehen auf den Urtext unerläßlich. Erst wenn man die Satira Sotadica lateinisch gelesen hat, erkennt man, wie dann und wann Chorier seine Freude an einem schönen Satzbau und seine Geübtheit in der eristischen Dialektik zu einer Ausnutzung seines Stoffes verführt hat. Ob freilich jeder Gebildete an dem entzückenden Latein seine Freude haben wird, wie es etwas enthusiastisch in der Voranzeige hieß, scheint mir zweifelhaft. Das Lateinischverstehen ist auch bei den gelehrten Berufen ein wenig aus der Mode gekommen. Aber wer nicht im stande ist, eine lateinische Schrift lateinisch zu lesen, wird, Ausnahmen zugestanden, nicht behaupten dürfen, daß er sich mit dieser Schrift in wissenschaftlicher Weise beschäftigen könne. Und so gibt das hier aufgefrischte lateinische Gewand der Chorier'schen Dialoge die sicherste Gewähr dafür, daß ihnen die Unberufenen ferngehalten bleiben. Die Schwierigkeit einer guten Textbeschaffung, die ja wohl für alle als Erotica gekennzeichneten Werke von Weltliteraturrang besteht, war auch für die Satira sotadica vorhanden, von der eine vollständige Bibliographie mit Bewertung der vielen Nachdruckausgaben und Übersetzungen noch zu liefern ist. Auch der Herr Herausgeber der vorliegenden Ausgabe hat unter dieser Schwierigkeit zu leiden gehabt und ihm sind z. B. anscheinend die eigentlichen Liseuxeditionen ebenso wie die alten Originalausgaben unzugänglich geblieben. Die von ihm für die Einleitung verwertete Zusammenstellung des Herrn Dr. F. Blei ist nicht genau und vollständig genug, weshalb hier auf einige ergiebige Quellen verwiesen sei. Während noch Nodier (z. B. Catalogue de la bibliothèque de M. de Pixésécourt. Paris 1838. p. 191) eine angestrengte Aufmerksamkeit dem bibliographisch sehr reizvollen Problem der Satyra Sotadica nicht schenkte, hat bereits Barbier (Dictionnaire des ouvrages anonymes. Tome I Paris 1872 p. 49) eine in der Hauptsache richtige Zusammenstellung geliefert, die dann ausführend und weiter nachprüfend Bonneau in den Einleitungen der Liseux'schen Ausgaben verwertete (Curiosa. Paris 1887) Eduard Grisebachs Weltliteraturkatalog, Zweite Auflage, Berlin 1905 vermittelt eine bequeme Übersicht der Bonneauschen Arbeiten und Guillaume Apollinaire, usw., L'enfer de la Bibliothèque Nationale. Paris 1913 berücksichtigt noch in einigen Einzelheiten den allerneusten Stand der Forschung, für die ferner noch unentbehrlich sind P. Alluts in 112 Abzügen in Lyon bei N. Scheuring veröffentlichte Ehrenrettung der Aloysia Sygaea (Aloysia Sygea et Nicolas Chorier), ein in der Tat verdienstliches Unternehmen, weil der Mißbrauch des Namens dieser gelehrten portugiesischen Dame und lateinischen Dichterin durch Chorier für ihn der schwerste der Vorwürfe bleibt, die man ihm aus seiner Satira gemacht hat, und die lateinische Autobiographie Chorier's, zuerst veröffentlicht 1846 (im Bulletin de la société de statistique du département de l'Isére) dann 1882, 1883 wiederholt im dritten und vierten Bande von Liseux' Curiosité.

G. A. E. B.

Wilhelm Meisters Wanderjahre von *J. F. W. Pustkuchen*. Wortgetreuer Neudruck der neuen verbesserten Auflage von 1823—1828. Mit einer Einleitung von Goethe und Pustkuchen von Professor Dr. *Ludwig Geiger*. Fünf Bände. *Berlin* W. 30. *Hermann Barsdorf* Verlag. 1913.

Es mag unerörtert bleiben, ob ein Neudruck der frechen und langweiligen Parodie Pustkuchens nötig war. Die meisten Goethefreunde werden an den Auszügen in Holzmanns hübscher Sammlung aus dem Lager der Goethe-Gegner Genüge finden und die Originalausgaben sind nicht schwer zu erlangen. Ludwig Geiger gibt in der ersten Hälfte seiner Einleitung eine Skizze der Entstehungsgeschichte von Goethes Wanderjahren, sowie der Urteile über die erste Ausgabe von 1821. Dann berichtet er kurz über Pustkuchens Leben und Schriften, verurteilt nach einer knappen Inhaltsangabe das von ihm herausgegebene Werk in Grund und Boden und erklärt dann, daß die Leser sich selbst ihr Urteil bilden mögen, gibt über die später durch den Erfolg der falschen Wanderjahre hervorgerufenen Fortsetzungen Nachricht und mustert schließlich die Äußerungen Goethes und der anderen Zeitgenossen darüber. Die Auflage beträgt 500 numerierte Exemplare, das erste Hundert auf holländischem Bütten.

A—s.

Das Theater in der Sonne des Humors. Heitere Bilder aus Bühnenwelt und Bühnengeschichte. Gesammelt und herausgegeben von *Wilhelm Ahrens*. Verlag von *Hermann Sack*, *Berlin* W. 35. 1913.

Ahrens, dem wir schon die beste Sammlung von Gelehrten-Anektoten verdanken, schenkt uns in seinem neuen Buche eine ebenso vortreffliche Zusammenstellung von heiteren kleinen Schwänken aus der Kulissenwelt. Das Buch erhebt sich über alle seine Vorgänger, erstens durch den Reichtum des Inhalts, zweitens durch den kritischen Sinn des Sammlers, der allenthalben die Möglichkeit und die Zuverlässigkeit des Berichteten prüft und Parallelen geschickt bei-



zufügen weiß, drittens die dokumentarischen Belege durch Quellenangaben zu jeder einzelnen aufgenommenen Stelle. Aus diesen Schlußanmerkungen ersieht man noch mehr als aus dem gesamten Texte, wie vollständig Ahrens die theatergeschichtliche Literatur beherrscht. Werden zunächst die nach Erheiterung verlangenden Theaterfreunde mit hohem Vergnügen dies Buch genießen, so wird es den Historikern nicht minder wertvoll sein, zumal da ihren Zwecken auch ausführliche Register entgegenkommen. Die eingestreuten Bilder sind ein willkommener Schmuck, und auf die gesamte Ausstattung paßt dasselbe Lob wie auf den Inhalt: gefällig und gediegen. G. W.

Georg Freiherr von Ompteda, Die Tafelrunde. Reinheit. Zwei Novellen. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1913.

Als ich dies neueste Buch von Ompteda, das zu seinem fünfzigsten Geburtstag erschien, zu lesen begann, suchte ich mich freizumachen von dem negativen Vorurteil, das jüngere Kunstfreunde gegen die alljährlich ein bis zwei Bände liefernden Romanciers unserer Tage hegen. Trotzdem muß es auch dem milden Kritiker unmöglich scheinen, einer Rahmenerzählung wie „Die Tafelrunde" einen hohen künslerischen Wert zuzubilligen. Die Erschütterung, welche all diese Motive hervorrufen, wird allein durch das Stoffliche begründet, nicht durch die Art der Darstellung. Sicherlich sind die Motive, wenn sich eine Anzahl von Offizieren, Paris belagernd, Kriegsabenteuer erzählt, durchaus novellistisch, aber es ist zumindest zu fordern, daß das stofflich Erregende umgegossen wird in eine Form, die den Geist des Lesenden aus der bloßen Realität in das Bereich der Kunst führt. Niemand wird die erzählerische Begabung Omptedas leugnen, vieles trifft und umreißt er mit intuitiver Sicherheit (das Soldatische, das derb Menschliche), allenthalben aber wird man in Verwunderung versetzt durch abgebrauchte Redewendungen, durch Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten der Form.

Bedeutender ist die zweite Novelle „Reinheit". Ein Bildhauer fällt im Duell, und die geheimnisvollen Ursachen dieses Zusammenbruchs werden durch ein Tagebuch des Künstlers erhellt. Der Bildhauer modelliert ein schönes Mädchen als „Reinheit", er nimmt ihre Forderung, daß er sie nicht lieben dürfe, für ernst, und zwingt sich zur Gleichgültigkeit, ohne zu fühlen, daß ihn das Mädchen liebt und auf seine Liebe wartet. Die Enttäuschte wirft sich dem Freunde des Bildhauers hin, und so muß der, welcher über seiner Kunst die Menschlichkeit verkannte und vergaß, fallen. Auch in dieser Novelle finden sich außerordentlich wirksame Situationen; insbesondere glückten die Szenen, welche die Modellsitzungen des Mädchens bei dem fanatischen Bildhauer schildern. Die reflektierenden und gefühlsmäßigen Aufzeichnungen des Künstlers allerdings erscheinen breit, larmoyant und wenig originell. Sicherlich ist diese Novelle sorgfältiger gearbeitet als die erste, und wie der Vorzug der ersten Erzählung in der frischen Anschaulichkeit äußerer Vorgänge bestand, so ist in der zweiten der Versuch zu loben, ein psychologisches Problem eindringlich und wirkungsvoll zu gestalten. —in—

Geschichte des Korps Palatia Landshut-München 1813—1913. Von Dr. *Wilhelm Riedner,* Kustos der königlichen Hof- und Staatsbibliothek. Kommissionsverlag von *Piloty und Loehle, München.* 1913. 4°, VIII und 282 Seiten. Numerierte Ausgabe 20 M.

Während Festschriften vielfach wie Eintagsfliegen rasch vergehen, darf Riedners sorgfältig bearbeitete Geschichte der Pfälzer bleibenden Wert beanspruchen. Der Verfasser hatte eine für das ganze Studenten- und Verbindungsleben wichtige und reichbewegte Zeit darzustellen und konnte sich dabei auf zahlreiche wertvolle Urkunden und Quellen stützen. Es ist darüber ein recht besonnenes und lesenswertes Buch zustande gekommen, das sich von trockener Aufzählung ebenso frei hält wie von übertreibender Schwärmerei. Da die Schrift zudem schön gedruckt und reich mit kulturgeschichtlichen Bildern und hübschen Zeichnungen von Hans Stubenrauch geschmückt ist, kann jeder Bücherfreund nur seine Freude an dem gediegenen Werke haben. *Karl Schottenloher.*

Wir begrüßten früher das *Handbuch der Kunstwissenschaft*, herausgegeben von dem Münchener Privatdozenten *Fritz Burger* unter Mitwirkung einer Reihe unsrer besten Kunsthistoriker (*Berlin-Neubabelsberg Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. M. Koch.)* Es ist jetzt bis zur sechsten Lieferung vorgeschritten und bewährt in seiner Ausstattung den günstigen Eindruck, den die erste Lieferung erweckte. Die farbigen Tafeln und die sehr zahlreichen Netzätzungen stehen auf der Höhe der heutigen Reproduktionsverfahren, und nicht minder modern im besten Sinne ist der wissenschaftliche Standpunkt, von dem hier die Kunstgeschichte behandelt wird. Burger selbst schildert die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance. Seine Schreibweise kommt dem Leser nicht so entgegen, wie die Phrasen und Zensuren der üblichen Kunstgeschichten, aber sie führt in die Tiefe der Probleme ohne Umwege hinein und unterstützt das Verständnis durch die Art der Illustrationen, die hier zum ersten Male in einem solchen umfassenden Werke nicht als Würze, sondern als wissenschaftliches Beweismaterial den Text begleitet. Freilich kommt dabei die alte, erläuternde Funktion der Bilder etwas zu kurz. So hätte das Schaffen eines solchen Hauptmeisters wie Simone Martini durch eine Probe seiner Fresken im Pabstpalast zu Avignon versinnlicht werden sollen. Als zweiter Band begann zu erscheinen: Die altchristliche Kunst von ihren Anfängen bis zur Mitte des ersten Jahrtausends von Professor Dr. *Oskar Wulff.* Zum ersten Male wird hier die früheste Kunst des christlichen Zeitalters im Zusammenhang vorgeführt, in der vom Altertum grundverschiedenen Zielsetzung, in ihren Ursprüngen und ihren Denkmälern auf Grund der jüngsten Forschungsergebnisse. Dieser Band wird zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln des Kirchenhisto-



rikers, des Archäologen und des Kulturhistorikers zählen. A—s.

Eduard Mörike, Erzählungen und Märchen. Mit 87 Zeichnungen von *Robert Goeppinger. München* 1913. *Martin Mörikes* Verlag. Das hohe Künstlertum des Erzählers Mörike hat in den Federzeichnungen Goeppingers eine glückliche Ergänzung gefunden. Er versüßlicht die Historie von der schönen Lau nicht, wie einst Moritz von Schwind und holt das Gemisch von derbem Schwabentum, reiner Poesie und bürgerlicher Gemütlichkeit, das darin steckt, heraus. Sein früher oft bewährtes Vermögen der Einfühlung in Märchenatmosphären kommt Goeppinger hier ebenso zu Hilfe, wie bei den Bildern zu „der Bauer und sein Sohn" und „die Hand der Jezerte". Das feine Buch ist seinen Preis (in Pappband M. 3, in Leinen M. 4,50) wert.

G. W.

Andreas Strug, Geschichte einer Bombe. *Georg Müller Verlag, München* 1912.

Dieses Buch erscheint mir als der durchaus gelungene Versuch einer neuen Technik des Zeitromans in großem Stil. Die Geschichte der polnischen Revolution um 1900 rollt vor uns ab, aber nicht in den anekdotengespickten Tableaux des alten historischen Romans der Großväterzeit, sondern bewußt wird auf alle historischen Daten-Geschehnisse verzichtet. Dieser große Zeitroman hat keinen Helden. Die Vorgänge sind nicht von oben oder von außen gesehen, sondern von innen. Das Buch ist eine analytische Chronik der Revolution, es stellt nicht ein kunstvolles Mosaik dar, nicht den mechanischen Ablauf einer konstruierten Handlung, sondern die Ereignisse wickeln sich dynamisch ab, sie sind Evolution. In dem Gehirn des polnischen Dichters geschah die innere Entwicklung der polnisch-russischen Revolution noch einmal; und deshalb ist dieser Roman auch in der Methode durchaus ein Werk unseres dynamisch-evolutionistischen Zeitalters.

„Es war eine Bombe aus Gußeisen in einem Futteral von gelbem Leder." Diese Bombe wandert still und gänzlich passiv durch das Buch; sie wird nur transportiert, betrachtet, gefürchtet; sie ist als Bombe an sich ein Nichts, das nie in Aktion tritt. Aber sie erhält ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie das Symbol der Revolution wird. Die Bombe entsteht mit der Revolution, sie wächst mit ihr, sie steigt empor zu furchtbarer Wirkung, sie sinkt mit ihr und verpufft schließlich im Wasser zwecklos, ziellos wie die große Volksbewegung. — Man kämpft um sie, man wird ihretwegen verfolgt, ins Gefängnis geworfen, erschossen, man zittert vor ihr, man betrachtet sie als heiligen Gegenstand, und verächtlich geht sie zugrunde. Und es ist gleichgültig, ob man für das „sie" in diesem letzten Satze das Wort „Bombe" oder „Revolution" einsetzen will. Die äußeren Geschehnisse machen nicht den Wert des Buches aus. Der Verfasser hat sie nicht romanhaft oder realistisch ausgebaut, sondern er läßt sie nur durch hingeworfene Lichter schwer, düster, verschwimmend aufleuchten. Alle Vorgänge und die hundert Gestalten, die Volksmassen, die Dörfer, Versammlungen schweben für kurze Zeit aus dem Dunkel hervor und schwinden dann wieder in das Reich des Ungewußten. Keine Handlung wird zu Ende erzählt, denn nicht der Roman einzelner soll berichtet werden, sondern die Geschichte der Revolution selbst wälzt sich drohend, schwer, zuckend, dumpf brausend vorüber.

Wir erleben das Rivalentum der beiden polnischen sozialistischen Parteien. Wir sehen die verschiedensten Typen der Revolutionäre: die Intellektuellen, das sich aufopfernde Mädchen, die Arbeitermassen, die schwerfälligen Bauern, die Verkommenen, die Anarchisten. Wir erfahren von dem eingeschüchterten Gouverneur, von den verängstigten Bürgern, von der Korruption der Polizei. Wir lesen verwirrt von dem gewaltigen Aufschäumen der Revolutionsidee, von wüstem Schießen, Morden, Erpressen, von zerstörter Gemeinschaft und vom Banditenregiment, das besser schützt als Polizei. Wir hören die Gespräche der Sozialisten, der Ausgestoßenen, der Untergehenden und Übermütigen. Bald melancholisch, bald von der Gewalt der Volkserregung erschüttert, bald grotesk übermalend, bald resigniert schreibt Andreas Strug diese innerlich wahrhaftige Geschichte der Revolution als Geschichte einer Bombe — „bis die Geduld des toten Werkzeuges sich erschöpft hatte." -th-

---

Emil Utitz, Die Grundlagen der jüngsten Kunstbewegung. Ein Vortrag. Verlag *F. Enke in Stuttgart,* 1913.

In klar formulierten Synthesen stellt der Rostocker Privatdozent der Ästhetik die beiden jüngsten Kunstrichtungen unserer Zeit einander gegenüber: den Impressionismus als die schon im wesentlichen überwundene Kunst von gestern, und auf der andern Seite die ihn ablösende und vielfach bekämpfende künstlerische Zeitströmung von heute — vielleicht auch noch von morgen: beide als getreue Spiegelbilder zweier ebenso gegensätzlicher Weltanschauungen und Lebensrichtungen. Überall ist jetzt Reaktion zu beobachten gegen das impressionistisch Subjektive und Momentane des künstlerischen Ausdrucks, gegen die nur realistische und materialistische Sinnesrichtung; ein neuer Idealismus sucht sich durchzusetzen, ein Betonen des Wesentlichen und Dauernden, mit kräftig akzentuierter Formangabe und dekorativ monumentalem Streben. Am ersten und stärksten in der Architektur, die unter der Herrschaft des Impressionismus, um überhaupt an der Zeitströmung Anteil zu haben, in den schon berüchtigten, formlosen „Jugendstil" hatte entarten müssen, während sie jetzt mit ihrer eigenen organischen Gesetzmäßigkeit und Strenge das gesamte neue Kunstwollen anleitet und dominiert. So allmächtig ist ihre Vorherrschaft geworden, daß daraus auch schon, wie Utitz mit Recht andeutet, eine Gefahr für die Schwesterkünste droht. Wir müssen auf der Hut sein, daß die Architektur als Raumkunst, wie sie uns jetzt wieder geschenkt ist, als Leiterin eines stileinheitlich geschmackvollen Kunstgewerbes nicht die gesamte Malerei und Plastik in dekorative Gebundenheit hinab-



drückt, wofür wir, nebenbei bemerkt, schon im Rokoko ein warnendes Exempel haben.

Die logische Klarheit und Vernünftigkeit in Utitzs Darlegungen wird freilich dem so verwickelten und unendlich vielgestaltigen Gesamtbild des modernen Kunstlebens nur halb gerecht; immerhin wird man das vielfache Durchklingen und die Einigungserfolge einer Grundtendenz, wie sie Utitz statuiert, nicht bestreiten können und sein Büchlein als angenehmen Wegweiser durch das Chaos der Erscheinungen einer modernen Kunstausstellung willkommen heißen.

Wackernagel.

Geistiges und Künstlerisches München in Selbstbiographien. Herausgegeben von *W. Zils-München.* Mit zwölf Bildnissen und einem Anhang „Münchener Verleger und Presse“. *Max Kellerers Verlag, München* 1913.

Der Reichtum des heutigen Münchens an Erzeugern geistiger Werte, die das deutsche Leben eigenartig befruchten, übertrifft den aller andern deutschen Städte, Berlin nicht ausgenommen. Der Überblick, den das vorliegende Buch gewährt, gewinnt an Reiz dadurch, daß die meisten der Dichter, Gelehrten und Künstler Münchens selbst von ihrem Erleben und Sein berichten; verhältnismäßig selten mußte der Kürschner aushelfen. Man sollte meinen, daß autobiographische Angaben zuverlässig sein müßten, aber das ist ein Irrtum. So berichtet Frau Elsa Bernstein auf Seite 25, ihr „Johannes Herkner“ sei zuerst im Deutschen Theater in Berlin gegeben worden, während die Uraufführung tatsächlich im Lessingtheater stattfand. Solche kleine Irrtümer sind psychologisch recht interessant und schaden dem Eindruck dieses lebensvollen und neuartigen Buches gar nichts, so wenig wie etwa der verschiedene Umfang der Selbstbiographien. Der hängt mit dem Wesen des Buches zusammen, der unwillkürlichen Selbstcharakteristik, die jedes dieser Porträts für den, der zu lesen versteht, anziehend macht. Wer die verschiedenen Nuancen von Mangel an Selbstvertrauen, bescheidenem und unbescheidenem Selbstbewußtsein, affektierter Zurückhaltung und verschlossener Persönlichkeit, derbem Auftrumpfen, naivem Selbstgefallen, verschämter und unverschämter Reklame studieren will, hat hier eine unerschöpfliche Fundgrube. Und da dieser Charakter des Buches vorauszuahnen war, ist es kein Wunder, daß manche der besten Namen Münchens fehlen, vielleicht weil sie zu fehlen wünschten; wir nennen nur Arnim, Bayer, Defregger, Th. Th. Heine, Kraepelin, Ricarda Huch, Hermann Paul, Oberländer, Röntgen, Friedrich Thiersch, Seeliger, Wilhelm Weigand. Die Ausstattung ist gut, ausgenommen die Benutzung des Vorsatzpapieres zu Reklamen. Der Preis beträgt, gebunden in Leinen M. 6. Für eine zweite Auflage sei die Beifügung eines Registers oder lebender Kolumnentitel empfohlen. G. W.

Schöne wilde Welt. Neue Gedichte und Sprüche von *Richard Dehmel. S. Fischer Verlag, Berlin* 1913.

Von den „Erlösungen“ an schließen sich die Dichtungen Dehmels zu dem Bilde einer aufwärtsführenden Entwickelung zusammen, deren Höhepunkt in den „Zwei Menschen“ erreicht ist. Mit dem Worte „Wir Welt“ ist die große Einheit nach härtstem Kampf errungen. Das Leben liegt vor dem, der es meistert, so stark, so groß, so gefährlich wie einst, aber er lächelt über die Abgründe hinweg und freut sich ihrer Drohungen, liebt sie, weil er gewiß ist, unversehrt immer wieder aus ihren Schlünden ans Licht heraufzutauchen. Ebenso ergeht es dem Künstler, der seiner Form Herr geworden ist. Alles gestaltet sich ihm unter der starken Hand, die nicht ruht bis der letzte Schlag des Meißels die Form so vollendet hat, daß die Schwere der Materie überwunden ist. Dabei wird der Gegenstand nebensächlich, weil jedes, das kleinste, wie das größte Objekt als Welt in das Gefühl des Schaffenden eingeht. Der Arbeiter, das Kind werden aus ihm heraus neu geboren, ja sein ganzes Volk, und er singt jetzt sein Deutsches Lied, sein Neudeutsches Kirchenlied. Aber zum größten Kreis weitet sich diese Vision der Realität in der „Ballade von der wilden Welt“, die dem Buche den Namen gegeben hat. Schöne, stille Seele wird in ihrem Spiel von dem Fremdling, der schönen, wilden Welt, aufgescheucht und empfängt ihn. Neben solchen, vieles umspannenden Gedichten stehen einzelne Seelenlaute, das schönste wohl „das Nachtgebet“ dem in aller Lyrik weniges gleichzustellen ist:

Du tiefe Ruh,
Laß deinen Schleier sinken,
und schling dein dunkles Haar um meine Brust,
und laß mich deinen Atem trinken,
Du,
bis alle meine Lust
und letzter Schmerz in einen Hauch verschweben,
den deine Lippen mir vom Herzen heben,
dann laß mich deinen Kuß erleben,
du tiefe Ruh.

G. Witkowski.

Heinrich Eduard Jacob, Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria. Novellen. *Erich Reiß Verlag, Berlin* 1912.

In diesen Erstlingsnovellen offenbart sich ein Talent, das durch übermäßigen Willen zur Form fehlendes Feuer ersetzt. Jeder wird die ungeheure Arbeit empfinden, die sich an der Gestaltung dieser Novellenstoffe offenbart. Hier ist jeder Satz zehnmal umgebaut, gefeilt, berechnet. Dieser impressionistische Klassizismus läßt allenthalben Apollon und Athene mitten in der Realität erscheinen; durch die klassische Form des Satzbaus, der Bildauswahl wird der Stoff über das Stoffliche hinausgehoben. Es ist hier nun ein Einwand zu bedenken. Man könnte nämlich fragen, ob durch diesen impressionistischen Klassizismus nicht ein Maskenspiel getrieben wird, ob es der Kunst förderlich ist, die simple Realität durch Umformung in die Atmosphäre einer vergangenen Periode zu heben. Oder durch ein Beispiel aus der Architektur illustriert: werden wir nicht in der Prosakunst zu jener Pseudorenaissance, zu jener Drapierung mit unberechtigten klassischen Motiven gelangen, welche in der Baukunst durch einen zeitgemäßen Stil seit zehn Jahren völlig überwunden ist? Wird nicht die Novelle dann eine



Attrappe werden, hinter deren klassischem Ornament sich ein Hohlraum birgt?

Es ist unmöglich, hier diese prinzipelle Frage des weitern zu erörtern. Jedenfalls ist in Jacobs Novellenband das Experiment geglückt. Am deutlichsten wird das Gesagte durch die Titelnovelle erläutert. In dieser Novelle werden nur die Vorgänge bei dem Leichenbegängnis der Schauspielerin Gemma Ebria entrollt. Mit seltenem feierlichen Schwung der Erzählung wird hier die farbige Bewegung der Volksmenge geschildert, welche den Sarg der Schauspielerin zu Grabe trägt. Hier fühlt man am deutlichsten die Arbeit, die Berechnung, die Sprachkünste des Autors: edle Nachfolge d'Annunzios und Heinrich Manns.

Die beiden kleinen Novellen „Das kindliche Chaos" und „Der Jüngling und das Bilderbuch" führen in das Bereich jener Kindheitserinnerungen, die Franz Werfel in der Lyrik aus dem Gefilde des Unbewußten zur beglückenden Bewußtheit emporhob. Ob der impressionistische Klassizismus Jacobs berechtigt ist, kann erst die Folge späterer Werke erweisen. Eine bedeutsame Erweiterung von Jacobs Art erscheint mir die letzte Novelle des Buches „Das Unglück des Königs Duarte" zu sein, denn hier ist ein dämonisches Element so stark ins Formal-Erzählende gewebt, daß die Novelle über die bloße Lust am erzählenden Gestalten hinauf zu höherer Bedeutung steigt. K. P.

Hermann Bahr von *Willi Handl. S. Fischer, Verlag, Berlin.* — Das Hermann-Bahr-Buch. Zum 19. Juli 1913 herausgegeben von *S. Fischer, Verlag, Berlin.*

Man muß es dem Verlag S. Fischer zugestehen, daß er die Gelegenheiten der 50. Geburtstage seiner Autoren auf eine würdige Art zu nützen weiß. Im vorigen Jahre gab er uns Gerhart Hauptmanns und Schnitzlers geistiges Porträt in billigen, schönen Ausgaben ihrer Werke; jetzt, da Hermann Bahr das halbe Jahrhundert vollendet, ist dieser Weg nicht gangbar, denn es gibt keinen Rahmen, in den die Mannigfaltigkeiten dieser in einem Frühlingstreiben ohne Ende verharrenden Natur zu schließen wäre. So müssen denn andere Wege gewählt werden. Ein innig vertrauter Seelenverwandter, Willi Handl, leitet uns in die ethnologischen, kulturgeschichtlichen und persönlichen Untergründe hinein, aus denen das Sein und das Schaffen Hermann Bahrs so abgeleitet wird, daß die Mär von den chamäleontischen Wandelungen Bahrs verstummen muß. An ihre Stelle tritt durch diese prachtvolle, genetische Darstellung der bestimmte Eindruck, daß Bahr, wie jedes wertvollere Exemplar der Gattung Mensch, nur immer neue Wege einschlägt, um das „Werde, was du bist", im höchsten möglichen Sinne zu verwirklichen. „Er überwindet sich fortwährend selbst, um," wie Handl am Schlusse schön sagt, „das Göttliche in sich zu bekräftigen."

Auf wie mannigfache Weise dies bis jetzt geschehen ist, bezeugt das Hermann-Bahr-Buch. Es wählt mit sicherer Hand aus der Fülle der Aufsätze Stücke und Stellen von besonderer Beweiskraft, ordnet sie nach vortrefflichen inneren Gesichtspunkten und schmückt sie mit einer Anzahl wertvoller Bilder von Menschen und Orten, die für Bahr bedeutsam wurden, eingeleitet durch ein edel geformtes Widmungsblatt. Es ist darin richtig gesagt, daß die Anordnung nicht chronologisch zu sein brauchte; aber wir hätten doch gewünscht, bei den Titeln die Jahreszahlen zu lesen, aus denen manche Bedingtheiten des Inhalts aufleuchten würden. Durch den gewichtigen Inhalt, den stattlichen Umfang von 318 Seiten und den ungemein billigen Preis (1 M. brochiert, 1,50 M. in Pappband) ist dieser Geburtstagsgabe ihr Zweck, Vielen den Fünfziger näher zu bringen, gesichert. C. W.

Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks oder Betrachtungen über höhere Gastronomie. Den Pariser Feinschmeckern gewidmet von einem Professor, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. Nach *Carl Vogts* Übersetzung in 6. Auflage neu herausgegeben von *Alexander von Gleichen-Rußwurm.* Druck und Verlag von *Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.* 1913. 386 Seiten. Geheftet 6 M., in Leinwand 7.50 M., in Halbfranzband 9 M.

Bei Gelegenheit der Besprechung der römischen Kochkunst von *Apicius Caelius* in dieser Zeitschrift sprach ich die Hoffnung aus, daß hoffentlich bald auch *Brillat-Savarin, Blumroeder* und die Gastrosophie des Baron *Vaerst* in handlichen Neuausgaben vorliegen würden. Und schon hat *von Gleichen-Rußwurm* sich dieser Aufgabe unterzogen, das heißt er hat sechs Seiten Vorrede geschrieben zu der alten vortrefflichen Übersetzung von *Carl Vogt.* Was mir in der Einleitung als unrichtig auffiel, ist der Satz: „Wir wissen von den Schriften des Römers Apicius, die den Feinschmeckern und Köchen des Altertums eine Anleitung gegeben, aber wir kennen sie nicht und können eher vermuten, daß sie in die Reihe der Kochbücher gehören". Ich möchte daher Herrn *von Gleichen-Rußwurm* die Lektüre des von mir seinerzeit angezeigten Apicius empfehlen. Zur Herausgabe der Brillat-Savarin wäre meiner Ansicht ein Mediziner weit geeigneter gewesen, da sich über ihn auch in medizinischer Hinsicht manches sagen läßt. — Auch über die verschiedenen Ausgaben wäre etwas Genaueres zu notieren gewesen. Auf Seite XIX wird als Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe *1825*, dagegen in *E. Grisebachs* Weltliteraturkatalog „Paris, Sautelet *1826* (2 voll in 8°)" angegeben. Vor mir liegt zum Beispiel eine „nouvelle édition ornée de 16 vignettes gravés sur bois, et précédée d'une notice par Eugène Bareste. Paris 1847." Es würde sich bei einer neuen Auflage, die wohl nicht lange auf sich warten läßt, empfehlen, aus einer guten französischen Ausgabe die kleinen Vignetten zu übernehmen. Und Seite XVI wird als Todestag des Verfassers von Gleichen-Rußwurm der 2. *Februar*, dagegen von Grisebach der 2. *April* 1826 notiert. Doch dies hindert uns nicht, uns in die Lektüre dieses eigenartigen Buches zu stürzen, das „von den Sinnen", vom „Geschmack", von der „Feinschmeckerei", vom „Appetit", „von einzelnen Gebäcken und Gerichten" so schön plaudert, daß einem bald das Wasser im Munde zusammenläuft, um das Buch allerdings für einige Zeit fortzulegen, aber man greift schon wieder dazu, um zum Beispiel von



der „vorbeugenden oder heilenden Behandlung der Fettleibigkeit" zu lesen. Dr. med. *Erich Ebstein.*

Karl Immermann, Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. In acht Büchern. Herausgegeben von *Will Vesper*. Mit Zeichnungen von *Robert Goeppinger*. *Martin Mörikes* Verlag. *München* 1913.

Will Vesper mißt in seinem kleinen Vorwort Münchhausen einen Ewigkeitswert bei. Zugegeben, aber der Vergleich mit dem Don Quijote stimmt nicht. Cervantes war doch ein andrer Kerl, als unser guter Immermann, und seine geniale Erfinderkraft läßt uns vergessen, daß tausend geahnte zeitliche Beziehungen ohne Kommentar unverstanden bleiben. Bei Immermann fehlt es an dieser sieghaften Kraft des Genies, und wer seinen Münchhausen mit Genuß lesen will, muß schon mit der geistigen Konstellation der zwanziger und dreißiger Jahre des XIX. Jahrhunderts, mit Hegel, Pückler-Muskau, Justinus Kerner, Raupach und allen anderen, hier verspotteten Zeiterscheinungen vertraut sein, wozu die paar Anmerkungen des Herausgebers nicht ausreichen. Haben doch selbst die großen Kommentare Max Kochs und Werner Deetjens noch nicht alle Rätsel, die den Leser stören, aus der Welt schaffen können. Goeppingers Bilder treffen die Art des humoristischen Romans gut; warum stehen sie aber alle nicht an den Stellen, zu denen sie gehören?

P—e.

Was sollen unsere Jungen lesen? Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler. Herausgegeben von Professor Dr. *Fritz Johannesson*, Direktor der 14. Realschule in Berlin. Zweite Auflage. *Berlin*, *Weidmannsche Buchhandlung*. 1913.

Wir haben dieses Buch bei seinem ersten Erscheinen mit großer Freude begrüßt, und der Erfolg, von dem jetzt die Vorrede Kunde gibt, entspricht nur unsern Erwartungen. Es ist wirklich das Beste, was für das Gebiet der Jugendlektüre bis jetzt geleistet worden ist, trotz einzelnen kleinen Mängeln, die hier nur für eine neue Auflage angemerkt seien. Andreas Streichers klassisches Büchlein über Schillers Flucht aus Stuttgart dürfte nicht fehlen, Franks Goethe für Jungens wäre zu streichen, Goethes „Märchen" ist für Obertertianer noch nicht geeignet, die Klassiker und die Novellenbibliothek in den Ausgaben von Hellinghaus sollte nicht empfohlen werden, weil darin nicht nur „anstößige Stellen getilgt oder leise geändert sind", sondern alle Autoren gewaltsam in das Prokrustesbett des Katholizismus hineingezwängt werden.

Vor allem dürften aber auf der Oberstufe, in Obersekunda und Prima die Dichter der Gegenwart nicht fehlen: Dehmel, Hofmannsthal, Rilke, die Benzmannsche oder eine andere Anthologie für die Lyrik, einzelne Romane von Ricarda Huch, Wassermann, Clara Viebig, Schnitzler, Bruno Wille, die gesamten Werke Carl Spittelers und von Nietzsche wenigstens die Gedichte und der Zarathustra. Ich kann mir sehr wohl denken, aus welchen Gründen alle diese Autoren nicht genannt worden sind, und billige es, daß die Schule ihnen gegenüber Zurückhaltung übt. Allein es geht nicht an, sie einfach totzuschweigen und deshalb dünkt es mich besser, die Neunzehnjährigen vorsichtig in das Bereich der neuesten Kunst hineinzuführen, als ihnen diesen am stärksten anlockenden Bezirk verschließen zu wollen. Es nützt ja doch nichts, und der Lehrer kann hier durch einsichtige Kritik viel mehr wirken, als durch Verbote.

G. W.

„Das neue Pathos" betitelt sich eine neue, als Privatdruck, in 100 numerierten Exemplaren erscheinende Zeitschrift, die herausgegeben wird von *Paul Zech*, *Hans Ehrenbaum-Degele*, *Robert R. Schmidt*; den graphischen Teil leitet *L. Meidner*. Bisher sind zwei Hefte erschienen. Das erste zeigt sich in einfacherer Ausstattung; das zweite dagegen, in größerem Format, ist vollständig auf der Handpresse hergestellt und muß als mustergültige Erscheinung einer Zeitschrift bezeichnet werden. „Das neue Pathos" kann sogar Anspruch darauf machen, seit Erfindung der Schnellpresse die erste wieder auf der Handbuchdruckpresse hergestellte Zeitschrift zu sein. Die Zeitschrift enthält vor allem Lyrik, und zwar Lyrik von jener hymnischen Begeisterung erfüllt, welche Whitmans und Verhaerens Dichtungen schuf. Das erste Heft bringt einen programmatischen Aufsatz von Stefan Zweig und eine prinzipielle Äußerung Rudolf Leonhards „Über Gruppenbildung in der Literatur". Die Herausgeber haben in geschickter Weise verstanden, in den ersten beiden Heften Proben dieses „neuen Pathos", von den älteren Begründern an bis zu den Allerjüngsten, die sich mehr und mehr einer Form annähern, welche in der Malerei Expressionismus genannt wird, zusammenzubringen. Der gemeinsame Wille aller Mitarbeiter der Zeitschrift zielt dahin: starkes Gefühl für die Welt und ihre Erscheinungen stark und menschlich herauszuschleudern. So finden sich Beiträge von *Verhaeren*, *Dehmel*, *Lissauer*, *Zech*, *Else Lasker-Schüler*, *Loerke*, *Verwey*, *Ehrenstein*, *Ehrenbaum-Degele*, *K. E. Meurer*, *Benn*, dem neuentdeckten *Engelke*, der Leipziger Gruppe *Werfel*, *Hasenclever*, *Pinthus*, und den Expressionismus auf die Prosa zu übertragen versucht *R. R. Schmidt*. Die graphischen Beilagen sind natürlich durchaus expressionistisch, Ludwig Meidner zeigt jene vom Licht zerhackte und zersplissene Technik und wendet sie auf Landschaft (Prenzlauer Allee) wie auf Porträt (Walt Whitman, Polnischer Poet) mit Sicherheit an, während die Radierungen Steinhardts noch allzusehr dem Einfluß Kokoschkas, Oppenheimers und Grecos zeigen. Aber es soll hier nicht Kritik an den einzelnen Beiträgen geübt, sondern nur auf das Erscheinen dieser Zeitschrift hingewiesen werden, die das stärkste Interesse der Bibliophilen verdient.

—s

Miniaturen aus Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, herausgegeben von Dr. *Georg Leidinger*: *Riehn u. Tietze, München* 1912/13. Heft I: Das sogenannte Evangeliarium Kaiser Ottos III.; Heft II: Flämischer Kalender (cod. lat. 23628); Heft III, 1. und 2.: Turnierbuch Herzog Wilhelms IV. — Einzel-



preise 30 M., 16 M., 80 M. Im Abonnement, zusammen 100.90 M.

Die im sogenannten Cimeliensaal der Münchener Hofbibliothek ausgebreiteten Schätze alter Buchmalerei sind — abgesehen von den speziell interessierten Fachgelehrten — der Mehrzahl der kunstliebenden Besucher Münchens unbekannt. Und doch kann dieser frostige Bibliotheksraum mit den in zahlreichen Vitrinen schlummernden Herrlichkeiten, was Mannigfaltigkeit und Stärke künstlerischer Eindrücke betrifft, wohl den Vergleich mit irgendeinem der Hauptsäle der alten Pinakothek aufnehmen. Es gibt unter den Miniaturen des XIV. und XV. Jahrhunderts nicht wenige — und München besitzt hervorragende Beispiele dieser Art — die nur im Format, doch nicht im formalen und geistigen Gehalt hinter den Meisterwerken der gleichzeitigen Tafelmalerei zurückstehen. Und für die Jahrhunderte des hohen Mittelalters vermittelt uns der Miniaturenschmuck der großen kirchlichen Prachtcodices fast allein — da Beispiele aus andern Gattungen so spärlich erhalten sind — eine Anschauung von dem malerischen Ausdrucks- und Gestaltungsvermögen einer gerade in Deutschland ungemein hochstrebenden Kunstperiode.

Es gab wohl jederzeit mehr oder weniger zureichende Reproduktionen einzelner Hauptstücke der mittelalterlichen Miniaturmalerei; doch meistens in voluminösen Tafelwerken, die um ihrer Kostspieligkeit willen nur in größere Bibliotheken Eingang fanden; die hier vorliegende Publikationsfolge, deren Hefte auch einzeln zu haben sind, wird dagegen, dank dem relativ mäßigen Preise — bei aller wünschbaren Vortrefflichkeit der Tafeln — auch dem privaten Liebhaber zugute kommen.

Sie bringt als Erstes eine der Hauptzierden des Handschriftenschatzes der Hofbibliothek, zugleich eines der bedeutendsten Werke frühmittelalterlicher Buchmalerei überhaupt, das „sogenannte *Evangeliar Kaiser Ottos III.*“, wie es der Herausgeber vorsichtig benennt, dessen Entstehung man aber jedenfalls in das frühe XI. Jahrhundert ansetzen darf. Der auf 50 Tafeln reproduzierte Bilderschmuck der wahrhaft fürstlich ausgestatteten Handschrift ist gleichermaßen wichtig durch die darin niedergelegten ikonographischen Formulierungen einer reichhaltigen Folge neutestamentlicher Szenen wie durch den Schatz ornamentaler Ziermotive, der in den Umrahmungen der Evangelistenbilder und Canonestafeln, sowie in einzelnen ganzseitigen Prachtinitialen sich entfaltet. Gleichzeitig aber — und darin liegt der auch den Nicht-Kunsthistoriker berührende Wert dieses Zyklus und seiner Publikation — offenbart sich in diesen Bildern eine so elementare Kraft erzählender und religiös panegyrischer Dramatik und, im formalen Ausdruck, ein bei höchster Einfachheit ebenso primitiver wie kühner, sicherer und majestätischer Stil, daß wir über alle zeitliche und kulturelle Ferne hinüber die Macht eines absoluten künstlerischen Ideals verspüren. Eines Ideals, an das übrigens auch eine bestimmte Richtung unserer modernsten Kunst direkt anzuknüpfen sich bemüht.

Ein köstliches Meisterwerk ist in seiner Art auch der als zweites Heft publizierte *Flämische Kalender* aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts. Ein kleines, aber qualitativ gleichwertiges Seitenstück zu dem berühmten Breviarium Grimani; mit entzückenden ländlichen Genreszenen, kleinen Nachtstücken, Interieurs und Landschaftsbildchen; sorgsam ausgeführte Kleinmalereien, die in ihrem kecken und doch auch so intimen Naturalismus — wie man es auch in andern Perioden der Miniaturmalerei findet — einer entsprechenden Entwicklungstufe der großen Tafelmalerei um Jahrzehnte vorauseilen.

Mehr einem kulturhistorischen und kunstgewerblichen als rein künstlerischen Interesse kommt die dritte Publikation Leidingers entgegen, die in zwei Heften auf zusammen 62 Tafeln das große *Turnierbuch* Herzog Wilhelms IV. von Bayern (1511—1550) mitteilt. Ähnlich wie sein berühmter älterer Zeitgenosse, „der letzte Ritter“, Kaiser Maximilian in seinem Freydal, hat auch der ritterliche Bayernherzog hier durch seinen Waffenmeister Schenk und den Münchner Hofmaler Hans Ostendorfer eine Art bildlicher Chronik der von ihm ausgefochtenen Turniere und Stechen anlegen lassen. Es ist für jedes Ritterspiel ein blattgroßes Miniaturbild vorhanden, das die beiden Gegner meist im Moment des Zusammenpralls darstellt, wobei die Szene in ihrer Bewegung freilich ungeschickt aufgefaßt und mit wenig überzeugendem Ausdruck wiedergegeben zu sein pflegt, dagegen alle Einzelheiten der Bewaffnung und des sonstigen Aufputzes von Mann und Pferd mit peinlicher Genauigkeit abkonterfeit sind. Für die Geschichte des Waffen- und Trachtenwesens jedenfalls sowie für die Heraldik bietet dieses Werk eine Fülle interessanten und wertvollen Materials. *Wackernagel.*

„Von Rechtswegen“. Eine Geschichte aus der Zeit des Absolutismus. Von *Hans Kiewning. Niedersachsen-Verlag Karl Schünemann, Bremen.*

Ein neuer Autor erscheint in der Reihe der Romanschriftsteller und erringt sich sogleich einen ansehnlichen Platz unter ihnen. Aus alten Urkunden des XVII. Jahrhunderts ließ er eine Bilderfolge erstehen, die einen Schicksalsverlauf von erschütternder Tragik bedeutet. Unter Lippeschen Bauern geht die Geschichte vor sich. Ein Paar verwegener Spekulanten, Vater und Sohn, machen den Plan, das Hab und Gut einer begüterten, kinderlosen Witwe durch Heirat mit dem Sohne an sich zu bringen. Die wackere Frau weist den Gedanken weit von sich; aber mit List wird der Anschein eines Eheversprechens erregt und mit Hilfe des schurkischen Landdrosten, trotz energischster Gegenwehr der Frau und ihrer Verwandten, kommt es in allen Instanzen zu dem Urteil, sie müsse den viel jüngeren und übel berufenen Mann heiraten, denn das damals gültige Recht gab den Behörden solche maßlose Gewalt über das Privatleben der Untertanen. In diesem Falle erfolgt freilich noch eine Revision, die der selbstischen, jedes Gefühl empörenden Ausnützung der Rechtslage Einhalt gebietet. Der Verfasser hätte seinem Werke sicher genützt wenn er am Schlusse mutig von der Überlieferung abgewichen wäre und der unglücklichen Anna Magdalena Niedermeier das tragische Ende ge-



währt hätte, das der poetischen Folgerichtigkeit des Gesamtverlaufs einzig entspräche. Immerhin bleibt auch mit diesem nicht unerheblichen künstlerischen Mangel das Buch eine starke Talentprobe. Es wird jeden fesseln der an den Zuständen der deutschen Vergangenheit Anteil nimmt. G. W.

Die lange Nacht von *Otto Rung*. 1913. *Literarische Anstalt Rütten und Loening Frankfurt a. M.*

Der Däne Otto Rung hat sich bei uns seit einigen Jahren als Schilderer geheimnisvoller, unterbewußter, dämonischer Lebenskräfte einen Namen gemacht. In diesem neuen Buche ist sein Held ein erblindeter Riese, dessen übermenschliche Willenskraft an der Kraft seines Schicksals zerbricht. Dieser große Gewaltmensch Wilhelm Holman und sein Gegner Felix Gerber sind interessant angelegt; doch entspricht die Durchführung nicht den Erwartungen, die der Anfang erregt, und man darf wohl sagen, daß Rung es diesmal etwas zu leicht genommen hat. P—e.

Der *Insel-Verlag in Leipzig* hat seiner wundervollen großen Ausgabe von *Goethes Italienischer Reise* jetzt eine wohlfeile in zwei Halbpergamentbänden folgen lassen. Sie trägt ihre Bezeichnung „wohlfeile Ausgabe" mit vollem Recht; kosten doch die beiden in hübschen Halbpergamentband gekleideten und mit 68 Autotypien geschmückten Bände nur M. 7.50. *Hans Thimotheus Kröber* besorgte im Auftrag des Goethe-Nationalmuseums die Herausgabe, bei der freilich nicht viel mehr als die Druckkorrektur zu leisten war. Unsres Erachtens hätte gerade für die weiten Kreise, denen dieser Druck bestimmt ist, eine Frakturschrift besser gepaßt, als die an sich schöne Antiqua. Im übrigen kann man sich nur freuen, daß Goethes unverwelkliche Schilderung der glücklichsten Zeit seines Lebens jetzt in so schöner, billiger Gestalt vor uns liegt

A—s.

Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach *Georg Waitz* vermehrt herausgegeben von *Erich Schmidt. Insel-Verlag, Leipzig*. Zwei Bände. 1913.

Caroline (geboren am 2. September 1763) gehörte zu der Reihe der Göttinger Professorentöchter, die den Anspruch auf einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte erwarben, zu ihnen gehörte auch *Philippinchen Gatterer* (geboren 1756), *Therese Heyne* (geboren 1764) und *Dorothea Schlözer* (geboren am 10. August 1770).

Von diesen ist Caroline, die Tochter des Göttinger Orientalisten *J. D. Michaelis*, die interessanteste, sie, die erst einem Arzte (Böhmer), dann einem deutschen Dichter (Schlegel), dann einem deutschen Philosophen (Schelling) verheiratet war. Wie *Eloesser* hinzufügt, hat Caroline noch zwei Gelehrte von großem Ruf nach ihrem Tode angeworben. Er meint *Georg Waitz*, Schellings Schwiegersohn, den Historiker, und *Erich Schmidt*, den Literarhistoriker.

Es war in der Tat *Erich Schmidts* letzte größere literarische Genugtuung, daß er die Briefe Carolinens noch beenden und in dieser Vollständigkeit vorlegen konnte. So steht die ganze Caroline zum ersten Male vor uns, „eine höchst interessante Frau, deren Los es war, weit über den Tod hinaus Enthusiasmus und Abneigung zu erwecken".

Es ist schwer, Caroline psychologisch in allen Teilen zu enträtseln, und der Versuch ist daher schon oft gemacht worden. In letzter Zeit haben es *Eloesser* und *Ernst Heilborn* und *F. Poppenberg* versucht.

Hier kann nicht der Ort sein, über Carolines Lebensschicksal zu berichten. Die Briefe sprechen für sich, und Erich Schmidts Anmerkungen und Beigaben erfüllen die höchsten Anforderungen, wie ich es gerade für die Göttinger Zeit feststellen konnte.

Wer *Erich Schmidt* gekannt hat, wird mit großer Wehmut dieses sein letztes Werk zur Hand nehmen, das der Insel-Verlag schön und würdig ausgestattet hat.

Hoffentlich wird unter den Göttinger Professorentöchtern Bürgers Philippinchen bald ein ähnliches Denkmal gesetzt werden können.

Erich Ebstein, Leipzig.

„*Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren* — — —". Soldatenlieder gesammelt und mit 19 handkolorierten ganzseitigen Bildern versehen von *Fritz Rumpf. Berlin, Erich Reiß Verlag.*

Unser sich zersplitterndes und doch so ordnungsliebendes Zeitalter bemüht sich, vielerlei Verschollenes systematisch wieder auszugraben, und so beginnt man jetzt die Volkslieder nach Stoffkreisen geordnet herauszugeben. In der Blütezeit des Naturalismus sammelte Ostwald die Dirnenlieder, seit einigen Jahren wird die Volkslieder-Lyrik in populären Sammlungen neugedruckt („Der Lindenbaum", „Der Dom"), jetzt folgen die Marienlieder („Der geistliche Mai") und als letztes Werk diese Sammlung von Soldatenliedern unter dem etwas breiten Titel „Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren . . ." 45 dieser rauhen, holprigen Lieder, die dennoch oft so zart in der Empfindung scheinen, sind hier auf ein rauhes, gelbliches Papier mit einer altertümlichen Type gedruckt. Das Buch ist durch 19 ganzseitige Bilder verziert, welche die Art des alten Holzschnittes mit der differenzierten Primitivität Walsers gut vereinen; diese Bilder wirken sehr originell durch die lustig-bunten Farben, mit denen sie knallig (und doch abgestimmt) wie die früheren Bilderbogen koloriert sind. Die Bilder versuchen auch die Psychologie der Soldatenlieder zu geben, die dem Leser plötzlich als sonderbar einheitlich aus dieser Sammlung entgegenströmt. Überall finden wir eine gewisse Robustheit, die doch niemals das Roheste ausspricht, eine Primitivität der Form, die sich in der Schwerfälligkeit der Verse und in formelhaften Wiederholungen ausdrückt, die Verwendung herkömmlicher Redensarten und Gefühlsklischees, die dem Volkslied eigentümlich ist, ebenso wie Sprunghaftigkeit und Unklarheit der nur angedeuteten Handlung. Aber wiederum überraschend und erschütternd wirkt jene natürliche Zartheit der Empfindung und vor allem eine tiefe Wehmut und Melancholie, die in all diesen Liedern obwaltet. Auch in den lustigsten klingt plötzlich die Traurigkeit über das Soldatenschicksal hervor, denn alle fühlen,



daß sie täglich dahingerafft werden können, daß sie unstät an Städten und Mädchen vorbeiziehen, und daß unterdessen daheim die Liebste einen andern heiratet. Aber niemals kämpft man gegen das Geschick, man weiß

„Des Kanonieres Lebenszweck
Geht aus der Pflicht hervor.
Drum sitzt zumeist der Kanonier
Auf dem Kanonenrohr."

Jenes Gefühl hat den schönen, menschlichen Vers hervorgebracht:

„Was nützet mir ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn;"

und diese Strophe, welche die ganze knappe Weltanschauung des Soldaten enthält:

„So hoffen wir auf jenes Wiedersehen,
Dieweil wir jetzt dem Tod entgegengehen.
Die Stunde schlägt, wir alle, alle müssen fort,
Wer weiß wie bald die Kugel uns durchbohrt?"

P—s

Arkadia. Ein Jahrbuch für Dichtkunst. Herausgegeben von *Max Brod. Leipzig* 1913. *Kurt Wolff.*

Ein Jahrbuch, das die Dichtung unsrer Zeit in einer Auslese abspiegeln will und sich von den erfolgsüchtigen Allüren des poetischen Almanachs in gleichem Abstand hält, wie von jeder mit unfruchtbarem Schulbegriff verschwisterten Kritik. Der Herausgeber erweist sich durch sein Vorwort und durch die Auswahl der beitragenden Dichter als ein liberaler Mann. Das heißt, er nimmt alles auf, was noch irgendeine Verwandtschaft mit der Fühlweise des jungen Prags verrät. So kann hier auch Robert Walser, Hans Blei, Heinrich Lautensack unterkommen, während freilich alle Weltanschauungsdichtung und alles dem Leben fremde Ästhetentum ausgeschlossen bleibt. Von diesen älteren Hauptgruppen wollen auch die Prager den Anspruch erheben, daß ihnen die Zukunft gehören müsse. Sieht man auf das Stoffliche, so erweisen sich die *Brod, Werfel, Kafka, Stoeßl, Baum, Tucholski* als Nachkommen der Dichter vom Anfang der neunziger Jahre, eines Bierbaum, Busse, Falcke in ihren Anfängen. Genießerische Fröhlichkeit ergreift das Leben auf der Oberfläche und schlägt in ein trauriges und ratloses Erstaunen um, wenn plötzlich sich ungeahnte Abgründe auftun. Die Alten schlichen an ihnen vorüber, die Neuen werfen sich mutig hinein und wollen durch die inzwischen gewonnenen stärkeren lyrischen Werkzeuge ihrer Herr werden. Es ist das reizvollste Schauspiel, das dieser Band bietet, wie solches Ringen je nach dem angeborenen und erworbenen Können sieghaft wird oder scheitert. Ist dem neuen Jahrbuch, das *E. R. Weiß* mit einem sehr feinen Umschlag geschmückt hat, Erfolg beschieden, so wird es uns in seinen folgenden Bänden von den weiteren Schicksalen der Gruppe. die sich darin vereinigt, Wertvolles zu berichten haben. G. W.

Wendel der Bub und der Bursch. Roman von *Paul Georg Münch. Grethlein & Co., G. m. b. H. Leipzig* 1913.

In einen Band sind hier zwei Geschichten zusammengeraten, die außer dem gleichen Personale der Hauptfigur und dem gleichen Verfasser nichts miteinander zu tun haben und, jede für sich genommen, wahrscheinlich sehr gewännen. Die erste Geschichte spielt inmitten der Leipziger Völkerschlacht und man kann auch dem Verfasser den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß er in der Geschichte mit der Völkerschlacht spielt; der Kritiker würde weniger verstimmt sein, wenn das nicht gerade im Jahr 1913 geschähe. Hier tritt auch meistens das Unvermögen zur Darstellung des Ungeheuern so klar zu Tage, daß man nicht viel Worte darüber zu verlieren braucht; man sehe etwa das Durcheinander von Napoleonepisoden, Kleinkindererlebnis und 1913er Anti-Friedensbewegungs-Stimmung auf Seite 100 und 101, mit dem schönen Schullehrerssatz: „Onkel Ferdinand mußte noch mancher Frage Wendels, die in ihrer kindlichen Einfalt letzte Probleme der Völkerpsychologie berührte, Rede und Antwort stehen!" Aus diesem Teil des Buchs hebt sich nur eins sehr gut heraus: Die Stellen, in denen Münch sich selbst und das Jubiläumsjahr und die Völkerpsychologie vergißt und sich, mit ganz erstaunlichem Gelingen, in die Seele der Schulbuben versetzt, die eine große Schlacht miterleben.

In der zweiten Geschichte, die der Verfasser als „Zweites Buch. Von Liebe und Wanderlust" bezeichnet, ist die Historie glücklich ganz vergessen und die empfindsame Wandlung des Burschen Wendel vom jungen Liebesgram durch resolutes Handwerksburschentum zu sittsamem Ehestand, bei der man wohl mit Hesseschem Einfluß zu rechnen hat, kann ganz gut als ein Stück ländlichen Lebens von heut gelten. Das Ganze ist ein wenig breit, aber die Behäbigkeit der Erzählung steht diesem Stoff nicht schlecht an und die 22 Seiten des Hochzeitskapitels sind leichte Lektüre im guten, nicht im gewöhnlichen schlechten Sinn des Worts.

Aber eine quälende Frage hinterläßt das Buch zuguterletzt: welchen Landes Kind mag der Verfasser wohl sein? Der Verlegerzettel bezeichnet ihn als Leipziger Dichter, aber das wird sich wohl als eine Aufenthaltsbezeichnung erklären. Ich kenne kein anderes Buch, in dem so viel verschiedne Dialekte gesprochen werden, wie in diesem und keines, in dem sie alle miteinander, vom sächsischen bis zum schwäbischen, so fürchterlich im Druck mißhandelt sind wie hier. Im Bambergischen sprechen die Bauernburschen ein Kauderwälsch, das am ehesten an nordschlesisch anklingt; der Held, der doch in Leipzig vor der Völkerschlacht geboren ist, dichtet Marterlinschriften, die mit den ursächsischen Worten schließen „wanns d' wieder aussi bist"; sein Wandergefährte, der „Baderfranzepp" legitimiert sich als „Schwoab" dadurch, daß er das harmlose Wörtchen „daß" zu dem wildphantastischen Lautgemenge „doasch" umgestaltet; die Betzinger Burschen aber, vom untern Neckar „gröhlen" folgendermaßen: „He! Doa sechts! So a Batzi von der Schiltacher Holzwürmerbrigade! Itzt wird er aa no widerborschtli! So a Holztuifl, malefizichter!" Das ist schade, denn diese Sprachdummheiten im wahrsten Sinn des Worts stehen gerade an den Stellen dicht gesät, die im übrigen als frischfröhliche Schilderungen bukolischer Art gefallen könnten. A. M. B.

Führer für Bibliotheksbenutzer mit einer Zusammenstellung bibliographischer und enzyklopädischer Hilfsmittel, sowie einem Verzeichnis wissenschaftlicher Bibliotheken. Von Professor Dr. *Armin Graesel,* zweitem Direktor der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Göttingen. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. *Leipzig,* Verlag von *S. Hirzel.* 1913.

Diese neue Auflage ist wesentlich erweitert und wird dadurch allen Bibliothekbenutzern noch nützlicher werden, als die erste. Es wäre zu wünschen, daß in jedem Lesesaal eine Anzahl Exemplare davon auslägen, denn der verhältnismäßig hohe Preis von M. 6 wird nur einem kleinen Teile des in Betracht kommenden Publikums die Anschaffung gestatten. Inbezug auf Goedekes „Grundriß" ist Seite 192 die Angabe zu berichtigen, daß Band 4 in der dritten Auflage von Muncker bearbeitet sei, da auch diesen Band Goetze herausgegeben hat, und auf derselben Seite sollte A. Sterns Lexikon der deutschen Nationalliteratur zum Vorteil der Leser gestrichen werden. G. W.

Paul Margis, E. T. A. Hoffmann, Eine psychographische Individualanalyse. *Joh. Ambr. Barth, Leipzig.* 1911.

Das vorliegende Buch bildet ein Beiheft zur „Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung", und versucht in eigenartiger Weise durch eine Individualanalyse E. T. A. Hoffmann näher zu kommen. Sehr geschickt und vorbildlich hat *Margis* mit hervorragender Sachkenntnis in 19 Abschnitten besprochen, was seine Persönlichkeit klären könnte (Erblichkeit, sensorische und motorische Beschaffenheit usw.), in den weiteren Abschnitten analysiert er Hoffmanns literarisches Schaffen. Keine Methode läßt sich *Margis* entgehen, und so können alle Pathographen aus dem Buche lernen, wie sie es machen sollen und wie nicht. Die Pathographie ist ein zweischneidiges Schwert. Wer Hoffmann kennt und verehrt — und deren gibt es sehr viele — wird sich die Lektüre dieses anregenden Buches nicht entgehen lassen.

Erich Ebstein, Leipzig.

Leo Weber, Im Banne Homers. Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt. *Leipzig, Theodor Weichert.* 1912. X und 291 Seiten. 5 M.

Otto Kern spottet in seinen „Nordgriechischen Skizzen" über die zahlreichen „Frühlings-" oder „Herbstfahrten", mit denen recht unzuständige Reisende den Büchermarkt überschwemmen, weil sie sich verpflichtet fühlen, die Eindrücke eines flüchtigen Durcheilens von Griechenland, wohl gar mit einer hastenden Reisegesellschaft, wie ich sie die Ruinen Mykenäs durchjagen sah, orbi et urbi zu verkünden. Turmhoch überragt Leo Webers Buch diese Dutzendware. Er hat fast ein Jahr in der griechischen Welt verbracht und sie nach allen Seiten, auch die entlegensten Gegenden, durchwandert und durchritten, unter Dörpfelds kundiger Führung und auf eigene Faust, er hat die jonischen wie die ägäischen Inseln, den Norden wie die hellenistischen Städte Kleinasiens besucht und die neu erschlossene Wunderwelt Kretas durchquert. Mit dem Rüstzeug des Philologen und des Archäologen verbindet er einen hellen Blick für Land und Leute, einen empfänglichen Sinn für die Herrlichkeiten der griechischen Natur, die Gabe scharfer Charakteristik und klarer, fesselnder, oft zu poetischem Schwung sich steigender Schilderung und jenen goldenen Humor, ohne den man in vielen Gegenden Griechenlands den Ärger nicht los wird — ich verweise auf die prächtige Arestie des delphischen Wortes Paraskewas. Ausgezeichnete Bilder erhöhen den Wert des auch sonst trefflich ausgestatteten Buches.

Eine etwas lang geratene, mit allerlei politischen Betrachtungen beschwerte Einleitung führt von Triest längs der wundersamen Küsten Istriens, Dalmatiens, Albaniens nach Hellas. Bei weitem nicht alles, was er gesehen, schildert der Verfasser; aber auch so ist die Fülle fast überreich. Auf das schon so oft von anderen beschriebene Athen verzichtend führt er uns über attische Straßen und Pässe nach Eleusis, Marathon, Phyle und anderen aus Nepos, Herodot, Thukydides vertrauten Jugenderinnerungen. Genußreich und belehrend erzählt er von seinen Wanderungen durch die Peloponnes; er geleitet uns nach Korinth und Mykenä, nach Olympia und in Nestors Heimat und in einem wunderhübschen, auch für den Fachmann ergiebigen Kapitel in das Riesensanatorium der Asklepiospriester von Epidauros mit seiner Klinik und seinem Hotel, seinen Tempeln, Sport- und Vergnügungsplätzen und dem weltberühmten Theater.

Auch in den weit unzugänglicheren, dem Globetrotter verschlossenen Südwesten der Halbinsel führt uns Weber, nach Lakonien und Messenien, nach Sparta und auf den Felskegel von Sthome mit seiner wundervollen Aussicht und seinen großen Erinnerungen, über den Taygetos und in einem besonders interessanten Abschnitte auf die jedem Faustleser als Fausts und Helenas Hochzeitshaus bekannte Burg von Mistra, deren wechselvolle Geschichte in bunten Bildern an uns vorüberzieht.

Gerne verweilen wir auch mit dem kundigen Schilderer in einer der großartigsten Berglandschaften der Welt, an der heiligen Stätte des delphischen Apollo, die einst der griechischen Seele die bedeutsamsten Anregungen gab, und folgen ihm durch die schaurige Wildnis, in der Ödipus den Vater erschlug, nach Chäronea, wo das alte Hellas zusammenbrach und aus blutgetränktem Boden die griechische Weltkultur erwuchs. Ein anderer Abschnitt behandelt eine Winterfahrt nach den Odysseusinseln Ithaka und Leukas, auf der Weber — kaum mit Recht — zum begeisterten Anhänger der bekannten Leukashypothese Dörpfelds wird, und schildert dann recht ergötzlich eine Wagenfahrt vom ambrakischen Golf durch Akarnanien zu zwei weltfernen Ruinenstätten des innersten Ätoliens.

Aus dem Reichtum seiner kleinasiatischen Erlebnisse gibt Weber nur ein Bild der Ruinen von Hieropolis und zeichnet eine anziehende Skizze des Lebens einer hellenistischen Kleinstadt Asiens, die freilich wie die damit verbundene religionsgeschichtlich wertvolle Untersuchung über den Kybelekult der heiligen Stadt

und sein Weiterleben in der christlichen Legende aus dem Rahmen einer Reisebeschreibung ganz herausfällt.

„Im Banne Homers" nennt sich das Buch, und es zeigt in der Tat homerische Kraft, homerische Schönheit und Anschaulichkeit, aber auch jenen behaglichen Fluß der Darstellung, jene überquellende, Großes und Kleines gleich liebevoll umfassende Fülle, die man epische Breite nennt. Hoffentlich ist Leo Weber eine zweite Auflage seines prächtigen, für den gelehrten wie den ungelehrten Griechenfreund gleich anregenden Werkes vergönnt, und vielleicht beschneidet er dann das nicht nur in Einleitung und Schluß üppig wuchernde Rankenwerk, um Raum zu schaffen für vielerlei Großes und Herrliches, das er gesehen und das nur selten oder auch gar nicht weiteren Kreisen bisher zugänglich wurde, für Thessalien und Böotien, für Delos, Thera und Kreta, für Milet und Priene; denn ich weiß, er hat noch gar manches auf dem Herzen, und es wäre schade, wenn das Gesamtbild von hellenischer Natur und hellenischer Art, das zu schaffen er die Kraft und den Beruf hat, unvollständig bliebe.

Halle a. d. Saale. Prof. Dr. *Georg Siefert.*

Franz Werfel, Wir sind. Neue Gedichte. *Leipzig, Kurt Wolff.* 1913.

Das Ecce poeta ist über Werfel schon gerufen worden, und doch freut man sich, es noch einmal sagen zu dürfen, daß hier ein Dichter ersteht, der bestimmt erscheint, bald über die Masse der Vielzuvielen hinauszuragen. Sein Werk ist noch nicht das Evangelium, und es dürften sich auch Zweifler regen, die solchen Anspruch überhaupt ablehnen. Indessen ist übermäßige Bescheidenheit noch nie ein gutes Zeichen für junge Künstler gewesen, und warum sollte man nicht einmal probieren, die Umkehrung dieses Satzes gelten zu lassen.

In einem aber täuscht sich Werfel. Er führt im Nachwort aus (oder soll man es eine Nachrede nennen?), daß die Vollendung eines Werkes eine Lüge sei, Erlahmung der Ehrlichkeit. Sie mag allenfalls eine Erlahmung des reinen Gefühls sein, in dem Sinne, daß das Erlebnis unter der Formung in den Zustand des Erstarrens tritt, weil das Technische eine logische Ausprägung des Erlebten ist. Ein Marmorbild wird doch nicht zur Lüge, weil der Meißel die Absicht des Künstlers in steinerne Formen festlegt. Der Künstler will stets auf die Mitwelt wirken, am ehesten gerade Werfel, und nur das Ausgesprochene hat solche Kraft. Und rücken wir dies etwas mehr in die Alltäglichkeit herab, so heißt es, daß der Ausdruck erst den Dichter macht. Soviel dem Dichter.

Und dem Publikum? Da kann ich des Werfels Worte wiederholen, die er von seinen Gedichten braucht: „Sie reden in mancherlei Gestalten nur von Einem. Von dem permanenten Existenz-Bewußtsein, das ist Frömmigkeit". Das ist das Neue und Große an Werfels Kunst, daß sie diese Bejahung des Lebens aussprechen. Ob er von Menschen oder Dingen zu sagen weiß, im barocksten Erlebnis wie im Alltagsgeschehen, es klingt ein beseligender Ton durch, der über die Welt hinklingt, die er ganz erfaßt. — Die Formen sind oft genug noch verblüffend, aber der Dichter darf fordern, daß man ihm auf seinen Wegen folgt. Wenn er manches Wort an manchem Platz gebraucht, wo es stört, würde er sich mit künstlerischer Absicht rechtfertigen, aber der Leser hofft seinerseits, daß sich eben diese Absichten ändern werden. C. N.

Dr. Walther Lohmeyer, Die Dramaturgie der Massen. Mit vier Bühnenplänen. Verlegt bei *Schuster & Loeffler Berlin und Leipzig.* 1913.

Für Reinhardts Zirkusaufführungen und ihre zahlreichen Nachahmungen auf geschlossenen und Freilichtbühnen wurde die eigenartige Verstärkung durch gewaltige Scharen von Mitwirkenden zu einem Hauptfaktor des Erfolges. Hier treffen ganz verschiedene Ursachen zusammen, um die Zuschauer auf eine ungewohnte Art zu intensivem dramatischen Erleben anzuregen. Äußerlich wirkt der starke, sinnliche Eindruck des Hereinflutens, Vorstürmens und Zurückweichens, des Jubelns und Klagens Tausender, als gewaltiger Reflex der Handlung, ferner die Größe und Farbigkeit der Bilder, auch die rein technische Bewältigung der neuen szenischen Probleme. Man hat vergessen, daß die Bühne schon in früheren Zeiten häufig mit ähnlichen Mitteln ähnliche Wirkungen anstrebte; im Passionsspiel des ausgehenden Mittelalters und Oberammergaus, in der höfischen Prunkoper der Barockzeit, in den der jetzigen Art besonders nahe verwandten Massenaufführungen im Freien, den sogenannten Arenen, die von dem Zauberflöten-Dichter Schikaneder veranstaltet wurden.

Aber für unser Gefühl hatten alle diese früheren Experimente etwas künstlerisch Bedenkliches, solange uns Drama in erster Linie Abbild eines durch verhängnisvolle persönliche Anlagen bedingten Einzelschicksals bedeutete. Und in der Tat lassen sich Dramen dieses Inhalts nie ohne Schaden von der Guckkastenbühne, für die sie geschrieben wurden, in die Arena oder auf das Freilichttheater übertragen. Indessen wird der Nachteil geringer, wo in der Dichtung die Persönlichkeit mit einer begleitenden oder kontrastierenden Menge umringt ist, wie in Schillers „Räubern", Shakespeares „Julius Cäsar", Kleists „Robert Guiskard", Hebbels „Judith". An der Grenze des Individualdramas steht Schillers „Wilhelm Tell". Vor eine Haupthandlung, deren Held das Schweizervolk ist, stellt sich, nur an einzelnen Punkten mit ihr sich kreuzend, die Anektode vom Apfelschuß. Das Fühlen und Handeln der Gesamtheit wird an dem Beispiel des Einzelnen erläutert, weil der überlieferte Stoff dies dem Dichter an die Hand gab. Hier ist schon die Masse der eigentliche Held, aber weder Schiller noch einer seiner romantischen und realistischen Nachfolger hat daraus die Folgerungen gezogen, die für die Technik des Dramas gezogen werden mußten. Erst Gerhart Hauptmann hat uns mit den „Webern" den Anfang eines massenpsychologischen Dramas beschert. Damit ist die zweite Ursache, die innere, gegeben, die einem Massendrama in der Gegenwart besondere Existenzberechtigung verleiht. Das stattliche Buch Lohmeyers geht der historischen Entwickelung nach, mit kleinen



Irrtümern, die hier nicht aufgemutzt werden sollen, die Hauptlinien richtig ziehend. Shakespeares Massentechnik wird am besten dargelegt, bei den deutschen Klassikern die Nachahmung seines Verfahrens aufgezeigt. Die fable convenue, Goethe habe den zweiten Faust nicht für die Bühne geschrieben, wird durch die eignen Äußerungen des Dichters völlig widerlegt. Ihm schwebte keine „Idealbühne" vor, sondern die der großen französischen Oper, der „Stummen von Portici". Dagegen haben die Romantiker in der Tat die Bühne in ihren Dramen nicht vor Augen gehabt, um so mehr die Epigonen, deren Massenverwendung bei den Mitteln Schillers stehen bleibt. Grillparzer hat nur eine einzige große Volksszene geschrieben im zweiten Aufzug der „Libussa". Auch Grabbe bleibt, trotz der Vermehrung der Personen und der Ausweitung des Bildes über das Bühnenmäßige hinaus, in allen charakterisierenden Zügen bei der Einzelpsychologie Shakespeares und Schillers; aber die Töne seiner Volksszenen klingen schon viel besser zu Akkorden zusammen und noch mehr geschieht dies in Büchners genialem Erstling „Dantons Tod". Das Volksstück des XIX. Jahrhunderts hat überall nur Typen und einheitlich gedachte Chöre. Wo es pathetisch wird und auf eine Idealbühne rechnet, wie in den Luther- und sonstigen Festspielen für Dilettanten, scheitert das Bestreben, die Masse als wichtigen Faktor mitwirken zu lassen, an dem unzulänglichen Können der Dichter. Richard Wagner hat die Mittel des Musikdramas überall, wo dazu Gelegenheit war, in den Dienst der Massenwirkungen gestellt und zumal in den „Meistersingern" aufs glücklichste das seelische Gewebe einer in vielen zugleich heraufwachsenden Stimmung herausgearbeitet. Die neuen Aufgaben, die er dadurch der Massenregie stellte, wurden seit den siebziger Jahren gelöst, und gleichzeitig zeigten die Meininger auf ihren Wanderzügen, wie im rezitierenden Schauspiel die Menge zu durchgeistigen ist. Wildenbruch hat davon kaum Nutzen gezogen; aber die neuen Aufgaben des sozialen Dramas konnten von der Massenbeherrschung der Meininger profitieren. Die große Volkszene in Ibsens „Volksfeind" ist wie der Auftakt zu den „Webern" und „Florian Geyer" und zu allen den ähnlich angelegten, von einer neuen Geschichtsauffassung getragenen Stücken. Mit einer sehr zutreffenden, durch mannigfache Urteile anderer gestützte Kritik Reinhardts schließt die historische Bilderfolge, die uns das schöne, ein wichtiges Kapitel der dramatischen Technik zum ersten Male gründlich behandelnde Werk Lohmeyers in klaren, sicheren Umrissen entrollt.

G. Witkowski.

Robert Ulich, Dich lieb' ich, Erde! Gedichte. *Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung* (*Theodor Weichler*), Leipzig 1913.

„Dich lieb ich, Erde!" In klaren, formgewandten Versen spricht sich hier ein inniges Gefühl aus, das aus den mannigfachen Stimmungen der Natur geboren ist. Darüber hinaus erwächst es zu einer Liebe, die tiefe Seligkeit gewährt; kein trotziges Ringen ergießt sich in wilden Formen, sondern es sind Zeugnisse gereifter Abgeklärtheit, die der Dichter an der Seite einer Frau erreicht hat, daß er die Gegenwart als Glück genießen kann. „Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück." Das Faustzitat darf er wohl als Vorspruch wählen. Die letzte Reihe bringt manch schönes Gelegenheitsgedicht, und über die Geschlechterliebe hinaus erhebt sich der Dichter in feinen, abgetönten Worten zu kosmischen Gefühlen.

Die vornehmen stillen Töne, die hier entgegenklingen, werden gern von denen gehört werden, die zu dem titanistischen Ringen unserer Jüngsten keine Fühlung gewinnen können. Ulich ist kein Dichter, der sich auf den lauten Markt drängt, wo um neue Werte gehandelt wird, seine Schöpfungen verlangen Stunden der Muße, um recht nacherlebt zu werden. Als ein Fertiger fast tritt hier einer auf den Plan, und so steckt er sich selbst für zukünftige Schöpfungen ein hohes Ziel. —h.

Otto Flake, Freitagskind. Roman. *S. Fischer, Berlin*, 1913. (3,50 M., geb. 4,50).

Der scharfe Psycholog und reizvolle Stilist, den man im Vorjahre in seinem ersten Roman „Schritt für Schritt" bewunderte, kommt abermals mit einem höchst fesselnden Stoff. Im Titel schon kündet sich ein Gegensatz an. Man spricht soviel von den Sonntagskindern, denen angeblich das Glück mühelos, ganz von selbst in den Schooß fällt, Flake läßt seinen Helden am Freitag geboren sein, als Symbol dafür, daß ihm kein günstiger Umstand zur geruhsamen Entwicklung verhilft. Der Roman bringt die Lebensgeschichte eines Knaben bis ans Jünglingsalter. Es ist der Sohn eines kleinen Beamten, der selbst früh zugrunde geht, der aus einer Familie stammt, die von Mutters Seite her das böse Erbteil hat, daß allen ihren Gliedern das Leben zerrinnt. Durch manche Verirrungen muß sich der Knabe, dem die starke Führung fehlt, hindurchschlagen, und erst der Schluß bietet einen froheren Ausblick. Man darf endlich hoffen, daß nun eine Zeit größerer Stetigkeit folgt; die Freundschaft, die der Jüngling zuletzt findet, mag vielleicht eine reine Liebe werden, die ihm Halt gibt. Eine reiche Umgebung gruppiert sich um die Hauptgestalt, nur vermißt man, daß der Dichter die Gelegenheit ungenutzt gelassen hat, in die problematischen Verhältnisse des Elsaß, das sein Heimatsland ist, tiefer einzudringen, nur zufällige Streiflichter läßt er aufblitzen. Auch stilistisch hat Flake „Schritt für Schritt" nicht wieder erreicht, dessen hervorragende Prägnanz und Anschaulichkeit des Ausdrucks höchste Erwartungen weckten.

C. N.

Armin Reis, Werke. Erster Band: Aus den Wanderprotokollen. Im *Xenien-Verlag* zu *Leipzig* 1913. 190 Seiten. Geheftet M. 3.—, in Leinen M. 4.—

Dieses Buch verdient ein großes Lob: es läßt sich in keine Kategorie bringen und verrät nicht, welcher Literatengruppe der Verfasser angehört. An einigen Stellen, besonders bei der stereotypen Schlußformel der Erzählungen, spürt man mit Bedauern die Absicht der Originalität, und neben Sachen, die wirklich von



Natur kurios und von ganz eigener Färbung sind, steht Gesuchtes und künstlich Verziertes. Aber was will das sagen der fast wunderbaren Tatsache gegenüber, daß hier ein großer Landschafter unter den Dichtern spricht, wie wir ihrer in der ganzen schönen Literatur nicht viele haben und heute, wo die Pseudopsychologie mit ihrer tragikomischen Überschätzung des Menschen unsere Bildung verwüstet, vollends ganz wenige? In dem ersten „Wanderprotokoll" hat noch ein ironisches Spiel mit einem Fall des Wissenschafts-Bankrotts zu viel Oberhand über die stille Beschauung, obgleich auch hier schon der Einzug der beiden ungleichen Wanderer in eine steirische Kleinstadt sehr schön und ganz eigentümlich erzählt ist und das „Hotel zur Post" ebenfalls in sehr sauberer Umrißzeichnung hingestellt wird. Aber gleich die zweite Erzählung „Gold" ist ein Bild von Wien, seinen Straßen, seinen Wirtshäusern, seinen eingeborenen Menschen, seinem Essen und Trinken, seiner Lust und seiner Liebe, ein Bild, das ich an der besten Wand meines liebsten Studierzimmers hängen haben möchte. Und dann Brixen in der dritten Erzählung (Die Vogelbaronin) und Padua im „Wunder des Antonius"! Man spürt die Technik selbst als gewiegter und gegen Illusionen abgehärteter Leser gar nicht; man wandert mit dem Erzähler, der keinen Bädeker und keinen Ortsführer hat, sondern nur seine fünf Sinne. Er verweilt sich auch beim Eintreten in eine Stadt gar nicht lang in der Straße; er ist gleich im Wirtshaus, in der Herberge oder in einem Laden und nach zwei oder drei Seiten der Ortsbeschreibung werden wir mit dem Helden der Erzählung bekannt, der für einen gewöhnlichen Novellenschreiber eben ein „Held" und für jeden andern als einen echten Dichter ein höchst alltäglicher Mensch wäre, der aber hier einfach die Seele der Stadt ist, der genius loci. Wer selbst gern reist, sei's auch nur in Gedanken, und dem Zusammenhang von „Land und Leuten" nachgehen mag, für den können diese Wanderprotokolle ein Lieblingsbuch werden. A. M. B.

Hans Bethge, Das türkische Liederbuch. *Morawe & Scheffelt, Berlin.*

Just in dem Augenblicke, da aller Interesse auf das Schicksal der osmanischen Nation gerichtet ist und viele sich bemühen, ihr das Horoskop zu stellen, erscheint ein Zeugnis ihrer Kunst. Denen es schon als ausgemacht gilt, daß die Türken dem Versinken nahe sind, die werden hier keine Gründe finden, es zu bedauern. Niemals hat dieses Volk eine kulturelle Tat vollbracht, nicht einmal eine bescheidene Leistung selbständiger Mittelmäßigkeit. Was es an Kunst hervorgebracht hat, ist erborgtes Gut. Entlehnt ist die Architektur, und genau so entlehnt war die Dichtkunst bis tief ins XIX. Jahrhundert hinein. Die Lehrmeister waren die Perser, denen die Türken sich soweit verpflichteten, daß sie selbst die Sprache als Poetensprache übernahmen. So war die ganze türkische Dichtung naturgemäß unvolkstümlich, ein Erzeugnis des Pflichtgefühls, des Wunsches, es den Nachbarn gleichzutun. Diese bittere Kunde bringt Bethge im *Nachwort,* und er tat gut daran, denn als Einleitung würde sie jeden Leser abschrecken.

Zu den bisherigen Zeugnissen orientalischer Dichtung, die wir Hans Bethge verdanken, ist es eins mehr, gewiß, aber da erhebt sich die Frage, ob es nötig war. Etwas Charakteristisches läßt sich aus dem ganzen Bande nicht herauslesen. Das wird nach dem oben Ausgeführten verständlich sein, aber noch kommt es hinzu, daß Bethge seine Nachdichtungen nach französischer Prosa geschaffen hat. Dieser Weg ist denn doch zu weit, und nach solcher Kenntnis erscheint es fast nicht mehr erlaubt, auch nur ein Wörtlein über „türkische" Lieder zu sagen. Selbst dem genialsten Übersetzer wäre es unmöglich, Gedichte durch das Medium der Prosa wieder zu Gedichten zu machen, die einigermaßen das Urbild wiedergeben, wenn zugleich jede Stufe an eine andere Sprache gebunden ist und die drei so heterogen sind wie nur möglich. Das Wort „Nachdichtungen" würde aber nur dann eine Rechtfertigung sein, wenn sie wertvoll wären. C. N.

Fritz Rassow, Spiegelfechter Eros. Zeugnisse seiner Macht und Ohnmacht. 1913. *Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.*

Der Titel verheißt fröhliche Spiele der Liebe. Aber die zehn Geschichten, die alle in einer archaisierenden Briefform von schicksalsschweren Erlebnissen berichten, werden von einem düsteren Himmel überspannt, durch dessen schwere Gewitterwolken mühsam ein paar Sonnenstrahlen sich stehlen. Der Leibzwerg der Semiramis berichtet von den unerhörten Reizen und der lieblichen Grausamkeit seiner Gebieterin — das erste und phantastisch reichste Stück. Ein Priester muß sterben, weil eine wilde Dirne ihn mit Gewalt zu sich ziehen wollte und er sie erschlagen hat. Ein Mägdlein zieht in die Welt hinaus, weil zwei ritterliche Herren, Vettern, um sie auf Tod und Leben kämpfen wollen, sie aber beide liebt. Ein Satansweib, in ihrem äußeren Gebaren die züchtige Ehehälfte eines dicken Bürgers, will einen wackeren kaiserlichen Feldhauptmann zum Teufelsdienst verführen und bereitet ihm, da er standhaft bleibt, den Tod. Ein kleines Rokokofräulein wird dem Amant ihrer Mutter ausgeliefert. Zwei starke und reine Menschen leben in tiefster Einsamkeit beseligt durch einander, die Frau wird von einem wollüstigen Traum überfallen, erzählt ihn dem Manne, der besteht die Probe nicht, sie gehen zusammen in die Welt hinaus und dann kommt der Frau die Sehnsucht nach dem alten schönen Leben wieder, das doch nicht mehr herzustellen ist. Ein Rechtsanwalt hat als Student ein Mädchen geliebt und verlassen. Als er geheiratet hat, kommt sie in sein Haus, wird Dienerin und Freundin der Frau, die Frau stirbt, Leonore bleibt als stumme, verschlossene Wirtschafterin bei ihm, nach Jahren erwacht von neuem seine Begierde, und mit einer Ohrfeige nimmt sie ihre Rache. Daß solche Erzählungen auf solche kurze Formeln zu bringen sind, bezeugt die Echtheit des Novellencharakters. Man wird auch schon hier und da gespürt haben, Rassow läßt, wie seine alten italienischen und französischen Vorgänger

in der Lust des Fabulierens fünf gern einmal gerade sein. Er hat dazu ein volles Recht, weil es dieser Kunstform eigen ist, den Blick ausschließlich auf die Wunder des Lebens zu richten und dem nüchternen Rechner Verstand Schweigen zu gebieten. Hierin offenbart er das Künstlertum, das kraftvoll und selbstherrlich ein immanentes Gesetz der Form erfüllt. Mit der durchgeführten Einkleidung aller Erzählungen als schriftliche Selbstgespräche verengert diese Lust am Formgeben, in der Freude an virtuoser Beherrschung der Technik, den Kreis der formalen Möglichkeiten zum denkbar kleinsten Durchmesser. Nicht ganz ohne Zwang schmiegt sich Rassows hohes Können in diesen engsten Raum; doch bleibt es bewundernswert, wie er ihn für jede seiner Geschichten zu nützen weiß, und man folgt diesem wechselnden Verhalten des Dichters mit artistischem Vergnügen ganz eigner Art. Schließlich sei gesagt, daß auch derjenige Leser, der nur die leichte Reizung spannender Vorfälle und bunter Wortbilder von einem Buche fordert, sehr gut auf seine Rechnung kommt.

G. Witkowski.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana VIII. „Das kommt ganz auf den Buchbinder an," sagte der Schulmeister, als man ihn fragte, wieviel Bände Schiller geschrieben habe. Können wir nicht aus dieser Sprichwortweisheit lernen, unsere Ehrfurcht gegen das Buch, wie wir es aus den Händen seiner Hersteller empfangen, ein wenig einzuschränken? Das Dogma vom Buche ist zwar nicht so der Inbegriff der Bibliophilie, wie es deren Gegner darzustellen lieben. Aber der Bibliophile als ein in seinen Buchkriterien besonders genauer notwendiger Bibliograph und als Einschätzer des Sammlerstückes bleibt doch in der ständigen Gefahr, sich durch Nebendinge von der Hauptsache ablenken zu lassen. Gerade weil ihn stürmische Leidenschaft oder stille Liebe führen, hat er es doppelt nötig, den kritischen Probierstein nicht zu vergessen, wenn sich seine Wege von denen der gegen das Buch als solches Gleichgültigen trennen müssen. Ist es dabei nicht ein wenig seltsam, daß der Sammler, achtsam auf das Buchäußere, sich freiwillig allen Gesetzen unterwirft, die ihm Verleger, Buchdrucker, Buchbinder vorschreiben. Er nimmt das Buch hin, und er richtet sich nach den „Anweisungen für den Buchbinder", mögen diese erlassen sein von wem sie wollen, als ob er auf die Galeeren müßte, wenn er ihnen nicht gehorchen würde. Die Tafel 3 ist hinter der Seite 7 einzubinden, steht auf dem kleinen bunten Zettel, der dem Buche beigegeben war. Vielleicht ist das ein Irrtum des kleinen bunten Zettels, vielleicht kommt die Tafel an einen falschen Platz oder es ist gegen den empfindlichen Geschmack des Sammlers, sie hinter Seite 7 einbinden zu lassen. Wenn es im Inhaltsverzeichnisse gedruckt steht, Tafel 3 hinter Seite 7, ist gar kein Widerspruch mehr möglich. Ein verbundenes Buch wäre eine nicht aufhörende Anklage gegen die Frivolität eines Mannes, der seine Bücher so haben möchte, wie sie ihm am besten passen. Eine Streitschrift von der wahren Freiheit eines Bibliophilen täte uns wirklich not und unter den vielen Büchern, die über die Bücher geschrieben worden sind, müßte sie den Ehrenplatz haben.

Wir wissen alle, daß der ältere Plinius einmal behauptet hat: nullum librum tam malum esse, qui non aliqua ex parte prosit und daß sein bonus liber melior est quisque, quo major dem Ausspruch des Grammatikers Callimachus widerstreitet, man müsse μεγα βιβλιον μεγα κακον ειναι sagen. Aus diesem Widerspruche gibt es ja einen leichten Ausweg, die Leseregel des Martial:

Si nimius videar, feraque coronide longus
Esse liber, legito pauca, libellus ero.

Und auch zu jenem Rat des älteren Plinius würden sich wohl die ihm Gehorchenden mit größerem Freimut bekennen können, wenn ihre Hochachtung vor der Erscheinung des Buches eine geringere wäre. Doch die Bibliophilen bleiben Bibliophilen, das heißt Sammler, und so meinen sie, das ihr Besitz eine Auslese der besten und schönsten Bücher sein soll und sei. Daß man seine Bücherauswahl auch noch anders treffen kann als durch das bedächtig abwägende Anreihen von Band an Band; den Gedanken wagen sie nicht. Sie klagen zwar, in einem dickleibigen Bande stehe manches Vorzügliche, aber in der Masse des Mittelmäßigen und Schlechten verschwinde es. Ein unnützer Ballast auf den Bücherbrettern, klagen sie. Warum haben sie nicht den Mut Falconets, der seine Bücherauswahl immer so traf, daß er, wenn er ein neues Buch las, die Blätter mit den Seiten, die ihm gefallen hatten, herausriß. Nur diese Blätter schickte er zum Buchbinder, das Übriggebliebene, für ihn Wertlose, überließ er den Flammen des Kamins. Heißt das nicht den Mut der eigenen Meinung haben? Und gibt es ein besseres Beispiel für den Grandseigneur als Leser? Das Lesezeichen ist das Urteil des Bibliophilen, es schont das Werk eines Autors deshalb, weil es die Buchform gewann und damit die Achtung vor dieser, nicht vor dem Werke, dessen Verkörperung sie ist.

Mit Unwillen hört der Bibliophile, Napoleon I. habe im Reisewagen gesessen, vor sich einen Stapel in Maroquin gebundener, mit seinem Wappen verzierter Bücher. Band für Band habe er dann auf den langen Wegen durchblättert, gelesen, zurückgelegt oder aber rechts und links durch die Wagenfenster geworfen, je nachdem die Bequemlichkeit des Wurfes, die Laune des Lesers ihn dazu reizten. Der Bibliophile kann es nicht über sein Herz bringen, die Gemeinschaft mit einem Buche aufzugeben, das ihm mißfällt. Er stellt die kleine Kostbarkeit in den Schrank, um sich jedesmal, wenn er sie sieht, darüber zu ärgern, daß es eine kleine Kostbarkeit ist. Indessen tröstet ihn vielleicht die Moral der eben erzählten Geschichte. Er weiß, daß Napoleon seine vielen in Maroquin gebundenen, mit den kaiserlichen



Zeichen geschmückten Bücher in Frankreich zurückgelassen hat, daß er in St. Helena sich immer freute, wenn er neue Bücher erhielt, obschon diese nicht so schön gebunden waren und als Exlibris den kleinen Stempel des englischen Gouverneurs der Insel hatten.

Mit Unwillen hört der Bibliophile weiterhin von dem Pariser Charles Cousin, der sich selbst „le toqué" genannt hat. Wahrscheinlich, weil er sich nur die Bücher kaufte, die ihm gerade zufällig gefielen, um sie nicht nur auf seinen berühmten Boden zu tragen, sondern auch mit auf die Reise zu nehmen. Wahrscheinlich, weil er einen Einband von le Gascon in die Tasche steckte wie einen eben gekauften 3 Frank 50 Centimes-Band. Gewiß, der Nichtsalsleser, der Büchern den Rücken bricht, um sie bequem auf den Tisch zu legen, der einen ihm zu dicken Band einfach in zwei Teile reißt, damit er das Buch besser in der Hand halten könne und der Mann, der sich sein Fremdenzimmer mit einem mitgenommenen Le Gascon-Band schmückt, haben über die Kultur des Buches sehr abweichende Ansichten. Und sie sind schließlich beide Bücherfreunde ihrer eigenen Art. Doch ist ihre Beschäftigung mit den Büchern, mag sie sich sogar auf das Ansammeln und Aufbewahren von Büchern richten, keine Bibliophilie, die aus ihren beiden Schwächen, dem Heroenkultus mit den Büchern selbst und der Folgsamkeit der Autorität des anerkannten Buches gegenüber ihre Stärke gewinnen muß. Mag man Bibliophilie für Kunst, Wissenschaft oder Sport halten, oder für eine glückliche Mischung von allen dreien, immer wird man erkennen müssen, daß der Bibliophile ein Sklave seines Kataloges ist. Darum, weil er kein ihm gefallendes Buch weglegen und vergessen will, sondern weil er es aufbewahren, besitzen, wieder genießen möchte. Der göttliche Zufall ist für den Naiven eine Überraschung, für den Bibliophilen ist er noch mehr, eine Vermehrung seiner Bibliothek. Und mag der Bibliophile auch ein Sammler von Geschmack und Laune sein, dem das Sammeln nach Goethes Beispiel die Pflege der eigenen Persönlichkeit zu allgemeinem Nutzen ist, ein Sammler bleibt er immer. Sein Wesen ist in der Bildung seiner Sammlung, löst diese sich auf, so zerstreuen sich nur Bücher. Das ist die Melancholie des Auktionskataloges, der von dem Wert der Sammlung redet, wenn er die Bewertung der Bücher meint. Eine Melancholie, die zum Unsinn wird, wenn die lückenlosen Reihen, die Vollständigkeit der Sammlung angepriesen wird. Denn die Sammlung nach historischem System beweist ja gerade durch ihre Quantität, durch die Aufnahme sonst unbeträchtlicher, aber in gerade diesem Zusammenhange bedeutungsvoller Bücher ihren eigentlichen Wert. Der freudig gestimmte Auktionator, der diesen Wert lobt, um zu seiner Zerstörung aufzufordern, muß sich aus Pflichtgefühl in einen Widerspruch zwingen, der ihn traurig stimmen sollte. Freilich, er darf nur verschämt auf sein Taschentuch deuten. Vielleicht hat der Bibliophile, der sich von seinen Schätzen trennt, indem er dem stolzen Ite ad vendentes die Versicherung beifügt, es freue ihn, anderen vortrefflichen Sammlern eine so bald nicht wiederkehrende Gelegenheit zu verschaffen, mehr Recht, denn die berühmte Versteigerung ist auch der Ehrgeiz mancher Bibliomanen gewesen, die für diesen herostratischen Ruhm, mit dem sie in die Geschichte der Bibliophilie eingehen wollten, ihr Geld und ihre Zeit geopfert haben. Wenn man die armseligen Büchernarren bedauern will, sollte man nicht Herrn Dincourt d'Hangard vergessen, der seine Livres choisis et bien conditionnés 1789 durch den Pariser Buchhändler Née verkaufen ließ, um ihre Auktionspreise zu erfahren. Es wurden hohe Preise bezahlt und d'Hangard gab den Erlös mit seinem sonstigen Vermögen einem Bankier in Verwahrung, um in Ruhe mit vermehrten Mitteln eine noch ausgezeichnetere Bibliothek zu gewinnen. Doch machte der Bankier kurze Zeit nach der berühmten Auktion Bankerott und in dem Vierteljahrhundert, das d'Hangard noch erleben sollte, hat er mit den folternden Erinnerungen an das leichtsinnig Aufgegebene das klägliche Bild eines Mannes geboten, der aus den Ruinen seines Palastes eine diesem ähnliche Hütte sich aufzubauen müht.

Die Bibliophilen-Akademien, die immer neue und vermehrte Listen von Büchern, die der Sammler haben muß, autorisieren, sollten hin und wieder eine Preisfrage stellen, um Linderungsmittel für die seelischen Leiden des Büchersammlers vorzuschlagen. Ich weiß nicht, ob es einen Bibliophilen Robinson oder einen Bibliophilen Werther gibt, und ich denke auch nicht an so starke Heilmittel wie die Kannibaleninsel oder die Pistole. Aber man könnte etwa fragen: Wie wird der Bibliophile aus dem Diener der Herr seiner Büchersammlung? Es gibt schon mancherlei Ratschläge, von der Empfehlung der Kardinaltugenden bis zu der eines geschickten Antiquars. Aber es gibt noch kein Handbuch für den Umgang mit Büchern, das brauchbar wäre. Der geschmeidige Castiglione, der Masken empfehlende Gracian und der Grobheit mit Handschuhen vorschlagende Chesterfield haben in ihren Leitfäden für den Umgang mit Menschen vieles vorgebracht, was geeignet scheint, ein verlorenes seelisches Gleichgewicht zu stützen. Und es hat auch Leute gegeben, die als die Lehre dieser Handbücher für den Umgang mit Menschen den Hinweis auf einen angenehmeren Umgang mit Büchern haben herauslesen wollen. Doch nicht Mastbaum und Stricke des Odysseus sind es, die wir brauchen können, um uns als Bibliophilen zwischen dem Leben und den Büchern hindurchzufinden. Es ist das Geheimnis, wie man aus kleinen Narrheiten eine große Weisheit machen kann, und weil wir wissen, daß so viele alte Bibliophilen den Stein, der dazu gehört, besaßen, möchten wir modernen Adepten, die schon zahlreiche Anweisungen haben, schön geboren zu werden, schön zu leben und schön zu sterben auch noch dieses Rätsel gelöst wissen: Wie ist es möglich, mit seinen Büchern zufrieden zu sein, trotzdem man ein Bibliophile ist?

IX. Von den alten Kräuterbüchern angefangen, lassen sich vielleicht für keine Fachwissenschaft so viele mit



dem größten Aufwand von Geld und Zeit hergestellte Prachtwerke aufzählen wie für die Botanik, zumal wenn man auch noch die als Liebhaberei betriebene Gartenkunst (für die es manche kostbare Sondersammlungen, so die der Gemahlin des bekannten englischen Bibliophilen Lord Amhurst gegeben hat) hier einbegreifen möchte. Bücher größten Formates, Werke riesigen Umfanges mit tausenden von Tafeln, in jahrzehntelanger Arbeit von vielen Mitarbeitern besorgt, gibt es ebenso in der botanischen Prachtwerkliteratur wie solche Werke, von denen einzelne Exemplare durch den Buchkünstler Blatt für Blatt mit der langsamsten Sorgfalt ausgemalt worden sind. Und alle Reproduktionsverfahren, vom Farbenstich bis zum Naturselbstdruck hat man benutzt, um getreue Pflanzenabbildungen geben zu können.

Das Herbarium, die Sammlung getrockneter Pflanzen, hat sich die Buchform zunutze gemacht und auch seinen Namen den Kräuterbüchern mit vielen Abbildungen entlehnt. Seitdem um die Mitte des XVI. Jahrhunderts zuerst italienische Botaniker diese Art der botanischen Sammlung gepflegt haben, ist sie vielfach verbessert und weit verbreitet worden, ja man hat eine Massenherstellung von Herbarien und einen Herbarienhandel versucht, für die es sauberer und zweckmäßiger erschien, den Text zu drucken und die getrockneten Pflanzen selbst wie Abbildungen eines Tafelwerkes einzufügen. So gehört das Herbarium nicht nur durch seine äußere Form zu den Büchern. Es gibt derartige Herbarien, die große von den Bibliophilen geschätzten Kostbarkeiten sind wie jenes, das der Herzog von Bedford für sich zur Verteilung an seine Freunde herstellen ließ, in einer Zeit, in der es in England zum guten Ton der feinen Gesellschaft gehörte, ansehnliche, reich mit Bildern ausgestattete Prachtwerke wissenschaftlichen Charakters for private distribution als Patron mit seinem Namen unterzeichnen zu dürfen.

Der Foliant mit dem Titel „Hortus gramineus Woburnensis. London 1816," den der Herzog durch seinen Gärtner G. Sinclair bearbeiten ließ, ist aber auch im strengsten Sinne des Wortes eigenes Gewächs. Denn die den Buchseiten aufgeleimten getrockneten Pflanzen stammen aus dem berühmten Gräsergarten des Herzogs. Unter jedem Grase findet sich eine kurze gedruckte Namensangabe und eine allgemeine Beschreibung, während auf der Rückseite die ausführlicheren Nachrichten gedruckt sind. Jedes „Pflanzenblatt" ist bei diesem Buche zwischen zwei weiße Schutzblätter geheftet, von denen die der nächstfolgenden Pflanze zugewendete Rückseite des einen mit Silberpapier überzogen ist. Wie man sieht, entfaltet die herzogliche Geschenkausgabe einen nicht gewöhnlichen Papierluxus, den die zweite, in den Handel gelangte Ausgabe (London 1825) nicht nötig hatte, weil bei ihr Abbildungen die getrockneten Pflanzen ersetzten. Dafür war diese zweite Ausgabe auch preiswert (ein Pfund ein Schilling, mit illuminierten Kupfern zwei Pfund zwei Schilling), während die erste von dem damaligen Gesetzgeber bibliophiler Eleganz in England, Th. Fr. Dibdin einer Erwähnung für wert gehalten worden ist, die sich in eine größere Pfundnote umrechnen läßt.

Auch sonst ist die Buchform für botanische Sammlungen anderer Art verwertet worden. So hat neuerdings in Canada ein Liebhaber botanischer Beschäftigungen sich eine vielbelobte Bibliothek gebildet, die den Bäumen des Landes gewidmet ist. Der Rücken eines jeden Bandes, der einen Baum repräsentiert, ist mit dessen Rinde bekleidet und trägt als Titel den Namen des Baumes, der Buchkörper besteht aus dem Holze des Baumes und ist am Schnitt poliert, um die Struktur des Holzes zu erweisen. Der Vorderdeckel läßt sich fortschieben und eröffnet das Buchinnere, in dem Blätter, Blüten, Früchte usw. mit den genauen Beschreibungen aufbewahrt werden. Der mit dieser hölzernen Bibliothek verwirklichte Gedanke ist freilich nicht neu. In ähnlicher Weise angelegte und ausgestattete Holzsammlungen haben zum Beispiel auch zu den deutschen Verlagsunternehmungen des XIX. Jahrhunderts gehört. So scheint das Beispiel vortrefflich geeignet, zu zeigen, wie gerade die botanischen Bücher der geruhsamen Bücherkunde mancherlei Gelegenheiten gegeben haben, sich mit Buchseltsamkeiten zu beschäftigen, die einem Münchhausen manches Bibliophilen-Abenteuer erleichtern würden. Er könnte die Grasgartenbeschreibung des Herzog von Bedford in einen stillen Schrank schließen und nach Jahr und Tag einen kleinen herzoglichen Grasgarten in dem Schranke entdecken, er könnte die Baumholzbücher im obersten Bücherfache unterbringen, damit aus ihnen schattenspendende Bäume hervorwachsen. Ein jeder Sammler hat mitunter ein klein wenig Münchhausensche Neigungen. Und auch deshalb seien den Sammlern, wenn ihnen sonst gerade nichts einfällt, derlei botanische Bücher empfohlen. G. A. E. B.

Dem Kaiser sind zu seinem Regierungs-Jubiläum eine Anzahl wertvoller Werke, alle in kunstvollen Einbänden überreicht worden. Unter den in der Werkstatt *des Hofbuchbinders Collin, Berlin*, hergestellten Arbeiten seien folgende erwähnt: Im Verlage von *Georg Stilke* erschien ein Werk: „Soziale Kultur und Volkswohlfahrt", welches in weißes Saffianleder mit Reichswappen und Monogramm des Kaisers gebunden war. Das *Landes-Ökonomie-Kollegium* überreichte dem Kaiser eine Schrift, welche die Entwickelung der preußischen Landwirtschaft in den Jahren 1888 bis 1913 behandelt. Dieses Buch war in weißes Pergament gebunden, die Vorsatzblätter aus Moirée-Seide waren mit dem preußischen Adler bedruckt. Die „*Norddeutsche Allgemeine Zeitung*" hat ihre am 15. Juni erschienene Nummer dem Kaiser in einem prächtigen Lederumschlage mit dem kaiserlichen Wappen übersandt. Besonders erwähnenswert ist das Geschenk, welches die *Mexikanische Regierung* dem Kaiser zu seinem Jubiläum überreicht hat. Es ist ein Werk über mexikanische Archäologie. Die Einbände sind in rotem Maroquinleder hergestellt, mit Nachbildungen mexikanischer Skulpturen in farbiger Ledereinlage mit Golddruck. Das Ganze ruht in einer Kassette aus marmoriertem Rindleder. Aus der großen Anzahl der



Adressen, die in derselben Werkstatt gefertigt wurden, seien nur erwähnt: die Adresse des *Kaiserlichen Aero-Klub*, die in Ledertechnik die Ansicht des Königlichen Schlosses, welches von Luftschiffen und Flugzeugen umschwebt wird, zeigt, und die des *Deutschen Lehrer-Vereins*, mit dem persönlichen Wappen des Kaisers. Der *Magistrat der Stadt Posen* überreichte eine kostbare Adresse mit dem preußischen Staatswappen in Lederschnittarbeit, deren inneres Blatt außer der Ansprache Ansichten des Schlosses und der Akademie von Posen enthält. Der *Deutsche Ostmarken - Verein* sandte eine Adresse mit dem Wappen des Vereins, die Mitglieder der *Königlichen Theater* eine solche in Ledermosaik mit Handvergoldung. Die *Österreichisch-Ungarische Kolonie* hat ihre Adresse von *Prof. Emil Orlik* ausführen lassen. Der Einband zu der Adresse der *Deutschen Kolonialgesellschaft* war in weißem Pergament mit Golddruck von *Herbert Arnold* entworfen. Zu der dreiteiligen Adresse der *Berliner Hoflieferanten*, die aus hellem Rindleder mit reicher Punzarbeit bestand, hatte *Hermann Senger* die Malerei geliefert.

Von der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914. Die Bücherei des *Kaiserlichen Patentamts* wird sich an der besonderen Abteilung für Bibliothekswesen beteiligen. Außerdem aber wird noch das hochinteressante Informationswesen zur Vorführung kommen. Das Patentamt, das ja berufen ist, das geistige Eigentum der Erfinder zu schützen und seine Verwertung zu ermöglichen, hat eine ganz besonders klare und großzügige Organisation, deren Darstellung auf der Buchgewerbe-Ausstellung für jedermann von höchstem Interesse sein wird.

Der Direktor der *Bibliothek des Herzoglich Gothaischen Hauses*, Herr Geheimer Hofrat Dr. Ewald, ist ermächtigt worden, leihweise Handschriften und wertvolle Stücke aus der Herzoglichen Bibliothek zur Verfügung zu stellen.

Der chilenische Generalkonsul in Hamburg, *Adolfo Ortuzar*, ist beauftragt worden, die Chilenische Regierung anläßlich der Ausstellung in Leipzig zu vertreten.

Auch das *Preußische Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten* hat mitgeteilt, daß es gern bereit ist, besondere wertvolle Gegenstände aus Bibliotheken und Museen seines Ressorts der Ausstellung zu gewähren.

Die Sonderausstellung *Schule und Buchgewerbe* weist in ihrem Programm, dessen einzelne Abschnitte von den Abteilungsleitern nach eigenen Ideen geschickt und anziehend ausgearbeitet worden sind, die folgenden Gruppen auf: Zeichnen, Schreiben; Sprechen, Singen, Musik; Lesen, Lernen und als technische und künstlerische Ergänzung hierzu: die Photographie in der Schule; Kind, Lehrer und Schule in Natur, Kunst und Karikatur; Schulgeschichte. Die Ausstellung wird vor allem zeigen, wie das Kind sich zur Benutzung und Verwertung der buchgewerblichen und graphischen Erzeugnisse entwickelt, und wird dabei in hervorragender Weise den Einfluß der Schule auf diese Entwicklung betonen. Veranschaulicht wird diese Gruppe durch Aufstellung von modernen Apparaten und Hilfsmitteln für den Unterricht im Sprechen, Singen, Lesen, Schreiben und Zeichnen und wird so zugleich einen allgemeinen Überblick über die modernen Unterrichtsmethoden bieten.

Neben der 200 Jahre alten Haynsburger Papiermühle wird noch ein anderes außerordentlich interessantes Objekt in der großen Gruppe „Papier und Papierbereitung" Aufstellung finden: Eine Nachbildung der *ersten Papiermaschine* von Robert, die von der Papiermacher-Berufsgenossenschaft Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen für das Deutsche Museum gestiftet werden soll und vorher schon auf der Buchgewerbe - Ausstellung in Leipzig ausgestellt werden wird. Die Papiermaschine wird ebenso wie die Papiermühle in Betrieb gezeigt werden können.

Auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914 wird bekanntlich *Österreich* besonders großartig vertreten sein. Am 1. Juli hat nun unter dem Vorsitz des Präsidenten der österreichischen Kommission *C. Reisser* und in Anwesenheit des Vertreters des Ministeriums für öffentliche Arbeiten, des Ministerialrats *Haase* die erste Sitzung der dort zusammengetretenen großen Ausstellungskommission stattgefunden. Ministerialrat Haase erklärte, daß die Regierung der österreichischen Abteilung der Internationalen Buchgewerbe-Ausstellung in Leipzig einen großen Pavillon, eine namhafte Summe und eine vollständige Geschäftsstelle zur Verfügung gestellt habe. Eine andere Versammlung tagte am 26. Juni in der Wiener Universitätsbibliothek unter dem Vorsitz des Direktors Hofrat Dr. *Himmelbauer*, die über die österreichische Gruppe für Bibliothekswesen und Bibliophilie auf der Buchgewerbe-Ausstellung verhandelte. In dieser Gruppe soll sich unter Führung der Wiener Universitätsbibliothek und unter großer Beteiligung der einschlägigen Vereine *das österreichische Bibliothekswesen* präsentieren. Ansichten öffentlicher, Kloster- und Privatbibliotheken, wertvolle Bucheinbände und kostbare Drucke aus Prager und Krakauer Bibliotheken, ferner Bibliotheks- und Volksbücherei-Einrichtungen werden die Gruppe wertvoll und interessant machen und ein fesselndes und zugleich lehrreiches Bild vom österreichischen Bibliothekswesen geben.

Die Oase Turfan, die den deutschen Sammlungen und der internationalen Wissenschaft schon manchen wertvollen Schatz einer alten Kultur, manche wichtige neue Kunde einer vergessen gewesenen Vergangenheit gespendet hat, hat uns auch mit einer Handschrift aus dem Jahre 399 n. Chr., *das älteste augenblicklich in Deutschland vorhandene Papier* geliefert. *Professor Herzberg* hat es untersucht und in den „Mitteilungen aus dem königlichen Materialprüfungsamt" beschrieben. Die meisten verwendeten Fasern dieses Papieres entstammen dem Chinagras, doch sind auch Fasern des Papiermaulbeerbaumes nachweisbar. Zum Schreibstoff ist es in ziemlich umständlicher Weise hergerichtet worden: durch Überstreichen mit einem durchsichtigen Klebestoff, durch Bestreuen mit Weizenmehl, durch



Pressung. Daß dieses Papier tausendfünfhundert Jahre ausdauern konnte (während man das Lebensalter unserer guten Papiere auf tausend Jahre einschätzt) hat neben der Voraussetzung eines schon hochentwickelten Papierherstellungsverfahrens natürlich noch einen besonderen Grund, die günstigen Verhältnisse, die seine Konservierung bedingt haben. Denn nicht allein Herstellungsstoffe und Herstellungsverfahren beeinflussen das Lebensalter des Papieres, auch seine Aufbewahrung und Handhabung ist dafür entscheidend, ja, die Ungunst der Umstände, die Unkenntnis der Benutzer kann die Brauchbarkeit auch eines guten Papieres sehr herabmindern. Die praktische und theoretische Forschung beschäftigt sich erst seit wenigen Jahren eingehender mit den Voraussetzungen, die das Lebensalter der Bücher bestimmen. Man untersucht die bei der Bücherherstellung gebrauchten Stoffe, die Herstellungsverfahren im einzelnen und im Zusammenhange, um zu Vorschriften zu kommen, deren Befolgung die Anfertigung nach Möglichkeit unverwüstlicher Bücher erlauben soll. Da wäre es in der Zeit der vielen „Liebhaberausgaben" und bei dem günstigen Anlaß der Leipziger Buchweltausstellung 1914 eine hübsche Aufgabe für Verleger oder Bibliophilen-Gesellschaften, sich einmal in der Herausgabe eines „dauerhaften" Buches zu versuchen. Die Sachverständigen würden wohl gern die Herstellung dieses Buches beraten. Wer aber wird entscheiden wollen, welches Werk nach einem Jahrtausend auch in unvergänglicher Frische seiner Buchform nach einem Jahrtausend noch in dem Asbestkasten liegen soll, dem unsere Zeit den Titel aufgedruckt hat: ein ewiges Buch? G. A. E. B.

Luthers Schriften in England. Einem höchst interessanten Aufsatz von Preserved Smith in der amerikanischen Zeitschrift „The Nation" entnehmen wir folgendes über das erste Eindringen von Luthers Schriften in England. Es war kein Jahr nach dem Anschlagen der 95 Thesen vergangen, als Luthers Schriften schon ihren Weg nach England gefunden hatten. Im Jahre 1518 hatte Froben die erste Ausgabe der gesammelten Schriften des Reformators herausgegeben, die damals nur wenige Werke umfaßten. Im Jahre 1519 mußte er sie schon mehrere Male neu drucken. Schon am 12. Februar 1519 konnte Froben an Luther schreiben, daß zahlreiche Exemplare seiner Schriften nach England exportiert wurden. Eines derselben, das jetzt im Besitz der Herren J. Pearson & Co. in London ist, trägt das Wappen des Herzogs von Suffolk und die königliche Krone. Pearson denkt, daß dieses Exemplar einst das Eigentum des englischen Königs Heinrich VIII. war. Aber es ist doch wahrscheinlicher, daß es seiner Schwester Mary, Herzogin von Suffolk, gehörte, deren frühere Heirat mit Ludwig XII. von Frankreich ihr königlichen Rang gegeben hatte. Sie wurde selbst später zu einer strammen Protestantin, und als der Reformator Bucer im Jahre 1549 nach England kam, sagte man von dieser Dame, die damals wieder verwitwet war, im Scherz, sie hätte ihn heiraten sollen.

Aber es waren nicht allein oder hauptsächlich Personen von Rang, welche die Schriften des deutschen Bekenners lasen. Das Tagebuch des John Dorne, eines Oxforder Buchhändlers, zeigt, daß im Jahre 1520 viele Exemplare dort verkauft wurden. Und sie taten bald ihre Wirkung. Im selben Jahre wurde zu Cambridge ein Komitee ernannt, um Luthers Werke zu prüfen. Auch in den ländlichen Distrikten wurden sie gelesen. Unter den Manuskripten der Korporationen von Shrewsburry und Coventry ist ein Brief von C. Cowper an seinen Vater, der in London weilte, vom 3. März 1520, der die Worte enthält: „Neuigkeiten gibt es hier nicht, außer daß kürzlich Häretiker hier waren, welche auf Luthers Meinung schwören". Von dieser Zeit an werden aber die Nachrichten über Luther und seine Schriften häufiger. Die Popularität der neuen Schriften stimulierte natürlich zur Übersetzung in das Englische. Es sind acht Schriften Luthers während der Regierung Heinrichs VIII. anglisiert worden:

1. „The obedience of a Christen man and how Christen rulers ought to governe. At Marlborow in the lande of Hesse anno 1527 by me Hans Luft." Das Buch geht unter dem Namen William Tyndales, ist aber durch und durch lutherisch, daß es als eine Schrift Luthers selbst angesehen werden muß, wenn auch das deutsche Original von Smith nicht identifiziert werden konnte.
2. „A pistle to the Christian reader. The revelation of Antichrist. Antithesis wherein are compared togeder Christes actes and our holye father The Popes. At Marlborow in the lande of Hesse anno 1529 by me Hans Luft. — Dieß ist eine Adaptation von Luthers „Passional Christi et Antichristi" (1521) durch William Tyndale." (Daß nicht Hans Luft in Marburg, sondern Soter in Köln a/Rh. wahrscheinlich der Drucker dieser beiden reformatorischen Schriften war, siehe „Zeitschrift für Bücherfreunde", Bleiblatt 1912. I, S. 160.)
3. „De libertate Christiani. The Liberty of a Christen man. Cum privilegio regali. Imprynted at the sonne by me John Byddell." Diese Übersetzung von Luthers berühmtem Traktat aus dem Jahre 1520 muß vor 1544 gedruckt worden sein, da Byddell nachher nicht mehr druckte. Daß sie später als 1531 erschienen ist, geht hauptsächlich aus der Tatsache hervor, daß sie in dem von den englischen Prälaten im Jahre 1531 erlassenen Mandat nicht erwähnt ist, in dem alle bekannten englischen protestantischen Bücher erwähnt sind. Smith ist der Ansicht, daß John Tewkesbury, der als Lederhändler und Krämer (haberdailer) in Akten vorkommt und teils auf Tyndales Schriften, teils auf den persönlichen Einfluß eines gewissen John Hacker hier zum Protestantismus übergetreten war, der Übersetzer war. Dieser wurde schon im Jahre 1529 peinlich befragt und widerrief darauf, verfiel aber dann wieder in die Irrlehre und wurde am 20. Dezember 1531 verbrannt. More, der ihn in liebenswürdigen Ausdrücken einen „stinkigen Märtyrer" nennt, erzählt, daß die Beamten im Gefängnis bei ihm ein häretisches Buch in seiner eigenen Handschrift



fanden, nämlich das Buch von Martin Luther, worin er die Menschen unter dem Namen christlicher Freiheit lehrt „in des Teufels Hände zu rennen". Bis zum Jahr 1530 hatte Luther ungefähr 300 separate Traktate und Schriften veröffentlicht und es wäre ein merkwürdiges Zusammentreffen, wenn zwei Männer unabhängige Übersetzungen desselben Traktates gemacht hätten. Allerdings könnte Tewkesbury ihn auch von dem Manuskript eines Freundes abgeschrieben haben, obwohl damals Manuskripte nur in ganz einzelnen Fällen zirkulierten — abgesehen von Shakespeares „zuckersüßen Sonetten unter seinen Privatfreunden". Als Tewkesbury den Tod erlitt, begann es gerade für die Protestanten etwas günstiger auszugehen und so ist es nicht unmöglich, daß einer seiner Freunde oder selbst einer seiner Wächter die bei ihm gefundene Schrift übernahm und sie später publizieren ließ.

4. „A verry excellent swete exposition upon the 22[ye] Psalme of David, called latyn Dominus regit me et nihil. Translated of the hye Almayne in to English by Myles Coverdale. Imprynted in Southwark by James Nycolson for John Gough. Cum privilegio. 1537." Dieser Traktat ist bibliographisch öfters beschrieben.

5. „An exposicion upon the songe of the blessed virgine Mary, called Magnificat. Where unto are added the songes of Salue regina, Benedictus and Nunc dimittis. Translated out of latine into Englysh by Jhon Hollybush." Diese Schrift fehlt in allen großen Bibliotheken, selbst in der Bodleana und im British Museum. Das einzige, dem Gewährsmann von „The Nation" bekannte Exemplar ist das früher im Besitz des Herrn William Jackson gewesene, das jetzt nach dem Katalog Nr. 328 der Firma Otto Harrassowitz in Leipzig dieser gehört. Es ist eine Übersetzung von Luthers „In divine Virginis Mariae Zachariaeque Odas, Magnificat puta et Benedictus, Commentarii. Argentina, 1526." Da der Name Hollybush sonst als das Pseudonym von Coverdale bekannt ist, das er in seinem im Jahre 1538 publizierten Neuen Testament benutzte, so kann man annehmen, daß Coverdale der Übersetzer und wahrscheinlich Nicholson, der das oben genannte Neue Testament verlegte, der Drucker war, und daß es um 1538 erschienen ist.

6. „The last wil and last confession of martyn luthers faith concerning the principal articles of religion which are in controversy, which he will defend and mainteine until his death, against the pope and the gates of hell, drawen furth by him at the request of the princes of germany which have reformed their churches after the gospel, to be offered up at the next general councel in their names and now published before that all the world may have an evydent testimony of his faith. 1543." Hier haben wir eine Übersetzung der Schmalkaldischen Artikel, die Luther im Jahre 1536 niederschrieb und im Jahre 1538 publizierte. Übersetzer und Drucker sind unbekannt. Im Katalog des British Museums ist unter Vorbehalt angenommen, daß der Traktat in Zürich gedruckt worden ist.

7. „The chiefe and pryncypall Articles of the Christen faythe, to holde againste the Pope and al Papistes and the gates of hell, with other thre very profitable and necessary bokes ... Made by Doctor Marten Luther. Imprinted for Gwalter Lynne. MDXLIII." Außer den „Hauptartikeln" enthält diese Schrift folgende Traktate in englischer Übersetzung: 2. Das Glaubensbekenntnis des Dr. Martin Luther. 3. Von der rechten alten katholischen Kirche und der neuen falschen Kirche. 4. Von den Symbolen oder Konfessionen der christlichen Lehren (nicht von Luther, sondern die athanasischen, ambrosianischen und nicäanischen Lehren). 5. „Eine einfältige Weise zum Beten", die der berühmte Dr. Marten Luther gebrauchte. 6. Ein Gebet gegen den Papst und die Türken. Es ist möglich, daß Lynne einige dieser Traktate übersetzt hat, wie er es im Jahre 1548 mit anderen Traktaten Luthers getan hat. Lynne war ein Londoner Drucker.

8. „The dysclosyng of the Canon of the popysh Masse with a sermon annexe unto it of ... D. Marten Luther. Apocal. XVIII. Printed by Hans Hitprycke." Übersetzer und Drucker zu identifizieren, spottete bis jetzt allen Nachforschungen. In den „Typographical antiquities" von Ames und Herbert ist das Druckjahr 1545 angenommen. M.

Neue koptische Apokryphen. Wallis Budge, der Vorstand der ägyptischen und assyrischen Altertümersammlungen im British Museum hat vor einigen Tagen im Auftrag der Trustees des genannten Museums eine hochinteressante Publikation herausgegeben, die auch weiteren Kreisen als den professionellen Gelehrten und Studierenden der Bibelwissenschaft Anregung geben wird. Das Buch enthält die koptischen Texte mit englischen Übersetzungen einer wichtigen Reihe von Apokryphen, ferner die Lebensbeschreibung des Pisentius, Bischof von Koptos im 7. Jahrhundert, eine Lobschrift auf Johannes den Täufer und eine Reihe von Instruktionen, die Pachomius, der Archimandrit, gegeben hat. Alle diese Texte sind im oberägyptischen Dialekt geschrieben und zum erstenmal jetzt publiziert. Wir entnehmen darüber „The Times" folgendes.

Das größte und vielleicht interessanteste Apokryphon, welches Budge veröffentlich hat, ist das „Buch der Auferstehung", das dem Apostel Bartholomäus zugeschrieben wird. Es beschreibt den Niederstieg unseres Herrn in die Hölle, den Sieg über den Tod und seine Söhne, die Niederlage des Teufels, die Zerstörung der Tore, Barren und Schlösser der Hölle, das Auslöschen ihrer Feuer, die Vernichtung ihrer glühenden Kohlen, die Befreiung von Adam und Eva und aller Menschenkinder und endlich die Verdammung des Judas Ischariot. Dann folgt der Aufstieg unseres Herrn aus der Hölle, seine Auferstehung, seine Erscheinung vor den Aposteln, seine Throneinsetzung zur Rechten des Vaters in seinem Lichttabernakel im siebenten Himmel und die Wiederaussöhnung Gottes mit Adam und seinen Söhnen in der Gegenwart von



Myriaden von Cherubim, Seraphim, Erzengeln, Engeln, Fürsten, Mächten und aller Himmelsbewohner. Das ganze Apokryphon läßt starken gnostisch-ägyptischen Einfluß erkennen und gibt vor, die wirklichen Worte der göttlichen unbekannten Sprache wiederzugeben, in der unser Herr und die Jungfrau Maria zueinander sprachen. Das Manuskript, welches dem herausgegebenen Text zugrunde liegt, war höchst wahrscheinlich im X. oder XI. Jahrhundert nach Christus niedergeschrieben.

Zwei weitere der Apokryphen handeln von dem Apostel Johannes. Gemäß einem derselben sandte der Herr einen Nebel in alle Teile der Welt, in welche die Apostel gehüllt wurden, damit der Nebel sie zu Christus auf den Ölberg bringe. Nachdem alle Apostel dort angekommen waren, bat Johannes den Herrn, daß er an ihm die Mysterien des Himmels aufdecke und die Gesetze erkläre, welche den Tau und Regenfall und andere Naturphänomene regulieren. Der Herr ließ einen Cherub*im* (es steht die Pluralform für einen Cherub) kommen und übergab Johannes dessen Fürsorge, damit er alle seine Fragen beantworte. Der Engel nahm nun Johannes auf seine Lichtschwingen und brachte ihn durch die sieben Himmel, wobei er ihm deren Aufbau beschrieb. Der Engel prägte Johannes die Heiligkeit der Eide ein, welche bei Wasser und bei Weizen geschworen werden, weil das Wasser existiert hatte, ehe Himmel und Erde geschaffen waren, und weil der Weizen aus Teilen des unsichtbaren Körpers Gottes, des Körpers seines Sohnes, geschaffen war. Nachher brachte der Engel den Apostel Johannes wieder hinab zur Erde zu den Jüngern, die auf dem Ölberg auf ihn gewartet hatten. — Das letzte Apokryphon in dem Band betrifft Johannes den Täufer und wird als ein Encomium (eine Lobpreisung dieses Heiligen) angesehen, die dem heiligen Johannes Chrysostomus zuzuschreiben ist. Die koptischen Texte in dem Band sind von hohem linguistischen Wert und wichtig für das Studium des ägyptischen Christentums. Drei oder vier der Manuskripte sind datiert und von ihnen aus lassen sich auch die undatierten Manuskripte ungefähr datieren. Der von der Oxford University Press herausgegebene prächtig gelungene Band enthält auf 58 Tafeln Faksimiles der Manuskripttexte. M.

Eine nationale Ehrung ist es, wenn mit dem Aufwande aller dafür möglichen Mittel die abschließende und endgültige Ausgabe der gesammelten Werke eines bedeutenden Schriftstellers so veranstaltet werden soll, daß sie die Trägerin und Verkünderin seines Ruhmes in den kommenden Jahrhunderten wird. Da muß dann nicht nur der innere Wert der Ausgabe, ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit, eine Selbstverständlichkeit sein, auch die Ausstattung muß die Absicht der Ausgabe, zu einem nationalen Schutz zu werden, kennzeichnen und das Buchgewerbe muß für sie sein Bestes tun dürfen. So wird eine solche Nationalausgabe meistenteils nicht von einem einzigen unternommen werden, nicht ein mit notwendiger Gewinnabsicht, mit Rücksicht auf die Schnelligkeit der Herstellung und sonstige kaufmännische Gründe zustande gekommenes Verlagsgeschäft sein, sondern eine Veröffentlichung, die mit Unterstützung vieler hier der Allgemeinheit dienenden Kräfte vorbereitet und vollendet wird.

Wer sich umsieht, wie das „Volk der Denker und Dichter" seine Geistesheroen durch National-Ausgaben geehrt hat, wird feststellen müssen: nicht an gutem Willen, aber an gutem Geschmack hat es gefehlt und mit dem wissenschaftlichen Reichtum kontrastiert allzuhäufig die Armseligkeit des Buchäußeren gar zu sehr. Die Akademie-Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen darf wenigstens in ihrer Privatausgabe, die sich Friedrich Wilhelm IV. von Adolph Menzel schmücken ließ, den Vergleich mit den besten und schönsten Nationalausgaben anderer Länder nicht scheuen. Für die von Goedecke besorgte Schiller-Ausgabe, die von Suphan betreute Herder-Ausgabe, die Lessing-Ausgabe Lachmann-Munckers, die Luther-Ausgabe Knaackes gilt noch die doppelte Entschuldigung, daß sie, obschon standard editions, Privatunternehmungen sind und aus einer Zeit stammen, in der der künstlerische Tiefstand des deutschen Buchgewerbes den Gedanken, eine Nationalausgabe sei auch ein ästhetisches Problem, müsse ihre repräsentative Wirkung nicht nur in der langen Bändereihe, sondern auch in der Schönheit des einzelnen Bandes suchen, nicht aufkommen ließ. Diese immerhin Entschuldigung hat auch noch die Sophienausgabe. Nicht mehr aber die im letzten Jahrzehnt erschienenen oder begonnenen Akademie-Ausgaben oder die Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien. Denn diese Ausgaben bleiben, soweit ihr äußerliches Ansehen in Betracht kommt, noch weit hinter manchen anderen Gesamtausgaben zurück, die in unseren Tagen als Privatunternehmungen erfolgreich gedeihen. Mit der Abweisung eines veräußerlichten Prachtaufwandes, mit dem geringschätzigen Abtun unwissenschaftlicher Nebensachen kommt man nicht weit. Für den bequemen Handgebrauch, für die weite Verbreitung gibt es billige und vorzügliche Volksausgaben. Die Aufgaben einer Nationalausgabe aber erschöpfen sich nicht damit, die Bedürfnisse des modernen Lesers, des wissenschaftlichen Handwerkers, „voll und ganz" zu erfüllen. Man nehme zum Beispiel den eben erschienenen ersten Band der mit Unterstützung des Carlsberg-Fonds herauskommenden Holberg-Ausgabe zur Hand, man denke an die National-Ausgabe der Werke Galileis, der ähnliche Ausgaben der Werke Leonardo da Vincis und Michelagniolos folgen sollen, an die Montaigne-Ausgabe der Stadt Bordeaux und an noch manche andere ausländische Klassikerausgaben, um einzusehen, daß Dinge wie das Format, die Erscheinung recht sehr beeinflussen können, daß die Papiersparsamkeit sich nicht schon mit dem Vermeiden des Holzschliffpapiers in einen Papierluxus verwandelt, daß es auch praktisch besser (zum Beispiel für ein nötigwerdendes Umbinden) ist, nicht den kleinsten Papierrand zu berechnen, sondern den Prachtaufwand eines ansehnlicheren Papierrandes zu erlauben usw. Wir wollen nicht von einer Goethe-Ausgabe träumen, deren Bände so aussehen würden wie die Prachtausgabe der italienischen Reise, die im Insel-



Verlag erschien (obschon mancher unnütz verschwendete Bücherluxus selbst eine solche Goethe-Ausgabe, die ein Besitz von Generationen, ein Familienerbgut sein könnte, nicht gerade als unerhörte Kostspieligkeit zu kennzeichnen erlauben würde). Aber wir, die wir schon daran gewöhnt sind, die Aufstellung eines Denkmals als eine öffentliche Angelegenheit mit des öftern recht maßlosen Übertreibungen in den Zeitungen erörtert zu sehen, sollten denn doch etwas weniger Gleichgültigkeit beweisen, wenn es sich nicht um ein Bronze-, sondern um ein Buchdenkmal handelt. Entschädigen noch so viele schöne Einzelausgaben für die Schönheitsmängel der zu bleibender Bedeutung bestimmten Nationalausgaben? Die alte, vom Dichter selbst besorgte „große" Wielandausgabe und die neue, von der Berliner Akademie veranstaltete Ausgabe bilden einen in mancher Hinsicht merkwürdigen Gegensatz: hier eine nicht zu leugnende Sorglosigkeit gegenüber der richtigen Textgestaltung, dort die größte Gewissenhaftigkeit in der Auffindung und Aufbewahrung des richtigen Textes, hier ein Streben nach graziöser, ja glänzender Buchausstattung, dort eine fast amusische Vernachlässigung alles dessen, was die schöne Buchform angeht. Das ist kein Vorwurf für die Akademie, die mit ihren Mitteln haushalten muß, aber ein Vorwurf für viele, die sich als Förderer der Buchkultur fühlen möchten. Sie sollten, die guten und nicht die gesuchten Gelegenheiten vorausgesetzt, an ihrem Teile bei dem Zustandekommen würdiger National-Ausgaben mithelfen. Ein Denkmal-Komitee ist heutzutage in deutschen Landen leicht und rasch zusammengebracht. Vielleicht macht man auch einmal schon der Abwechslung wegen den Versuch, ein Komitee für diese oder jene Nationalausgabe zu bilden. Man würde damit keine schlechte Kulturpolitik treiben. G. A. E. B.

Bibliophilen-Silhouetten. Unter dieser Überschrift beabsichtigen wir, das Andenken an einige bemerkenswerte Bücherfreunde der Vergangenheit zu erneuern und ihre Wirksamkeit als Sammler — natürlich nicht in erschöpfender Weise — zu skizzieren.

I. *Georg Christoph Schwarz* (1732—1792), Professor der Philosophie in Altdorf und Mitglied des Pegnesischen Blumenordens, der sich auch durch eine Reihe von Arbeiten einen geachteten literarischen Namen erworben hat, nimmt einen Ehrenplatz unter den deutschen Bibliophilen ein. Er war ein gründlicher Kenner und daher wohl auch ein großer Liebhaber der Schätze unserer Literatur. Die von ihm hinterlassene Bibliothek enthielt außer seinem wissenschaftlichen Handapparat eine Sammlung von älteren und namentlich in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gedruckten Büchern und Broschüren. Nach den erhaltenen Zahlen können wir uns einen Begriff von dieser Sammlung machen: sie umfaßte zuletzt (ohne die Manuskripte, von denen die Constitutiones et Decretales epistolae pontificum cum glossis, ein Quartant auf Pergament und in gotischer Schrift, das wertvollste war) 11889 Bände, darunter 515 Inkunabeln und 11374 Drucke des XVI. Jahrhunderts. Eine solche Sammlung repräsentierte einen hohen Wert. Sie enthielt manche Erstdrucke lateinischer und griechischer Klassiker und Kirchenväter (zum Beispiel des M. Manilius Astronomicon von J. Regiomontanus, das Schwarz selbst 1764 in einer Commentatio behandelt hat), ferner viele Werke über die Geschichte der Reformation sowie eine fast erschöpfende und in Deutschland vielleicht nicht übertroffene Sammlung der Schriften Martin Luthers. Andere Autoren jener Epoche, wie zum Beispiel J. Bugenhagen, Andr. Carlstadt, Joh. Cochläus, Joh. Eck, Hieron. Emser, Des. Erasmus, Ulr. v. Hutten, Phil. Melanchthon, Thomas Murner, Joh. Oecolampadius, Andr. Osiander, Kasp. Schatzgeier, Ulr. Zwingli waren ebenfalls gut vertreten. Die Werke waren in chronologischer Folge aufgestellt und ihr Besitzer hatte selbst einen Katalog über die Sammlung „mit seiner schönen Hand sehr niedlich geschrieben". Seine reichhaltige Sammlung hatte er durch langjährige planmäßige Bemühungen mit vielen Kosten und großem Glück zusammengebracht; besonders auf seinen literarischen Reisen mit seinen Kollegen war er auf die Vermehrung seiner Schätze bedacht, er brachte dann immer eine Anzahl seltener alter Drucke mit heim. Freilich Ausdauer und viel Geschick waren dabei unerläßliche Faktoren. Drucke aus der Zeit von 1500—1550 hat er besonders aus des Theologen Joh. Barthol. Riederer Bibliothek nach dessen Tode (1771) angekauft, wie der Hofrat Georg Wilhelm Zapf berichtet, der am 17. August 1782 durch Altdorf gereist war. Es ist erklärlich, daß diese in mancher Beziehung einzigartige Bibliothek noch zu des eifrigen Sammlers Zeiten in der gelehrten Welt schnell bekannt und sehr bewundert wurde. Daß Schwarz bei seinem literarischen Besitz auch den Grundsatz *Mihi et aliis* befolgte, bezeugen zum Beispiel Elias Stöber, dem er (1767) für die Ausgabe des Manilius sein Exemplar der bereits erwähnten äußerst seltenen Erstausgabe von Regiomontanus leihweise überließ, und auch Georg Veesenmeyer hat ihn (1792) als einen in seiner Art einzigen und fast unerschöpflichen Schatz gerühmt. Wir besitzen ein ausführlicheres authentisches Zeugnis über Schwarzens Bibliothek aus der Feder *C. F. Nicolais*, den als Buchhändler diese sehenswerte Sammlung besonders interessieren mußte und der sie mit den Augen des Fachmannes ansah. Er äußerte sich (Beschreibung einer Reise durch Deutschland, II, 1783, Seite 321 f.) über sie folgendermaßen: „Bei ihm (Herrn Professor Schwarz) sahen wir eine treffliche Sammlung von Büchern vom Anfange der Druckerei an bis 1550, worin man die raresten Sachen antrifft. In diesen Zeitraum fällt die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Reformation und der Deutsche Krieg, drei Epochen, die zur Kultur von ganz Europa und besonders von Deutschland ungemein viel beigetragen haben. Diese Sammlung ist einzig in ihrer Art, sowohl wegen der vielen seltnen und merkwürdigen Bücher, als auch weil sie in diesem eingeschränkten Zeitpunkte sehr vollständig ist, und besonders weil die Bücher nach den Jahren, in denen sie gedruckt sind, geordnet sind. Wenn man diese Sammlung so nach der Ordnung der Jahre übersehen kann, so erleichtert dies nicht allein die Geschichte der kurz nach Er-



findung der Buchdruckerei gedruckten Bücher, welches der anfängliche Zweck des Sammlers gewesen zu sein scheint, sondern es kann auch die Geschichte der Gelehrsamkeit, die sukzessive Entstehung und Abwandlung der Meinungen und die genaue Epoche mancher Vorfälle viel leichter übersehen werden. Zur Geschichte der Sitten und verschiedener Streitigkeiten damaliger Zeiten ist diese Sammlung unschätzbar. Es sind viele kleine Schriften, Satiren, Streitschriften usw. darunter, und da man die so sehr verschiedenen Schriften eines jeden Jahres zusammen findet, so ist es viel leichter Vergleichungen anzustellen, und verschiedenen dunkeln Sachen auf die Spur zu kommen, als auf andere Weise. Ich glaube, es würde von großem Nutzen sein, wenn man auch andere Sammlungen von allen in gewissen merkwürdigen Zeiträumen herausgekommenen Büchern hätte. Ich möchte wohl ein paar Monate in dieser Bibliothek zubringen und die literarische und politische Geschichte des Zeitraums von 1450—1550 in den in diesen 100 Jahren herausgekommenen Büchern studieren." Schwarz zeigte sich später als ein guter Patriot, er vermachte diese Schätze ganz und ungeteilt testamentarisch der Universität Altdorf nebst seinem übrigen Nachlaß; des letzteren Versilberung und Kapitalisierung sollte die Mittel zur Fortführung der Sammlung und ihrer Verwaltung durch einen eigenen Bibliothekar bieten. Seine Bibliothek war in Altorf in einem Zimmer des dritten Stocks des Hauptgebäudes des Kollegiums aufgestellt. Nach Aufhebung der dortigen Universität (1809) kam sie (1818) an die Universitätsbibliothek Erlangen. Über die Bücher, die er außer den der Universität vermachten 12000 Bänden besaß, erschien 1793 ein *Catalogus librorum ad omnes doctrinas spectantium, utilium, egregriorum, rariorum*, auf Grund dessen diese verkauft wurden. Durch seine Schenkung wurde die Zerstreuung der Sammlung erfreulicherweise verhindert, und so hat sich Schwarz viele Literaturfreunde und Forscher der Mit- und Nachwelt zu Danke verpflichtet und sich selbst ein *monumentum aere perennius* aufgerichtet. Wir haben somit in ihm einen Mann kennen gelernt, dessen außerordentlicher Sammeleifer zwar in O. Mühlbrechts Bücherliebhaberei (Zweite Auflage 1898) nicht verewigt worden ist, der aber in der Ehrenhalle der verdienstvollen Bibliophilen mit in erste Reihe gestellt zu werden verdient.

II. *J. G. Ehrhorn* (gestorben 1785), Dr. med. in Hamburg, besaß eine Bibliothek, deren Seltsamkeit er selbst hervorgerufen hatte. Der Besitzer war ein Original, ein humoristisch veranlagter Mann, der zuletzt nur noch wenig Praxis hatte und von seinem Vermögen lebte. Bei den Büchern seiner eignen Bibliothek hatte er, weil er vieles besser als die Autoren zu wissen vermeinte, die kuriose Manier, Sätze, die ihm nicht paßten, zu überkleben und seine Korrekturen auf diese aufgeklebten Papierstreifen zu notieren. So hatte er, wie berichtet wird, manch kleinen Passus oder ganze Blätter, Bogen, Abschnitte und Kupfertafeln seiner Bücher überklebt, ausgeschnitten, vernichtet oder anderen Werken einverleibt. Oft hatte er Titel und Vorreden ausgeschnitten, die Titel nach eigener Phantasie geändert und anders aufgeklebt, die Vorreden (wie auch den Inhalt mancher Bücher) nach seinem Ermessen gekürzt, entfernt und anderswo eingeklebt oder mit Bildern versehen. Ausgeschnittene Bruchteile aus verschiedenen Werken fanden sich bei ihm in einem Band vereinigt und mit dem Titelblatt der Göttinger Akademie-Schriften versehen. Mitunter hatte er vorn 10—50 Seiten entnommen und hinten das Werk fortgesetzt. Die schönsten Kupfertafeln aus großen und teuren Werken schnitt er ganz oder teilweise aus, klebte sie anderswo ein oder versah sie mit seinem eignen Kommentar; die nach seiner Ansicht zu Unrecht an verschiedenen Stellen eines Werkes gebrachten Abbildungen der männlichen und weiblichen Geschlechtsteile klebte er nebeneinander usw. Das Binden dieser Bücher erfolgte derart, daß sie ihr Format verloren und auch die Kupfer durch törichtes Falten litten. (Das erinnert an einen Professor des XVIII. Jahrhunderts, der alle Bücher in Folio binden ließ, das heißt Großfoliowerke ohne Rücksicht auf Textverlust beschneiden und Duodezbände durch Ankleben von Papierstreifen an den Rändern auf Folio bringen ließ und dessen 6—8000 Bände starke Bibliothek ein deutscher Fürst ankaufte.) Ehrhorns Sammlung ward auf Grund seines *Catalogus bibliothecae, libros physicos . . . complectens* am 13. Juni 1785 in Hamburg verauktioniert, doch darf bezweifelt werden, daß sie einen hohen Erlös eingebracht hat. So barbarisch auch das erzählte Verfahren war, so war es doch entschieden kurios, auch dem alten Ben Akiba war wohl diese stark ans Pathologische grenzende Bücherverstümmelungsmanie noch nicht bekannt. *Wolfram Suchier.*

Auf dem zwölften Sächsischen Neuphilologentage in Chemnitz (am 8. Juni) hielt Herr Universitätsprofessor Dr. *Max Förster* (Leipzig) einen Vortrag über die *Überlieferung der Shakespeareschen Dramen.* Nach einem Berichte in der „Leipziger Zeitung" führte er ungefähr folgendes aus: Trotz der unendlich großen Literatur über Shakespeare harren noch viele Fragen ihrer Lösung. Dazu gehört das Problem der Überlieferung der Bühnenwerke des großen Briten. Zu Shakespeares Zeiten gab es kein Buchdrama, und es steht fest, daß Englands größter Dichter seine Dramen nie hat drucken lassen, zumal er selbst Schauspieler war und die Druckunkosten ihm nur die Einnahmen verringert hätten. Es ist aber auch kein Werk von ihm in Originalhandschrift vorhanden. Wie sind nun seine Stücke auf uns gekommen? Die Antwort lautet: Andre haben die Werke Shakespeares drucken lassen. Schon zu seinen Lebzeiten erschienen als sogenannte Quartos 16 Theaterstücke, und die übrigen wurden 1623 in der (ersten) Folioausgabe zum ersten Male gedruckt. Ein Vergleich der beiden Ausgaben zeigt starke Abweichungen. Gewöhnlich hat man bisher die Quartos als sogenannte Raubdrucke erklärt, das heißt Drucke, die auf betrügerische Weise hergestellt worden sind. Diese Auffassung läßt sich aber nach genauer Untersuchung des „Verlagsrechts" jener Zeit (wenn man so sagen darf) nicht halten; es scheint vielmehr, als seien die meisten von ihnen mit Genehmigung der Manuskriptbesitzer gedruckt. Ganz gelöst ist die Frage

allerdings noch nicht. Nun kommt die zweite Frage: Auf welche Textunterlagen stützen sich die alten Drucke? Der wahrscheinlichste Weg ist wohl der, daß bei dem Theaterbesuch stenographische Nachschriften gemacht worden sind. Daß es eine Stenographie schon zu Shakespeares Zeiten gegeben hat, ist einwandfrei festgestellt; man kennt sogar den Verfasser oder Erfinder, es ist ein Arzt und Geistlicher, namens Bright, der 1615 gestorben ist. Sein System ist allerdings kein lautliches, sondern beruht auf der Anwendung von 556 Sigeln für die gebräuchlichsten englischen Begriffe. Es ist erklärlich, daß sehr leicht beim Übertragen dieser stenographischen Nachschriften in die gewöhnliche englische Schrift Fehler entstanden sind. An der Hand einer lehrreichen Tabelle wies der Vortragende eine Anzahl von Abweichungen oder Varianten nach, die in den verschiedenen Ausgaben der Shakespeareschen Stücke vorkommen. Ob welche und wieviele von Shakespeares Dramen mit dieser Stenographie geschrieben worden sind, muß ja erst noch genauer untersucht werden, aber die Möglichkeit ist jedenfalls vorhanden. Im Gegensatz zu den Quartos hat man die Foliodrucke immer nach den eigenen Angaben der Herausgeber als echte Texte angesehen. Professer Förster bezweifelt dies aber sehr, jedenfalls stimmt diese Erklärung nicht für alle Stücke. Wir stehen also, das war der Schluß des interessanten Vortrages, vor der etwas betrüblichen Tatsache, daß wir alle Stücke des größten englischen Dichters nur in Bühnenbearbeitungen überliefert haben, daß wir stets mit der Möglichkeit rechnen müssen, Shakespeare selbst könne anders geschrieben haben, als wir jetzt den Text lesen.

Zum Beiblatt aer Zeitschrift für Bücherfreunde IV. Jahrgang, 10. Heft, Seite 395. Zu der Mitteilung im Wiener Brief von Hans Feigl über die Entdeckung der ungarischen Drucke aus den zwanziger Jahren des XVI. Jahrhunderts von Professor Melich erlaube ich mir folgendes zu bemerken. In den neuen Jahrbüchern für klassisches Altertum und Pädagogik 1912, Heft 2, Seite 108 in der Miscelle: „Zur Erstausgabe von Sebaldus Heyden Colloquiorum puerilium formulae" habe ich schon das betreffende Exemplar (Danzig St. Bibl. Sign. IX F. O. 97, darin beides Sebaldus Heyden und Hegendorfinus), auf das ich zuerst hingewiesen habe, beschrieben und festgestellt, daß es noch einen früheren Druck gegeben haben muß, der verloren gegangen ist. Dabei erwähnte ich auch das erste Exemplar dieses Druckes von Sebaldus Heyden in der Kaiserlichen Bibliothek in Petersburg, über welches noch am 13. Oktober 1879 Wilhelm Fraknói referiert hat (vgl. Literarische Berichte aus Ungarn IV. Seite 415.) Es nimmt mich Wunder, daß dies dem Herrn Professor Melich entgehen konnte.

Das Verdienst, diese Drucke entdeckt zu haben, gebührt demnach anderen und nicht Professor Melich, der nach der Mitteilung im Beiblatte diese „glücklichen Funde" gemacht hat.

Wien *Dr. Erich Fritz.*

Ein identifizierter Handschriftenschreiber und Buchdrucker. In einem höchst anregenden Vortrag, der in der R. Academia di Archeologia, Lettere e Belle Arti di Napoli vor kurzem gehalten wurde, sucht *Emidio Martini*, der Direktor der Neapolitanischen Staatsbibliothek und als ausgezeichneter Gräzist auch in Deutschland gewürdigt, die Persönlichkeit eines bis jetzt unbekannten Handschriftenschreibers griechischer Handschriften festzustellen, der über 60 Handschriften in der Ambrosiana, wohin sie aus dem Fondo Pinelli gelangt sind, geschrieben hat. In einer derselben nennt er sich Camillus Venetus. Bei Martini und seinem Kollegen Bassi, der zusammen mit ihm den Katalog der griechischen Handschriften der Ambrosiana seinerzeit gemacht hat, erhob sich der Gedanke, daß dieser Camillus Venetus derselbe sein könne, wie ein gewisser Kamillos Gianetos (Κάμιλλος Γιάνετος), der im Jahre 1552 für den Kardinal von Burgos in Rom einen Kodex kopiert hatte, der sich jetzt in Madrid befindet. Auch glaubte man an die Identität des Schreibers mit einem gewissen Camillo Bartolomeo de Zanetti aus Brescia, von dessen Hand die Königliche Bibliothek in Berlin nicht weniger wie 16 Kodizes besitzt, denken zu dürfen. Aus der Verschiedenheit der Namen brauchte man nicht gegen die Einheit der Personen der Handschriftenschreiber zu schließen. Jedenfalls durfte man auch annehmen, da die Berliner Manuskripte des Zanetti wahrscheinlich die ältesten sind, daß dieser Camillo anfangs mit seinem vollen Namen unterschrieb und erst später, nachdem er einen gewissen Ruhm erworben hatte, die abgekürzte Form Camillo Veneto oder Camillo allein gebrauchte. Daß Zanetti in Gianetos umschrieben wurde, ist Eigentümlichkeit des venezianischen Dialektes, wo Za und Gia so leicht ineinander übergehen. Die beiden italienischen Gelehrten sind sich also einig geworden, daß der Madrider, wie auch die ambrosianischen und Berliner Kodizes von Camillo Bartolomeo de Zanetti aus Castrezzato oder Casterzapo im Brescianischen geschrieben sind. — Dieser Camillo war nun gleich anderen zeitgenössischen Schreibern und vielen seiner Vorgänger auch Buchdrucker und hat als solcher eine gewisse Notorietät erlangt. Zuerst tritt er in einem 1516 in Rom gedruckten Buche auf (die vollständige Bibliographie der Zanettischen Drucke wird von Martini in einer Anmerkung gegeben. Er kann deren 32 aufzählen). Möglicherweise hat er aber schon 1514 und 1515 unter dem, die griechischen Studien fördernden Leo X. in Rom gedruckt. Zanetti wird dann 1520 an der Spitze der Druckerei in dem berühmten Camalduenser Kloster von Fontebuona, wo er die wohlbekannte Regula vite eremitice druckte, nachgewiesen. Bis zum Jahre 1535 kann man aber dann nichts mehr von ihm finden. Damals ist er Eigentümer einer Druckerei in Venedig und arbeitet als solcher mindestens bis 1541. Um diese Zeit muß Zanetti seine Druckerei aufgegeben haben und seine Typen sind möglicherweise in den Besitz der bekannten Drucker Giolitti übergegangen. Sicher ist es aber nicht, denn die neugriechische Übersetzung des Plutarchischen Paidagogos durch Niccolo Sofiano wurde im Jahre 1544 in Venedig „in aedibus Bartholomaei calligraphi", allerdings mit abweichenden

Typen, gedruckt, von welchem Buche nur ein einziges Exemplar in der Bodleiana bekannt ist. Der Beiname „calligrafo", der dem Zanetti hier gegeben ist, läßt mit Sicherheit an den fleißigen Handschriftenkopisten denken. Mag nun auch Zanetti seine Druckerei in Venedig haben schließen müssen, so hat er doch auf die Ausübung der Druckerkunst damals noch nicht verzichtet. Im Jahre 1545 leitete er die Typographie des Antonfrancesco Doni in Florenz, mit dem er aber schleht auseinanderkam und der dem Zanetti in seinen Briefen übel mitspielte. — Von den von Zanetti geschriebenen Handschriften ist keine vor 1541 datiert und die letzte, ein Pariser Manuskript mit der Unterschrift: „Camillo Veneto", stammt von 1562. Es darf also angenommen werden, daß er um 1552 nach Venedig oder ins Venezianische zurückkehrte, um sich wieder ganz seiner geliebten Kopistenarbeit zu widmen. Er mag gegen das Jahr 1560 ausschließlich für Johannes Vincentius Pinelli (1535—1601) geschrieben haben. Und da dieser Humanist aus Padua seine Sammlung um 1560 anzulegen begonnen hatte, waren wohl die von Zanetti geschriebenen Handschriften die ersten, die in die Biblioteca Pinelliana eintraten und ihren Grundstock bildeten. Wenn man die von Zanetti geschriebenen Handschriften der Ambrosiana überblickt, so darf man wohl sagen, daß dieser Mann, der sowohl Drucker wie Schreiber war, einer der unermüdlichsten Arbeiter seiner Zeit gewesen sein muß, der seine Schreibekunst noch im hohem Alter tapfer ausübte. Denn er muß vor 1490 geboren sein. M.

Die Erstausgabe des Wiener Gusmão-Flugblattes 1709. In der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Jahrgang III, Seite 36f. gibt Graf Klinckowstroem eine Zusammenstellung der Gusmão-Flugblätter von 1709. Er stellt dabei fest, daß die erste Nachricht von dem beabsichtigten Flugversuche Gusmãos sich im „Wiennerischen Diarium" von 1709, Nr. 609 findet. Dieser Nummer lag eine vierseitige Beschreibung des Luftschiffs bei. Das einzige Exemplar des Diariums, das Klinckowstroem auffinden konnte, das Exemplar der Wiener Hofbibliothek, ist aber unvollständig, und gerade diese Beschreibung fehlt.

Klinckowstroem glaubt nun in einem Flugblatt von vier Seiten die verlorene Beilage gefunden zu haben; dieses Flugblatt führt den Titel: Abbildung ‖ eines sonderbaren ‖ Lufft-Schiffes ‖ Oder: ‖ Kunst zu fliegen ‖ ... und ist in Wien bei Schönwetter, dem Verleger des Diariums 1709 erschienen. Klinckowstroem weist es in zwei verschiedenen Ausgaben nach.

Die Dr. *Ed. Langersche Bibliothek in Braunau i. B.* besitzt ein vollständiges Exemplar des „Wiennerischen Diarium". Die Beilage unterscheidet sich aber von den Klinckowstroemschen Flugblättern nicht unwesentlich, wie unsere Wiedergabe des Titelblattes zeigt. Seite 2 bringt die „Abbildung der Figur / ‖ Um ‖ Damit zu fliegen". Der Kupferstich, der das Luftschiff darstellt, ist ein anderer, als der, der in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Jahrgang III, Seite 37 abgebildet ist, stimmt aber im ganzen damit überein. Die Wolken im oberen Teil des Himmels sind weniger schematisch gezeichnet, dagegen wirkt die Sonne ungeschickter, und dergleichen mehr. Auf Seite 3 folgt die „Erklärung der gegenstehenden Figur / ‖ durch das A. B. C." / ‖ auf Seite 4 die: „Abschrifft eines Anbringens/ so Ihro Königl. Portugesischen ‖ Majestät ein Geistlicher aus Brassilien in Portugesischer ‖ Sprach überreichet." Von dem Flugblatt, das Klinckowstroem beschreibt, unterscheidet sich die Beilage dadurch, daß die Erklärung des Kupferstichs sachgemäß auf den Kupferstich folgt, und dadurch, daß der Hinweis auf die Nachricht in Nr. 609 des Diariums fehlt. Dieser Hinweis erübrigte sich in einem Beiblatte zu Nr. 609, in einem selbständigen Blatte hatte er seinen Zweck.

Abbildung
Einer
Kunst zu fliegen /
Vermittels welcher / man in 24. Stunden 200. Meyl machen / denen Kriegs Heeren in denen weit entlegenen Ländern die Ordre / auch zu jenen / neben denen Brieffen / Volck / Lebens- Kriegs- und Gelt- Mittlen überschicken / nicht weniger die belaagerte Plätze mit allen Nothwendigkeiten versehen / auch alle Waaren und Kauffmannschafften durch die Lufft verschaffen könne.
So / wie
Auß hierbeygehender Abschrifft
Eines
An Ihro Königliche Portugesische Majestät
Uberreichten Anbringens
Zu ersehen /
Von einem Geistlichen auß Brassilien erfunden worden /
Und
Damit nächstkünfftigem 24. Junii 1709. / die Prob geschehen solle.

Wienn /
Bey Johann Baptist Schönwetter / Käyserl. Hof- und Universitätischen Buchhändlern / im rothen Igel. 1709.

Die Beilage, die die Dr. Langersche Bibliothek besitzt, ist unzweifelhaft die erste Ausgabe der Flugschrift. Die beiden von Klinckowstroem gefundenen Stücke sind zweite und dritte Auflagen; der Verleger ließ sie offenbar selbständig erscheinen, als er das große Aufsehen bemerkte, das der Bericht über das Luftschiff erregte.

Auffällig ist es, wie sich die satirische „Abbildung der erfundenen Kunst zu fliegen" („Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Jahrgang III, Seite 40) in Druckausstattung und Satz eng an das Wienerische Original anschließt. Dr. *Walther Dolch.*

Eine Forderung für die künftigen Neuausgaben von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung". Als im Jahre 1852 ein deutscher Buchhändler, E. Balde in Kassel, ohne Nennung[1] seines Namens sechs kleine Bibliographien über Goethe,

[1] Nur die beiden über Goethe und Schiller sind im „Anonymen-Lexikon" aufgeführt und also die vier anderen in Band V nachzutragen.

Schiller, Lessing, Herder, Wieland und Shakespeare veröffentlichte, deren Titel ziemlich gleichlautend etwas anspruchsvoll als vollständige Verzeichnisse[1] bezeichnet wurden, was sie bereits damals nicht waren, ahnte der von den besten Absichten erfüllte Mann gewiß nicht, welche Ansprüche die fortschreitende Wissenschaft an die Genauigkeit von Hilfsmitteln, wie es Bibliographien sind, künftig stellen wird.

Seitdem sind diese kleinen, zu ihrer Zeit recht verdienstlichen Verzeichnisse, die besser als „Versuche" ausgegeben worden wären, verschollen und durch andere Werke wie *Albert Cohns* vortreffliche Bibliographie über Shakespeare in Deutschland, *Fr. Meyers* umfangreichen Goetheband, längst überholt und auch durch die betreffenden Zusammenstellungen in Goedekes „Grundriß" ersetzt.

Leider läßt aber dieses unentbehrliche Nachschlagewerk, abgesehen von den Lücken und Fehlern, die selbstverständlich in jeder Bibliographie sich finden, mancherlei zu wünschen übrig.

Hierzu ist vor allen Dingen das Fehlen derjenigen Angaben, wie Seitenzahlen, Kupfertafeln usw. zu rechnen, die eine Kollation auf Vollständigkeit bei Erwerb eines Buches ermöglichen, aber auch einigermaßen die Feststellung verschiedener Ausgaben zulassen. Daß weiterhin auch Abweichungen verschiedener Drucke mit vollkommen gleichen Titeln zu charakterisieren sind, wie solche beispielsweise die verschiedenen Exemplare der Cottaschen Goethe-Ausgabe vom Jahre 1806[2] aufweisen, sei an zweiter Stelle genannt.

Wieviel in dieser Hinsicht zu gewinnen ist, zeigt recht wirkungsvoll die eben erwähnte Goethe-Ausgabe, von der nach und nach bemerkenswerte Verschiedenheiten bekannt werden. Auch von der ohne Goethes Mitwirkung bei Himburg in Berlin im Jahre 1775 erschienenen Ausgabe gibt es übrigens meines Wissens noch nicht beschriebene Druckabweichungen und die Zugehörigkeit der verschiedenen Kupfertafeln, die für die drei dort erschienenen Ausgaben abweichend gedruckt wurden, ist ein Streitpunkt für sich.

Ein recht offensichtliches Beispiel, wie notwendig genauere Angaben sind, soll noch angeführt werden, weil es im Gedenkjahr der Befreiungskriege gewissermaßen aktuell ist und außerdem gerade die *Kotzebue-Bibliographie* betrifft, die in ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit (275 Nummern verzeichnet Goedekes „Grundriß" in Band V) imponiert. — Unter Nummer 197 und Nummer 207 werden dort auf Seite 285 die zwei Farcen auf Napoleons verunglückten Feldzug gegen Rußland, betitelt „Der Flußgott Niemen und Noch Jemand, Ein Freudenspiel in Knittelversen, mit Gesang und Tanz" und „Noch Jemands Reise Abentheuer. Eine heroische Tragi-Comödie", registriert. Von letzterer „Dichtung" weise ich außer dem dort angeführten Druck in meinem kürzlich ausgegebenen Verzeichnis[1] über Dichtungen aus den Freiheitskriegen noch zwei andere Ausgaben desselben Jahres nach. — Aber auch von der unter Nummer 197 in zwei Ausgaben angeführten Schrift besitze ich noch zwei andere Drucke, die bei Goedeke nicht genannt sind. Die eine ist zwölf Blatt stark (23 paginierte Seiten), die andere besteht aus acht Blatt und ist unpaginiert; letztere trägt die Angabe „St. Petersburg, 1813", während Goedeke eine solche mit 19 Seiten zitiert. Während die nur 16 *paginierte* Seiten enthaltende und *ohne* Druckort erschienene Ausgabe die Zensurerlaubnis auf der Rückseite des Titels aufweist, trägt die 16 *unpaginierte* Seiten starke Auflage *mit* dem Druckorte Petersburg die gleiche Zensornotiz am Schluß der letzten Seite und die 24 Seiten starke ohne Druckort erschienene — vielleicht ein deutscher Nachdruck —, enthält das Zensur-Imprimatur überhaupt nicht. Doch dies nur nebenbei.

Da die möglichst genaue Aufführung aller Drucke einen Rückschluß auf den Erfolg und die Verbreitung einer Schrift zuläßt, kann die Vollständigkeit der Angaben auch nach dieser Richtung nicht gleichgültig sein.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Druckfehler oder irrige Quellen (Antiquariatskataloge usw.) dabei zu Trugschlüssen führen. Deshalb ist es fernerhin wünschenswert, daß

1. die Titel mit möglichst getreuer Orthographie und eventuell bei Nennung anderer Ausgaben wenigstens die Angabe charakteristischer Abweichungen im Titel usw. geboten werden und

2. durch ein Zeichen (vielleicht ein Sternchen) diejenigen Titel gekennzeichnet werden, deren Bücher dem Bearbeiter vorlagen, so daß er für die richtige Wiedergabe einsteht.

Wenn 3. auch bei den übrigen Schriften wenigstens angedeutet wird, woher die Angabe entnommen wurde, so ermöglicht dies oft auch Schlüsse über die Zuverlässigkeit der Zitierung.

4. Anonym erschienene Ausgaben sind als solche unbedingt zu kennzeichnen.

Schließlich wäre es gewiß manchem recht willkommen, wenn die Ausgabe des Goedekeschen Werkes auch mit breitem Rand gedruckt würde, damit man Nachträge und ergänzende, beziehungsweise berichtigende Bemerkungen leicht anbringen kann.

Nikolassee. *Max Harrwitz.*

Die Geschichte der *Aufklärung am Rhein* soll durch eine Quellenpublikation vorbereitet werden, für die im Auftrag des Vorstands der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde Dr. *G. Beyerhaus* in Bonn einen Plan aufstellen wird. Die Veröffentlichung soll

[1] Zum Beispiel „Die Goethe-Literatur in Deutschland. Vollständiger Katalog sämtlicher in Deutschland erschienenen Werke Goethes, Gesamt- und Einzelausgaben, Erläuterungsschriften und aller mit ihm in Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen."

[2] Aus der oben erwähnten Baldeschen Goethe-Bibliographie entnehme ich, daß fünf verschiedene Ausgaben bezüglich des gewählten Papiers, die alle fünf verschiedenen Kaufpreis hatten, von jener Ausgabe gedruckt wurden.

[1] „Freiheitskriege 1813, 1814, 1815 in der deutschen Dichtung". Mit Anhang: Historische Literatur über jene Zeit. Mitteilungen aus dem Antiquariat von Max Harrwitz in Nikolassee bei Berlin.



in erster Linie das weit verzweigte, zum Teil versprengte gedruckte Material nach den geistigen Zentralpunkten des Rheinlands sammeln, um für eine dereinstige Geschichte der rheinischen Aufklärung sowohl eine bibliographische Grundlage als auch wichtige Quellen zu liefern. Das archivalische Material soll in beschränktem Umfange herangezogen werden. Zeitlich wird die Publikation die Aufklärung von ihren noch zu ermittelnden ersten Anfangsstadien um 1700 bis zum Durchbruch der romantischen Bewegung am Rhein um 1804 umfassen. Die Leitung des Unternehmens hat Geheimrat *v. Bezold* übernommen. Ferner hat der Verein, einer Anregung von Professor *E. Landsberg* in Bonn folgend, die Herausgabe der Gutachten und verwandten Aktenstücke beschlossen, die von der Tätigkeit der 1816 eingesetzten Justizkommission für die preußischen Rheinprovinzen Zeugnis ablegen und entscheidend waren für die Frage nach der Einführung des preußischen allgemeinen Landesrechtes oder der Aufrechterhaltung des französisch-rheinischen Rechts. Die Aufgabe ist Professor Landsberg übertragen worden.

Erklärung.

Die deutschsprachliche Ausgabe meines letzten Romans *„Alexander I.“* habe ich bei der Firma *R. Piper & Co.* in *München* veranstaltet. Da zur Zeit des Erscheinens des Werkes die Literaturkonvention zwischen Deutschland und Rußland noch nicht in Kraft war, habe ich, um der deutschen Ausgabe den gleichen Schutz zu sichern wie ihn deutsche Originalwerke genießen, Fürsorge getroffen, daß das deutsche Buch noch vor Erscheinen der Schlußkapitel in einer russischen Monatsschrift und vor Erscheinen der russischen Buchausgabe fertig gedruckt vorlag und zur Ausgabe gelangte. Nun erfahre ich, daß die Firma *Schulze & Co.* in *Leipzig* eine Ausgabe dieses Romans in unautorisierter Übersetzung beabsichtigt und zwar unter Fortlassung des ganzen sechsten Teiles, welcher am Erscheinungstage der deutschen Ausgabe im Original noch gar nicht vorlag. Meiner Ansicht nach ist eine weitere deutsche Ausgabe meines Werkes in vollständiger oder verkürzter Form nach dem Gesetze verboten. Hier möchte ich nur feststellen, daß die von der Firma Schulze & Co. beabsichtigte Ausgabe keine verkürzte Ausgabe im literarisch gebräuchlichem Sinne, sondern eine Verstümmelung meines Werkes darstellt. Der weggelassene Teil umfaßt etwa ein Fünftel des ganzen Werkes und ist für den Inhalt und Aufbau des Romans von außerordentlicher Bedeutung. Ich wende mich an das deutsche Leserpublikum und den deutschen Buchhandel mit dem energischen Protest gegen das Vorhaben der Firma Schulze & Co.

St. Petersburg, 12./25. Juni 1913.

Dm. Mereschkowski.

Literatur und Justiz.

Der unzüchtige Charakter eines Schriftwerkes ist von jeher ein vielumstrittener Begriff gewesen, und es ist nicht selten schon vorgekommen, daß das eine Gericht ein Schriftwerk für unzüchtig im Sinne des § 184 Str.-G.-B. erklärt hat, dem ein anderes Gericht wissenschaftlichen und künstlerischen Wert beilegte und damit den unzüchtigen Charakter desselben verneinte. Die Frage, ob ein Schriftwerk unzüchtig ist, ist eben zu sehr von dem subjektiven Empfinden des erkennenden Richters abhängig, was notwendigerweise zu einer beklagenswerten Unsicherheit im Buchhandel führt, insofern das freisprechende Urteil eines Gerichts nicht einmal in subjektiver Beziehung geeignet ist, vor einer Bestrafung aus § 184 Str.-G.-B. durch ein anderes Gericht zu schützen. So ist erst jetzt wieder der Fall vorgekommen, daß das Reichsgericht mit dem Landgericht Berlin das Werk *„Die Kunst zu verführen“* von *Marcel Barrière* für unzüchtig erklärt und den Verlagsbuchhändler L. in Berlin zu einer Geldstrafe von 5 Mark verurteilt hat, während das Landgericht Leipzig demselben Werke einen künstlerischen und wissenschaftlichen Wert beigemessen hatte. Im Vertrauen auf dieses freisprechende Urteil des Landgerichts Leipzig hatte L. das Werk überhaupt erst erworben und ist nun, nachdem das Reichsgericht dennoch die Unzüchtigkeit und Einziehung des Werkes bestätigt hat, auch finanziell schwer geschädigt. Das Landgericht Berlin hatte ausgeführt, daß dem Werke keinerlei ernste wissenschaftliche oder künstlerische Interessen zugrunde lägen und daß die Fülle der abgebildeten nackten Weiber sowie die gewählten Posen, in denen diese zur Darstellung gelangt seien, deutlich die erotische Zweckbestimmung des Werkes erkennen ließen. Die Abbildungen seien nicht künstlerisch, sondern direkt erotisch aufdringlich. Schon das Titelbild des Werkes: die Photographie eines nackten Weibes, lasse erkennen, was in dem Werke geboten werden solle. Das Werk richte sich zudem, wie sein Vorwort ausspreche, auch gar nicht an die Künstler und Kunsthandwerker, sondern an die große Masse des Publikums, um dessen Sinnenlust zu erregen. Daß dasselbe Werk von einem anderen Gericht für nicht unzüchtig erklärt worden sei, habe den Angeklagten durchaus nicht befreit, die Frage der Unzüchtigkeit selbständig zu prüfen. Mit seiner Revision beim Reichsgericht wies der Angeklagte L. vor allem darauf hin, daß das entgegengesetzte Urteil des Landgerichts Leipzig ihn doch wenigstens in subjektiver Beziehung zu schützen vermöchte, zumal in diesem Urteil festgestellt sei, daß das später beanstandete Werk nur geeignet sei, wissenschaftlich oder künstlerisch zu belehren. Das Reichsgericht bestätigte aber das Urteil des Landgerichts Berlin und verwarf die eingelegte Revision als unbegründet.

Aus der *Stadtbibliothek von Foix* im französischen Departement Ariège wurden von bisher unbekannt gebliebenen Dieben zwei aus dem XVI. Jahrhundert stammende *Meßbücher* gestohlen, deren Wert ein bedeutender sein soll. Die beiden Bücher wiegen zusammen nicht weniger als 60 Kilogramm.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Adolf Weigel in Leipzig. Nr. 103. Literatur und Kunst, Bibliophilie, Seltenheiten. Im Anhang: Die Moderne. 506 Nrn.

Max Ziegert in Frankfurt a. M. Nr. 19. Porträts von 1500—1900 in Kupferstich, Schabkunst, Radierung, Holzschnitt, Lithographie, Handzeichnung, Aquarell, Öl, Silhouette. A—J. 1539 Nrn.

M. Boussus in Paris VI[me]. Nr. 9. Vermischtes. Nr. 3708 bis 4501.

Gustav Fock, G. m. b. H. in Leipzig. Nr. 437. Bibliothek Wülker. Angelsächsisch, Alt-, Mittel- und Neuenglisch. Nr. 5871.

W. Foth Nachf. Max Engel in München. Nr. 17. Vermischtes. 1892 Nrn.

Oskar Gerschel in Stuttgart. Nr. 84. Protestantische Theologie II. Wissenschaftliche Theologie. 2740 Nrn.

Max Götz in München. Nr. 58. 2. Abteilung. Deutsche Literatur und deutsche Übersetzungen. Romane, Novellen. Erzählungen, Gedichte. Nr. 1854—3745.

Karl W. Hiersemann in Leipzig. Nr. 426. Sammlung von Werken über Buchbinderei und Einbände, enthaltend die Bibliothek von Miß S. T. Prideaux, London. 240 Nrn.

Max Hueber in München. Nr. 4. Vermischtes. 1318 Nrn.

Fr. Klübers Nachf. Nahr u. Funk in München. Nr. 10. Neue Erwerbungen, hauptsächlich Geschichte und Kunst. 586 Nrn.

Leo Liepmannssohn in Berlin SW. 11. Nr. 184. Autographen. 774 Nrn.

Alfred Lorentz in Leipzig. Nr. 222. Vermischtes. 2053 Nrn.

G. B. Leopolds Universitätsbuchhandlung (Roeper und Babendererde) in Rostock i. M. Nr. 2. Vermischtes. 2160 Nrn.

Edmund Meyer in Berlin W. Nr. 31. Reisewerke, Memoiren, Biographien, Briefwechsel. 780 Nrn.

Cas. Musotter in Munderkingen (Württemberg). Nr. 107. Nordische Literaturen. Alt- und Mittelhochdeutsch. Kulturgeschichte. Hierin die Bibliothek des verstorbenen Universitäts-Professors Dr. Bernhard Kahle, Heidelberg. 1665 Nrn.

Karl Max Poppe in Leipzig. Nr. 7. Varia, Kunst und Kunstgeschichte, Literatur, Musik, Geschichte. 847 Nrn.

R. L. Prager in Berlin NW. 7. Nr. 2. Rechts- und Staatswissenschaften. Nr. 1165—2397.

Bernhard Quaritch in London. Nr. 326. Vermischtes. With Numerous Illustrations. 1388 Nrn.

C. E. Rappaport in Rom. Bibliofilo Romano Nr. 30. Vermischtes. 271 Nrn.

Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat Dr. E. Nolte (Inh. G. A. Wolff) in Bonn. Nr. 69. Geschichte inkl. Hilfswissenschaften (Kulturgeschichte usw.), Bücher und Ansichten. 1669 Nrn.

Die Ehmcke-Fraktur

ist jetzt in den gangbarsten Graden in meiner Schriftgießerei fertig gestellt, und halte ich sie den Herren Bibliophilen zur Anfertigung von Privat-Drucksachen stets bestens empfohlen.

W. Drugulin, Buchdruckerei
Leipzig

C. E. RAPPAPORT

ROM Buch- und Kunstantiquariat
13 Via Bocca di Leone 13 ROM

Auf Verlangen versende ich:

BIBLIOFILO ROMANO

7. Jahrgang, Nr. 30.

Alte Bücher aller Art

271 Nummern.

Darunter folgende Stichwörter:

Albanien	Goethe	Rußland
Aldinen	Illustr. Bücher	Schach
Amerika	Inkunabeln	Sonnenuhren
Archäologie	Jagd	Spitzen
Architektur	Japan	Tabak
Astronomie	Kriegskunde	Tanz
Bergbau	Kunst	Technik
Bibliographie	Manuskripte	Theater
Boccaccio	Medizin	Türkei
Bodoni	Musik	Uhrmacherei
Bosnien	Napoleon	Vasen
Einbände	Piranesi	Venedig
Elektrizität	Polen	Zigeuner
Gartendekoration	Pyrotechnik	etc. etc.
	Rom	

Für Mitteilung von Sammelgebieten und Desideraten bin ich stets dankbar und sichere deren sorgfältigste Beachtung zu.

Soeben erschien und steht Interessenten gratis und franko zur Verfügung:

ANTIQUARIATS-KATALOG 15

Napoleon I. und seine Zeit

Revolution. Befreiungskriege.
Allgemeine Geschichte (von 1789—1830)

86 Seiten, 1032 Nummern.
Mit vielen Seltenheiten d. zeitgenössischen Literatur.

OSCAR RÖDER ANTIQUARIAT
LEIPZIG-R., Perthesstraße 8.

Schöne alte Bibel vom Jahr 1710

gut erhalten, mit vielen Illustrationen und reich verzierten Pergamenteinband, 1250 Seiten, preiswert abzugeben.
Otto Benner, Pappenheim i. Bayern.

ERSTE AUSGABEN NIETZSCHE gesucht, namentlich ZARATHUSTRA. Angebote unter „F. G." an die Expedition der Zeitschrift für Bücherfreunde.

Zeitschrift für Bücherfreunde
Jahrgang I und II

in Heften und komplett gebunden gesucht.

Angebote unter **H. B.** an die Expedition dieses Blattes erbeten.

DIE NEUE KUNST

ZWEIMONATSSCHRIFT

Herausgeber:
Hanns Amon und Heinrich Franz Bachmair

Mitarbeiter: Josef Amberger, Johannes R. Becher, Engert, Leonhard Frank, Dr. S. Friedlaender, Alfred Günther, Ferdinand Hardekopf, Dr. Wilhelm Hausenstein, Emmy Hennings, Franz Henseler, Jacob van Hoddis, Philipp Keller, Oskar Kokoschka, Rudolf Kurtz, Else Lasker-Schüler, Ernst Lissauer, Heinrich Mann, Alfred Richard Meyer, Heinrich Muoth, Karl Otten, Hans Reiser, Ludwig Rubiner, Richard Seewald, Hermann Stehr, Frank Wedekind, Paul Zech u. a.

Die neue Kunst ist die größte deutsche Revue für neue Tendenzen in Dichtung und bildender Kunst

Bezugsbedingungen: Einzelhefte: Zwei Mark
Der Jahrgang zu sechs Heften: Zehn Mark

HEINRICH FRANZ S. BACHMAIR
MÜNCHEN NW



Xenien-Bücher

Jeder Band sorgfältig auf bestem Alfa gedruckt und solid gebunden

50 Pfennig

Verzeichnis der bis jetzt erschienenen Bände:

1. Dr. Hanns Holzschuher: Schiller, Goethe und die Xenien.
2. Briefe eines ehrlichen Mannes.
3. Hans von Wolzogen: Kunst und Kirche.
4. Imm. Kant: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.
5. Prof. Dr. Wolfgang Golther: Parsival und der Gral.
6. Dr. Heinrich Spiero: Berlin.
7. Herman von Petersdorff: Der Hof der Königin Luise. Mit 24 Abb.
8. Wilhelm Arminius: Der Dolch der Lady Arundel.
9. Georg Hirschfeld: Das Wunder von Oberpurzelsheim. Das Recht auf den Tod.
10. Maurice de Guérin: Der Centauer.
11. Georg von der Gabelentz: Ein Ring.
12. Hugo Salus: Die Hochzeitsnacht. Die schwarze Fahne.
13. Robert Hohlbaum: Simplicius academicus.
14. Benno Rüttenauer: Von Einem, der sich für den Ritter Blaubart hielt.
15. Adalbert Luntowski: Charlotte von Stein.
16. Goethe und Käthchen Schönkopf.
17. Goethe und Friederike Oeser.
18. Goethes Leipziger Lieder.
19. Beethovens Briefe an geliebte Frauen.
20. Wilhelm Waiblinger: Der kranke Hölderlin.
21. Carl Dallago; Jesus von Nazareth.
22. Carl von Vincenti: Schönbrunn. Mit 11 Abb.
23. Alfred de Musset: Ausgewählte Gedichte.
24. Henrich Steffens: Breslau 1813.
25. Paul,Burg: Lützower in der Leipziger Völkerschlacht.
26. Karl Koberstein: Der böse Baron.
27. Dr. J. E. Groß: Die Franzosenzeit in Leipzig.
28. Josef Bonaparte: Moïna.
29. Friedrich v. Schiller: Der Venuswagen. Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.
30. Die fünf portugiesischen Briefe der Nonne Mariana Alcoforado.
31. Wilhelm Wachsmuth: Weimar um 1800. Literatur und Gesellschaft. Mit 17 Abb.
32. F. W. J. Schelling: Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur.
33. Friedrich von Schlegel: Die drei ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens.
34. Georg Buß: Aus der Blütezeit der Silhouette. Mit 32 Abb.
35. Remy de Gourmont: Der alte König.
36. Frederi Mistral: Letzte Ernte.
37. Heinrich Spiero: Verschneite Wege. Die Richter.
38. Marg. von Schuch-Mankiewicz: Karneval. Ein Letzter. Fast eine Märtyrerin.
39. J. W. von Goethe: Der Triumph der Empfindsamkeit.
40. Jean Pauls politisches Vermächtnis.
41. Georg Büchner: Lenz.
42. Briefe der Frau Rat.

Prospekte unberechnet

Durch jede Buchhandlung zu beziehen





Himmels- und Naturerscheinungen

in Einblattdrucken des XV. bis XVIII. Jahrhunderts

I. Teil, mit 30 zum Teil farbigen Abbildungen

von Prof. Dr. Wilh. Heß in Bamberg

Nur noch wenige Exempl. auf Lager. Von jeder guten Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

Verlag W. DRUGULIN, LEIPZIG

...ß vnd Situation deß newen Sterns wie der selb zu Regenspurg und anderen orten im H. Röm. Reich den 14. 15. 16.
...1652 Jahrs Observiert vnd gesehn worden.

14. 24. dec.

15. 25. dec.

16. 26. dec.

gemeiner Stern.

ungefähre gröse des newen Sterns wie derselbe gegen gemeine Stern zu sehen.

Von dem jüngsterschienenen Cometen ein Newes Lied / Im Ton: Selig der Tag &c. Sampt einer Muhtmassung von dem Wunderstern welcher erschienen ist den 10. (20.) *Decembris, 1652.* von dessen Würckung vnd Bedeutung.



ES hat vns Gott der HERR befohlen / wann Zeichen geschehen / daß wir sollen / vnsere Häupter heben auff / Nicht zwar / als thus vns nichts angehen / vnd bloß als wie das Vieh ansehen / sondern gut achtung geben drauff.

2. Wann anhebt dieses zu geschehen: Wie wir am Himmel sahen stehen / einen Cometen mit eim Straal /: Im Christmon / als nach Christi Geburte / vnd Menschwerdung gezehlet wurde / das sechzehnhundert zwey vnd fuffzigst Jahr.

3. War klein zusehen vor vnsern Augen / Als wie ein Deller den man thut brauchen / Ist grösser doch als die gantz Erd :/: Ein Fewer als wann ein Berg thet brennen / doch weil daß wirs nit sehen können / von vns hoch viertzehn tausendt meil.

4. Kein fleiß zusehen soll vns nicht dauren / sein würckung trifft an Burger vnd Bauren / den Edelmann vnd andere mehr :/: Wie die Calender-schreiber sagen / Ein Vorbott zukünfftiger Plagen / die vns androhet Gott der HERR.

5. Es hinders dann das fleissig Gebete / soll kommen über Länder vnd Städte / Zanck / Zwitracht / Hunger / Krieg vnd Pest / gifftige Lüfft vnnd heffrige Winde / Todt hoher Häupter / Verenderung gschwinde / tückische Einfäll Krieges-list.

6. Weil er sein Lauff im Stier verrichtet / so wol im Zwilling vns berichtet / daß solches böse Zeichen sind / Das übel möcht zutreffen geben / Welschland / groß Poln vnd Schweitzerland eben / mit grossem Jammer vnd Elend.

7. Weil der Comet hat kurtze Stralen / wird Teutschland kein groß Krieg dißmalen / nicht haben wie vor dreissig Jahren. Dargegen ist den Türckischen Landen / das Gstirn am Himmel zu wider gestanden / wird kein Glück haben / soll man erfahren.

8. Deßgleichen die zu vnsern Zeiten / daß wider vnser Vatterland streiten / vnd Teutsche Türcken wollen seyn :/: Die werden ihr Gelt vnd Gut verlieren / das Vnglück wird sie selbst berühren / hüt dich der Stern kan treffen eyn.

9. Wie hewer / ein blutiges Seetreffen / die Hol- vnd Engelländer auff den Schiffen / hielten / daß beyderseits todt blieb / bey fünff vnd dreissig hundert Soldaten / bey viertzig Schiff sancken mit schaden / Ach Teutschland hab den Frieden lieb. cl.

Folget eine Muhtmassung dises Cometen.

WAs bezeichnet vnsren Himmel mit betrübtem Stralen-glantz?
Was für neu verwirrte Flammen blicken in dem Sternen-krantz?
Sie sind zwar nicht angefeurt mit den Blut-berötheten Haaren
wie der Jüngste Kriegs-Comet / vor vertagten dreyssig Jahren
Dieser Stern ist gegen Osten mit dem tunckeln Schein erfüllt /
gleich der jüngsten Plejas-schwester / die mit Wolcken sich verhüllt.
Man kan solchen newen Schein einen Straff-Propheten nennen:
(wann wir lernen auff der Erd' / Himmelhohe Sachen kennen
Er bedeutet der Betrübten Threnen-Threnen-Threnenleyd /
Derer / die mit List bedrucket / leyden / ohne Mord vnd Streit.
Nun / wir starren gantz erstaunt! sehr viel Flecken sind zu schauen /
umb deß newen Sternes Kron / (wann dem Ferneglaß zu trauen.)
Künfftig ist nichts zu gewarten / als viel Leichen / Angst vnd Schmertz:
Weh dem Frefler welcher dieses achtet für vernichten Schertz!
Sein Lauff gegen Mitternacht findet böse Gegenblicke /
weisend alle Trew vnd Glauben / vor dem Jüngsten Tag / zu rücke.
Solte Pestilentz vnd Seuche hierdurch werden angefügt:
Weh vns armen Todsgenossen / die der Himmel selbst bekriegt.
Nein / der Stern ist auch hell / in dem er die Welt [illegible]
und in seinem Funckelschein silberweise Stralen weiset.
Was die blassen Sterne drohen / wird gleich einer Nebel-wolck
bald verrauschen ohne Schaden aller Frommen in dem Volck.
Die Sonn der Gerechtigkeit bitten wir mit Hertzens-treue /
daß sie mit langheitrem Glantz diese Friedens-Zeit erfrewe!

...[illegible] täglicher lauff vmb die Erde / 93306. Teutsche Meilen. Gewind lauff von Ost gegen Westen / 5[illegible]7. Kugel grösse / 1498. Fläche 6[illegible]6. Bewegung auff einen Grad / 258. Teutsch meilen.



ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE



1913

HEFT 1

FÜNFTER JAHRGANG

VERLAG VON W. DRUGULIN / LEIPZIG

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Organ der Gesellschaft der Bibliophilen (e. V.), der Deutschen Buchgewerbekünstler (e. V.) und der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

Begründet von Fedor von Zobeltitz

NEUE FOLGE

1913/1914

Fünfter Jahrgang, Heft 5/6

Herausgegeben von

Professor Dr. CARL SCHÜDDEKOPF, Weimar, Cranachstraße 38
Professor Dr. GEORG WITKOWSKI, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20

REDAKTIONEN in

AMSTERDAM: M. D. Henkel, Rijksmuseum,
KOPENHAGEN: Victor Madsen, Königl. Bibliothek,
LONDON: Professor Freiherr Otto von Schleinitz, 7, Redcliffe Road,
MOSKAU: Dr. Arthur Luther, Dobraja Slobodka 6, Qu. 9,
NEW YORK: Ernst Eisele, 225,5 th avenue,
PARIS: Otto Grautoff, 11 Quai Bourbon,
ROM: C. E. Rappaport, Via Bocca di Leone 13,
WIEN: Erich Mennbier, V, Vogelsanggasse 8.

ABONNEMENTSPREIS:

für den Jahrgang (12 Hefte) . .	M.	36.—
für den Jahrgang in zwei Bde. geb.	„	44.—
für ein Quartal (3 Hefte) . . .	„	9.—
Einzelne Hefte	„	3.50